N. III. 37.

48

Conob. t. k. 3. Gc.

L. 9. 0. 3.

169

Bijo. e.

Der
Deutschen Gesellschaft
in Leipzig
Eigene Schriften
und
Uebersetzungen
in gebundener und ungebundener Schreibart.

Der Dritte Theil.

~~Joh. Theoph. Hoffler.~~

Leipzig

Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf, 1739.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Dem

Hochwürdigen und Hochgebohrnen Herrn,

Herrn

HERRN

des H. R. Reichs Grafen

von Brühl,

auf Ganglof-Sümmern, Crachwitz, Burken

und Pisteritz, ꝛc. ꝛc.

Sr. Königl. Majest. in Pohlen und Chur-

fürstl. Durchl. zu Sachsen hochansehnlich be-

stallten Cabinetsministern, wirklichen geheimen Rathe, Cämmerern, Cammerpräsidenten, Obersteuer- und Generalaccisdirectorn, und des hohen Stifts Budißin Domprobsten,

Des polnischen weißen, des preußischen schwar-

zen Adlers, und des rußischen Andreas-ordens Rittern,

Unserm gnädigen Herrn.

Hochgebohrner Reichsgraf,

Gnädiger Herr,

Die hohen Verdienste Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz, durch welche die wahre Glückseligkeit so vieler Länder befördert wird, haben Denenselben nicht nur die höchste Huld und Gnade der größten Monarchen auf die herrlichste Art erworben, sondern auch das vergnügte Volk, welches die süße Wirkung davon empfindet, in eine aufmerksame Bewunderung und Verehrung gesetzet. Sie sind

die prächtigsten Zeugnisse eines erleuchteten Verstandes, eines großmüthigen Herzens, einer unverbrüchlichen Treue, einer vorsichtigen Staatsklugheit, und mit einem Worte, die vortrefflichsten Kennzeichen eines vollkommenen Staatsministers, dessen Schultern die schwere Last tragen helfen; weil das Vertrauen unsers weisen Königes sie einer so großen Ehre würdig erkannt hat.

Sie waren schon in ihrem Anfange so ausnehmend, daß sie den Beyfall Augusts, des Zweyten, erhielten, dessen Gnade allezeit ein sicherer Beweis eines besondern Vorzugs, so wie seine Gnade allezeit die Frucht seiner tiefen Einsicht war. Und Sie sind unter Dessen königlicher Aufsicht in den wichtigsten Fällen bey den auserlesensten Proben zu einer so großen Vollkommenheit gestiegen, daß Sie von dem Allerdurchlauchtigsten Sohne, unserm allergnädigsten Landesvater, nach seiner ihm beywohnenden Gerechtigkeit und Liebe mit gleicher Huld und Gnade angesehen werden. Dieser gnädige Titus unsrer Zeit giebt in Eurer Hochreichsgräflichen

Ex-

Excellenz seinen getreuen Unterthanen die größte Versicherung seiner landesväterlichen Liebe, nach welcher die Wohlfahrt seiner Staaten das erste Grundgesetze seiner königlichen Handlungen ist, womit er sie selbst auf eine großmüthige Weise einzuschränken pflegt.

Die unaussprechliche Leutseligkeit, womit Eure Hochreichsgräfliche Excellenz das Anbringen der Wohlgesinnten, die Klagen der Bedrängten, und das Wohl und Weh eines jeden insbesondre allezeit gnädigst annehmen; die uneigennützige Aufrichtigkeit, womit Sie das demüthige Verlangen der hoffnungsvollen Unterthanen beständig vortragen, und die edle Menschenfreundschaft, durch welche Sie selbiges mit Dero weisem Rathe unterstützen und befördern, geben dem erfreuten Lande die größte Ursache, mit Dero verehrungswürdigen Eigenschaften sich zu beschäfftigen, und die Ehrerbietung noch täglich zu vermehren, womit die Herzen der Einwohner dieser Lande schon seit langen Zeiten erfüllet sind.

Wenn wir uns die Freyheit nehmen, Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz, uns anietzo zu nähern; So geschieht es aus der Absicht, vor Dero Augen gleichfalls ein sichtbares Zeichen unserer tiefsten Ergebenheit in dieser Schrift unterthänigst darzulegen. Wir haben bereits von vielen Jahren her in dem Sitze der angenehmen Wissenschaften, und der besten deutschen Mundart, nach unsern Umständen und unserm Vermögen, daran gearbeitet, wie weit man es, nach dem Beyspiele anderer Völker, in Ausbreitung des guten Geschmackes, und dem zierlichen Ausdrucke in unserer Muttersprache bringen möge. Es sey ferne von uns, daß wir uns die Geschicklichkeit und das Recht dazu allein zutrauen sollten, da sich der Witz und die Begierde nach dieser Art des Guten in vielen Liebhabern dieser geistischen Vollkommenheit ungemein zeiget. Womit wir uns aber von ihnen unterscheiden, das ist die genaue Verbindung, in welche wir getreten sind, mit besonderer Aufmerksamkeit darauf Acht zu haben, und in diesem Stücke etwas zum allgemeinen

Besten

Besten hiermit gemeinschaftlich beyzu-
tragen.

Eure Hochreichsgräfliche Excellenz werden also gnädig erlauben, daß wir die-
jenigen Früchte unsers Fleißes, welche wir bishero gesammlet, Denenselben aus schul-
diger Pflicht unterthänigst überreichen, und vor Dero gnädigen Augen den guten Willen sehen lassen, welchen wir haben, in einer, wie wir glauben, so nützlichen Sache unabläßig zu arbeiten. Die genaue und große Kenntniß, welche Eure Hochreichs-
gräfliche Excellenz von allen denen Vollkom-
menheiten haben, wodurch sich diese Wissen-
schaften und unsre Sprache angenehm und brauchbar machen, sollte uns zwar abschre-
cken, mit dieser unvollkommenen Samlung zu erscheinen: Allein die aufmunternde Gna-
de, womit Dieselben, als ein anderer Mecä-
nas, den schüchternen Musen einen Muth geben können, läßt auch uns hoffen, daß Eurer Excellenz dieses geringe Opfer als ein Zeichen unsers Eifers ansehen werden, Denenselben durch dergleichen Bemühun-
gen zu gefallen.

Der geringste Beyfall Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz wird uns schon antreiben, durch eine fernere Uebung die Geschicklichkeit zu erlangen, Dero hohen Ruhm, wodurch sie der Vergänglichkeit entzogen werden, in solchen Abbildungen vorzustellen, welche in den Nachkommen eben die tiefe Ehrerbiethung verursachen sollen, mit welcher wir anietzo sind und Zeit Lebens seyn werden

Eurer Hochreichsgräflichen

Excellenz,

Unsers Gnädigen Herrns

Unterthänige

Die deutsche Gesellschaft

in Leipzig.

Vor-

Vorrede.

Die geneigte Aufnahme, womit man die Schriften der Gesellschaft beehret hat, und der noch fort daurende Fleiß ihrer Mitglieder hat zu diesem dritten Theile ihrer Sammlung von eignen Schriften und Uebersetzungen Anlaß gegeben, welcher nunmehro vernünftigen Lesern theils zur Beurtheilung, theils zum Vergnügen und zur Nachahmung ans Licht gestellet wird. Wer nur ein wenig empfunden hat, wie angenehm es ist, wenn eine wohlgemeynte Bemühung einigen Beyfall erhält: Der wird auch wohl begreifen können, warum man sich nicht leicht dabey ermüden kann. Diejenigen, welche sich entschlossen haben, ihrem Vaterlande auch auf diese Weise, als hierinnen geschieht, zu dienen, werden durch die Erkenntlichkeit ihrer weisen Mitbürger gerührt, und suchen unter sich selbst vollkommner zu werden, damit sie denenjenigen, welche nach der Reinigkeit der Sprache und dem guten Geschmacke streben, noch bessere Muster vor-

vorlegen möchten; weil ihre Schriften von den Freunden derselben dafür angesehen werden. Sie lassen sich nicht abhalten, ob sie gleich wissen, daß ihre Arbeit nicht nach eines jeden Sinne verfertiget ist, und noch einigem Tadel unterworfen seyn dürfte. Denn woferne man den Menschen nicht eher reden lassen will, als bis er ohne den geringsten Fehler deutlich, nachdrücklich und zierlich sprechen kann: So wird man ihn eher begraben müssen, als reden hören. Was sich durch die Uebung von der Unvollkommenheit befreyen, und im Guten immer höher steigen soll, das muß fleißig getrieben werden; und die öffentlichen Proben lehren, worinnen man noch weiter gehen könne. Wer es einsieht und die Geschicklichkeit besitzt, diese Fehler zu vermeiden und etwas Vollkommeners zu leisten, der verbinde sich mit uns, die wir gerne viel Gutes stiften wollen, und reize durch seine untadelhafte Vorbilder diejenigen, welche ihrem Vaterlande Ehre bringen wollen.

Wir sind bey der einmal beliebten Einrichtung geblieben, und haben die Stücke weder nach dem Vorzuge dessen, an welchen sie gestellet, und der eigentlichen Zeitordnung, noch in einer künstlichen Zusammenfügung der Gattungen und Arten auf einander folgen lassen. Die mannichfaltige Abwechslung ergötzt, und je weniger Zwang man darinnen findet; desto ungebunde-

ner bleibt der begierige Leser dabey. Weil uns niemals hierinnen einiger Vorwurf geschehen ist; so haben wir auch nicht nöthig, uns hierinnen zum Voraus darwider zu verwahren. Folgende Erinnerungen aber werden uns nicht verdacht werden können; oder, wir sind vielmehr schuldig sie zu thun. Es sind ganze Lobreden auf unterschiedene Mitglieder eingerücket worden, welches manche vielleicht tadeln werden, zum wenigsten diejenigen, die es bishero gemisbilliget, daß man in den Schriften der deutschen Gesellschaft ihrer eignen Mitglieder mit allzu vielem Ruhme gedacht hat. Die Freundschaft vergnügt sich freylich gerne an denen, die gleiche Absicht haben, und bedienet sich zu einer fernern Ermunterung nicht selten allerhand geneigter und vortheilhafter Erklärungen gegen diejenigen, welche sie liebet, worinnen andere aber etwas unanständiges und verwerfliches finden. Wenn es ohne eines andern Verachtung geschieht, und man sich bloß aus einer allzugroßen Gewogenheit dazu verleiten lassen: So ist es ohne allen Zweifel etwas zu hart, wenn man diesen Fehler hoch anrechnen will; oder man verräth sich, daß man kein anderes, als sein eigenes Lob, vertragen kann. Was wir in unsern Versammlungen gethan haben, und hierinnen itzo der Welt vor Augen legen, ist eine Schuldigkeit, welche wir gegen

unsere

unsere verstorbnen Mitglieder haben beobachten müssen, woferne wir nicht gegen sie undankbar werden wollen, da wir ihren Fleiß mit nichts bessern vergelten konnten. Wir haben die berühmtesten Gesellschaften zu Vorgängerinnen, und die Vernunft selbst schreibet uns vor, den Namen derjenigen, auch nach ihrem Tode, in gutem Andenken zu erhalten, welche ohne Eigennutz zum allgemeinen Besten etwas beygetragen haben.

Es hat sich gefügt, daß uns wiederum gewisse Stücke von auswärtigen Mitgliedern theils selbst zugeschickt worden; theils aber von ungefähr in die Hände gerathen sind. Wir haben uns darüber ungemein erfreut, und wünschten, daß alle diejenigen, welche ausser Leipzig auch mit uns verbunden sind, einige Zeit anwenden könnten, ein gleiches zu thun. Sie haben die völlige Freyheit, ihre Gedanken in ungebundener oder gebundener Schreibart, nach eigner Wahl der Sachen und nach Beschaffenheit der Umstände, worinnen sie sich befinden, abzufassen. Der Leser und die Gesellschaft werden ihnen verbunden seyn; jener wegen des Vergnügens und Nutzens, welchen er dadurch erhalten wird, und diese wegen der Ehre und Freundschaft, welche dadurch befestiget wird. Wir rufen sie daher auch öffentlich zu einer so löblichen Arbeit auf, und wollten gerne, daß der Welt noch mehr geschickte Leute

be=

bekannt würden, die sich so gefällig und so geneigt gegen unsere Gesellschaft bezeigt haben. Es würde sich dadurch immer mehr und mehr erkennen lassen, wie fähig auch der Verstand der Deutschen und ihre Sprache unter ihnen sind, nicht nur edle, hohe und bündige Gedanken zu fassen, sondern sie auch auf verschiedene Weise nach eines jeden Art auszudrucken, und der Ruhm der Gesellschaft würde durch einen solchen nützlichen Beytrag ungemein unterstützt werden.

Man theilet die gegenwärtigen Gedichte ohne die geringste Aenderung mit, ob gleich unterschiedne Kleinigkeiten darinnen vorkommen, welche in unserer Gesellschaft pflegen vermieden zu werden. Wir haben uns nicht die Freyheit nehmen wollen, etwas zu ändern; weil dadurch nicht nur die Ordnung der Gedanken, sondern oft die Gedanken selbst eine andere Gestalt bekommen hätten, als ihnen der Verfasser hat geben wollen. Es wird ihnen ins Künftige leicht fallen, sich auch hierinnen mit uns zu vereinigen, und in dem äußerlichen Auspuße dasjenige zu beobachten, wornach wir uns zu richten, gewohnt sind; oder man wird es uns frey stellen, dasjenige, was im Reime, in der Wortfügung, im Wohlklange unsern Regeln zuwider ist, anders zu setzen.

Man hat bey den Uebersetzungen jederzeit darauf gesehen, daß nicht nur die guten Gedanken,

welche bey den Fremden von der Beredsamkeit, Poesie und Sprache zu finden sind, sondern auch die wohlgerathnen Vorbilder unter uns bekannt werden möchten. Dieser Weg ist allemal für den bequemsten gehalten worden, dem Fleiße seiner Landesleute aufzuhelfen; und es ist ihnen dadurch Gelegenheit gegeben worden, weiter nachzudenken. Auch hierinnen hat man bey dieser Sammlung nichts verabsäumet; und vielleicht misfällt es dem geneigten Leser nicht, daß diese Stücke dazu erwählet worden, welche für diesesmal den Platz hierbey erhalten. Was man außer diesen dazu gesetzt, das betrifft solche Abhandlungen, die meistentheils die Sitten und Handlungen der Menschen angehen. Ein Volk wird vollkommner, wenn es richtig zu denken, geschickt zu reden, und artig zu leben weis. Je mehr es in guten Schriften dazu angewiesen wird; desto leichter kömmt es bey diesem löblichen Vorsatze fort; und man hat geglaubt, daß man auf diese Art auch etwas hierzu beytragen könne. Alle wohlgesittete Nationen haben die Quelle dazu bey den Griechen und Römern gesucht: Wir suchen ihnen zu folgen, und gedenken, nach und nach das Beste davon auch unsern Landesleuten in den Fortsetzungen dieser Sammlung bekannt zu machen. Ein jedweder Uebersetzer wird sich Mühe geben, den Sinn seiner Grundschrift zu

errei-

erreichen, und ihn auf eine bequeme und zierliche Art in unserer Muttersprache auszudrücken: Alles aber auf die vollkomenste Art zu leisten, das ist beynahe etwas unbilliges zu fordern, wenn man die Schwierigkeiten weis, welche dabey vorkommen. Das ist die Regel, nach welcher unsere Richter die gegenwärtigen Uebersetzungen betrachten werden; wenn sie nicht mit den Verfertigern derselben zu harte verfahren wollen. Es würde vielleicht manchem Lesern angenehm gewesen seyn, wenn man der Uebersetzungen gedacht hätte, die von diesen Stücken, zum wenigsten den griechischen, und lateinischen, bereits schon seit langer Zeit gemacht worden. Die engen Gränzen einer Vorrede aber haben es nicht verstatten wollen, und man kann in den critischen Beyträgen davon gnugsame Nachricht erhalten.

Wegen des übersetzten Lustspiels wird noch etwas anzumerken seyn. Weil es ein Stücke der ungebundnen Poesie ist, und ein Muster abgeben kann, was für schöne Gedanken in den Lustspielen sich anbringen lassen; so hat es nach der Absicht dieser Samnlungen seine Stelle hierinnen haben können. Viele meynen, daß es nicht wohl möglich wäre, diesen Zeitvertreib also einzurichten, daß er nützlich seyn könne. Allein der Pater Poree hat es in einer Rede zu erweisen gesucht, daß die Schaubühne eine Schule

guter Sitten werden könne; und man hat nicht allein solche ausgearbeitete Stücke zum Lesen, sondern auch das Vergnügen, dieselbe auf einer Schaubühne aufführen zu sehen, die in unserm Vaterlande einen besondern Ruhm erreichet, den sie auch noch beständig und mit vielem Eifer zu vermehren bemühet ist. Man hat das Gegenwärtige selbst zu unterschiednen malen darauf vorstellen sehen, obgleich nach einer andern Uebersetzung, als diese ist, welche dem Leser hier mitgetheilet wird. Der Verfasser hat sich nicht zu erkennen gegeben, und es sind auch die Regeln eines Schauspiels nicht eben auf das genaueste beobachtet worden. Allein es ist auch für die italienische Schaubühne aufgesetzt worden, welche sich vielmehr nach ihrem eignen Sinne, und einer besondern Einrichtung, als nach den Mustern der Alten richtet. Inzwischen sind die Eitelkeiten des Menschen sehr lebhaft darinnen abgeschildert, und ich weis nicht, ob ein aufmerksamer Leser oder Zuschauer solches wird lesen oder sehen können, daß er nicht von der Thorheit der menschlichen Leidenschaften überführt werden solle.

Wir hoffen, der geneigte Leser wird sich unsre Bemühungen gefallen lassen, wie er es bishero gethan hat, und uns dadurch in der Lust erhalten, welche wir haben, unserm Vaterlande auch

auf

auf diese Art zu dienen. Die Anzahl derjenigen, welche eine gleiche Absicht mit uns hegen, und denen es beliebt hat, sich mit uns zu vereinigen, ist bishero widerum ansehnlich vermehret worden; und wir nehmen uns die Freyheit, auch ihre Namen, wie es sonst mit ihren Vorgängern bey dem andern Theile dieser Sammlungen gehalten worden, hiermit öffentlich bekannt zu machen. Man findet zwar dieselbe bereits in dem Verzeichnisse, welches Herr Goetten in dem itzt lebenden Gelehrten Europa nach alphabetischer Ordnung davon gegeben hat: Allein es wird dem Leser nicht zuwider seyn, wenn er selbige an dem Orte findet, wo er sie vermuthen konnte. Sie folgen also auf einander, wie sie von 1735 bis 1738 nach und nach in die Zahl unserer Mitglieder eingeschrieben worden:

Herr M. George Friedrich Bärmann, aus Leipzig.

Herr Georg Christoph Munz, Rector des Gymnasii zu Nürnberg.

Herr Johann Samuel Müller, Rector des Gymnasii Johannei zu Hamburg.

Herr M. Georg Christian Ibbeken, Conrector zu Oldenburg.

Herr Heinrich Christian Lemker, Conrector an der Michaelis-Schule in Lüneburg.

Herr M. Johann Gottlieb Biedermann, Conrector der Stadtschule in Naumburg.

Herr D. Christian Gottlieb Ludwig, von Brieg.

Herr M. Joh. Joachim Schwabe, aus Magdeburg.

Vorrede.

Herr D. Daniel Maichel, Prof. Log. und Metaphys. in Tübingen.

Herr Joh. Friedrich Cotta, Professs. der Theologie und der Orientalischen Sprachen in Tübingen.

Herr D. Georg Gottlob Richter, königl. großbritannischer Hofrath und Prof. Med. Prim. in Göttingen.

Herr D. Paul Gottlieb Werlhof, königl. großbritannischer Hofmedicus in Hannover.

Herr Joh. Gottfried von Meiern, königl. großbrit. und churfürstl. braunschweig-lüneb. Hof- u. Canzelleyrath.

Herr Jacob Brucker, Consistorialis, Scholarcha und Pastor zu Kaufbeyern.

Herr Joh. Jacob Bodmer, Prof. der Beredsamkeit in Zürch.

Herr D. Michael Morgenbesser, aus Breßlau.

Herr D. Allbrecht Haller, Prof. der Anatomie, Botanik und Chirurgie in Göttingen.

Herr D. Caspar Lindner, aus Hirschberg.

Die Gesellschaft wünschet, daß sich noch mehr solche vornehme und edle Gönner und Freunde finden möchten, welche theils durch ihren Ruhm und durch ihr Ansehn, theils durch ihren geneigten Beytrag, derselben in ihrem Vorhaben beförderlich seyn wollten, welches mehr auf die Ehre und den Nutzen des Vaterlandes, als ihren eignen Ruhm abzielet.

Leipzig in der Michaelismesse
im Jahre 1739.

M. Joh. Friedrich May,
der Gesellschaft Senior.

Inhalt

Inhalt der eignen Schriften.

D. Ludwigs Gedichte auf die Krönung des Königs in Pohlen Bl. 3
Lamprechts Gedichte an den König von Engelland Georg II. 8
Bocks Gedichte auf die Genesung des Königs in Preußen 11
M. Schwabens Klage Germaniens über den Tod Eugenii 14
M. Ibbekens Rede von dem Einflusse der Wissenschaften in die Glückseligkeit der Länder 20
Hn. v. Kirchbachs Gedichte auf das Absterben des Herrn von Borken 57
Bodmers Gedichte auf die Wohlthäter des Standes Zürch 66
M. Ibbekens Gedichte auf die Vermählung des Freyherrn v. Boetzelaer 76
M. Stübners Sendschreiben von der Gemeinschaft gelehrter Gesellschaften 80
Denso Gedichte von der Vergleichung der Schulen und Gärten 94
M. Mayens Ged. auf die Winklerische Hochz. 100
Herrn v. Steinwehrs Rede zum Andenken Herrn Prof. Krausens 103
M. Winklers Gedichte auf das Absterben Hn. Prof. Krausens 118
Drollingers Ged. auf das Absterb. seines Vaters 122
M. Mayens Gedichte von der Redlichkeit auf die Greifische Hochzeit 126
M. Stübners Abhandlung von dem Vorzuge der Schönheit vor dem Verstande beym Frauenz. 129
D. Richters Gedichte von der den Gelehrten anständigen Liebesregung 141

Inhalt der eignen Schriften.

M. Winklers Gedichte von dem unvernünftigen Tadel an den natürlichen Gaben 148
D. Richters Satire über den Vorzug der schlechten Aerzte 153
M. Mayens Rede auf das Absterben Hn. M. Stübners 157
D. Schellhafers Elegie auf eben denselben 175
M. Mayens philosophisches Sendschreiben, in wie weit eine Frau gelehrt seyn könne? 179
M. Seidels Schäferged. auf die Gudische Hochz. 188
Drollingers Gedichte auf eine Hyacinthe, die im Wasser geblühet 192
Lamprechts Schreiben an den Herrn v. Hacke, über das Absterben seines Vaters 197
M. Bärmanns Gedächtnißrede auf Herr Professor Lottern 200
D. Ludwigs poet. Abhandlung auf eben denselben 213
Deinleins Gedichte auf die unvergleichlich schöne Sophienquelle u. Cascade zu Grünsperg bey Altdorf 218
M. Mayens Rede von dem Einflusse der Gemüthsbewegungen in die Sprache 224
D. Morgenbessers Gedanken über das Unglück, welches 1737 Schlesien betraf 236
M. Pankes Elegie über den Tod seines Vaters 241
M. Seidels Schäfergedichte auf die Mörlinische Hochzeit 246
M. Winklers Schreib. von dem nützlichen Fleiße 252
Bodmers Trauergedichte über seinen Sohn 260
M. Mayens Gedichte auf das Gersdorf- und Beuchlingische Vermählungsfest 270
M. Winklers Gedichte von der Liebe zum Vaterlande 273

Inhalt der eignen Schriften.

M. Bärmanns Abhandlung von den Absichten des Schöpfers bey Darstellung der Blumen 278
D. Schellhafers Gedichte bey der G. und K. Verbindung 317
= = = Gedichte auf den Geburtstag eines guten Freundes 322
D. Morgenbessers Gedichte von der Glückseligkeit eines Weisen 326
M. Schwabens Rede, daß niemand suchen solle klüger zu werden, als seines gleichen 332
M. Mayens Gedichte auf den Geburtstag der Frau Gleditschinn 349
D. Schellhafers Gedichte, als er keine Satiren schreiben wollte 352
Eben desselben Lob der Weiber Erster Versuch 355
= = = = = Zweyter Versuch 359
Drollingers Herbstgedanken 362
M. Schwabens Mittel zur Glückseligkeit 364
Drollingers Fabel 366
Eben desselben Sinngedichte 367

Uebersetzungen.

Abhandlung von dem rechtschaffnen Wesen aus dem Französischen des Herrn Chevalier de Meré übersetzt von der Frau von Ziegler 371
Die erste Satire aus dem andern Buche des Horatii von M. Schwaben 413
Des Cicero älterer Cato oder Gespräche von dem hohen Alter von Prof. Winklern 417
Des Proteus Rede an den Aristäus aus dem 4 Buche der Georgicorum des Virgils von M. Bärmann 469

Inhalt der Uebersetzungen.

Abhandlung von der Poesie aus den Werken des Herrn Temple von M. Mayen 473
Der Gebrauch des Reichthums aus dem Englischen von Drollingern 531
Der Lehrer der Redner aus dem Griechischen des Lucians von M. Bärmann 533
Die ersten drey Fabeln aus dem ersten Buche des Phädrus von M. Schwaben 552
Einige Briefe L. An. Senec. an Lucilium von M. Mayen 555
Cl. Claudiani Sinngedichte de Sene Veronensi von D. Lindnern 593
Anmerkungen über das Wohlanständige in der Beredsamkeit von M. Mayen 595
Schreiben des Ovidius an seine Frau aus dem dritten Buche der betrübten Schreiben v. M. Mayen 607
Lengnichs Lobrede auf König August den Andern von M. Schwaben 611
Die achte und neunte Fabel aus dem ersten Buche der Verwandel. des Ovid. von Prof. Winklern 639
Rede des Marius an das Volk wider den Adel aus dem Sallustius von D. Schellhafern 645
Uebersetzung der Verse des Catullus: Viuamus mea Lesbia, von M. Mayen 653
Beschreibung von den alten Sitten der Römer aus dem Sallustius von D. Schellhafern 654
Uebersetzung der Verse des Catullus: Viuamus mea Lesbia von D. Schellhafern 662
Timon, der Menschenfeind, ein Lustspiel v. M. Mayen 663

* * *

Der

Der
Deutschen Gesellschaft
in Leipzig
Eigne Schriften.
Dritter Theil.

Als

Sr. Königl. Majestät

Friedrich August

im Jahre 1733.

zu Dero Krönung in Pohlen sich verfügte

von

D. Christ. Gottlieb Ludwig,

aus Schlesien.

Itzt, da sich die Natur schon in das Grab gelegt,
Des Nordwinds kalter Hauch den dürren Ast bewegt,
Und durch die Wälder rast; da Frost und Schauer schrecken,
Und Nebel, Dampf und Nacht die Menschen überdecken;
Verliert auch Schlesien die sonst gewohnte Pracht;
Die Auen werden bloß, die Bäume kahl gemacht,
Das Vieh sucht Dach und Stall, der Landmann Heerd und Hütte;
Der Bürger schließet sich mit traurigem Gemüthe
In Haus und Mauern ein. Die Anmuth ist vorbey,
Und dieses schöne Land wird fast zur Wüsteney.

Was seh' ich? Was geschieht? Ein unverhofft Bewegen
Scheint dieses stille Volk auf einmal zu erregen.
Man kommet als erschreckt, man sieht, man fragt, man hört.
Durch welchen Waffenklang wird unsre Ruh gestöhrt?
Wie? lebt denn Carl nicht mehr? deckt seines Adlers Flügel
Nicht mehr, wie vor der Zeit, die angenehmen Hügel,
Das schöne Schlesien? Macht uns ein feindlich Heer,
Das Kind und Güther raubt, das stille Leben schwer?
Soll Schwerdt, und Blut, und Tod in unsern Grenzen rasen?
Soll man zum Treffen bloß, und nicht zur Freude, blasen?

Schweig! schweig! erschrocknes Volk! die Einfalt macht dir Angst,
Du weist vor Schrecken nicht, wenn du ein Glück erlangst.
Hier siehst du Volk, und Mann, und Panzer, und Gewehre,
Du hörst den nahen Schall vom kriegerischen Heere.
Ihr schon entblößtes Schwerdt sucht nichts, als Blut u. Tod.
Ihr Auge drohet schon mit Schrecken, Furcht und Noth,
Jedoch den Feinden bloß, die Carlens Großmuth kränken,
Und dich, sein treues Volk, nur zu vertilgen denken.

Drum jauchze! doch noch mehr! der tapfre Sachsenheld,
Der seines Vaters Bild in allem vorgestellt,
Und sein Gedächtniß schon aus Grab und Nacht gerissen,
Läßt dich, mein Schlesien, ein schönes Glück genießen.
Er reist auf deiner Bahn in sein beglücktes Reich,
Und macht die Lilien von Neid und Bosheit bleich.
Die Raute wächst und blüht durch innerliche Kräfte,
Und schwächt durch ihre Macht der List gefälschte Säfte.
Sieh in Augustus Sohn Augustus Trefflichkeit.
Die Zeit bemerkt man kaum, sonst ist kein Unterscheid.

Ja,

Ja, rufft ein Bürger aus, so kann ich das noch sehen,
Was eben so, wie itzt, vor langer Zeit geschehen,
Und was ich selbst vordem verwundrungsvoll betracht,
Als ehemals August zu seiner Krone Pracht
Durch unsre Grenzen zog. O höchst beglückte Zeiten!
Wenn Helden auf der Bahn der großen Väter schreiten.

Der Kummer wird gestillt, das Schrecken geht dahin;
Weil dieses, was uns erst so gar gefährlich schien,
Nur Lust und Freude bringt. Ein freudiges Getümmel,
Ein Jauchzen füllt die Luft und steigt bis an den Himmel.
Du Schutzgott Oesterreichs! der alles schaffen kann,
Wir flehen deine Macht um Carls Erhaltung an.
Doch müssen wir auch itzt der Pohlen König grüßen,
Sein Auge läßt auf uns auch Gnadenblicke schießen.
Ist Ehrfurcht nicht ein Zoll, den jeder fordern muß,
Den seine Tapferkeit, und des Geschickes Schluß
Auf einen Thron erhebt? Die Ruh ist schon gefunden,
Indem sich Oesterreich mit Sachsenland verbunden.

Fort, tapfre Krieger, wehrt der schwärmenden Gewalt!
Man flieht und lauft ja schon, wenn euer Donner knallt.
Die Bosheit rast und tobt, und speyet Wuth und Galle:
Doch dieses ist der Wink von ihrem nahen Falle.
Durch Schwerdter, die Verstand und wahre Tugend führt,
Wird blinde Raserey, wie durch den Blitz, gerührt.
Ein Blick ist schon genug; die Waffen sind nichts nütze,
Durch dieses dämpfet ihr der Kühnheit blinde Hitze.

Herr, dieses sieht und glaubt mein liebstes Vaterland,
Das deiner Hoheit Pracht von ferne nur erkannt.
Wie? sollt ich blind, und taub, und stumm, und thöricht heißen?
Wie? sollt ich mich nicht itzt der Blödigkeit entreißen,

Die mich in Staub gelegt? da du mich angeblickt,
Und selbst in Africa mit Gnad und Huld erquickt?
Da sagt ich oft mit Lust den bräunlichen Barbaren,
Wie deiner Thaten Glanz des Vaters ähnlich waren.
Wie sollt ich itzo stumm bey meinen Bürgern seyn?
Sie sehen ohne mich schon Pracht und Hoheit ein;
Sie wissen von der Ruh in Meissens Lustgefilden;
Sie suchen, sich den Scherz vollkommen vorzubilden;
Sie sagen höchst erfreut: Wie Carl die Seinen führt,
Wird Sachsen ebenfalls durch Lieb und Huld, regiert.

Verzeihe nun, o Herr! der Schwäche meiner Lieder.
Ich war mir ebenfalls im Werke selbst zuwider;
Doch Pflicht und Ehrfurcht zwang den sonst gewohnten Kiel,
Und Sylbe, Wort und Reim ward mir zuletzt ein Spiel.
Ach! läßt mich nur dein Schutz im Lindenschatten sitzen:
So soll mir diese Zeit zu meinem Glücke nützen.
Ich will mit vieler Lust um diesen Pindus gehn,
Nur immer auf der Spur der muntern Musen stehn,
Und künftig, wo mirs glückt, von diesen Schwestern lernen,
Dein schon bekanntes Lob vom Moder zu entfernen.
Ich weis, du brauchst es nicht; doch thu' ich, was ich kann,
Und was ich soll und muß, dieß ist genug gethan.
Nur bloß dein Gnadenblick ermuntert meine Leyer,
Und bringt mein starres Blut in ein gerechtes Feuer.

O König! glaube nur, es hätte Dir dieß Land
Mit allgemeiner Lust, durch Florens reiche Hand,
Die Wege durch und durch mit Blumen überstreuet,
Die Nymphen hätten dir ihr Frühlingsfest geweyhet.
Eis, Kälte, Frost und Schnee verringert zwar die Pflicht,
Doch mangelt uns dabey Gebeth und Ehrfurcht nicht.

Wir

Wir sehn des Vaters Ruhm, wir schauen deine Werke,
Wir wünschen, daß man sie der späten Nachwelt merke,
Damit die Folgezeit ein Muster nehmen kan,
Die voll Erstaunen rufft: Hat dieß ein Mensch gethan?

Doch laß, wir bitten dich, o Herr! in unsern Grenzen
Der Käisertochter Pracht zu unsrer Freude glänzen,
Damit auch Josephs Bild bey uns verneuert sey;
Wir opfern ihr mit Lust ein tönend Feldgeschrey.
Das Schicksal heißt uns so des Käisers Blick entbehren,
Drum soll ihr Gnadenwink uns neuen Trost gewähren.
Komm, angenehmer Lenz, komm zeitig, säume nicht,
Damit man unterm Eiß der Chloris Kinder bricht,
Damit man Weg und Bahn mit Blumen überstreue,
Und diesen bunten Schmuck der klügsten Fürstinn weyhe.

Ja, großer Fürst, dein Fuß bringt Glück und Fruchtbarkeit,
Die Bahn, die du betrittst, die trieft zu jeder Zeit
Von reichem Segensthau. Ein jeder mißt sein Glücke,
Das Wohlseyn und die Ruh nur bloß nach deinem Blicke.
Ein jeder sieht voraus der göldnen Zeiten Lauf,
Und hebt vor Freudigkeit die schwachen Augen auf.
Ja wünschet, seufzt und hofft, und sieht schon in der Ferne
Des Himmels weisen Rath, den hohen Schluß der Sterne.
So lange Sachsens Schwerdt mit Pohlens Sebel kämpft,
Des Adlers Donnerkeil den Stolz der Feinde dämpft,
Muß aller Falschheit Macht beschämt zurücke fliehen,
Und unsre Sicherheit auf Feld und Wiesen blühen.

Die Königlichen Eigenschaften Sr. Königl. Majestät Georg des Zweyten, im Jahre 1734.

in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit betrachtet

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Monarch! seit dem ich erst dein göttlich Aug gesehn,
Will mein erwecktes Blut gedoppelt stärker gehn,
Und meine Muse selbst, vergißt bey deiner Größe,
Bey deiner Majestät, die sonst erkannte Blöße.
Sie reicht mir Blatt und Kiel, sie spornt mich selber an;
Was Wunder, daß ich ihr nicht widerstehen kann!

Herr! deiner Majestät gleicht deine hohe Güte;
Nicht deiner Krone Glanz. Du zeugst von dem Geblüte,
Das dich so hoch erhebt. Dir hat die holde Macht,
Die nur auf Gnade denkt, den schönsten Sieg gebracht.
Georg! sie lockte mich in deine frohen Gränzen,
Ich kam, und sah ihr Licht in vollem Schimmer glänzen.

Ein grausamer Tyrann sinnt sonst auf nichts, als Blut,
Dieß ist die Gnade nur, die seine Hand verthut.
Ihm weiht der Unterthan ja wohl die Sclaventriebe,
Er ehrt und fürchtet ihn aus Schrecken, nicht aus Liebe,
Denn diese kennt er nicht. Der Armen lauter Schmerz
Kömmt etwa vor sein Ohr, doch rührt er nie sein Herz.
Er ist sodann vergnügt, wenn die geschlagnen Rücken
Sich vor den stolzen Thron mit stillem Fluchen bücken.
Kein Blick vergnügt ihn mehr, als wenn er Leichen sieht,
Der Kranz ziert nur sein Haupt, der aus dem Blute blüht.
Und endlich wird ihm gar, bey neuer Marter Menge,
Sein großes Volk zu klein, sein weites Land zu enge.

Du bist sein Gegensatz, o König! und aus Dir,
Bricht ein erhabner Stral der Göttlichkeit herfür,
Du willst, durch Gütigseyn, dein Heldenlob erheben,
Und wenn du strafen sollst, so hast du schon vergeben.
Wohin dein Fuß sich lenkt, wohin dein Auge blickt,
Da ist dein Vatersinn, da hast du auch beglückt.
Mir klopft das rege Herz, wenn ich dich in der Nähe,
Von deinem ganzen Volk vergnügt umschlossen sehe,
Wenn ihr erfreutes Aug sich lenket und bemüht,
Bis es den König findt, bis es den Vater sieht.
Da denk ich bey mir selbst: Wie groß ist doch ein König,
Der wie Georg regiert! Es ist ihm noch zu wenig,
Wenn er kein Blut vergießt. Er will auch gnädig seyn.
Kein Bürger ist so schlecht, kein Unterthan so klein,
Der nicht den offnen Weg zu seiner Gnade findet,
Und dessen Kummer nicht bey seiner Huld verschwindet.
Er sieht sein großes Volk, als seine Kinder, an.
Ihm ist sein treues Land, er sich selbst unterthan.

Oft schläft noch Hof und Stadt, wenn er bereits beschließet,
Was seine Länder schützt, woraus ihr Glück entsprießet.
So wie ein edler Leu, wenn kaum das erste Licht
Des frühen Morgenroths die dunkeln Schatten bricht,
Sich aus dem Lager reißt, und auf den rauhen Wegen
Bereits die Nahrung sucht, die Jungen zu verpflegen.

So denk ich Herr! bey dir, und fühle selbst die Lust,
Die deine Völker labt, in der gerührten Brust;
Da eil ich mit herbey, dich näher zu verehren,
Da kann ich mich nicht satt von deiner Gnade hören.
O König! dieses zeigt die wahre Hoheit an,
Wenn sie die Fremden auch zur Ehrfurcht reizen kann.

Je mehr ich dich gesehn: je mehr wächst mein Verlangen.
Ich will schon wieder hin, wenn ich kaum weggegangen.
Ja schließen mich zuletzt die stillen Schatten ein;
So seh ich dich dennoch, so seh ich dich allein
Und zürne mit mir selbst, wenn nun ein frühes Pochen
Den süssen Traum von dir zu zeitig unterbrochen.
Da ist mein Herz noch voll, die Muse wacht mit mir,
Und singt, voll Lieb und Furcht, ein frohes Lied von dir.

* *

Auf

die erwünschte Genesung

Sr. Königl. Maj.

Friedrich Wilhelms,

Königs in Preußen,

1735.

von

Johann George Bock,

Prof. der Poesie in Königsberg.

Die Krone funkelt noch, die bey durchwölbter Last
Den Segen Brandenburgs in Gold und Steine
fasst;
Die, als sie Friedrichs Haupt das erstemal umkrönet,
Von seiner Stirn allein den größten Glanz entlehnet;
Die desto froher noch den Schimmer von sich schlägt:
Weil Friedrich Wilhelm sie mit gleicher Weisheit trägt.
Doch, ich will diesesmal von Kron und Salbung schweigen,
Und nur den Opferdampf des treuen Volkes zeigen.

Es flammt von reiner Gluht der volle Dankaltar.
Das Land legt Trieb und Geist der milden Allmacht dar,
Die den Gesalbten heilt, und durch sein neues Leben
Dem königlichen Stuhl ein neues Glück gegeben.
Die Andacht streuet hier den fetten Weihrauch auf,
Und schwingt, voll heißer Brunst, Gebeth und Flehn hinauf:
Daß der gekrönte Fürst zu einem Schmuck der Erde
Vom grauen Alter selbst hie noch gekrönet werde.

Monarch!

Monarch! da Gottes Arm dir Kraft und Stärk ertheilt;
So findt dein Unterthan in dir sich selbst geheilt.
Er kann ja nur sein Glück nach deinem Zustand schätzen:
Denn was das Haupt betrübt, muß auch das Glied verletzen.
Weil er dein Vaterherz aus allen Werken sieht;
Weil deine Liebe nur ihn zum Gehorsam zieht;
So bleibt auch deine Lust die Quelle seiner Freuden;
Drum wirkt dein Kummer auch in ihm ein tiefes Leiden.

Kaum als der Krankheit Macht dir Blut und Säfte band,
So floß der Ruff davon durch Thränen in das Land.
Wie Blumen insgemein die Häupter niederstrecken,
Wen Stürme, Dampf und Blitz der Sonnen Licht verdecken:
So zog die Finsterniß, die deine Kräfte brach,
Die Augen deines Volks in trübe Schatten nach;
Dein Schmerz durchfuhr zugleich der Unterthanen Glieder,
Und mit dem Könige lag alle Freude nieder.

Der sonst durch keinen Feind erschütterte Soldat
Schien itzt, so oftmals nur sein Fuß die Erde trat,
Selbst ihren festen Grund zum Mitleid zu bewegen;
Er stund bereit, für dich sein Leben hinzulegen,
Und hielte nur mit Zwang die nahen Thränen ein,
Aus Furcht, sie dürften dir vielleicht zuwider seyn.
Man sahe nicht wie sonst die Waffen freudig spielen,
Die Fahnen flatterten, um deinen Schmerz zu kühlen.

Bald drang ein Klaggeschrey durch Berge, Stadt und Feld:
O Himmel! spare du den König doch der Welt!
Soll unsre Sonne sich bereits am Mittag enden?
Auf! drehe die Gewalt dem Würger aus den Händen.

Es hülle nicht der Tod so bald die Augen ein,
Die doch für deinen Ruhm allhier geöffnet seyn;
Ja, sollten diesesmal schon deine Wetter knallen,
So laß die Ceder stehn, und nur die Tannen fallen.

Das Schicksal warf hierauf, mit ausgestreckter Macht,
Den Todesengel selbst in die gedrohte Nacht.
Es rief: Wie könnte doch dem Kreise dieser Erden
Ein solcher Heldenarm so früh entzogen werden?
Durch den mein volles Horn so manchen Segen schenkt,
Von dem das wahre Glück so vieler Völker hängt;
Der, wenn die Kriegesfluth aus ihrem Abgrund steiget,
Des Friedens Lorberzweig in seinen Schilden zeiget.

Die Freude lebet auf, dieweil der König lebt,
Der mit verjüngter Kraft sich wie ein Adler hebt.
Es überschattet uns der frey geschwungne Flügel;
Drum jauchzen Volk und Land; es hüpfen Berg und Hügel,
Der Erbe seines Throns vergnüget sich zugleich,
Des Vaters Leben ist sein größtes Königreich;
Weil beyder Herzen doch von einem Blute schlagen,
Kann er im Vater schon die Königskrone tragen.

Germaniens Klage

über den Tod

des großen Helden Eugenii

Herzogs von Savoyen ꝛc.

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Elegie.

Verdenkt mirs immerhin, ihr Schwestern! wenn ich weine,
Sagt nur, Germanien beweist kein Heldenherz.
Mir selber dünkts zu viel, daß ich betrübt erscheine;
Ich selber tadle mich um den entdeckten Schmerz.
Ist das der feste Muth, der niemals pflag zu zittern,
Wenn über meinem Haupt ein Donnerschlag geschah;
Der, so wie man gerühmt, den schärfsten Ungewittern,
Die auf mich losgestürmt, getrost entgegen sah?
Die Traurigkeit verräth, durch die vergoßnen Klagen,
Zu viele Weichlichkeit, ein weibisches Gemüth.
Willst du des Himmels Bruch mit freyem Aug ertragen,
Da dich ein Todesfall zu nassen Seufzern zieht?
Also verweis ich mir den Ausbruch meiner Zähren,
Und hemme deren Lauf, so viel mirs möglich ist.
Allein der Zärtlichkeit ists schwerlich zu verwehren,
Daß sie, bey herbem Weh, nicht ihrer selbst vergißt.

Erkennt,

Erkennt, ihr Schwestern! nur aus diesem Trauerkleide,
Aus meiner Kümmerniß die Größe meiner Noth.
Gewiß, nichts Schlechtes zwingt mich zu dem tiefen Leide;
O daß ichs sagen soll: Mein Held, Eugen ist todt!
Mein Held, Eugen ist todt; Welch eine Regung quillet,
Bey diesem bittern Ruf, aus der bedrängten Brust?
Die schlaffen Adern sind mit Wehmuth angefüllet,
Das Blut darinnen schleicht, und hat zu starren Lust.
Ach würd euch alle nicht ein gleicher Schmerz besiegen;
Wär euch ein gleiches Gut aus eurem Schooß entrückt?
Es werden hundert Jahr, und hundert noch verfliegen,
Bevor ein solcher Held mich wiederum beglückt.
Traf unsre Mutter doch, Europa selbst, ein Schrecken,
Als meines Prinzen Tod zu ihren Ohren drang;
Was sollt er mir denn nicht für Bangigkeit erwecken,
Mir, welcher er zu gut allein den Feind bezwang?
Mir weiht er sich allein und seine Wunderwerke,
Mit denen sich mein Haupt, durch seinen Stahl, geschützt.
Was konnte wider ihn der größten Helden Stärke,
Die ein erhaltner Sieg zur frischen Schlacht erhitzt?
So bald Eugen erschien, und man nur zweiflend merkte,
Daß dieser Kriegesgott in den Gezelten war:
So fiel ihr frecher Muth, der ihren Stolz verstärkte;
Sie fühlten zum voraus die kommende Gefahr.
Er durfte nicht einmal aus seinen Lägern rücken;
Sein bloßer Name war zum Siege schon genung.
Und ließ sein Küraß sich in offnem Feld erblicken:
So fiel das kühnste Volk gleich in Verzweifelung.
Schien seines Schwertes Glanz, weñ es nur schiñend spielte,
Nicht ein entflammter Blitz, der Angst und Schrecken trug?
Und wehe dessen Haupt! auf welchen es erst zielte;
Dieweil es ungefehlt, zerschmetternd niederschlug.

Das

Das Schrecken und die Furcht sah man, vor seinen Schritten,
Mit flatterndem Geräusch, in schnellem Fluge ziehn.
Ihm folgten Sieg und Ruhm, und hinter seinen Tritten
Fieng gleich, mit voller Lust, der Oelzweig an zu blühn.
Wer hat sich wider mich und meine Ruh empöret,
Wer griff mich frevelhaft in meiner Hoheit an,
Der nicht von seiner Rach und Heldenkraft gehöret;
Dem sich sein tapfrer Arm nicht sattsam kund gethan?
Bald hält ihn Ungarn auf; bald schlägt er mit den Franzen,
Bald merkt der Bataver, was seine Faust vermag;
Bald sieht man, um den Rhein, ihn Zelt und Stücke pflanzen,
Bald schreckt Italien sein schneller Wetterschlag.
Mein Held ist überall, wo nur zum neuen Kriege
Bellonens Blutbegier den Schauplatz aufgemacht;
Und nirgend ohne Kampf, und nirgend ohne Siege,
Die ihm das Glücke selbst zum Opfer dargebracht.
Ach! könnt ich doch für Schmerz die stumpfen Sine schärfen,
Und gienge mein Verlust mir nur nicht gar zu nah:
So würd ich, zwar wohl matt, doch sichtbarlich entwerfen,
Wo ich ihn, mein Gestirn, vor andern blitzen sah.
Dort würd ich ihn im Blut auf warmen Leichen zeigen;
Hier, wie er steile Wäll und hohe Mauren stürmt;
Dort, wie er muthig eilt, ein Bollwerk zu ersteigen;
Und hier, wie er sich selbst und auch sein Heer beschirmt.
Bald fänd ich ihn erhöht in tiefen Wolken klimmen,
Und auf der Alpen Haupt mit seinem Donner stehn;
Bald durch den breiten Strom der schnellsten Flüsse schwimmen,
Und dem verscheuchten Feind in seinen Rücken gehn.
Allein der Kummer macht mich in Gedanken irre,
und reißt mich bald auf dieß und bald auf jenes hin;
So daß ich Städte, Zeit, und Feld und That verwirre,
Und denn zuletzt nicht weis, wo ich geblieben bin.

Ich

Ich denk an Bosnien und komm in Brabants Fluren,
Und mir fällt vor Turin die Festung Ryssel ein;
Die Schlacht bey Mohatz zeigt schon Höchstädts Siegesspuren,
Ich find am Schellenberg ein Peterwaradein.
Doch bleibt mir Temeswar und Belgrad im Gesichte,
Woselbst Eugen ein Heer von Millionen schlägt.
Ich höre stets den Schall, mit welchem das Gerüchte
Den schnell erkämpften Sieg durch alle Länder trägt.
Ich sehe vor ihm her die wilden Horden fliehen;
Die Furcht beflügelt sie, und Mahomet ist taub.
Ich seh sie, Wolken gleich vor starken Winden, ziehen;
Ihr reiches Lager wird nun meiner Adler Raub.
Ich seh, die Donau kuckt aus dem bemooßten Schilfe,
Und sieht es überall durch türkisch Blut gefärbt.
Dieß, sagt sie, sind gewiß die Zeichen meiner Hülfe,
Seht, Fluthen! seht darauf, daß ihr sie nicht verderbt.
Darauf so eilet sie aus den verborgnen Gründen,
Die nur Morast verschließt, wohin sie sich versteckt.
Doch wie erschrickt sie nicht! Sie sieht mit weissen Bünden
Und Körpern ohne Zahl ihr ganzes Reich bedeckt.
Sie treibt, mit strenger Fluth, sie gleich zum schwarzen Meere;
Noch wälzet ihr die Sau viel tausend neue zu.
Und endlich wird sie frey von dem erschlagnen Heere,
Und dankt dem Helden nun die Rückkunft ihrer Ruh.
O Dichter! welche noch das Reich der Möglichkeiten
Mit seinem Schatten deckt, die ihr erst werden sollt!
Ihr künftigen Virgils! erwählt euch dieses Streiten,
Wenn ihr das Meisterstück der Dichtkunst wagen wollt.
Erhebet euren Vers mit neuerdachten Bildern,
Die der Natur gemäß, doch voller Wunder, sind.
Nur sorget, euren Held, so wie er war, zu schildern,
Macht seiner Thaten Glanz durch keine Fabeln blind.

Man raubt euch nicht das Recht, sie künstlich einzukleiden:
Belebt, was nie gelebt, und führt es redend ein.
Der Nebenumstand mag der Dichtung Kunstgriff leiden;
Die Handlung selbst laßt stets die ächte Wahrheit seyn.
Sie wird schon wunderbar und hoch genug erscheinen;
Die Welt, die itzt noch lebt, sah sie, und glaubt sie kaum.
Was wird nicht eure Zeit von der Erzählung meynen?
Sie schüttelt ihren Kopf, und giebt dem Zweifel Raum.
Wohin verleiten mich doch deine Heldenthaten,
Bey meinem herben Gram, unsterblicher Eugen?
Wenn ich auf deine Spur und Siegesbahn gerathen:
So deucht mir, seh ich dich noch lebend vor mir stehn.
Da sing ich unbedacht Triumph- und Siegeslieder;
Da fällt mir unbegehrt mein altes Jauchzen bey.
Indessen findet sich mein erster Kummer wieder,
Und zeigt mir den Verlust, und auch, wie groß er sey.
Dann seh ich nur dein Bild an dieser Ehrensäule,
Und finde zwar darinn dein kriegrisches Gesicht;
Jedoch den Heldenblick und dessen Feuerpfeile,
Der Augenstralen Blitz, in ihrer Wirkung, nicht.
Wie aber? zeigte sich mein Prinz allein in Schlachten?
Verehr ich nur allein sein lorberreiches Schwerdt?
Nein, nein, im Frieden auch war er sehr groß zu achten,
Und ist, wie Scipio, zweyfacher Ehren werth.
Er hat, durch seinen Rath, mein sichres Wohl gebauet,
Und gründete mein Glück durch Einsicht und Verstand.
Mein Carl, dem ich mein Heil und Leben anvertrauet,
Hat seinen scharfen Witz im Cabinet erkannt.
Die Musen nährten ihn mit ihrer Götterspeise,
Und Pallas hielt sich stets in seinem Zimmer auf.
Ihm wird sein Büchersaal zu einem hohen Preise,
Zum unverwelkten Ruhm, in seinem Lebenslauf.

Ach daß die Kraft mir fehlt, die Weisheit zu erheben,
Die Tugend zu erhöhn, womit Eugen gestralt!
Wiewohl es ist bereits sein mustervolles Leben,
Durch manchen schönen Kiel, der Nachwelt vorgemalt.
Doch ach! daß du nicht lebst! Du unerschrockner Krieger,
Du Türkenbändiger, du Sohn der Tapferkeit,
Du deutscher Hannibal, du unbezwungner Sieger,
Du ungarischer Mars, du Donnerkeil im Streit.
Du Furcht der Gallier, du Bosheitsüberwinder,
Ich weis nicht, wie ich dich gehörig nennen soll.
Du Feind der Unvernunft, du Schild der Musenkinder!
Mein traurig Herz ist ganz von diesen Namen voll.
Was aber hilft es doch, daß ich sie hier erzähle?
Daß jeder Vorzug soll ein eigner Titel seyn,
Und ich mich dadurch nur mit frischen Martern quäle?
Du heissest, mein Eugen; doch leider! nicht mehr mein.
O Schwestern! die ihrs noch mit mir von Herzen meynet,
Nehmt Theil an diesem Leid, und kommt, und tröstet mich.
Ich seh Pannonien, die mit mir trostlos weinet,
Du, Schwester! thust ganz recht; denn er war auch für dich.
Ach komm! wir wollen uns einander klagen hören,
Vielleicht, daß sich mein Ach durch deine Seufzer bricht.
Wir wollen unsern Held in seiner Aschen ehren:
In seiner Aschen? Nein! Er kennt den Moder nicht.
Schau dort die Ewigkeit mit einer Sternenkrone,
Die sie mit eigner Hand ihm auf die Scheitel setzt.
Nimm die Unsterblichkeit, durchlauchter Held! zum Lohne!
Dein Ruhm ist unsrer Brust auf ewig eingeätzt.

* * *

* *

Rede

Von dem Einfluße der Wissenschaften in die Glückseligkeit der Länder.

von

M. G. C. Ibbeken.

Wem die Beschaffenheit der jetzigen Welt nur ein wenig bekannt ist, der muß es ohne Zweifel gestehen, daß es der wahren Gelehrsamkeit heut zu Tage weder am Wachsthume noch am Ansehen fehle. Die geschicktesten Köpfe sparen keine Mühe, alle Theile derselben noch täglich vollständiger und gewisser zu machen. Manche, denen bisher vor dem bloßen Namen einer gelehrten Wissenschaft schon geeckelt hat, spühren jetzo eine heftige Begierde, sich selbst darinn umzusehen. Nicht nur armselige Menschen, nicht nur niederträchtige Seelen; sondern auch die edelsten Gemüther, die vornehmsten Männer werden Kenner und Verehrer der freyen Künste. Selbst die mächtigsten Beherrscher der Erden laßen es an ihrem Schutze, an ihrer Hülfe und Gewogenheit nicht ermangeln.

Allein, diese Hochachtung ist bey weitem noch nicht allgemein. Es ist wahr: Die Wissenschaften haben viele und mächtige Freunde. Aber es fehlet ihnen auch noch keinesweges an Verächtern und Feinden.

Fin-

Findet man nicht noch allenthalben und in allen Ständen Leute genug, welche sich dem Wachsthume der freyen Künste entweder gar widersetzen, oder doch alle gelehrte Bemühungen für etwas unnützes und vergebliches halten.

Die Menge der Ungelehrten macht den größten Theil des menschlichen Geschlechts aus. Und wie wenig sind doch wohl unter diesen so verständig, daß sie die Wissenschaften nicht kaltsinnig verachten sollten, die ihnen zu hoch sind? Sie halten sich selbst für weise, und ihre Beschäfftigungen für auserlesen und unentbehrlich. Daher ist es kein Wunder, daß ihnen alle Arbeit, welche mehr mit dem Verstande, als mit den Händen geschehen muß, nichts anders, als ein künstliches Possenwerk zu seyn scheinet. Weil sie nicht augenscheinlich sehen, daß durch die freyen Künste der ledige Beutel, oder auch nur der hungrige Magen gefüllet wird: So halten sie dieselben auch nur für einen leeren Zeitvertreib müßiger Köpfe. Leute, welche mit dergleichen Dingen wohl gar ihre meiste Lebenszeit zubringen, sind in ihren Augen eine überflüßige Last des Erdbodens. Sie beklagen Zeit und Unkosten, welche zur Erlernung und Ausübung solcher Wissenschaften angewandt werden. Ja sie eifern öfters, als die redlichsten Patrioten, über die vermeynte Unbesonnenheit großer Herren, welche solchen unnützen Grillenfängern nicht nur Schutz und Sicherheit in ihren Ländern verstatten, sondern selbige auch so gar durch ihre Gnade, durch Ehre und Belohnungen, noch weiter ermuntern.

Selbst unter den sogenannten Gelehrten finden sich viele, welche von einem so verkehrten Vorurtheile nicht gänzlich befreyet sind. Diese Leute sind entweder aus

Trägheit, oder wegen der natürlichen Blödigkeit ihres Geistes, nicht fähig gewesen, in das innerste Heiligthum der Wissenschaften hinein zu dringen. Nur von einem einzigen Theile der Gelehrsamkeit haben sie mit genauer Noth so viel gefasset, daß sie denen, welche gar nichts wissen, ein Blendwerk vormachen, und also von der Thorheit der Unverständigen sich selbst unterhalten können. Bey dieser ihrer eingebildeten Vollkommenheit spotten sie aller andern Gelehrten Arbeit. Es kömmt ihnen ungeräumt vor, sich mit solchen Dingen zu bemühen, welche nicht unmittelbar zu einer gemächlichen Lebensart führen, ja welche noch wohl gar ihre Liebhaber in ihrer Ruhe und Bequemlichkeit stören. Sie sehen, daß so manche in geistlichen und weltlichen Aemtern ihr reichliches Auskommen finden, wenn sie gleich weder rechtschaffene Redner oder Poeten, noch gründliche und erfahrne Weltweisen sind; ja wenn sie sich auch gleich in ihrer eigenen Muttersprache nicht deutlich und ordentlich ausdrücken können. Daher kommen ihnen also solche Künste und Wissenschaften ganz überflüßig vor. Und das gemeine Wesen könnte, ihrer Meynung nach, eben so gut, ja vielleicht noch viel besser, bestehen, wenn gleich alle diese schwere und unnöthige Theile der Gelehrsamkeit gänzlich aus demselben verbannet würden.

Ein jeder Verständiger siehet leicht, wie gefährlich dergleichen Meynungen sind. Was für Unheil muß nicht aus solchen Gedanken entstehen? Kann man wohl den freyen Künsten ein ungehindertes Wachsthum versprechen, wenn so verderbliche Vorurtheile überhand nehmen? Hat man nicht zu befürchten, daß sich auch die edelsten Gemüther davon abschrecken las-

sen,

sen, wenn sie überall, als ein ganz unnützer Zeitverderb, angeschwärzet werden? Sollten sich wohl redliche Patrioten entschliessen, sich um die Erlernung solcher Dinge sehr zu bemühen, von welchen sie noch zweifeln müssen, ob sie zu der Wohlfahrt ihres Vaterlandes das geringste beytragen können. Wird es denn nicht nöthig seyn, diesen Zweifel zu heben? Ja, die freyen Künste brauchen allerdings zum öftern einer Vertheidigung, weil sie öfters gelästert werden; weil sie öfters in Gefahr gerathen, auch von ihren Freunden und Beschützern verlassen zu werden. Kein einziger aufrichtiger Verehrer derselben darf sich wegern, ihre Unschuld zu retten. Man muß ihren ungemeinen Nutzen augenscheinlich vorstellen, und mit Nachdrucke behaupten; weil ihn nicht ein jeder von selbst sehen will. Je wichtiger diese allgemeine Pflicht ist; desto weniger darf ich mich derselben entziehen, da unsere ganze Gesellschaft es für rathsam befunden hat, diese Wahrheit vor andern mit Fleiß abzuhandeln: Daß die Ausübung und Verbesserung der Sprache eines Volkes, die Dichtkunst und andere sogenannte schöne Wissenschaften einen Einfluß in die Glückseligkeit und äußerliche Wohlfahrt der Völker haben.

Mit was für Freudigkeit würde ich diese Arbeit nicht unternehmen, wenn ich die Fähigkeit besäße, so lebhaft und so kräftig zu reden, als die hohe Würde derer Künste, die ich loben soll, es erfordert. Jedoch, die Erkenntniß meines Unvermögens ist nicht stark genug, mich von der Beobachtung meiner Schuldigkeit abzuhalten. Ja, je ungekünstelter mein Vortrag seyn wird; desto deutlicher wird die Gerechtigkeit der Sache, die ich führe, jedermann in die Augen leuchten. Und

kein Verständiger wird mir darum allen Beyfall versagen; weil die Annehmlichkeit meiner Ausführung der Richtigkeit meines Satzes und der Redlichkeit meiner Absicht nicht gleich kommen kann. Die Ehre der Wissenschaften, die Wohlfahrt des Vaterlandes befiehlet mir zu reden. Wer also die Wissenschaften hoch hält; wer sein Vaterland liebet; dem kann mein Unternehmen unmöglich misfallen.

Der Eifer für die Wahrheit, die ich behaupte, treibet mich zu der Ueberzeugung selber, so bald es nur möglich ist, fortzueilen. Und die Zeit wird mir fast zu kurz, meine Meynung noch erst zu erklären. Was ist es auch nöthig, daß dieses weitläuftig geschehe? Wer kennet nicht schon die edlen Künste, die ich als Mittel zu der wahren Glückseligkeit des gemeinen Wesens anpreisen will? Auf die Landessprache eines Volkes muß hauptsächlich ein besonderer Fleiß gewandt werden; obgleich andere Sprachen dabey nicht zu vergessen sind. Mit der bloßen Fertigkeit in der Sprache ist es nicht ausgemacht. Die Wissenschaften selber müssen mit gleichem Eifer getrieben werden. Die Dichtkunst muß natürlich, feurig und lehrreich seyn. Die Lehren der Weltweisheit müssen deutlich ausgelegt, gründlich bewiesen, und auf die Verbesserung der Sitten gelenket werden. Hiebey muß man die mathematischen Wissenschaften mit ihren nützlichen Erfindungen, und mit ihren unumstößlichen Grundsätzen zu Hülfe rufen. Eine wohlgegründete Erkenntniß der Geschichte muß die Regeln erläutern und die Klugheit vermehren. Die wahre Beredsamkeit muß endlich alle ihre Kräfte, alles, was sie auch von andern entlehnen kann, zu einer völligen Ueberzeugung, zur

Regierung der menschlichen Gemüther anwenden. Welch eine ansehnliche Menge der herrlichsten Künste! O, wer nur im Stande wäre, allen das gebührende Lob beyzulegen! Wo diese recht vernünftig, und mit rechtem Ernste getrieben werden; da muß das Wachsthum der gemeinen Wohlfahrt unausbleiblich erfolgen.

Der Zustand ganzer Völker richtet sich nach der Beschaffenheit der einzelnen Personen, welche zusammen ein gemeines Wesen ausmachen. So lange diese misvergnügt und unglücklich leben, sehnet sich das ganze Land vergeblich nach einer wahren Glückseligkeit. Ein jedes Glied muß unverletzt bleiben, wofern sich der ganze Cörper einer vollkommenen Gesundheit erfreuen will. Und alsdann allererst kann ein ganzer Staat recht glücklich heissen, wenn ein jeder Bürger in seinem Stande völlig vergnügt leben kann. Auf was Weise aber wird man dieses erlangen? Unmöglich anders, als wenn ein jeder seine Pflicht sorgfältig in Acht nimmt; wenn sie unter einander in beständiger Einigkeit leben, wenn sie mit vereinigten Kräften sich in den Stand setzen, alle innerliche Unruhe sorgfältig zu dämpfen, und allen äußerlichen Feinden mit Nachdruck zu widerstehen. Was für Dinge sollten also wohl fähig seyn, die Glückseligkeit eines Volkes zu unterstützen? Ganz gewiß solche, welche zu dem tugendhaften Wandel der Bürger, zu ihrem Vergnügen, zur Erhaltung ihrer innerlichen Ruhe, zur Beschützung ihrer äußerlichen Sicherheit etwas beytragen können. Und wer zweifelt noch, daß die schönen Wissenschaften hiezu vollkommen geschickt sind?

Nicht alle gute Früchte wachsen in einerley Erdreiche. Ein Land muß mit seinen Gewächsen dem andern zu Hülfe kommen, wenn sie beyde reichlich versorgt werden wollen. Mit den Regeln einer wahren Statsklugheit verhält es sich eben so. Es ist nichts anders, als eine thörichte Pralerey, wenn sich ein einziges Volk die Fähigkeit zuschreiben will, alles von sich selbst zu erfinden und einzusehen, was zur Vollkommenheit der allgemeinen Wohlfahrt gereichen kann. Ja, wäre es nicht ein höchstunnöthiger Umschweif, wenn man sich bemühen wollte, alle Kunstgriffe erst durch eigenes Nachsinnen auszudenken, erst durch eigene Erfahrung zu prüfen, die doch schon vorlängst von andern ausgesonnen, gelehret und ausgeübt sind? Finden wir nicht bey den alten Griechen und Römern die herrlichsten Muster, wohleingerichteter Republiken, die vortrefflichsten Exempel guter Gesetze, die unvergleichlichsten Lehren, und die schönsten Beyspiele der Weisheit und Tugend? Ist nicht auch bey den Ausländern, die noch jetzo neben uns wohnen, manche weise Anstalt, manche kluge Erfindung, manche löbliche Gewohnheit, manches wohlabgefaßte Gesetz anzutreffen? Entdecken uns nicht ihre Schriften manche heilsame Lehren, die in unsern Gegenden noch ganz fremd und unbekannt sind? Wie viel Ursache haben wir denn nicht, die Bekanntschaft dieser alten und ausländischen Weisen zu suchen? Sind wir nicht verbunden, uns durch die Erlernung ihrer Sprachen zur Annehmung ihres Unterrichtes tüchtig zu machen? Können wir den Ruhm guter Patrioten behaupten, wenn wir uns durch die Schwierigkeiten einer abgelebten oder fremden Mundart abschrecken lassen, auch aus dem grauesten Alterthume,

thume, auch aus den entferntesten Gegenden etwas zu holen, das unserm Vaterlande heilsam, das uns selbst und unsern Mitbürgern ersprieslich seyn kann? Rom und Griechenland, Engelland, Frankreich, und andere werden uns die schönste Anleitung geben, die Glückseligkeit unsers eigenen Volks zu befördern und auszubreiten; wenn wir nur weder zu stolz noch zu nachläßig sind, die Sprachen dieser weisen Alten, dieser scharfsinnigen und sinnreichen Fremdlinge zu lernen.

Aber, o träge Seelen! welche hier bereits stille stehen. Die Erkenntniß fremder Sprachen ist noch ein sehr unvollkommenes Mittel zu der allgemeinen Glückseligkeit. Ja sie ist ganz vergeblich, wo wir weiter nichts unternehmen. Ein unermüdeter Fleiß in unsrer eigenen Sprache muß damit unzertrennlich verbunden seyn. Was hilft es der Menge unserer ungelehrten Mitbürger; was ist das ganze Vaterland dadurch gebessert; wenn einige wenige, die sich unter dem Namen der Gelehrten hervor thun, die Regeln der wahren Klugheit verstehen und wissen? Wird wohl ein einziger von unsern deutschen Landesleuten dadurch tugendhaft werden, daß wir es aus den Schriften der Griechen und Römer selber gelernet haben; daß wir es in dem schönsten Latein wieder hersagen können, wie weislich jener eine ganze Republik angerichtet, und wie unsträflich dieser gelebet, wie tapfer sich der eine gegen seine Feinde, und wie standhaft sich der andere in seinem Leiden bewiesen hat. Wer diese Dinge ohnedem schon verstehet, höret sie mit Vergnügen. Aber ein Ungelehrter ist viel zu furchtsam, sich zu denen Heiligthümern zu nahen, zu welchen ihm der Vorhang der gelehrten Sprache den Zugang versperret.

Sollen

Sollen denn die Leute darum ganz unwissend, soll ihnen der Weg zur Tugend schlechterdings verschlossen bleiben; weil ihre Umstände es nicht zulassen, sich in der alten ausländischen Gelehrsamkeit umzusehen? Dieses wäre ja die allergrößte Unbilligkeit. Sie bereiten uns Brodt und Kleider. Wir dürfen nur jenes essen und diese anziehen. Was ist billiger, als daß wir ihnen wiederum ihre Arbeit erleichtern? Sind wir nicht schuldig, ihnen die Lehren der wahren Weisheit so leicht, so angenehm, so begreiflich zu machen, daß ein jeder vermögend ist, sie zu fassen und zu seiner Glückseligkeit anzuwenden? Allerdings! Aber, wie soll man diese Pflicht leisten?

Die auserlesensten Schriften fremder und alter Gelehrten müssen von verständigen Kennern in die Sprache ihres Landes deutlich, zierlich und rein übersetzet werden: Damit einem jeden der Weg offen stehe, der nur lesen und nachdenken kann. In den Wissenschaften müssen alle Dornen vergeblicher Zänkereyen ganz und gar ausgerottet, der dicke Nebel dunkeler Sprüche und unverständlicher Kunstwörter muß völlig aufgeklärt und alles in ein solches Licht gesetzet werden, daß es keinem, der Verstand hat, unmöglich fällt, darinn fortzukommen. Alle Gedanken müssen ordentlich ausgedruckt, und alle Redensarten so gefüget werden, daß man nicht erst mühsam nachsuchen darf, um ihren eigentlichen Sinn und Zusammenhang zu erfinden. Der falsche Putz fremder und ausländischer Wörter muß aus einer reinen Schreibart gänzlich verbannet werden: Weil man sonst gezwungen ist, wohl noch drey oder vier andre Sprachen zu erlernen, um nur eine einzige recht zu verstehen. Kurz: Die Sprache

eines

eines Landes muß in einen solchen Stand gesetzet werden, daß man in derselben ordentlich, deutlich, rein und angenehm reden und schreiben könne: Daß es keinem unserer vernünftigen Mitbürger schwer und verdrüßlich falle, unsern Vortrag zu fassen; daß ein jeder sich vielmehr ein Vergnügen daraus mache, unsere Schriften oder Reden zu lesen und anzuhören.

Und was wollen wir doch wohl im gemeinen Wesen gutes ausrichten, wofern wir hier unsern Fleiß sparen? Aller Unterricht, alle Ueberzeugung wird geschwächt und verhindert, so lange unsere Sprache unvernehmlich und rauh ist. Wie ist es möglich, die Menschen zur Annehmung geheimnißvoller Lehren, zur Ausübung der wichtigsten Pflichten zu bewegen; wenn unsere Worte ohne Ordnung, wenn die Reden voller Finsterniß sind, die doch ihren Verstand erleuchten und ihren Willen ermuntern sollen? Hat man Ursache, sich sehr zu verwundern, daß so viele Verbrechen begangen werden, daß unendliche Zänkereyen unter unsern Mitbürgern entstehen? Sind nicht die meisten Gesetze, nach welchen sie doch alle gerichtet werden, in einer ganz fremden Sprache geschrieben? Werden nicht viele Verträge, welche sie selber untereinander aufrichten, in einer so wunderbaren Schreibart verfasset, daß fast kein einziger gemeiner Mann, ja daß nur eine gewisse Anzahl der Gelehrten fähig ist, sie zu verstehen? Was eifert man viel wider den Aberglauben? Was nützet es, vernünftige Begriffe von den Leuten zu fordern; wenn man die vortrefflichsten Lehren der Weisheit unter lauter unerforschlichen Räzeln, unter tausend thörichten und unnützen Grillen, unter Finsterniß und Verwirrung vergräbt und verdecket?

Die

Die Grundsätze unserer allerheiligsten Religion, die Gesetze der Gerechtigkeit und die Regeln der gesunden Vernunft können unmöglich unter den Menschen ausgebreitet und fortgepflanzet werden, so lange ihre Lehrer sich nicht schämen, ungeschickt und verworren zu reden.

Kein einziges Volk hat es jemals in einer Wissenschaft recht hoch gebracht, wo sich nicht die Klügsten unter ihnen beflissen haben, auch ihre Sprache auszuzieren und zu verbessern. Unmöglich würden die alten Griechen und Römer mit ihren Reden und Gedichten so viel Nutzen geschaffet haben; unmöglich würden sie noch itzo in so großem Ansehen seyn, wenn sie nicht mit der Gründlichkeit und Lebhaftigkeit ihrer Gedanken die Reinlichkeit ihrer Sprache und die Zierlichkeit des Ausdruckes unzertrennlich verknüpfet hätten. Wodurch sind wohl bey Engelländern und Franzosen die Wissenschaften so hoch gestiegen? Woher ist die Gelehrsamkeit bey ihnen fast allgemein? Kömmt es nicht daher, daß die größten Männer unter ihnen keinen Fleiß gesparet haben, alle Schätze der menschlichen Weisheit ihren Landesleuten, in ihrer eigenen Sprache, deutlich vor Augen zu legen? Und wem haben wir die große Veränderung zu danken, die wir auch zu unsern Zeiten in Deutschland verspüren? Gewiß niemanden anders, als der Sorgfalt dererjenigen, welche sich und andere täglich geschickter machen, auch in ihrer Muttersprache die wichtigsten Sachen deutlich und angenehm vorzutragen. Durch ihre Bemühung erscheinet itzo schon die ganze Gelehrsamkeit deutsch gekleidet, ohne dadurch ihrer innern Würde das mindeste zu vergeben. Gottesgelehrte, Rechtsverständige, Weltweise, Redner

und

und Poeten lehren in der Sprache, welche ihrem ganzen Vaterlande gemein ist. Daher erstreckt sich auch der Nutzen ihrer Arbeit täglich noch weiter. Thorheit und Irrthum verlieren ihre glänzende Larve. Die Wahrheit zeiget sich ohne Decke. Der Aberglaube verschwindet. Die Unwissenheit wird bezwungen, die Erkenntniß erweitert, Tugenden und Laster erscheinen in ihrer rechten Gestalt. Die Vorurtheile werden verbannet; Und der Pöbel selber wegert sich etwas ohne Grund anzunehmen. Allenthalben lernet man vernünftig denken, und klüglich handeln. Nutzen genug! Wer darf itzo noch derer spotten, welche sich mit der Sprache ihres Landes bemühen? Ist es denn so thöricht, eine Straße zu bahnen, welche man nothwendig betreten muß, ehe man in den Tempel der Weisheit selber hineingehen kann? Nennet immer, ihr stolzen Weisen, unsere Sprachkunst verwerfliche Schalen! Wir wollen uns mit Freuden die Mühe nehmen, diese Schalen zu öffnen; weil wir wissen, daß der süße Kern der Wissenschaften uns und unserm Vaterlande nicht anders zu Theile werden kann.

Das erste, was bey rohen und unwissenden Gemüthern erwecket werden muß, ist die Aufmerksamkeit. Die wenigsten Menschen sind von sich selber fähig oder geneigt, den Unterricht der Weisheit recht anzunehmen. Die meisten sind viel zu träge, sich von der Wahrheit durch lauter Gründe überführen zu lassen. Die Tugend scheint ihnen bey dem ersten Anblicke viel zu verächtlich, als daß sie sich einige Mühe nehmen sollten, dieselbe zu erlernen, und auszuüben. Des Lasters hergegen sind sie schon so gewohnt, daß sie meynen, ihre Ruhe werde am allerbesten bestehen, wenn

sie

sie in der alten Lebensart nur ganz ungestöhrt bleiben können. Das eingebildete Vergnügen einer ganz unumschränkten Freyheit dämpfet alle Begierde, mit andern eine ordentliche Gesellschaft, einen regelmäßigen Bund einzugehen. Ein jeder will viel lieber sein eigener Herr bleiben, als sich um der allgemeinen Wohlfahrt willen den Befehlen anderer unterwerfen. Auf der Erden findet der Leib des Menschen seinen Unterhalt und sein Vergnügen: Darum denket seine Seele gar selten an den Herrscher des Himmels. Sehr wenige brauchen von sich selbst die Fähigkeit recht, die sie alle besitzen, das unendliche Wesen zu erlernen und zu verehren, welches sie, und alles, was um sie her ist, erschaffen und hervorgebracht hat. Die allermeisten vergessen, von wem sie entstanden, und erwegen nicht, wozu sie gemacht sind.

Was für Gutes kann man wohl von so unvollkommenen Geschöpfen erwarten? Werden solche Menschen wohl nützliche Glieder eines States, werden sie wohl rechtschaffene Bürger des gemeinen Wesens seyn können? Muß nicht ihr Geist vorher aufgewecket, ihr Schlaf vertrieben, ihre Trägheit ermuntert werden? Ihre Sinne müssen zuerst eingenommen werden, damit man sich durch diese auch zu ihrem Verstande einen Weg bahnen möge. Man muß anfangs lieblich, angenehm und reizend mit ihnen reden, damit sie auch alsdann nicht müde werden zu hören, wenn man ihnen etwas zu ihrem Nutzen vortragen will. Durch lebhafte Bilder von der Schönheit der Tugend muß man sie locken, das Gute zu lieben; und nachdrückliche Vorstellunge von der Schändlichkeit des Lasters müssen sie begierig machen, das Böse zu meiden.

Die

Die rauhe Einsamkeit und eine wilde Unordnung muß ihnen so gefährlich, so wiederlich und verdrießlich, hergegen eine vernünftige Gesellschaft und eine kluge Ordnung so sicher, so nützlich und so angenehm abgeschildert werden, daß sie eifrig werden müssen, sich jener zu entreissen und diese zu suchen. Die mannigfaltigen Vollkommenheiten der Geschöpfe muß man ihnen so lebhaft und so reißend abmalen, daß sie angetrieben werden die unendliche Allmacht, die bewundernswürdige Weisheit ihres Schöpfers daraus zu erkennen, daß sie willig und munter werden, die Ehre des allerhöchsten Wesens ohne Unterlaß auszubreiten, dessen Güte ihnen so unzählige Wohlthaten erwiesen hat. Alles dieses verrichtet die Dichtkunst. Wer wird denn ihr das Vermögen absprechen können, verständige Menschen, tugendhafte Bürger, nützliche Glieder des gemeinen Wesens zu machen?

Ja, edle Dichtkunst! deine Macht rühret auch die allerunempfindlichste Brust. Felsen und Ströme sind viel zu schwach deinem Arme zu widerstehen. Deine Lieblichkeit zähmet die wildesten Thiere, und die unbändigsten Geschöpfe unterwerfen sich der sanften Gewalt deines Zepters. Die Munterkeit deiner Lieder erwecket auch die schläfrigsten Seelen. In den rohesten Gemüthern reget sich eine edle Bewegung, wenn sie von deinen Stralen getroffen werden, welche alles durchdringen. Durch dich erscheinet die Vortreflichkeit der Tugend in dem herrlichsten Glanze. Und deine Sorgfalt entdecket uns die verdammliche Abscheulichkeit aller Laster. Die Bösen schämen sich ihrer Thorheit, wenn dein Eifer sie strafet. Und die Guten eilen in dem Laufe der Weisheit, wenn die

Schärfe deines Sporns sie ermuntert. Gram und Sorge müßen weichen, so bald du dich zeigest. Du erquickest die bekümmerten Bewohner der Erde, ja du erhebest ihre Geister bis in den Himmel. Du ergetzest die Sterblichen durch die wunderbaren Schätze des Reichs der Natur: und du leitest sie zur Erkenntniß ihres ewigen Ursprungs. Du dämpfest die verderblichen Begierden der Menschen: Und du entzündest ihren Eifer für die Ehre des Allerhöchsten. Durch dich lenket Orpheus die wilden Geschöpfe. Ordnung und Klugheit werden durch dich zuerst eingeführet. Griechenland und Rom bekommen durch deinen Fleiß wohlgesittete Bürger. Noch täglich finden Hohe und Niedrige bey dir ihr Vergnügen. Die wichtigsten Dinge lehrest du uns mit Lust. Ja, es treten geheiligte Zeugen auf, deinen Ruhm zu erheben. Durch dich preiset David die Ehre des Höchsten. Mit dir stürmet Luther das römische Babel. Durch die Kraft ihres Feuers, durch die Flammen ihrer geistreichen Lieder, brennet noch unsere Andacht. Verstand und Tugend, Religion und Gottesfurcht, Friede und Ruhe, haben ihre Aufnahme, ihren Fortgang, ihre Blüthe und ihr Wachsthum dir zu danken. So lange diese noch Stützen des gemeinen Wesens, so lange diese einem Staate unentbehrlich seyn werden; so lange bleibet auch dein Ruhm unverweslich; so lange bleibest du, o himmlische Wissenschaft eine unerschöpfliche Quelle der allgemeinen Glückseligkeit.

Die edelsten Regungen sind flüchtig und vergeblich, wo sie nicht durch Unterricht und Ueberzeugung gestärket, erhalten und unterstützet werden: Und die herrlichsten Lehren verliehren bald ihre Kraft, wo sie nicht auf

unum-

unumstößlichen Beweisen erbauet sind. Ja, die schönsten Vorstellungen, die lebhaftesten Bilder sind leerer Wind, wo nicht in dem äußerlichen Zierrathe wirklich eine nützliche Wahrheit verborgen liegt. Die Dichtkunst muß also nicht allein bleiben. Sie muß eine treue Gefährtinn, sie muß eine weise Führerinn haben, damit sie nicht nur ergetzen, sondern auch nützen; damit sie weder ohne Nachdruck arbeiten, noch durch ihre gar zu große Munterkeit auf Abwege gerathen möge. Keine Wissenschaft ist hiezu geschickter, als die Weltweisheit. Und nirgends wird man einen rechtschaffenen Dichter antreffen, der nicht auch zugleich ein guter Weltweiser ist. Aller Fleiß in der Dichtkunst ist umsonst, ja die ganze Kunst wird thöricht und verderblich, wofern sie nicht durch die Lehren der Weltweisheit bereichert, durch ihre Gründe unterstützet, und durch ihre Regeln gelenket wird. Kein Dichter kann ohne die Weltweisheit vernünftig und nützlich; aber ein Weltweiser kann schon für sich selber dem gemeinen Wesen ersprießlich seyn.

Jedoch, was wollen wir die Weltweisheit loben? Muß nicht ihre eigentliche Gestalt vorher gezeiget werden; weil sie noch so vielen unbekannt ist, oder weil die meisten sie mit Fleiß nicht recht kennen wollen? Ein Register dunkeler und unverständlicher Wörter; eine Sammlung von tausend und noch mehr nichtswürdigen Zänckereyen; eine Fertigkeit, alle Wahrheiten in Zweifel zu ziehen, alles zu behaupten und alles zu leugnen, alles zu verfinstern und zu verwirren; eine so elende Kunst hat wohl ehe den Namen der Weltweisheit geführet. Damals waren die rechten Zeiten der Barbarey, der Blindheit und Unwissenheit. Damals herrschten Thorheit und Unverstand in den Schulen: Und also

konnte auch in der Kirche und in dem gemeinen Wesen nichts anders, als Verwirrung und Unordnung überhand nehmen. Allein diese trübe Nacht ist nunmehr überstanden. Ueberall ist der angenehmste Tag angebrochen. Allen Wissenschaften ist ein neues Licht aufgegangen. Die Weltweisheit hat an dieser Veränderung insonderheit Theil genommen. Sie hat jetzo ein weit edler Ansehen. Man meynet heut zu Tage kein leeres Gewäsche, sondern eine Lehre von den allerwichtigsten Dingen, wenn man die Weltweisheit nennet. Sie ist eine Wissenschaft der menschlichen Glückseligkeit. Sie bestehet in einer gründlichen Erkenntniß der Wahrheit. Sie lehret uns alle Pflichten, welche wir, als Menschen, zu betrachten haben. Wer wollte denn noch zweifeln, ob eine so vortreffliche Wissenschaft zur gemeinen Wohlfahrt etwas beytragen könne? Wir mögen in den Angelegenheiten des gemeinen Wesens, wir mögen in dem ganzen Umfange der Weltweisheit hinsehen, wo wir wollen: So werden wir überall überzeuget, daß kein Staat sie entbehren, daß sie nach allen ihren Theilen demselben nützlich seyn kann.

Niemand kann ein brauchbares Glied des gemeinen Wesens abgeben, der seine eigene Vernunft nicht recht zu gebrauchen weis. Und eben dieses ist das erste, was die Weltweisheit lehret. Die ganze Vernunftlehre gehet mit dieser Arbeit um. Sie unterrichtet uns, wie man den Begriff eines jeden Dinges deutlich fassen, wie man eines mit dem andern sorgfältig zusammen halten, wie man ferner ein gründliches Urtheil fällen, eine richtige Folge ziehen, einen unumstößlichen Schluß machen, und wie man endlich wohlgeprüfte Gedanken auch andern ordentlich und überzeugend vortragen muß.

Herr-

Herrlicher Unterricht, den man nirgends entbehren kann! Aber dieses ist nur der Anfang. Die Weltweisheit führet uns weiter. Sie lehret uns die ganze Welt kennen. Sie zeiget uns das Wesen, die Kräfte und den Zusammenhang aller natürlichen Dinge. Sie eröffnet uns unsern Körper. Sie entdecket uns, was ihm schädlich, und was seiner Erhaltung zuträglich ist. Durch den Cörper dringet sie hindurch zu dem Geiste, der denselben bewohnet: Und also lehret sie uns unsere unsterbliche Seele theils kennen und lenken, theils aber nur bewundern und fühlen. Aus den engen Schranken unsers denkenden Wesens, erhebet sie uns zu dem unendlichen Geiste, welcher alles belebet. Die Geschöpfe dienen ihr als Stuffen, uns zur Erkenntniß und Verehrung des allmächtigen und allerweisesten Schöpfers zu leiten. Da befestiget sie unsere Ueberzeugung, da erweitert sie unsere Wissenschaft von der unwidersprechlichen Wirklichkeit, von den unbeschreiblichen Vollkommenheiten des Allerhöchsten. Sie zähmet aber auch unsern Vorwitz. Sie erinnert uns, die Tiefen der Gottheit nicht anders, als mit Ehrfurcht und Bescheidenheit zu betrachten; weil unsere eingeschränkten Begriffe viel zu schwach sind, die Unendlichkeit völlig zu fassen. Alsdenn erwecket sie in unsern Herzen eine sehnliche Begierde, täglich weiter erleuchtet, mit unserm ewigen Urheber vereiniget, und seinen vollkommenen Eigenschaften immer ähnlicher zu werden. Sie ermuntert uns, alle Mittel auszuforschen, zu untersuchen und anzuwenden, welche uns zu einer wahren und beständigen Glückseligkeit führen können. Sie selber zeiget uns, wie nothwendig zu diesem Ende die Beobachtung der heiligen Gesetze sey, welche die Weisheit des Schöpfers uns allen von Natur offen-

baret, wozu er uns alle durch unausbleibliche Folgen unsers Verfahrens verpflichtet hat. Hier öffnet sich unsern Augen eine ganze Sammlung der wichtigsten und heilsamsten Regeln. Was wir uns selbst, was wir andern, was wir dem allerhöchsten Wesen schuldig sind; was wir unsere ganze Lebenszeit, was wir bey seltenen Fällen, was wir alle ohne Unterscheid, was wir in besondern Ständen zu leisten haben; alles wird uns aus unleugbaren Gründen deutlich gezeigt, und mit Nachdrucke erwiesen. Zur Tugend werden wir durch Belohnungen, durch Nutzen, durch Ehre und Vergnügen ermuntert. Und von den Lastern werden wir durch Strafen, durch Schaden und Gefahr, durch Schande und Verdruß abgeschrecket. Ueberall aber werden wir an unser Gewissen verwiesen, welches uns allenthalben begleitet. Lauter schöne Pflanzen der Weltweisheit, die auch im gemeinen Wesen bey aller Gelegenheit die herrlichsten Früchte tragen.

Allein ihre Sorgfalt ist noch nicht ermüdet. Sie erstrecket sich auf die Wohlfahrt eines Staates noch insbesondre. Sie zeiget, was im Hause; sie lehret, was im gemeinen Wesen schädlich oder ersprießlich seyn kann. Die Gefahr der Einsamkeit, der Nutzen und die Annehmlichkeit des Umgangs mit andern; der Vorzug großer Gesellschaften vor einer kleinen Versammlung; die Nothwendigkeit einer Obrigkeit und der Gesetze; die bequemste Form der Regierung; das Amt der Regenten, welche weislich befehlen, und die Schuldigkeit der Unterthanen, welche willig gehorchen müssen; die Pflichten treuer Eltern, und die Verbindlichkeit dankbarer Kinder; die Kunst Haus zu halten, und die Regeln der Kinderzucht; die Gesetze rechtmäßiger Ehen,

und die Grenzen der Keuschheit; alle diese wichtigen Dinge, alle diese Mittel der allgemeinen Wohlfahrt werden uns in der Weltweisheit vorgestellet, gelehret, bewiesen und eingeschärfet. Wer kann es leugnen? Wer darf denn noch zweifeln, daß sie fähig sey, ganze Völker glücklich zu machen? Was waren Solon, Lykurgus, Sokrates, Numa? Waren sie wohl etwas anders, als erfahrne und geübte Weltweisen? Und, wie viel Gutes haben sie nicht gestiftet? Woher nahmen sie ihre weisen Gesetze? Wodurch haben sie ihre Bürger zur Tugend, und ganze Völker in Ordnung gebracht? Was machte den Cicero zu einem Vater des Vaterlandes? Was machte den Seneca zu einem grossen Staatsmanne? Was machte den M. Aurelius zu einem so unvergleichlichen Kaiser? Nichts anders, als die gründliche Erkenntniß, als die unermüdete Ausübung der Weltweisheit. Alles, was sie heilsames riethen, alles, was sie löbliches unternahmen, hatte seinen Grund in der Weltweisheit. Die Weltweisheit machte sie zu nützlichen Lehrern, zu klugen Räthen, und zu weisen Regenten. Warum sollte sie nicht jetzo noch eben das leisten können? Hat sie etwa zu unsern Zeiten ihre Kraft ganz verlohren? Das sey ferne. Sie hat vielmehr zugenommen. Sie zeiget auch noch überall ihren Nutzen, wo nur Trägheit und Eigensinn uns nicht hindern, sie recht zugebrauchen. Und niemals wird man ihr mit Rechte den Ruhm rauben können, den sie sich, durch ihre herrliche Thaten, längstens erworben hat, den sie täglich noch mit neuen Verdiensten vermehret. Sie gründet, sie verbessert, sie erhält, sie befestigt die Staaten. Gesetze geben, Regenten bestellen, Recht sprechen; alles kann sie uns lehren. Durch sie werden die Bürger vernünf-

tig, gesund, weise, tugendhaft und gehorsam. Ja, durch sie werden verständige Menschen fähig, ein höher Licht zu suchen, zu prüfen, zu erkennen und anzunehmen, wenn ihre natürliche Erkenntniß nicht allenthalben zureichen will. Ist das nicht alles, was man nur von einer menschlichen Kunst wünschen kann? Kann ein Land unglücklich, kann es elend und unruhig seyn, wo eine so vortreffliche Wissenschaft der Glückseligkeit herrschet? Muß nicht da die allgemeine Wohlfahrt durchgehends blühen? Sollte da etwas fehlen? Was verlangt man denn mehr?

Jedoch, bey aller der Würde ist diese unvergleichliche Wissenschaft im geringsten nicht neidisch. Sie theilet gern ihre Ehre mit andern, welche ihr die Arbeit erleichtern. Eine mächtige Tochter dieser fruchtbaren Mutter bietet sich ihr zur Gehülfin an: Und sie bedienet sich dieses Beytrags mit Freuden; weil ihre eigene Herrschaft, weil die Wohlfahrt ganzer Völcker durch eine solche Verbindung erweitert wird. Wer siehet nicht von sich selbst, was ich meyne? Die Mathematik ist die edle Wissenschaft, die ich jetzo bewundern muß. Dieser Sammelplatz der vortrefflichsten Künste entdecket uns so viel herrliche Schätze, daß man sie kaum alle auf einmal erzählen; geschweige denn nach ihrem innerlichen Werthe gehörig erheben kann. Durch die genaue und gründliche Lehrart, welche hier durchgehends herrschet, wird der menschliche Verstand unvergleichlich geschärfet. Unwandelbare Grundsätze, sinnreiche Erfindungen erläutern, befestigen und vermehren alles, was uns die Weltweisheit lehret. Und was unternimmt man doch wohl wichtiges im gemeinen Wesen, wobey die mathematischen Wissenschaften ihren Nutzen nicht augenscheinlich beweisen?

Woher wissen wir die wunderbare Bedeutung und den mannigfaltigen Gebrauch aller Zahlen? Wer zeiget uns die eigentliche Größe, das Maas und die Schwere, die Verhältnisse und die Kräfte der Körper? Wer beschreibet uns den Lauf, die Ordnung und den Wechsel der Zeiten? Lehret nicht dieses alles die Mathematik? Und wie unendlich ist nicht diese Erkenntniß! Wie würde man vor Gerichte; wie würde man im Handel; wie würde man im gemeinen Leben fortkommen; wenn alle diese Dinge nicht bestimmet und ausgemachet wären? Was für nützliche und schöne Arbeiten, was für erstaunenswürdige Werke, ja was für seltene Wunderdinge werden nicht durch diese Kunst ausgeführet! Die bequemsten Wohnungen, die prächtigsten Palläste erwachsen aus zerhauenem Holze und zerstreueten Steinen. Dicke Mauren, unersteigliche Wälle umschließen und beschützen die Städte: Und der Donner des Geschützes verjaget alle Feinde aus den Grenzen des Landes. Die größten Lasten werden durch ein künstliches Werkzeug mit geringer Kraft fortgebracht. Hohe Berge verschwinden. Tiefe Seen vertrockenen. Die mächtigsten Ströme werden geändert, eingeschränkt und vergraben. Kleine Bäche werden zu gewaltigen Flüssen. Ja Aecker und Wälder verordnet man den Schiffen zur Straße; und den wildesten Fluthen des ungestümen Meeres setzet man Grenzen. Thorheit und Aberglauben, Furcht und Entsetzen entweichen aus den Herzen der Menschen. Die geschwänzten Sterne, die verfinsterten Lichter des Himmels, diese schreckensvolle Zeichen in den Augen des Pöbels, diese eingebildeten Vorbothen alles Unglücks und Jammers, verlieren ihre klägliche Bedeutung, ja sie werden zur Belusti-

gung und zum Vergnügen der Klugen. Wodurch aber geschieht dieses? Das Licht der mathematischen Wissenschaften gehet allenthalben auf, und bricht überall durch. Die Nacht des Irrthums und der Blindheit verbirget sich vor der Macht ihrer Stralen. So erreichet man viel leichter den Endzweck alles Umganges mit Menschen: So wird Ruhe, Sicherheit und Bequemlichkeit befördert, gestärket und unterhalten: So wächset die Erkenntniß und die Wohlfahrt der Bürger: So blühet die Zufriedenheit ganzer Völker.

Wenig Menschen besitzen so viel Fähigkeit oder Geduld, daß sie sich durch lauter Gründe überzeugen, daß sie sich durch bloße Lehren zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit antreiben lassen. Die meisten lassen sich durch eine eingebildete Unmöglichkeit von der wirklichen Ausübung ihrer Pflichten abschrecken, deren Billigkeit sie doch deutlich erkennen. Ja auch die allerklügsten sind zum öftern ganz unentschlüssig, welchen Weg sie erwählen sollen, wenn der Reichthum der Weltweisheit ihnen mehr, als ein Mittel, an die Hand giebt, ihren Zweck zu erreichen. Hergegen begreifen auch die Einfältigen die wichtigsten Lehren, wenn sie mit Exempeln erläutert werden. Die trägesten Gemüther werden angefrischet und ermuntert, der Vortrefflichkeit der Tugend auch nachzujagen, wenn sie sehen, wie glücklich andere dieses schon gethan haben. Und man kann mit viel größerer Sicherheit etwas zur Beförderung der gemeinen Glückseligkeit unternehmen, wenn man weis, daß dergleichen weiser Anschlag schon andern gelungen ist. Allein, woher nehmen wir dieses? Die Erkenntniß der Geschichte versorget uns mit allem dem recht überflüssig. Wie viel Nutzen können wir denn nicht

dem

dem gemeinen Wesen von derselben versprechen? Sie lehret uns wie ein Land in Aufnahme komme. Sie zeiget uns, was ein Volk meiden muß, das sich selbst nicht verderben will. Man betrachte nur, was sie von dem wunderbaren Wechsel des Glückes in den mächtigsten Reichen meldet; so wird man bald deutlich sehen, wie viel Gutes man bey ihr lernen könne.

Griechenland lebte in erwünschtem Wohlstande; es genoß der vollkommensten Ruhe; ja es war vermögend, der erstaunenden Macht der persischen Monarchie Troß zu biethen: So lange alle Bürger nach den Gesetzen ihrer weisen Stifter, so lange alle einzelne Republiken mit einander in beständiger Einigkeit lebten. Allein, eben dieses beglückte Griechenland nahm ab; Griechenland gieng zu Grunde; ein einziger König des kleinen Macedoniens war im Stande, alle Freyheit und Gewalt zu verschlingen, so bald die Laster der Bürger alle gute Ordnung, so bald die herrschsüchtigen Anschläge einiger Republiken den innerlichen Frieden und die allgemeine Ruhe zerstörten.

Was hat Rom ehemals so groß gemacht? Wodurch ist es hernach so entsetzlich gestürzet? Müssiggang, Wollust und Verschwendung waren anfangs gänzlich verbannet. Von Jugend auf wurde jederman zum Fleiße und zur Arbeit gewöhnet. Eine strenge Tugend wurde ihnen fast zur Natur. Der Eifer für die allgemeine Wohlfahrt belebte die Gemüther und bewiese sich in den herrlichsten Thaten. Eine unverletzte Gerechtigkeit, eine weise Sorgfalt, beschützeten die Unschuld, dämpfeten die Bosheit, regiereten die Bürger. Die gefährlichsten Anfälle, die grausamsten Feinde wurden durch Tapferkeit überwunden und durch Großmnth beschämet.

schämet. Also bahneten sich die Römer den Weg zu der größesten Glückseligkeit. Täglich wuchs ihre Macht. Bey allen Völkern erlangeten sie ein ungemeines Ansehen. Ihre Hoheit war ein Schrecken der Welt, und ihre Tugend machte sie bey allen beliebt. Von ganzen Völkern wurden sie zu Gebiethern, von Königen zu Richtern und Erben, angenommen, erwählet und eingesetzt.

Aber, alle diese Glückseligkeit verschwand zugleich mit ihrer Weisheit und Tugend. Der große Reichthum verleitete viele zum Prachte, zur Ueppigkeit, zur Wollust, zur Unmäßigkeit und zur Verschwendung. Auch die Armen folgten hierinnen der Thorheit der Reichen. Beyde strebeten mit zusammengesetzten Kräften nach ihrem Verderben. Allen Lastern wurde ein freyer Lauf verstattet, und alle Tugenden wurden verächtlich. Man hielt alles für erlaubt, was nur zur Wiedererlangung der verschwendeten Güter, was nur zur Sättigung der schändlichsten Begierden etwas beytragen konnte. Unter den Vornehmen wüteten Neid, Eifersucht und Verfolgung; und bey dem Pöbel rasten, Widerspenstigkeit, Aufruhr und Bosheit. Ein jeder wollte ganz allein Herr seyn, und kein einziger hatte Lust zu gehorchen. Und was konnte doch wohl daraus folgen? Lauter Streit und Unruhe, lauter Elend und Jammer, Rauben, Morden, Blutvergießen, und endlich ein völliger Untergang der römischen Freyheit. Wahrhaftig, klägliche Folgen verdorbener Sitten! O wie heftig rächest du deine Schmach, du verstoßene Tugend! Ist es möglich, daß das mächtigste Volk zu Sclaven werden muß, wenn die Laster erst die Herrschaft behaupten? Ja! das ganze Alterthum, so manche

che Begebenheit und Veränderung in den neuern Zeiten, das Schicksal aller Staaten und Länder bekräftigen diese Wahrheit. Die Tugend ist der Nutzen, das Laster ist das Verderben der Völker. Wichtige Lehre! die wir aber gar zu leicht vergessen, wo sie uns nicht handgreiflich, wo sie uns nicht recht lebhaft vor Augen gestellet wird. Können wir denn wohl der Wissenschaft zu viel Ehre anthun, welche uns so wohl unterrichtet, welche uns lehret, wie wir durch fremde Weisheit glücklich und durch anderer Schaden klug werden können? Wie viel tugendhafte Bürger, wie viel tapfere Helden, wie viel große Staatsmänner würden wir nicht aufzuweisen haben, wenn nur mehrere die Geschichte mit rechtem Fleiße lerneten. Wie fähig würde man nicht seyn, einen weisen Anschlag zu fassen, ein Unheil abzuwenden, einen Feind zu vertreiben, das gemeine Wohl zu gründen, zu befestigen und zu unterhalten; wenn man die Begebenheiten anderer nur gehörig betrachten, wenn man nur nicht zu träge seyn wollte, auf eine so leichte und so angenehme Weise für sein Vaterland zu sorgen und sich selbst zu verbessern.

Die schönste Vorbereitung ist vergeblich, wo nichts darauf folget. Und die kräftigsten Mittel sind zu schwach, ihren Endzweck zu erreichen, wo sie nicht gehörig angewandt werden. Was hilft es, daß die Dichtkunst die Menschen erwecket, beweget und aufmerksam macht? Muß nicht ein deutlicher und nachdrücklicher Vortrag den Unterricht und die Ueberzeugung vollenden und unterstützen? Sind wohl alle Menschen fähig, die gründlichsten Lehren selbst einzusehen? Haben sie alle Lust und Vermögen, aus unzähligen Thaten und Begebenheiten anderer, für sich selbst eine

Regel

Regel zu ziehen? Kann man wohl im gemeinen Wesen die Leute entbehren, welche jederman von den nützlichsten Wahrheiten, von den wichtigsten Pflichten zu belehren und zu überzeugen geschickt sind? Leisten nicht dieses alles die Redner? Darf man denn noch zweifeln, ob die Kunst einen Einfluß in die allgemeine Glückseligkeit habe, in welcher die nützlichsten Wissenschaften, als in ihrem Mittelpuncte, zusammen fließen?

Man muß die wahre Beredsamkeit noch gar nicht kennen, wofern man ihren ungemeinen Nutzen nicht zugeben will. Ein leeres Wortgepränge, eine künstliche Plauderey, eine unverschämte Fertigkeit, von den nichtswürdigsten Sachen ganze Stunden lang hochtrabend zu prahlen, mit sinnreichen Thorheiten die Einfalt zu belustigen, den Pöbel zu blenden: Das ist nicht die Kunst die wir rühmen. Eine solche niederträchtige Beschäfftigung wird billig von der Klugheit verachtet, und von der Gerechtigkeit aus den Grenzen aller wohleingerichteten Republiken auf ewig verbannet. Die wahre Beredsamkeit zeiget sich in einer ganz andern Gestalt. Sie gehet nicht mit bloßen Wörtern und Sylben, sondern mit den allerwichtigsten Sachen um. Die gründlichsten und heilsamsten Lehren der Weltweisheit, die merkwürdigsten und erbaulichsten Begebenheiten und Exempel aus der Historie, ja selbst das Feuer und die angenehmen Bilder der Dichtkunst, weis sie vernünftig miteinander zu verbinden und geschickt anzuwenden. Ihr Endzweck ist ein deutlicher Unterricht, eine kräftige Ueberzeugung der menschlichen Gemüther. Sie befestiget die Wahrheit, sie wehret allen Irrthümern: Sie kämpfet für die Tugend, sie bestreitet die Laster. Licht und Ordnung, Gründlichkeit und Nachdruck, Eifer

und

und Lebhaftigkeit sind ihre Waffen, und zur Belohnung ihres Sieges verlanget sie nichts anders, als die Weisheit der Thoren, die Besserung der Bösen, die Beschützung der Frommen, die Zufriedenheit aller Menschen. Herrliche Wissenschaft! Wer kann deiner entrathen? Und was für Thaten sollten dir wohl zu schwer seyn? Kann auch etwas im gemeinen Wesen besser, als durch dich, ins Werk gesetzet werden. Nichts darf sich dir ungestraft widersetzen: Alles wird von dir überwunden. Jederman muß zu dir seine Zuflucht nehmen: Und du bist stark genug allen zu helfen.

Die Einfalt irret: Man weist ihr den Weg. Der Glaube wanket: Er wird unterstützet. Der Spötter lachet: Man machet ihn zu schanden. Der Kluge zweifelt: Hier ist Ueberzeugung. Die Unschuld bebet: Wer soll ihr helfen? Die Bosheit wütet: Wer wird sie zähmen? Die Beredsamkeit allein ist vermögend, dieses alles zu thun. Die wildesten Menschen, die grausamsten Tyrannen, die mächtigsten Feinde, sind zu schwach, ihrem Arme zu widerstehen. Sie lehret, sie befestiget, sie vertheidiget Gottesfurcht und Religion. Durch sie stehen die Gesetze; Die Gerechtigkeit sieget; Die Wahrheit herrschet; Der Aberglaube verschwindet; Die Irrthümer sinken; Das Gute blühet. Das Böse verfällt; Verrätherey, Betrug, List und Falschheit werden entdecket, angeklagt, bestraft und verbannet. Frevler schämen sich. Und die größten Weltbezwinger werden durch die Gewalt der Beredsamkeit dennoch besieget.

Wer hält den Philippus auf, Griechenland zu bezwingen? Niemand macht ihm diese Arbeit schwerer, als der Redner Demosthenes. Catilina, der ganz

Rom

Rom verschlingen will, zittert, weichet, fliehet, entläuft: Und der mächtige Cäsar, dem die ganze Welt nicht widerstehen kann, wird besänftiget, wenn Cicero redet. Wie oft hat nicht dieser große Mann den Verlassenen geholfen, der Unart gewehret, die Gesetze beschützet, sein Vaterland in Ruhe erhalten? Und wodurch that er dieses? Durch nichts anders, als durch seine ungemeine Beredsamkeit. Glückliche Staaten! Sichere Länder! wo diese Kunst herschet. Preiswürdige Bürger! die ihr hierdurch euer Vaterland schützet, und euch selber verewiget. Höret auf zu fragen, ob die Beredsamkeit wozu diene, welche alles in allen ist: Eine Stütze der Wahrheit, ein Fallstrick der Lügen, ein Sporn der Tugend, ein Zügel der Laster, die Erretterinn der Unschuld, die Hülfe der Bedrängten, eine Geissel der Bosheit, die Ruhe ganzer Länder, die Beherrscherinn der Fürsten, ein Schrecken der Feinde. Ja, durch dich, o Beredsamkeit! große Königinn aller Künste! Mächtige Gebietherinn aller Sterblichen! durch dich wird man glücklich! durch dich blühet alles! durch dich, edle Wissenschaft, wird alles vollkommen!

Was meynet ihr anitzo, ihr bisherigen Verächter der freyen Künste? Heget ihr noch euren Irrthum? Ist noch etwas übrig, daß vermögend wäre, den schönen Wissenschaften ihre Ehre zu rauben? Habet ihr noch Hoffnung, euer Recht wider sie zu behaupten? Habet ihr noch Muth? Habet ihr noch einige Neigung, ihren Einfluß in die allgemeine Glückseligkeit zu leugnen, oder auch nur im geringsten in Zweifel zu ziehen? Kein einziger unter euch ist vermögend, unsere Gründe umzustoßen, oder selber einen Einwurf, der Bestand hat,

wider uns vorzubringen. Wie aber? Höre ich euch nicht schon heimlich wider mich murmeln? Ihr säumet noch, nachzugeben, da ihr doch nicht gewinnen könnet. Ihr wollt doch gerne noch etwas einwenden, ob ihr gleich die Wahrheit nicht widerlegen könnet. Die Redlichsten unter euch bringen Klagen vor; weil Gründe und Beweise sie gänzlich verlassen. Sie beruffen sich auf die Erfahrung: Diese soll dasjenige darthun, was sie aus der Sache selber nicht herleiten können. Man zeiget uns die Gelehrten, und man weiset uns auf die Länder, wo die Wissenschaften am allerherrlichsten blühen. Man nennet uns Leute, welche große Meister in der Gelehrsamkeit, und dennoch unnütze, ja wohl gar verderbliche Glieder des gemeinen Wesens seyn sollen. Man beschweret sich, daß die Völker öfters am allerunglückseligsten sind, wo die Wissenschaften mit dem größesten Eifer getrieben werden: Und man hält andere für weit glücklicher, welche insgesamt in ihrer natürlichen Wildniß und Unwissenheit ganz ungestört leben.

Wären alle diese Einwürfe so leicht zu behaupten, als zu sagen: So würde es mit unsern Sachen schlecht genug aussehen. Allein, was zwinget uns, den Muth sinken zu lassen? Haben unsere Wiedersacher schon einiges Recht, sich über uns zu erheben? Keinesweges. Welche sind denn die seltenen Völker, die ohne alle Wissenschaften glücklich und vergnügt leben? Wer eine viehische Wildniß, und eine unvernünftige Sorglosigkeit für eine wahre Zufriedenheit ansehen will; dem kann man seine eingebildete Glückseligkeit gerne gönnen. Aber auf der ganzen Erde wird man sich vergeblich bemühen, ein einziges Volk anzutreffen, welches ordentlich, ver-

nünftig, angenehm, ruhig und vergnügt lebet; und welches nicht auch seine wohleingerichtete Sprache, seine Dichter, seine Sternseher und Baumeister, seine Geschichtschreiber, seine Redner und Weltweisen hat. Wo sind doch die Völker, deren Wohlfahrt bey dem Reichthume der freyen Künste nicht zugleich mit gewachsen ist? Wo findet man ein Land, welches in der Blüthe wahrer Wissenschaften, den Untergang seines Glückes gefunden hat? Blieb nicht Griechenland unüberwindlich, so lange es eine Schule der Weisheit, und ein Sammelplatz aller Künste war? Brach nicht mit dem Verderben der Gelehrsamkeit auch das Verderben des gemeinen Wesens herein? Zu welcher Zeit stund Rom in dem größesten Ansehen, und wenn ist es am tiefsten gefallen? Lebte es nicht damals in der größesten Glückseligkeit, als es die reineste Sprache, die angenehmsten Dichter, die mächtigsten Redner, und die gründlichsten Weltweisen hatte? Verfiel hergegen nicht bald alle Herrlichkeit; so bald alle diese Wissenschaften rauh, ungeschickt und verächtlich wurden? Und was wollen wir sagen, wenn wir nur die großen Veränderungen recht betrachten, welche unser werthes Deutschland erlebet hat? Ist wohl jemals das gemeine Wesen verstörter und der Gottesdienst selber verderbter gewesen, als da in der Gelehrsamkeit lauter Blindheit, Verwirrung und Unordnung herrschete? Woher kömmt es, daß Staat und Kirche jetzo unendlich verbessert sind? Was macht es, daß wir jetzo weit mehr ordentliche, vernünftige und wohlgesittete Bürger, daß wir viel weniger ganz unwissende Menschen, oder recht verruchte Bösewichter unter uns finden? Haben nicht, durch den Segen des Himmels, die schönen Wissenschaften die-

dieses Licht angezündet, welches alles so vortrefflich erleuchtet?

Laß es seyn, daß manche sogenannte Gelehrten dem gemeinen Wesen nichts nutzen: Ja gesetzt, daß sie demselben vielmehr lauter Unheil zufügen: Muß man denn deswegen die Wissenschaften selber verbannen? Hat man ihnen diese Schuld beyzumessen? Das wäre ja die höchste Unbilligkeit. Werden Schwerdt und Waffen; ja, werden Speise und Trank deswegen für ganz unnützlich gehalten; werden sie deswegen wohl gar abgeschafft; weil so viele Menschen sich selbst, und andere dadurch unglücklich machen? Verachtet man deswegen alle Mittel der Gesundheit; weil zum öftern ein Betrüger ganz unkräftige, oder wohl gar giftige Dinge für gute Arzeneyen ausgiebt? Und wer tadelt deswegen einen unverdrossenen Lehrer; weil ein halsstarriger Schüler seinen treuen Unterricht nicht annehmen will? Warum soll es denn die Gelehrsamkeit entgelten, wenn sie von ihren unvernünftigen und lasterhaften Dienern entweyhet und gemisbrauchet wird? Was geht es sie an, wenn müßige Halbgelehrten sich um nichtswürdige Kleinigkeiten ihre ganze Lebenszeit zanken, wenn eigensinnige Wortforscher um eine einzige Sylbe, ja nur um einen einzigen verlohrenen oder überflüssigen Buchstaben, die ganze Welt in Unruhe setzen? Was kann die wahre Dichtkunst, was kann die Weltweisheit, was kann die Beredsamkeit dafür, wenn sich solche Leute fälschlich für Dichter, für Weltweisen und für Redner ausgeben, welche doch nichts anders, als Freunde der Thorheit und Beförderer der schändlichsten Laster, nichts anders als zänkische Grillenfänger, oder boshaftige Prediger des Unglaubens, nichts anders als hochtrabende Prahler, oder unnütze Wäscher

sind? Und wem hat man doch die Schuld beyzumessen, wenn die freyen Künste noch nicht allenthalben den Nutzen wirklich leisten, den sie versprechen? Gewiß nicht ihnen selbst: Sondern ihren Feinden, welche ihnen an so vielen Orten mit aller Macht widerstehen, und ihr Wachsthum verhindern. Man lasse sie nur ungestört fortgehen: Ja man befördere sie nach Vermögen: So wird man bald erfahren, daß dieselben keinesweges ihre alte Kraft verlohren haben, jedermann vergnügt und ganze Völker glücklich zu machen.

Nunmehro werdet ihr doch endlich schweigen müssen, ihr Feinde der Weisheit! euere Klagen müssen aufhören: Euer Trotz muß sich legen: Weil euch alle Waffen, weil euch alle Ausflüchte gänzlich benommen sind. Entschließet euch demnach bald, was ihr thun wollet. Seyd ihr willens, eure Mitbürger zu plagen, euer Vaterland zu verwüsten, euch selbst zu verderben: O so seyd ihr auf dem richtigsten Wege. Fahret nur fort auf dem schönen Pfade, worauf ihr getreten seyd. Es wird euch leicht seyn, euer unglückseliges Ziel zu erjagen. Der allgemeine Untergang wird unausbleiblich erfolgen. Denket nicht, daß ihr andre Mittel finden werdet, dieses Unheil zu verhüten, oder euren Schaden wiederum zu ersetzen. Unmöglich kann die Wohlfahrt eures Landes bestehen, wofern ihr die freyen Künste als unnöthige, als überflüssige, als unnütze, als schädliche Dinge aus demselben verbannet. Die verschmäheten Wissenschaften werden ihre Verachtung ganz gewiß an euch rächen. Ihr werdet euch vergeblich bemühen, zum Besitze einer menschlichen Glückseligkeit zu gelangen; ihr werdet dem unvernünftigen Viehe, und den wilden Thieren

ähnlich werden; ihr werdet euch selber verzehren, ihr werdet euch untereinander fressen und zerreissen, wofern ihr diese mächtige Beschützer der allgemeinen Ruhe, wofern ihr diese Seulen der wahren Weisheit, wofern ihr diese Lehrer guter Sitten, diese Quellen einer wahren Zufriedenheit muthwillig verstoßet. Schämet euch dieser Thorheit, ehe noch euer Elend vollkommen wird. Kehret um, verführete Seelen! damit eure Blindheit euch nicht endlich in einen Abgrund stürze, woraus keine Errettung ist. Ehret künftig die vortrefflichen Künste, die ihr bisher schändlich verspottet habt. Werdet selber treue Schüler der schönen Wissenschaften, die ihr bloß aus Unvernunft so einfältig beleidiget. Alsdenn wird euer Verstand allererst aufgekläret, euer Wille gebessert, euer Wandel richtig, euer Zustand glücklich, und eure Seele voller Zufriedenheit werden.

Rechtschaffene Verehrer der freyen Künste brauchen meiner Ermunterung nicht. Sie schmecken selber die Süßigkeit der edlen Wissenschaften, die ich erhebe. Daher ermüdet auch ihr Eifer niemals, in denselben noch immer weiter zu kommen. Der glückliche Fortgang, den das allerhöchste Wesen ihren Unternehmungen gönnet, der Nutzen, den sie schaffen, ihre eigene Zufriedenheit, und der Beyfall der Verständigen, sind ihnen die herrlichsten Belohnungen für die treuen Dienste, welche sie dem Vaterlande erweisen. Keine Feindschaft und Verachtung der Thoren ist stark genug, sie in ihren weisen Bemühungen im geringsten irre zu machen. Sie sehen vielmehr die Blindheit der elenden Leute mit Erbarmen an, welche es für eine Schande halten, sich selbst und andere klüger, tugendhafter, ruhiger und vergnügter zu machen. Sie leisten ihre Pflicht unver-

drossen, und ertragen ganz gelassen, was ihnen dabey wiederfähret: Weil sie wissen, daß doch endlich alles zur allgemeinen Glückseligkeit und zu ihrer eigenen wahren Ehre gereichen muß. Wohl euch, ihr erhabenen Seelen, die ihr Unverstand und Bosheit so tapfer bekämpfet! Die Weisheit, der ihr dienet, wird eurer Treue nicht unvergolten lassen. Lasset itzo die Einfalt euch verachten! Lasset Neid und Thorheit über euch spotten! zu seiner Zeit wird sichs zeigen, daß euer Fleiß dennoch rühmlich, und eure Arbeit dem gemeinen Wesen ersprießlich sey.

Deine Glückseligkeit, edles Sachsen! muß ich noch zuletzt rühmen. Du allein bist genug uns zu lehren, daß der Einfluß der schönen Wissenschaften in die allgemeine Wohlfahrt ganz gewiß und unwidersprechlich sey. Ganz Deutschland, ja fast ganz Europa verehret dich, als einen Sammelplatz aller Künste, als die Wohnung der Weisheit. Und du bist es auch in der That. Ja allen Wissenschaften zeigest du die allervortrefflichsten Lehren. Sprachverständige, Dichter, Redner, Weltweise, und alles, was man sonst nennen kann, alles ist bey dir anzutreffen. Auch den geringsten deines Volks bleibet Kunst und Wissenschaft nicht ganz verborgen: Und den Vornehmsten deines Landes ist sie nicht zu schlecht und verächtlich. Selbst deine Fürsten werden Freunde und Beschützer, Kenner und Verehrer der wahren Gelehrsamkeit. Was für Nutzen bringet nicht das deinem Staate? Wie blühet nicht dabey das Wohl deiner Bürger? In ihr ganzes Leben ergießet sich die Kraft der Wissenschaften, welche bey ihnen wohnen. Woher kömmt doch sonst die Klugheit und Scharfsinnigkeit: Woher kömmt die Wohlanständig-

keit

keit ihrer Sitten, welche ihre Thaten so rühmlich, ihre Reden so angenehm, und sie selber bey allen beliebt macht? Ziehet nicht der Ruhm deiner Lehrer alle Völker in deine Mauren? Erwecken diese nicht den allgemeinen Zulauf der Fremden. Selbst der Handel blühet und vermehret sich bey dir, durch den Fleiß der Gelehrten. Sie erfinden, sie lehren und vertheidigen deine weisen Gesetze. Durch ihre Sorgfalt ist vormals das Licht der göttlichen Wahrheit bey dir aufgegangen. Und so lange ihre Bemühungen ungehindert fortgehen, wird dasselbe nicht wieder verlöschen. Durch sie wirst du fähig, deinen Ruhm zu erhalten, zu erhöhen und zu vermehren, und deine Sicherheit wider alle äußerliche Anfälle mit Nachdruck zu schützen.

Fahre fort, gepriesenes Land, die Männer zu ehren, durch deren Eifer, dein Ruhm und deine Wohlfahrt noch täglich wächset. Aber vergiß auch niemals, für das Leben deines Fürsten gen Himmel zu flehen. Vergiß dieses am allerwenigsten, an dem frohen Feste, welches dem Andenken seines ersten Tages gewidmet ist. Und was für wichtige Ursachen hast du nicht, dich dieser Pflicht zu erinnern! Dein König schafft dir Ruhe, den schönsten Künsten ungestöhret nachzugehen. Deine Sorgfalt und Mühe läßt er nicht unbelohnet. Ja er selber machet Anstalt, deinen Endzweck zu erreichen, und deinen Fleiß noch mehr zn ermuntern. Das alles hast du, nächst der Güte des Allerhöchsten, seinem mächtigen Schutze, seiner Gnade, seiner Weisheit zu danken. Welch eine Schande! wo du bey dem allen unerkenntlich seyn willst. Allein, womit willst du danken? Was für ein Opfer kannst du ihm bringen? Nichts, als

treue Herzen: Nichts, als heiße Seufzer, und inbrünstige Wünsche.

Unendlicher Herrscher! Schütze du unsern König! deine Allmacht streite selbst für sein Heil! Vermehre täglich deine Gnade über sein hohes Haus. Deine ewige Weisheit lenke und segne alle löbliche Unternehmungen unsers theuresten Landesvaters! Laß alle Welt erfahren, daß du ihn gesalbet habest, die wahre Weisheit zu befördern, deine Ehre auszubreiten, und dein Volk zu regieren! Ja auch in den allerspätesten Zeiten, müsse Sachsens Wohlfahrt noch diese Wahrheit beweisen: Die Aufnahme der Wissenschaften und die Glückseligkeit der Völker sind unzertrennlich.

Auf

* *

Auf das Absterben

des Hochwohlgebohrnen Herrn

HERRN

Ernst Matthiä Borken

Commendantens zu Alt-Dreßden

von

Hanns Carl von Kirchbach.

Ich fühle Geist und Trieb, und Regung und Gewalt:
Wort und Gedanke wächst: mein Sinn wird dergestalt
Durch eine Kraft gerührt, durch solche Macht getrieben,
Als Dichter guter Art in ihren Liedern lieben.
Ich spüre schon den Zug, der jetzo mein Gemüth
Und den sonst schwachen Kiel zu höhern Werken zieht,
Um diesen treuen Dienst, den wir den Staat erweisen,
Als eine Dienstbarkeit, von edler Art zu preisen.

Ihr, die ihr Rang und Werth von tapfern Ahnen erbt,
Und ihren Wapenschmuck mit frischem Purpur färbt;
Ihr, deren Muth und Wunsch nach Kampf und Waffen ringet,
Nach Schlacht und Siegen strebt, und Furcht und Feind bezwinget:
Ihr, die des Gegners Fall zu Ruhm und Lust erhöht:
Ihr, denen Ehr und Glück vergnügt entgegen geht;
Und wenn das Feldgeschrey nun endlich ausgetönet,
Euch mit dem schönsten Zweig erkämpfter Palmen krönet.

Kommt her, kommt, sammlet euch um diesen Aschenkrug:
Hier ist die treue Faust, die sich mit Lorbern trug:
Hier ist ein edles Glied von eurem Heldenorden,
Hier ist der theure Bork, mein Bork versenket worden.
Was hilft doch aller Ruhm, der große Thaten schmückt,
Da die Vergänglichkeit auch ihn zu Boden drückt?
Was hilft die Tapferkeit mit ihren Siegeszeichen?
Der keinem Gegner wich, den zwingt der Tod zum Weichen.

Zwar, wer, wie Bork, entweicht, dem bleibt zuletzt das Feld:
Dem bringt die Flucht den Sieg. Bork lebte, wie ein Held.
Und dieß muß auch der Schluß von seinem Wandel sagen:
Wohl dem, der so, wie er, den letzten Feind geschlagen!
Dieß ist der Mittelpunkt, dieß ist sein höchster Preis.
Kommt, Musen, kommt behend, ich brauche Kunst und Fleiß,
Kommt, stärkt des Dichters Kraft, bis ihm ein Lied gelinget,
Das, wie des Griechen Lied, von dem Achilles, klinget.

Greis, den kein Eigennutz von Eyd und Pflicht entband,
Greiß, dessen Redlichkeit kaum ihres Gleichen fand,
Du wirkst mein Heldenlied. Wer in den Ehrentempel
Durch Treue treten will, der seh auf dein Exempel.
Ihr, die ihr Fürsten treu und hold gedenkt zu seyn,
Prägt euch den Lebenslauf des treuen Borkens ein.
Soll euer Adelstamm so, wie der seine, grünen,
So müßt ihr auch so treu, als der Erblaßte, dienen.

Was ists, daß man sein Schwerdt aus tapferm Eifer wetzt,
Den Feinden Abbruch thut, und sie in Schrecken setzt;
Wenn das Gewissen stets von stillen Wunden blutet,
Und man den Himmel selbst, als seinen Feind, vermuthet?
Ein wirklich edler Held muß, sonder falschen Schein,
Des Himmels wahrer Freund, der Laster Gegner seyn.
Kurz: Soll ihm einst der Weg zu Sieg und Ruhm gelingen,
So muß er erst sich selbst, und dann den Feind bezwingen.

Dadurch ward Borkens Ruhm so hoch empor gebracht,
Die Kenntniß seiner Pflicht hat ihn so stark gemacht:
Des Himmels Furcht und Gunst war sein Panier im Kriege,
Die Losung bey der Schlacht, die Beute nach dem Siege.
Wenn sein gestählter Arm durch Helm und Panzer drang,
Sein ungehemmter Fuß auf Wall und Schanze sprang,
Und wenn sein Muth zugleich der Feinde Macht gebunden,
Hat seines Glaubenskraft Gott selber überwunden.

Wer zählt die Proben nach, die diesen Ruhm bewährt?
Wer zählt das übrige, was Borkens Geist verklährt?
Und was man sonst an ihm, in schönerm Schmuck, erblicket,
Als wenn man Cäsars Haupt mit Stern u. Lorbern schmücket.
So hoch ihn Stamm und Blut im Adelstand erhob;
So hoch, und höher noch, stieg seiner Tugend Lob:
Weil ihre Regungen ihn so voll Eifer machten,
Als müßt er, was er war, erst noch zu werden trachten.

Wer kennt der Borken Ruhm und ihre Dienste nicht?
Ihr Ruhm wirft jetzo noch ein stralenreiches Licht,
Und einen Gegenschein von Segen, Ehr und Glücke,
Bis in die Mitternacht der ältsten Zeit zurücke.
Dieß blinkt und funkelt schon viel hundert Jahre lang:
Selbst Fama sagt davon in manchem Lobgesang,
Sie hilft der Sippschaft Ruhm durch ihre Väter krönen,
Und was? Sie spricht davon stets schöner in den Söhnen.

Grünt Stephans* Heldentreu nicht noch ohn Unterlaß?
Ist, was Andreas** dort, der Pommern Cyneas,

Durch

* Stephan Bork, hat in vielen Feldschlachten in- und ausserhalb dem römischen Reiche, vornehmlich im französischen Kriege, A. 1555. viel Ruhm erworben. Siehe Zugabe zum Stammbaum des Geschlechts der Borken, Bl. 22.

** Andreas Bork, ist Fürstl. pommerischer geheimder Kriegs-

Durch Treue, Rath und Witz für Glanz und Schmuck erworben,
Nicht, wie sein edler Trieb, den Erben zugestorben?
Was dem, der *** vor der Zeit das schwarze Trauerspiel,
Da Gustav-Adolph selbst auf Lützens Feldern fiel,
Mit tapferm Abscheu sah, von Muth und Treu getrieben,
Ist in Matthiens Ruhm gedoppelt schon beklieben.

Du bists, voll Ehr und Glück in Gott entschlafner Greis,
Du hieltest Helm und Schild, und aller Ahnen Preis
Nur für entlehnten Putz, und nur für fremde Sachen,
Und wolltest sie durch dich dir eigenthümlich machen.
Die Tugend zog dich selbst bey Hof und Waffen auf:
In beyden folgtest du der größten Männer Lauf:
Auf beyde pflanztest du, zum Nachruhm deiner Ahnen,
Der Treue Lorberstrauß, der Väter Ritterfahnen.

Dieß ist die edelste, die schönste Dienstbarkeit,
Die uns vom Pöbel zieht, der Eltern Glanz erneut.
Bey solcher Dienstbarkeit bricht man viel Siegesreiser:
Sie hebt ein alt Geschlecht bis an die höchsten Häuser:
Die Tugend wird geschützt; es geht die treue Hand,
Die Gott und Fürsten dient, mit Ruhm durch jedes Land:
Und Fremde, die so treu, als wie gebohrne Sachsen,
Die mögen ebenfalls bey unsern Schwerdtern wachsen.

Hat

Kriegs- und Landrath gewesen. Er hat auch den Ruhm hinterlassen, daß wie er im Herzen aufrichtig und wahrhaftig: Also habe er keinen Unfug leiden können, sondern ist solchem allezeit durch seine tiefe Einsicht und besondere Beredsamkeit zuvor gekommen. e. d. Bl. 34.

*** Adrian Borke, hat den König, Gustav Adolph, von Schweden in verschiedenen Feldschlachten als Edelknabe begleitet, ist auch bey dieses Königs Tod in der Schlacht bey Lützen in großer Gefahr gestanden.

Hat Sachsen, welches dich aus Norden an sich zog,
Und wo dein Glück bey nah die Hoffnung überwog,
Seit dem du es begrüßt, seit zehnmal sieben Jahren,
Nicht manche treue That von seinem Bork erfahren?
Der Churhut hat seit dem vier Prinzen ausgeschmückt,
Doch dein Verdienst um sie blieb immer unverrückt:
Es hat dich nach und nach, (vollkommne Tugendproben!)
Vom edlen Knabenstand zum General erhoben.

Wie rühmlich hast du dir den Weg darzu gebahnt!
So manches Beyspiel dich zum Folgen angemahnt,
So manches hat dein Trieb, voll Eifer und Vergnügen,
Wie dein Verdienst noch jetzt, den Nachruhm überstiegen.
Die Sprachen, Ritterspiel, und Stück- und Pulverkunst *
Erwarben dir so fort der größten Prinzen Gunst,
Nach welcher Wink du stets dein ganzes Thun gewöhnet,
Die deinen Fleiß gereizt, die deine Treu gekrönet.

Kaum kam dein muntrer Fuß mit Glück und Wohlergehn,
Von Maaß- und Seinenstrand, gleich Römern von Athen,
In Sachsen wieder an: So nahmst du Bley und Degen,
Und giengst und eiletest der Feinde Wuth entgegen.
Was deine Treu gewirkt, und was dein Arm bekriegt,
Wie oft der Feind verspielt, wie oft dein Fürst gesiegt,
Und alles überhaupt, was dir nebst ihm gelungen,
Das wird durch Famens Mund Europen vorgesungen.

Dort

---

* Ihro Churf. Durchl. Johann George II. haben aus besondern Gnaden ihn A. 1667. die Artilleriekunst lernen lassen, und als Er A. 1668. den 10. April die Feuerwerkerkunstprobe in des Churfürsten Gegenwart glücklich, und wohl abgelegt, haben sie ihm selbst einen Lehrbrief unter dero eigenen Hand und Churinsiegel gnädigst ertheilet.

Dort, wo der Saracen den Roßschweif ausgesteckt,
Die Mörderſehne ſpannt, das deutſche Reich erſchreckt,
Das hohe Wien berennt, den dicken Wall beſtreitet,
Und Blut, und Flucht, und Spott, und Band, und Tod erbeutet:
Dort halfſt auch du zugleich dem Anfall widerſtehn,
Der Barbarn Schwarm zerſtreun, der Sachſen Ruhm erhöhn.
Dort hörte man den Feind mit Graus und Zittern fragen:
Kann das ein Ritter thun; wie muß der Feldherr ſchlagen?
Ich ſehe noch, wie da Johann George focht,
Wie dieſes Löwenherz vor Eifer faſt gekocht,
Wie er ſich für das Reich mit Guth und Blut verbirget,
Wie Er voran gekämpft, wie du ihm nachgewürget.
Geprieſne Tapferkeit! die dort und ſo vielmal
Dieß alles ausgeführt, was Rath und Ruhm befahl:
Die ihre Siege zwar; doch keiner Wuth gewohnet,
Und, wie dein Kriegsheer that, der Ueberwundnen ſchonet.
So klingt dein Lebenslauf; jedoch wer hört dabey,
Wer hört, erblaßter Bork, und rühmt nicht deine Treu,
Die Treue, die bey dir des Königs Heil bewachet,
Und dich, ſo fremd du biſt, zum Patrioten machet?
Wie heilig war dir ſtets die Vorſchrift deiner Pflicht,
Und wie verhaßt ſodann, was dieſer widerſpricht?
Du hätteſt Blut und Herz für deinen Herrn gegeben!
Und ſtarbſt du nicht für ihn; ſuchſt du für ihn zu leben.
Dein König iſt es werth. O! Friederich Auguſt,
Welch Auge ſieht dich an, und ſieht nicht ſeine Luſt?
Welch Herze denkt an dich, und muß nicht hitzig wallen?
Wer hört, wer ſpricht von dir, und fühlt kein Wohlgefallen?
Man dient dir ſtets vergnügt; du herrſcheſt, kriegſt und ruhſt;
Doch alles, was du denkſt, und was du ſchaffſt und thuſt,
Das macht, daß Fried und Glück in Kirch und Staat bekleiben:
Und nichts iſt ſchimpflicher, als dir nicht treu verbleiben.

Du

Du brauchst nicht, uns mit Huld aus Vorsatz zuerfreun;
Dein Blick, dein Wort, dein Thun ist lauter gnädig seyn:
Die aber, die das Glück besondrer Huld erleben,
Die machst du doppelt froh; obgleich beschämt darneben.
Man weis, daß du auch hier dem Himmel ähnlich bist,
Daß keine Pflicht so groß, als deine Wohlthat, ist.
Man thu auch was man will, man sterbe deinetwegen,
So bleibt die Schuld doch stets dem Abtrag überlegen,
Dieß rühmtest du auch, Bork, Augustens Güte nach,
Dieß machte, daß kein Trieb dein Treu-seyn unterbrach.
Viel eher wolltest du dir und den deinen schaden,
Als irgend den Verdacht der Untreu auf dich laden.
Du fürchtest allezeit nach edler Seelen Pflicht,
Des Himmels Rächerhand. Wer Eid und Treue bricht,
Den kann die Strafe bald mit Blitz und Donnerkeilen,
(Recht! wem es also geht,) gewaltig übereilen.
Drum schrieb dein edler Sinn dir immer Regeln für,
Wie recht zu handeln sey, und du gehorchest dir,
Auch nicht das mindeste nur einmahl anzuheben,
Davon du nicht vermocht, gleich Rechenschaft zu geben.
So edel lebtest du; weil dich so Pflicht als Amt
Zur Treu und Redlichkeit und Tugend angeflammt,
Dein treugefließner Dienst war deine Kron und Zierde,
Und stets gehorsam seyn die höchste Ruhmbegierde.
Allein der Tod ist es, der diese Treu und Pflicht,
Die edle Dienstbarkeit nun endlich unterbricht.
Der macht, daß wir zuletzt den Göttern dieser Erden,
Die unsre Treu erkannt, im Sterben untreu werden.
Ach ja! da dein August, nunmehr erblaßter Held,
Dich stets getreu gehabt; da dich kein Gut, kein Geld
Von seinem Dienst enthielt: So ist es itzt geschehen,
Daß er sich muß von dir auf stets verlassen sehen.

Nicht

Nicht so? Entschlafner Greiß, dieß alles stehet fest,
So viel, als deine Treu dir Nachruhm hinterläßt;
So viel man auch an ihr vom Wachsthum wahrgenommen:
Ist ihr des Königs Huld doch stets zuvor gekommen.
Die nahm an Gröss, und Kraft, wie du, an Jahren, zu,
Sie gab dir Ehr und Glück, sie gab dir Lust und Ruh;
Doch wolltest du dafür was gleiches wiedergeben:
So müßtest du gewiß noch eins so lange leben.

Allein du stirbst nunmehr! doch wie vergnügt und groß!
Du ruhst dem Himmel itzt, wie vor dem Glück, im Schooß:
Und hast vor aller Welt den seltnen Ruhm erworben;
Wie Clitus dort gelebt; wie Gravellan gestorben!
Du stirbst an Ehre, Glück und Sieg und Leben satt.
Wohl! wer den Schauplatz so, wie du, betreten hat,
Daß Lob und Wahrheit selbst des Lästrers Lippen stopfen,
Und heimlich Neid und Feind noch in die Hände klopfen.

Jedoch was spricht nunmehr dein theures Haus darzu?
O! wie beklagt doch das den Hinfall seiner Ruh!
Was nützt der Jubeltag von deinem Myrtenfeste?
Für Myrten wachsen ihm itzt nur Cypressenäste.
Und also stirbst du auch den Deinen noch zu früh?
Wie sehn sie insgesammt? wie schmerzlich lernen sie,
Daß, wenn verjährter Schnee von hohen Bergen fließet,
Sich insgemein im Thal ein strenger Strom ergießet,

Wie weint Elisabeth, das Muster edler Treu!
Wie redlich ist ihr Schmerz! itzt lernt sie, was das sey,
In dir, erblaßter Bork, den Ausbund edler Gaben,
Gehabt, doch leider! itzt nur bloß gehabt zu haben.
Ach! Söhn, und Tochter sehn den ängstlichen Verlust
Mit Thränen kläglich an. Was drückt der Enkel Brust?
Wer hört nicht Land und Stadt und Hof und Festung klagen:
Ein tapferer Soldat wird hier ins Grab getragen.

Vergieb, gebeugtes Haus, auch meiner Pflicht hierbey,
Und daß der Schüchternheit gedämpftes Angstgeschrey
Das deinige verstört, und Lieb und Leid mich zwingen,
Dieß falbe Lorberblatt zu Borkens Gruft zu bringen.
Ich, der ich ihm vor dem ein Jubellied gebracht,
Empfinde, wie sein Tod die Wehmuth rege macht,
Und muß, da Zeit und Ort das Band der Zunge trennen,
Den Schmerz in meiner Brust durch Kiel und Hand bekennen.
Jedoch so sehr der Fall, o Greis, dein Haus erschreckt,
Mit Traurigkeit erfüllt, mit Nacht und Schatten deckt:
So muß es den Verlust doch freylich nun erleiden;
Du hast die Seligkeit und den Genuß der Freuden.
Es führt dein Alter an, das du erfüllet hast:
Denn solches wird zuletzt nur eine schwere Last.
Es preiset deinen Ruhm, den du bey uns erworben:
Du lebst bey jedermann, als ob du nicht gestorben.
Ich seh dich noch im Tod als meinen Lehrer an,
Von dem, Hochseliger, ich völlig lernen kann:
Wie man dem Könige soll treu und redlich dienen;
Mich dünkt, es ist dein Geist mir itzt darzu erschienen,
Der mich das lehren soll. Jedoch dein Lebenslauf,
Den dieses Lied erhöht, klärt meine Sinnen auf,
Und treibet mich so wohl, als deinen frommen Samen,
Dir, in Augustens Dienst, an Treue nachzuahmen.
Hier starret meine Hand: Hier fällt die Feder hin:
Hier fragt die Ewigkeit, warum ich traurig bin?
Und zeigt mir unsern Bork, in aufgeklärter Ferne.
Sein heitres Antlitz glänzt, sein Kleid beschämt die Sterne.
Sie prägt sein Bild auf Erzt: Sie rühmt es mir, und spricht:
Dort lebt, dort siegt mein Bork; Bork lebt und sinket nicht.
Denn seiner Treue Ruhm muß Tod und Fall verhindern,
Doch wer ihn selbst verlangt, sieht ihn in seinen Kindern.

Die Wohlthäter des Standes Zürich

von

Johann Jacob Bodmern.

Prof. in Zürich.

Ihr Stifter dieses Staats, die in den dunkeln Jahren,
Da Wissenschaft und Witz ein Spiel der Mönche waren;
Eh Hohenstaufen noch des Reiches Zepter schwang,
Und als dieß Heldenhaus mit Papst und Irrthum rang;
Der Freyheit schmalen Pfad, die wild und ungebunden
In Deutschland irre lief, durch stille List gefunden:
Wenn ihr für Zürichs Ruh die Nächte durchgewacht,
Und unter Zärings Hand dasselbe groß gemacht,
Auf daß die Nachwelt euch die Arbeit lobend zahlte,
Daß eurer Namen Glanz bis auf die Enkel stralte;
Wenn nicht ein besser Gut den Sinnen vorgeschwebt,
Ein Gut, das seinen Lohn auf eignen Schultern hebt;
So war die schöne Müh, in Ansehn eu'r, verdorben:
Denn eure Namen sind so wohl, als ihr, gestorben.
Das unerbittliche hartnäckigte Gerücht
Entzog uns euer Thun und Seyn aus dem Gesicht.
Gesetzt auch, daß einmal der selsame Gelehrte,
(Der die verstorbne mehr als Lebende verehrte,)
Von einem Namen noch ein Ueberbleibsel las,
Das auf der alten Haut des Wurmes Zahn vergaß:
So bleibts mit seinem Herrn im Cabinet verschlossen,
Vom menschlichem Gesicht und Umgang ausgestossen;

Und

Und kömmt es ungefähr ans Tageslicht hervor;
Wie zerrt der wilde Schall ein leckerhaftes Ohr!
Der rauhe Schweizer selbst, der sonst nicht weich gewöhnet,
Erschrickt und flieht davon, wenn solch ein Nam' ertönet;
Wenn Bruhunt, Gmyrser, Pfung am Haupt der Zwölfe stehn,
Und Futschin, Brosma, Leipsch im hintern Gliede gehn.
Alleine lasset euch den Schaden nicht betrüben,
Ob keine Sylbe ganz von euren Namen blieben;
Nachdem euch selbst der Tod in seinem Arm erdrückt,
Was traurt man, daß er auch die Namen hingerückt?
Hat euer wahres Lob der Wurm gleich längst zerbissen,
Und können wir nicht mehr die theuren Namen wissen;
Genießen wir doch stets die Frucht von eurem Seyn:
Ihr legtet zu dem Staat den Grund und Eckestein.
Der klugverfaßte Bau läßt uns noch heute lesen,
Daß seiner Macher Kopf mit Witz erfüllt gewesen.
Es war nicht seine Schuld, daß er zu Trümmern fiel,
Es war der Menschen Schuld, der tollen Ehrfurcht Spiel.
Wo lebt das weise Haupt, das einen Staat erfinde,
Der unzerbrechlich sey, verschlossen aller Sünde,
Wenn ein verruchter Mensch, den Geiz und Ehrsucht treibt,
Was zu der Herrschaft führt für wohlerlaubet glaubt?
Sie hielten sich zu hoch für die gemeinen Rechte,
Die wären nur ein Zaum für bürgerliche Knechte,
Und bänden nicht den Herrn, der sie im Hirn erdacht,
Und nicht nach der Natur, und Völkerrecht gemacht.
Von ihrem Ansehn voll, verdrüßig aller Schranken
Miskennten sie das Volk, dem sie es sollten danken:
Daher entstund ihr Fall. Brun nahm des Volks Partey,
Und lehrt es seine Kraft und jener Tyranney.
Er rief dem Volke zu, im Rathe Platz zu nehmen;
Die Ritter mußten sich mit einem Theil bequemen.

Er selbst vergaß sich nicht, und kartete das Spiel,
Daß schier die meiste Macht ihm in die Hände fiel.
Jedoch er brauchte sie zum Wachsthum nur des Standes,
Und kennte keinen Nutz, als nur des Vaterlandes.
Durch ihn ward Zürch ein Glied im alten ewgen Bund,
Der auf desselben Macht, als seiner Vormaur, stund.
Dadurch verdienet er ein Lob, das ewig funkelt,
Das Tetweyl nicht befleckt, und keine Nacht verdunkelt.
Brun ward ins Grab gelegt, indessen blieb der Staat;
Sein Geist kam auf das Volk und selber auf den Rath.

Das fünfte hundert Jahr fliegt über unsern Köpfen,
Noch regt uns Brunen Geist und läßt uns nicht erschöpfen.
Stört etwan einer ihn in seinem freyen Lauf:
Schwang er sich jederzeit vom Boden wieder auf.
In dieser Zeit gebahr die Stadt viel theure Väter,
An Weisheit, Gütigkeit und Tugend irdsche Götter;
Bey denen nie das Herz der Amtspflicht widersprach,
Die Brunen Staatsgebäu, wo es sich allzu schwach
In dem Gebrauche wies, aus Einsicht stärker machten,
Und zur Vollkommenheit, so weit es fähig, brachten,
Doch daß sein Fundament und die Verfassungsart,
So es von Brun empfieng, stets beybehalten ward.
Für dieses preiset Sie der jüngsten Nachwelt Samen,
Und nennet ehrfurchtvoll die ihm geliebten Namen,
Ein Dichter kleidt ihr Lob in manche Dichtart ein,
Und giebt, durch seinen Witz, ihm einen hellern Schein.
Zu schweigen dünket ihm ein Staats-und Amtsverbrechen,
Hingegen Pflicht, den Kopf und Reim zu radebrechen.
Auch mir stößt Pegasus, der seinen Reuter kennt,
Und keinen Zügel hört, den Kopf ans Firmament.

Dort, wo die Milchstraß Nachts mit Sternenlicht
gegründet
Sich, einem Gürtel gleich, um unsern Himmel windet,
Hat ehmals ein *) Poet durch seines Geistes Macht
Und fruchtbare Natur ein Land hervor gebracht;
Ein Land mit Glanz erfüllt, mit Schatten abgesetzet.
Nichts ist daran versäumt, was Aug und Nas' ergötzet.
Auch fehlt es diesem Land an seinen Menschen nicht.
Wer sein Geschlecht und Volk durch Wohlthun sich verpflicht,
Und es in seiner Pflicht sein bestes Glück gelehret,
Wer der Natur Geboth in Satzungen erkläret,
Das sonst unleserlich ein dunkler Buchstab bleibt,
Gesetzt obs ingeheim die Röth ins Antlitz treibt;
Fliegt an denselben Ort von dieser niedern Erden,
So bald er ledig wird der irdischen Beschwerden.

In eines stillen Thals beliebtem Aufenthalt,
Nächst einem grünen Zelt von einem Lorberwald,
Sieht man absonderlich die werthen Helden stehen,
Durch welche Zürich stieg, und paar bey paare gehen.
Die Liebe ihrer Stadt lebt noch in ihrer Brust,
Sie fühlen itzo noch an Zürichs Wohlfahrt Lust,
Und sehn auf seinen Staat mit sorgensvollem Blicke,
Betrübt in seinem Leid, erfreut in seinem Glücke.

(*) Opitz im dritten Buche der poetischen Wälder über den Abschied Erzherzogen Carlens von Oesterreich:

Es ist ein schöner Ort hoch über allen Lüften,
Der uns von fernen hier, aus diesen tiefen Klüften,
Scheint weiß zu seyn als Milch, in den ein jeder Held
Von Gott versetzet wird, nachdem er dieser Welt
Hat gute Nacht gesagt, hier sieht man prächtig stehen
Den großen Constantin. = = =

Was einem Staate Freund aus Untern machen kan;
Von Mehrung Volks und Gelds ein neuformirter Plan;
Des Rath und Volkes Band; die innerliche Schwäche;
Leiht ihnen mehrentheils Materie zum Gespräche;
Wie sich ein freyer Staat aus Einsicht Grenzen setzt,
Nach seinem eignen Maß sein Unternehmen schätzt;
Den größern unbekannt sie nicht zu nahe kennet;
Gern einem schwächern Freund ein streitig Stücke gönnet,
Das jenem vieles bringt, ihm selber nichts verschlägt;
Sich in sich selbst verhüllt, in sich sein Glücke trägt;
Wie dieß nur sicher ist, was man sich selbst kann geben;
Die Ruhe sich verliehrt durch heftiges Bestreben;
Wie oft ein Sieger selbst im Siegen unten liegt,
Sein Helfer erst den Feind und dann den Freund besiegt;
Wie Rom die halbe Welt in seine Macht bekommen,
Und die besiegte Welt zu Bürgern angenommen;
Athen sein ächtes Blut mit fremden nicht entehrt,
Und die Bezwungnen eh mit Schwerdt und Mord verheert;
Und was für Sätze mehr die Staateskunst erfindet,
Die sich auf die Geschicht der klügsten Völker gründet.
Dieß ist zu jeder Zeit in jenem Lorberwald
Ihr unerschöpflicher beliebtster Unterhalt.
Daneben sehn sie oft mit rückgewandtem Blicke
Auf die Begegnissen, die sie belebt, zurücke,
Ein jeder hält sich gern bey seinen Thaten auf,
Und stellt ein Stücke vor aus seinem Lebenslauf;
Erzählt, was er im Staat und Gottesdienst gebessert,
Womit er Zürichs Macht und Herrlichkeit vergrössert,
Mit was für Ungefäll der Zeiten er gekämpft,
Und in der Asche noch ein glimmend Feu'r gedämpft;
An welchem Ort sein Blut für Land und Recht geronnen;
Was für berühmte Schild und Fahnen er gewonnen.

In dieser Gegend kam der vierte Escher an,
Er drückt den großen Tritt auf die beblümte Bahn,
Indem er wundernsvoll die Erde dorten siehet,
Die ungewöhnlich schön mit fremden Blumen blühet.
Doch wird er mehr gerührt, und lieblicher bewegt,
Wenn er von Stück zu Stück sein Leben überlegt;
Wovon ihm vor dem Haupt manch schönes Denkbild schwebet,
Wie er für andre mehr, als für sich selbst gelebet.
Die Väter sahen ihn von ferne anwärts gehn;
Vergnügen nimmt sie ein, den werthen Mann zu sehn.
Mit feyrlichhohem Staat ward er da aufgenommen;
Man hieß ihn hier und dar aufs zärtlichste willkommen.

Der Herr erkannte bald, in der vermengten Schaar,
Die Helden, welchen er das Leben schuldig war;
Nebst andern, die er sich, seit seiner zarten Jugend,
Zum Vorbild vorgesetzt, entzündt durch ihre Tugend;
Den, welcher Cappels Schmach versenkt in tiefe Nacht,
Der die geglittne Stadt zum rechten Punct gebracht;
Die, so das Vaterland bey stiller Ruh erhalten,
Als Frankreichs Ludewig das deutsche Reich zerspalten,
Und zu desselben Fall sein ganzes Reich erregt;
Die Schweiz stund unbewölkt, am Anker, unbewegt;
Die, welche Berchtolds Stadt geeilet zu entschütten;
Als Leuenberg mit ihr um Nüchtlands Reich gestritten;
Daß er die Herrschaft ihr nicht aus den Händen wand,
Daß Oestreich in der Schweiz nicht späte Rächer fand,
Verwehrte mit der That der fromme Bundsverwandte,
Der ihr zum Schutze mehr, als gute Redner, sandte.

Er sah auch jene, die, von Zwingels Sinn geregt,
Der geistlichen Gewalt den Kappzaum angelegt;

Daß nicht der Menschen Lehr den Gottesdienst verdrünge,
Daß nicht die Hierarchie im Staat die Fahne schwünge;
Auch jenen, welcher lebt, als Zwingels Blut zerrann,
Der in dem Feld verlohr, im Cabinet gewann.

Er sah die, so die Schweiz vom deutschen Reich entbunden,
Das selbige vordem mit sich in eins gewunden
In seinem Würbel schleppt, und dahinwerts verschlug,
Wohin es die Gewalt des eignen Würbels trug:
Nicht anders, als die Erd im Anbeginne machte,
Daß ihr des Mondes Ball, als ihr Trabante, wachte,
Dieweil er im Begriff von ihrem Würbel stand,
Und gänzlich in der Macht der Erden sich befand.
Anietzo drehet sich die Schweiz im eignen Kreise,
Und bindet sich nicht mehr an eines andern Weise.
Sie macht den Mittelpunct von ihrer eignen Sphär,
Und rollet, wie die Sonn, auf sich alleine her.

Besonders sah er dort von andern unterschieden
Den hitzgen Stüsse gehn, mit sich nicht wohl zufrieden,
Dieweil er Friedrichs Grimm zur Unzeit aufgeweckt,
Daß er zum Bürgerkrieg die Fahnen ausgesteckt.
Grausamer Friederich! der selbst im Sterbbett wütet,
Und bey gesetztem Sinn Krieg zwischen Freunden brütet;
Weil er in Freundeshand die Mörderklinge spielt,
Die in der Freunde Brust mit doppeln Schmerzen wühlt.
Doch allzurasche Hand! die einem grimmgen Feinde
Sich allzuleicht gelehnt auf oft-bewährte Freunde.
Zwar Stüsse meynt es gut, das Schicksal widersprach,
Und kehrt in schlimmre Noth die vorgenommne Rach;
Als er aus blindem Zorn den Oesterreichern riefe,
Und sichrer bey dem Feind, als Bundsgenossen, schliefe,
Nachdem er lieber sich den Feinden unterzog,
Als unter Freundes Fuß den steifen Nacken bog.

Man konnte dazumal die Ritter von den Pfauen,
Mit Zürchern untermischt, in einem Truppe schauen.
Damit verlohre Zürch, durch eines Mannes Schuld,
Der Bundsgenossen Herz und langverdiente Huld.
Und was es da verlohr, Vertrauen, Huld, Verdienste,
Die Frucht von manchem Jahr, kam Nüchtland zum Gewinnste.
Wenn Stüsse bey sich selbst das Unglück überlegt,
Das er wohlmeynend that, wird all sein Blut erregt.
Er klagt sich selber an, und wünscht sich selbst zu meiden;
Nur Waldmann mag er noch zu seiner Seiten leiden,
Des Pöbels Götzenbild, der ihn anbethend ehrt,
Und mit derselben Hand, die ihn geweiht, zerstört.
Sie fielen beyde gleich, aus allzuviel Vertrauen,
Indem sie auf sich selbst und Freundesworte bauen.
Zu ihnen nahet oft der Bürgermeister Schön,
Und meynt an Treu und Fall den beyden gleich zu gehn.
Den Stüsse, wie er sagt, hat dieß verungelücket,
Daß er mit Oestreichs Volk die Schweiz und Zürch gedrücket;
Schön fiel, dieweil er sich zu eben dem verpflicht;
Und Waldmann, weil ihm dieß die Misgunst angedicht:
Und aller dreye Schuld ist meist daher geflossen,
Weil sie ihr Zürch beschützt vor seinen Bundsgenossen.
Also entbürdt sich Schön, und, wenn ihr ihme glaubt,
Verdienten Dank für Schimpf er und sein Ehrishaupt.
Wann Stüss und Waldmann ihn von Undank hören klagen,
So können sie ihm Gunst und Mitleid kaum versagen.
Mehr andre konnte dort der vierte Escher sehn,
Die wir aus Vorsatz hier mit Schweigen übergehn;
Sonst, eh wir sie gezählt, so würden dunkle Schatten
Den Himmel überziehn und diesen Tag bestatten.
Die Helden fragten nun den neugekommnen Gast,
Auf wessen Schultern itzt des Stands durchlauchte Last,

Des Volkes Wohlfahrt ruh, wer für die Bürger wache,
Und sich mit Gutes thun das Land verbindlich mache?
Der Herr that ihnen drauf, mit wohlberedtem Mund,
Des Staats verneutes Glück durch diese Worte kund:
Es fehlet Zürch noch nicht an wohlgeschaffnen Seelen,
So die Natur mit Fleiß versehen zum Befehlen,
Mit Hoheit des Verstands und Willens ausgerüst;
In deren Minen man den Ernst des Geistes liest;
Die vieler Völker Staat, Gesetze, Sitten, Wesen,
Besondrer Weisheit Art und Tugenden gelesen;
Die eines jeden Pflicht nach seinem Amt und Stand,
Und Alter, und Geschlecht gelernet und erkannt;
Die auch das Zärtliche von einem Verse fühlen,
Und vom Carpzove matt mit Brockes lehrreich spielen.
Auch lebt noch mein Gefährt im Bürgermeisterthum;
Was Cicero gethan, entzündt durch Ehr und Ruhm,
Thut dieser, seine Pflicht und Neigung zu erfüllen,
Und folgt der Tugend nach, nur um der Tugend willen,
Mit still-doch starkem Schritt; wär gleich der Nachruhm nicht
Der Tugend Erb und Theil, er folgte Herz und Pflicht.
Wie aber soll ich itzt den großen Mann erheben,
Dem Zürichs Glückesstern dieß, jüngst mein, Amt gegeben?
Für diesen Geist gehört die männliche Gestalt; *
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt freundliche Gewalt,
Die unbewachte Thür steht Fremdlingen auch offen,
Und einen Blick von ihm kan der Geringste hoffen,
Sein Ansehn könt vom Recht, sein Wort wird ihm zur Pflicht,
Er ist sein selber Herr und seiner Bürger nicht:
Fiel gleich der Glanz von ihm, er würde nicht gemeiner,
Denn wir sind gegen ihn auch in dem Innern kleiner;
In dem erhabnen Haupt ruht ein gesetzter Sinn,
Ein wohlbereichert Hirn und kluge Ordnung drinn.

* Parodie.

Er

Er that noch mehr hinzu mit süßberedter Zungen,
Die Worte legten sich in Sätze ungezwungen,
Der schöne Ausdruck war stets den Gedanken gleich,
An Worten war er kurz, und an Gedanken reich.
Doch graut mir, seine Red in Versen nachzusprechen:
Ich fürchte, ihre Kraft aus Blödigkeit zu schwächen.
Oft welz ich den Begriff im Kopfe hin und her,
Und dehne Wort und Reim die Läng und über Quer;
Wenns doch nicht fließen will, so laß ich Zorn und Gallen
Auf das gezwungne Spiel des Sylbenmaßes fallen.
Zu sagen, was ich denk, erlaubt dasselbe nicht,
Das in sechs Gliedern geht und in der Mitte bricht;
Am Körper lang genug, behülflich desto minder,
Mit Füssen wohl versehn, doch darum nicht geschwinder.
Die deutsche Sprachart ist von langen Wörtern voll,
Und läuft in lange Sätz; ein Metrum steht ihr wohl,
Das sie geraumer setzt, und nicht so enge schließet.
Der Bruch hemmt ihren Lauf, daß sie nur langsam fließet;
Nicht anderst schleppt ein' Schlang, an einer warmen Bach,
In mitten durchgebohrt, den Schweif beschwerlich nach.
Poeten, die ihr noch an Lethens Ufern schwebet,
Nur in der Möglichkeit und nicht im Wesen lebet,
Wenn einst der Schickung Wort, das immerfort gebiehrt,
Euch aus dem öden Thal des Undings rufen wird,
So nehmt Hofmeisters Lob auf eure starken Flügel,
Und sprechts den Musen vor an des Parnassus Hügel:
Bemächtigt euch des Stoffs zu niegepflückten Preis,
Der nur auf einen harrt, der ihn zu bilden weis.

Auf die Vermählung des Freyherrn von Boetzelaer mit der Fräulein von Stöcken von M. Georg Christian Ibbeken.

Ein aufgeblasnes Nichts, des Hochmuths eitler Schein;
Soll das ein hoher Stand, soll das der Adel seyn?
Nein! nur die Einfalt pflegt den Blick darauf zu wenden:
Ein Weiser läßt sich nicht durch solche Thorheit blenden.

Was hilfts, daß Hypsogen den steifen Kopf erhebt;
Da doch sein matter Geist nur stets am Staube klebt.
Daß Schild und Name noch den hohen Ursprung zeigen;
Da seine Sitten sich zum tiefsten Pöbel neigen?
Was hilft es, daß sein Mund von altem Adel pralt?
Daß seiner Ahnherrn Schaar ihn manchen Saal bemalt?
Daß die Geschicht uns noch von seines Hauses Helden
Viel Gutes angemerkt, viel seltne Thaten melden?
Was hilft dem Praler das, daß er von ihnen stammt,
Da doch in seiner Brust kein edles Feuer flammt?
Da seine Dunkelheit der Väter Glanz verdecket,
Und seiner Laster Schimpf den alten Ruhm beflecket?

Zur Schande dient es ihm, zum Spott vor aller Welt:
Daß ein so wildes Reis von edlen Stämmen fällt.
Ja Momus spricht wohl gar: Sein Ursprung sey erlogen,
Und seines Witzes Rest von Würmern ausgesogen.

Verkreuch dich, armer Held, mit der erborgten Pracht,
Die bey den Klugen dich nur zum Gelächter macht!
Dein Adel muß sich erst in besserm Putze zeigen:
Dann wird man sich im Ernst aus Ehrfurcht vor dir beugen.

Doch seht! dort zeigt sich schon ein so erwünschtes Licht!
Seht, welch ein seltner Glanz stralt uns ins Angesicht!
Dort prangt ein edler Zweig vom edeln Stamm entsprungen,
Dem aller Adern Gang ein munters Blut durchdrungen:
Ein Zweig, wo Blüht und Frucht den hohen Ursprung zeigt,
Und der durch eigne Kraft noch immer höher steigt;
Den sein erhabner Geist vom Pöbel unterscheidet;
Der stets der Weisheit folgt; der alle Thorheit meidet;
Der mit Verstand und Muth nach wahrem Lobe ringt,
Und durch des Himmels Trieb der Laster Brut bezwingt;
Der nicht mit Ahnen pralt: Nein, selbst sein Stammhaus ehret;
Weil er den alten Ruhm mit neuer Tugend mehret:
Das heißt ein rechter Held, der so das Alterthum
Erhebt und übertrifft, das ist des Adels Ruhm!
Den müssen Volk und Land für ihren Schutz erkennen,
Und Feind und Neider selbst verehrungswürdig nennen.

Dir, dir gebührt dieß Lob vollkommen edles Paar!
Du stellst das schönste Bild vom wahren Adel dar!
Du darfst an Großmuth nicht den größten Seelen weichen;
Und doch darf auch vor dir die Demuth nicht erbleichen.

Wie prächtig stralt dein Glanz, erhabner Bräutigam!
Ganz Holland kennt und ehrt den ungemeinen Stamm,

Der

Der großen Boetzelaers: Von dem bist du entsprossen,
Von dem ist Stand und Blut und Geist auf dich geflossen.
Die Hoheit der Geburt war zwar dein erstes Glück:
Doch Stand und Ueberfluß hielt nie den Fleiß zurück:
Nein! Tugend und Verdienst, die mußten dich erheben,
Die haben dir den Preis bey deinem Volk gegeben.
Das Wohl des hohen Staats ruht mit in deiner Hand;
Du wohnst der Sorgfalt bey, womit dein Vaterland
Die Freyheit fest erhält, den Handel weiter treibet,
Und vor der Feinde Wut beschützt und ruhig bleibet.

Doch, ach! wie strauchelt oft der allerstärkste Geist,
Wenn ihn der Liebe Macht in ihre Fesseln reißt!
Dein aufgeklärter Witz weis auch hier nichts von Fehlen:
Du kannst, im Lieben selbst, nichts als das Beste wählen.
Kein blendend Afterlicht bezaubert deine Brust:
Die Braut, die dich entzückt, ist selbst des Himmels Lust,
Ihr hoher Ursprung war mit deinem schon verbunden;
Und so wird auch ihr Geist dem deinen gleich befunden.

Ihr Dichter, deren Fleiß das Kleinste nicht vergißt,
Was schön und sonderbar und lobenswürdig ist,
Ihr mögt hier emsig seyn, und eure Kunst beweisen,
Den äußerlichen Glanz der schönen Braut zu preisen;
Besinget ihren Stamm, erhebt der Glieder Pracht,
Beschreibt den holden Blick, der sie so reizend macht:
Mein Kiel erstarret schon, da er sich nur ihr Wesen,
Und ihres Geistes Kraft zum Gegenstand erlesen.

Der Eltern kluge Zucht und eignes Tugendbild
Hat ihr vollkommnes Kind mit reger Lust erfüllt,
Den Lastern zu entfliehn, die Thorheit zu verlachen,
Sich selbst durch Witz und Kunst und Tugend groß zu machen,

Der deutschen Treue bleibt das freye Herz geweiht:
Und doch prangt Wort und Schrift mit Frankreichs Zierlichkeit.
Wie manches saubre Werk ist ihrer Hand gelungen!
Wenn hat ihr Saitenspiel nicht Ohr und Herz bezwungen?
Der Unschuld reinster Schmuck, der ihren Wandel ziert,
Die edle Munterkeit, die man an ihr verspürt,
Bezaubern jedermann: Der Höchste muß sie ehren,
Und auch der Tiefste darf nicht furchtsam von ihr kehren.

Das alles, großer Mann, das hat auch dich bewegt,
Daß sich dein starker Geist in ihre Fesseln legt.
Sonst giebst du keinem nach: Itzt läßt du, voll Vergnügen,
Von deiner Heldinn dich als Eigenthum besiegen.
Jedoch, du siegest auch, indem sie dich bezwingt;
Weil sie sich selber dir zum Gegenopfer bringt.
O doppelt schöner Sieg! Wer soll den Preis erlangen?
Ihr Beyde sollt euch stets mit gleicher Lust umfangen?

Unendlich hohes Gut! von dem die Regung stammt,
Die dieß vollkommne Paar mit reiner Brunst entflammt:
Dein Rath hat sie vereint! dein Arm muß sie beschützen!
Kein Unfall darf auf sie und ihren Samen blitzen!

Auf! edle Bataver! Holt sie mit Jauchzen ein!
Laßt sie und ihr Geschlecht euch stets zur Zierde seyn!
Glück zu! ruft Oldenburg: Denn auch sein Ruhm muß steigen;
Da Hollands Häupter sich zu seinen Töchtern neigen.

Von der
Gemeinschaft gelehrter Gesellschaften,
an HERRN
M. Johann Georg Lottern,
als er Profess. der Beredsamkeit
in Petersburg wurde
im Namen der deutschen Gesellschaft zu Leipzig
abgelassen von
M. Fried. Wilh. Stübner.

Hochedelgebohrner und Hochgelahrter,

Hochgeehrtester Herr Professor,

Unsere deutsche Gesellschaft hat schon seit einiger Zeit auf eine bequeme Gelegenheit gehoffet, bey welcher sie eurer Hochedelgebohrnen denjenigen Dank öffentlich abstatten möchte, den dero Gütigkeit gegen dieselben verdienet. Eure Hochedlgebohrne haben ihre Versammlungen fast fünf Jahre lang aufs fleißigste besuchet: Seit dem nemlich die Gesellschaft dieselben unter ihre Mitglieder zählen kann. Diejenigen, welche darinnen zugegen gewesen, wissen am besten, mit was für Eifer dieselben für das Wohl der ganzen Gesellschaft jederzeit besorgt gewesen. Doch

können

können auch andre, die nicht eben zu unsrer Zahl gehören, Zeugen davon seyn. Dero deutsche Schriften sind die unverwerflichsten Proben derjenigen Fähigkeiten, die eure Hochedelgebohrne zur Beförderung unsrer gemeinschaftlichen Absichten unermüdet angewendet haben. Unser Bücher Vorrath konnte sich schon, vor dero Beytritte zur Gesellschaft, eines ansehnlichen Zuwachses rühmen, den ihm dero Freygebigkeit verschaffet hatte. Nachher aber und bis itzt hat er sie in so reichem Maße erfahren, daß solches alleine die ganze Gesellschaft zu einer öffentlichen Dankbezeigung verbinden könnte; wenn auch alle übrige Vortheile nicht gerechnet würden, welche ihr eure Hochedelgebohrnen zugewendet haben. Kurz: Dero Gegenwart und Person, Gunst und Arbeiten, Freygebigkeit und Gelehrsamkeit haben uns und unserem Vorhaben mehr als auf eine Art Ehre und Vorschub gebracht. Bey so vielen Gründen zur Dankbarkeit habe ich nicht nöthig, an dero Verdienste um die gelehrte Welt überhaupt, zu gedenken. Sie haben vor denen um unsre Gesellschaft, unter andern auch darinnen einen merklichen Vorzug, daß sie nun von der weisen Vorsehung mit einer so reichen als würdigen Beförderung belohnet werden. Die letzten können von uns mit nichts anders erwiedert werden, als mit einer herzlichen Beyfreude über das verdiente Glücke, das Denenselben zu Theile geworden ist, und mit einem eben so aufrichtigen Glückwunsche zu demselben und zu der Reise, welche dieselben nächstens antreten werden. Es ist mir von der Gesellschaft aufgetragen worden, diese Regungen der Dankbarkeit und des Wohlwollens, welche das Gemüthe aller Glieder eingenommen haben, eurer Hochedelgebohrnen in einem gedruckten Schrei-

ben anzuzeigen. Hätten dieselbe nicht alle Mitglieder einer gleich genauen Freundschaft gewürdigt: So wollte ich wünschen, daß die Vollziehung dieser Schuldigkeit einem aufgetragen worden wäre, der weniger Freundschaft von denenselben genossen hätte, als ich; oder der wenigsten nicht so lange mit denenselben in Vertraulichkeit zu stehen, die Ehre gehabt hätte. Ein solcher würde dero gute Eigenschaften mehr nach Würden beschreiben können, als mir erlaubt ist: Er würde weiter als ich von dem Verdachte entfernet sey, als würde er von Freundschaft und Gewogenheit zu einem Bekenntnisse veranlasset, daran die Höflichkeit mehr Theil hätte, als es der gegenwärtige Fall erlaubet.

Um eurer Hochedelgebohrnen bekannte Bescheidenheit durch eine diesesmal unnöthige Erzählung von dero allgemein erkannten Verdiensten nicht zu beleidigen, habe ich mir vorgenommen, denenselben einige Gedanken von dem Ursprunge der Akademien der Wissenschaften, wieder zu Gemüthe zu führen. Sie sind aus den ersten öffentlichen Reden entlehnet, die bey Eröffnung der feyerlichen Versammlungen gehalten worden, welche eben die Kaiserliche Academie der Wissenschaften zu Petersburg, in die Eure Hochedelgebohrne aufgenommen worden, jährlich anstellet. Dieselben haben sie schon sonst, wie ich weis, nicht ohne Vergnügen gelesen. Ich hoffe, daß es meiner Schrift, die ihren Beyfall erhalten muß, zum Vortheile gereichen werde, wenn der vornehmste Inhalt derselben schon einmal fähig gewesen ist, denenselben zu gefallen. Wäre ich eben so gar strenge an eine Rechtfertigung meiner Wahl gebunden: So könnte mir die gute Gelegenheit zu allerhand Betrachtungen zu statten kommen, die ich bey

dieser

dieser Materie über dero vortheilhafte und wichtige Veränderung anstellen kann. Vielleicht misfällt auch mein kurzer Auszug aus einer lateinischen Rede einem deutschen Leser nicht, dem etwa dieses Blatt in die Hände gerathen möchte.

Es ist fast kein Zweifel, daß nicht einmal eine Zeit gewesen seyn sollte, darinnen sich gar niemand um die Erkenntniß der verborgenen Ursachen von Dingen bekümmert hätte, die man mit den Sinnen wahrnimmt. Sollten wir den Muthmaßungen der bloßen Vernunft trauen: So würde man diesen Zustand vielleicht in die allererſten Zeiten der Welt setzen. Es giebt aber Gelehrte, die aus der Offenbarung das Gegentheil wissen wollen, und den ersten Menschen, wo nicht zum größten, doch auch nicht zum geringsten Weltweisen machen. So gewiß diese letzten Gedanken von einigen zu weit getrieben werden; so sicher kann man auch annehmen, daß diese Philosophie des ersten Menschen, sie mag groß oder geringe gewesen seyn, sich, wie der wahre Dienst Gottes, bey den Nachkommen fast gänzlich verlohren habe. Wenig Völker, die das Glück einer äußerlichen Offenbarung nicht genossen haben, wissen ältere Philosophen aufzuweisen, als die Griechen, mit ihren beruffenen sieben Weisen, thun können. Diese haben nicht sowohl durch ihr Erkenntniß, als dadurch den Namen der Weltweisen verdienet, daß sie ihre Nachkommen durch sinnreiche Sprüche auf dasjenige, damals noch unbekannte Ding, aufmerksam gemacht haben, das wir nun mit dem Worte: Weltweisheit, benennen Alle Erkenntniß ist von schlechtem Nutzen, und kurzer Dauer, wenn sie nur bey wenig einzelnen Personen bleibet. Man sah daher bald die Nothwendigkeit ein,

Schulen aufzurichten. Dieses war das bequemste Mittel, neue Weltweisen zu ziehen, und den Umfang der natürlichen Erkenntniß zu erweitern. Diese ersten Weltweisen eröffneten ihre Schulen aus eigenem Antriebe, und ohne daß sie von der Obrigkeit dazu gedungen wurden. Vermuthlich sind in allen Wissenschaften diejenigen Schüler die ältesten, die ohne Entgeld, aus bloßer Begierde, die Wahrheit fortzupflanzen, gelehret wurden. Das gemeine Wesen hat sich selbst einen ansehnlichen Theil seiner Macht, so zu reden, entzogen, und den Regenten in die Hände geleget. Was war demnach billiger, als daß die Obrigkeiten hinwiederum einen Theil der ihnen anvertrauten Gewalt auf die Ausbreitung nützlicher Wahrheiten verwendeten? Die Gunst, welche sich einzelne Weltweise bey großen Herren erworben hatten, hat in den ältern Zeiten der Gelehrsamkeit insgemein, viel genutzet; in den neuern aber die Aufrichtung niederer und hoher öffentlicher Schulen, die Obrigkeiten zu Vätern der Gelehrsamkeit gemacht. Ueber der Mittheilung entdeckter Wahrheiten hat man vergessen, die heilsamen Absichten der Fürsten ganz zu erfüllen. Um diejenige zu unterrichten, welche sich lernens wegen auf dergleichen Schulen begeben hatten, wiederholte man von Zeit zu Zeit die Lehren der Vorgänger. Man dachte dabey wenig ans Weitergehen. Man erleichterte den Schülern die Arbeit durch bequemere Lehrbegriffe, in welchen der ganze Inhalt der Gelehrsamkeit, als in seinen Schranken, verschlossen blieb. Es ist merkwürdig, aber ganz natürlich, daß einzelne Personen auch hier den Anfang zu einer fernern Verbesserung des Zustandes der Weisheit machen mußten. Ein Kepler in Deutschland, ein Galilăi in Italien, und ein Des Car-

res in Frankreich, überwanden die Gefahr, welche die Entdeckung neuer Wahrheiten damals begleitete. Ihr Beyspiel belehrte die Welt, daß die Quelle der Wahrheiten weder erschöpfet, noch versieget sey. Kaum sah man die Bahn, auf der man weiter gehen könnte; so fühlte man das Unvermögen, alles Denkwürdige anzumerken, so lange ein jeglicher nur einzeln diese Straße wandeln würde. Es war wiederum nicht die Sorgfalt und Vorsicht der Fürsten, sondern der freywillige Eifer etlicher Privatpersonen Schuld daran, daß sich viele Gelehrte untereinander vereinigten, die zur Entdeckung neuer Wahrheiten mehr durch einen innerlichen Beruff, als durch äußerliche Vortheile aufgemuntert wurden. Zu Paris und Oxford thaten sich Gesellschaften gelehrter Männer hervor, welche kein Befehl der Obern, sondern bloß die Lust an dem Wachsthume der Gelehrsamkeit, zusammengebracht hatte. Die Bürger der Republiken haben sich sehr wohl vorgesehen, da sie die Sorge für das gemeine Beste gewissen Oberherrn aufgetragen haben. Dieses wissen und erfahren wir an vielen wichtigen Proben. Ist dieses nicht auch eine, daß sich die Regenten dieser Privatgesellschaften gar zeitig annahmen, und solche Zünfte ihres Schutzes würdigten? Theilten sie nicht also den Ruhm des durch sie beförderten Wohls aller Bürger mit diesen deswegen vereinigten Gelehrten? Zeigten sie nicht der Welt mit ihrem Beystande, daß es ihnen, nach entdeckten Mitteln zur Beförderung der Gelehrsamkeit, nicht am Willen fehle, zu einem so heilsamen Endzwecke behülflich zu seyn?

Endlich stellten sich die gesegneten Zeiten ein, da die mächtige Sorgfalt hoher Häupter den schwachen Bemühungen der Privatpersonen, in Erhöhung

der Gelehrsamkeit, zuvorkam. Nach einem Groß-herzoge zu Florenz, stifteten ein unvergleicher Friedrich, und ein großer Petrus, Gesellschaften zum Aufnehmen der Wissenschaften, da ihre Vorgänger nur schon errichtete Societäten gut hiessen und beschützten. Jenen Churfürsten von Brandenburg hat kaum eine neue königliche, und diesen Großfürsten von Rußland kaum eine angenommene kaiserliche Krone, nebst allen Heldenthaten im Kriege, und andern weisen Anschlägen im Frieden, der Welt werther und merkwürdiger gemacht, als diese neue Art, die Wissenschaften höher zu treiben. Diese unschätzbare Regenten haben diejenigen freyen Regungen durch einen süßen Zwang überwunden, mit denen Gelehrte an dem Aufnehmen der Wissenschaften arbeiten können. Diese Herren haben der gelehrten Welt Gesetze vorgeschrieben, wornach man sich zum Besten der Gelehrsamkeit richten sollte; da die Fürsten vorher gleichsam gewohnt waren, erst von den Gelehrten dergleichen Gesetze anzunehmen. Sie haben die Liebe zum Erfinden nicht bloß gestärket, sondern erreget. Nunmehr wurden die Gelehrten bey dem Baue der Wissenschaften nützliche Werkzeuge in der Hand der Fürsten; da vorher, wider die Ordnung der Natur, bey nahe das Werkzeug den Meister getrieben hatte. Wir leben nun in der frohen Zeit, da Regenten in Beförderung der Gelehrsamkeit fast nicht mehr auf die Vorschläge ihrer Unterthanen warten, sondern gar Ausländer zu sich ruffen, um die Einheimischen aufzuwecken; da sonst in diesem Stücke das Haupt fast von dem Winke seiner Glieder regieret wurde.

Keine Glückseligkeit endlicher Dinge kann so groß werden, daß sie eines fernern Zuwachses unfähig wäre.

Da-

Daher ist die Frage weder verwegen, noch unnütze, ob man bey der erstbeschriebenen Vollkommenheit unsers Zustandes, was den Fortgang in Wissenschaften anbetrifft, auf eine weitere Verbesserung hoffen dürfe? Die allgemeinen Gründe von der Vollkommenheit der Geschöpfe zeigen uns, wiewohl manchmal von weiten, und sehr dunkel, noch immer viele Grade zu übersteigen. Wir bleiben, auch bey erreichten hohen Stuffen, nach der Art umschränkter Creaturen, von dem Gipfel der Vollkommenheit, in allen unsern Umständen immerdar noch entfernet. Hier gilt es nicht sowohl Erreichens, als Näherns.

Hochgeehrtester Herr Professor, ich weis, daß wenigstens sie, nach ihrer Einsicht in die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der menschlichen Erkenntniß, billiger, als vielleicht andere Leser, seyn werden. Sie werden mirs nicht verargen, wenn ich mich wage, über die bisher bemerkten Grenzen noch einen kleinen Schritt zu thun; wenn ich der beschriebenen Glückseligkeit noch einen kleinen Zuwachs anwünsche. Ist nicht noch dieses übrig, daß zwischen den Gesellschaften, die in verschiedenen Ländern unsers Welttheiles aufs löblichste errichtet worden, und in mancherley Theilen der Gelehrsamkeit aus allen Kräften arbeiten, mehr Verständniß wäre, mehr Unterhandlungen gepflogen, und häufigere Nachrichten gewechselt würden, als zur Zeit geschiehet? Und wäre dieses nicht eben itzt die nächste Stuffe, die zu Erreichung des gemeinschaftlichen Endzweckes zu ersteigen wäre? Es ist mir bekannt, daß man schon an mehr als einem Orte, eben dazu alle nöthige Anstallten gemacht habe. Haben nicht Rußlands Regenten und Regentinnen, seit Einrichtung der petersburgischen Akademie,

dafür aufs weislichste Sorge getragen, daß alles und jedes, was von dieser Akademie heraus, oder an dieselbe hinein zu senden ist, auf einem so weiten Wege, dennoch ohne Beschwerde der Gelehrten hin und wieder kommen kann? Leuchten nicht eben daraus die weisen Absichten der mächtigsten Beschützerinn derselben, auf eine solche Gemeinschaft gelehrter Gesellschaften unter einander, aufs deutlichste hervor? Es erfähret diese angesehene Akademie ihrer unvergleichlichen Monarchinn Freygebigkeit auf vielfache Weise. Mitten unter den kostbaren Kriegsrüstungen, womit diese Heldinn die Ehre ihrer Bundesgenossen unterstützet und durch Erfüllung der Bündnisse die Sicherheit ihres großen Reiches auf künftige Zeiten befestiget, ist ihre Akademie der Wissenschaften nicht nur bey dem ruhigen Genusse der reichsten Vortheile, die sie von der Stiftung und andern Beschenkungen her besitzet, ungestört erhalten, sondern gar noch mit einer überaus großen Summe Geldes, aus wahrhaftig kaiserlicher Freygebigkeit, beschenket worden. Unter diesen Wohlthaten sind auch die herrlichen Anstalten zu einem Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, bey allen diesen Umständen, bisher ununterbrochen unterhalten worden. Ich wollte mich auch auf die Gesetze der erneuerten königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris beruffen, unter welchen das XXVII. zwar der ganzen Akademie anbefiehlet, mit ausländischen und inländischen Gelehrten fleißig Briefe zu wechseln: Allein es ist gleich beygefüget, daß man denen Gliedern einen Vorzug bey Beförderungen einräumen werde, die sich mit solchem Schreiben am fleißigsten beschäfftigen würden. Also ist dieses wohl nur eine Privatsache gewesen, dazu der König nicht einmal die zur Bestreitung nöthigen

Unko-

Unkosten herzuschiessen versprochen hat. Unterdessen ist doch auch dieser Befehl ein Zeugniß von der Nutzbarkeit eines solchen Briefwechsels für ganze Gesellschaften. Ja es kommen dabey alle die Ursachen vor, die einzelnen Personen gerathen haben, in gelehrte Gesellschaften zusammen zu treten. Gelehrte, die aus einer gemeinen Absicht und nach Anschlägen arbeiten, die sie einander mittheilen, kommen weiter, als wenn jeder für sich noch so eifrig bemühet seyn würde. Ungemein viel mehr Gutes muß die Mittheilung derjenigen Anschläge wirken, die von ganzen Gesellschaften gefasset worden.

Ein Gelehrter weis sich nicht allemal für sich selbst zum Besten zu rathen: Und seine Anschläge nutzen doch oft einem andern, dem sie kund gemacht werden. Der Vorsatz, den eine ganze Gesellschaft beurtheilet und billiget, ist mehr überlegt, und meistens freyer von Fehlern. Seine Mittheilung muß daher auch nutzbarer seyn. In der Politik bringt man, mit Erleichterung des Nachdenkens, die Pflichten ganzer Gesellschaften gegen einander heraus, wenn man einzelne Personen durch Erdichtung an jener Stelle setzet. Die Vereinigung einzelner Gelehrten ist in den Gesellschaften schon zu Stande gekommen. Könnte man nicht mit Wahrheit, an statt der Vereinigung der Personen, eine gemeinschaftliche Eintracht aller gelehrten Gesellschaften noch einführen, oder wenigstens derjenigen, die in ihren Absichten nicht allzuweit von einander abgehen? Die Entfernung des Ortes würde dieses zwar schwerer, aber nicht ganz unmöglich machen. Wer weis nicht, daß die Briefe bey Abwesenden eben das wirken, was die Unterredungen bey Gegenwärtigen thun? Je weitläuftiger die Absichten einer solchen Gesellschaft sind;

desto größer muß die Anzahl ihrer Glieder seyn. Allein, man lasse diese so groß seyn, als sie immer ist, so bleibt sie in Ansehung ihres Endzweckes doch noch, und vielleicht so sehr eingeschränkt, als das Vermögen eines einzigen Gelehrten in Ansehung einer Wissenschaft. Niemals kann einer solchen Gesellschaft Zustand so vollkommen werden, daß ihr die Erinnerungen, das Beyspiel, die Versuche einer andern Gesellschaft in einem andern Reiche, nichts mehr sollten nutzen können; wenn sie zumal fast nach ähnlichen Absichten streben. Selbst verschiedene Absichten zwoer solcher Gesellschaften heben noch nicht allen Vortheil auf, den sie von einander nehmen können. Die Weltweisen behaupten aus ihren Gründen eine Verbindung aller Dinge in der Welt. Sie werden darüber von denen bey nahe verlacht, welche diejenigen Verknüpfungen leicht für Träume ansehen, deren Band man nicht mit Händen greifen, oder mit Augen sehen kann. Und dennoch ist es gewiß, daß Dinge, die dem ersten Anblicke nach, außer aller Verbindung zu stehen scheinen, oft genauer zusammenhängen, als andere, deren Verknüpfung eher in die Sinne fällt. Der Zusammenhang aller Theile der Gelehrsamkeit ist zu meinem Glücke nicht allein von Weltweisen, sondern von Rednern, Poeten, und vielen andern Scribenten, mit den deutlichsten Zeugnissen bestätigt worden, die bey manchem mehr Eindruck machen, als die bündigsten Gründe. Ich könnte sie in großer Menge anführen, wenn ich nicht die Weitläuftigkeit vermeiden müßte. Selbst diejenige vornehme Gesellschaft, von der eure Hochedelgebohrne in kurzer Zeit als ein gegenwärtiges Glied aufgenommen werden sollen, hat schon in ihrer Einrichtung die Mathematik und Physik mit

der

der Historie und Critik verbunden. Der Zusammenhang dieser Wissenschaften ist vielleicht vielen verborgen, die sich von hohen Gedanken über allgemeine Begriffe entwöhnet haben. Unter den Pflichten der königlichen Societät zu Berlin, von der eure Hochedelgebohrnen auch ein Mitglied sind, ist nicht nur Critik und Litteratur, nebst den mathematischen Wissenschaften und der Naturlehre, sondern auch, nebst der Historie, die Erlernung noch lebender, sonderlich morgenländischer Sprachen, von dem erleuchteten Stifter zugleich begriffen worden. Die königliche englische Gesellschaft der Wissenschaften räumet in ihren Sammlungen der Historie auch einen Platz ein. Eure Hochedelgebohrnen haben sich mit Uebersetzung einiger italienischer Bücher des Herrn Marggrafen Maffei in die lateinische Sprache, wie mit dero andern eignen Schriften, die gelehrte Welt verbindlich gemacht: Und sind mit einer ähnlichen Arbeit an noch einem Buche dieses großen Gelehrten beschäfftiget. Sie bewundern und lieben sein Werk: Verona illustrata, und seine darinnen enthaltene Abhandlung von dem alten und prächtigen Schauplatze dieser Stadt. Ist es nicht wahr, daß diese Ausführung, selbst in ihrer Eintheilung, zeiget, wie unentbehrlich Mathematik und Historie einander sind, und mit was für Vortheil beyde einander hülfreiche Hand leisten? Zwo Wissenschaften, die denen, welche sich in beyden nicht genug umgesehen haben, weiter als Himmel nnd Erde, von einander abgesondert zu seyn scheinen. Die scheinbare Verschiedenheit der Absichten gelehrter Gesellschaften ist also wohl kein zulänglicher Einwurf gegen das Verständniß derselben, das sie gleichsam in eine allgemeine Gesellschaft sammlen würde.

Je-

Jedoch habe ich hier nur von gelehrten Gesellschaften insgemein, ohne Deutung auf einige ins besondere gehandelt. Niemand gerathe auf die Gedanken, als hätte ich meinen Vortrag auf die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, und die deutsche Gesellschaft zu Leipzig gerichtet. Ich kenne den allzugroßen Unterscheid dieser zwo Gesellschaften allzuwohl. Die Absichten der letzten sind ungemein viel eingeschränkter, als der ersten ihre. Die Sachen, womit sich beyde beschäfftigen, sind so sehr getrennet, daß kaum zwo andere Gesellschaften in der Welt mit unterschiednern Dingen umgehen können. Jene geniesset der Großmuth und Freygebigkeit einer allerdurchlauchtigsten Kaiserinn, die es, wie in andern Eigenschaften, so auch hierinnen, andern gekrönten Häuptern theils gleich, theils zuvor thut. So wenig unsere Gesellschaft in diesen Vorzügen an die petersburgische Akademie reichet, so angenehm ist es uns hingegen, daß wir wenigstens, in Ansehung des Mitgliedes, dessen Gegenwart uns zwar entzogen wird, dennoch mit einer so ansehnlichen Gesellschaft nicht außer aller Verbindung zu stehen, das Glücke haben. Gereicht es nicht unserer Gesellschaft zur Ehre, daß wir einen geschickten Mann aus unserm Mittel, an eine so vornehme Gesellschaft überlassen können? Wir sind erfreuet, daß die petersburgische Akademie eben bey uns denjenigen Gelehrten findet, den sie unter so reichen Belohnungen, als kaum anders woher zu erwarten sind, auf den öffentlichen Lehrstuhl der Beredsamkeit und Alterthümer ruffen kann. Das unpartheyische Urtheil einer so erleuchteten Gesellschaft, von der Fähigkeit eines unserer Mitglieder, macht, daß wir des Verlustes vergessen, den wir durch Entziehung eines der fleißigsten aus unserer Zahl, erleiden. Wir hoffen, daß Ew. Hochedelgebohrne auch in der Abwesen-

wesenheit, die bisherige gute Neigung für unsere Gesellschaft beybehalten, und unserer redlichen Bemühungen allezeit bestens gedenken werden. Wir wünschen Denenselben nicht nur eine glückliche und vergnügte Reise, sondern auch beständige Gesundheit, und alles ersprießliche Wohlergehen bey Dero Aufenthalt in Petersburg an. Da Dieselben das Wohl der Wissenschaften bisher so unermüdet befördert haben, ohne durch äusserliche Vortheile dazu besonders aufgemuntert zu werden; was wird man bey der starken Aufmunterung, die in Petersburg auf dieselben wartet, nicht zu hoffen haben?

Ob es wohl genug bekannt ist, daß Dero Schriften nicht nur in Deutschland, sondern auch auswärts sehr wohl aufgenommen worden sind: So erinnere ich mich doch mit Vergnügen des geneigten öffentlichen Urtheiles, von einer Ihrer letzten Schriften, welches ich Eurer Hochedelgebohrnen aus Italien unlängst zu zeigen Gelegenheit hatte. Könnte wohl ein deutlicherer Beweis davon gefordert werden, daß Dero Verdienste so weit gegen Morgen als gegen Abend bekannt geworden sind, als Dero jetzige ansehnliche und wichtige Beförderung? Ich freue mich hierüber auch für meine Person von Herzen, und wünsche aus Dero geehrtestem Briefwechsel allezeit die erfreulichsten Nachrichten so wohl von Dero Wohlseyn, als auch von dem blühenden Zustande der kaiserlichen Akademie zu erfahren. Zu beyden machen mir die hohen Eigenschaften einer allerdurchlauchtigsten Monarchinn die gewisse Hoffnung, welcher geheiligte Person ich in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit, aus besondern und eigenthümlichen Gründen, zu bewundern und zu verehren vor andern Ursache habe. Wenn ich sowohl in meinem, als einer ganzen Gesellschaft Namen zu reden hätte: So würde ich diese Gründe gewiß nicht verschweigen.

Vergleichung der Schulen und Gärten

von

Johann Daniel Denso,

Königl. Prof. und der Schulen in Stargard Sub-R.

Was junge Pflanzen sind, die kaum des Gärtners Fleiß
Vor Wildheit, Frost und Brand genug zu hüten weis;
Das sind, mein Leser, auch der Jugend theure Pfänder,
Ein Anwachs edler Zucht, die Zier beglückter Länder.
Seht dort das zarte Reis, wie es das Land durchsticht;
Wie schwer der schwache Halm aus Sand und Erde bricht,
Wie sich der weiche Stamm beym kleinsten Lüftchen schmieget,
Und voller Ohnmacht noch gedrückt zur Erden lieget.
Wie leicht frißt Sturm und Frost die dünne Wurzel ab,
Und senkts, durch frühen Tod, ins selbst-gemachte Grab!
Wie leicht zertritt mans nicht und überwirfts mit Erden
Und seine Wiege muß zu seinem Grabe werden.
Ja seiner Mutter Gunst, wenn sie zu gütig ist,
Macht, daß das fette Holz die frühe Fäulniß frißt,
Daß Wildheit alle Kraft der süssen Früchte hindert,
So wüste Räuber nährt, als reiche Tugend mindert.
Da müht der Gärtner sich; er baut das strenge Feld,
Daß er den Ueberfluß von seiner Flur erhält:

Setzt

Setzt Scheer und Messer an, durch ein gemäßigt Schneiden,
Der Aeste wilden Wuchs vorsichtig zu vermeiden.
Ja wenn er Miswachs sieht und spätes Kranken merkt,
Ist stets sein Sinn besorgt, bis er die Stämme stärkt,
Bis er das schwanke Holz an steife Stützen bindet,
Den angefreßnen Baum bedeckt, umgräbt, bewindet.
So ist die Jugend auch: Seht dieses Kindchen an!
Da sich nicht Leib, nicht Sinn vor Ohnmacht regen kann:
Seht doch den matten Fuß; bemerkt sein wankend Zagen,
Wie dessen Glieder kaum den leichten Körper tragen.
Die Zunge spricht mit Müh, was Sinn und Auge wählt,
Und täglich sieht mans doch, daß Zung und Sinn gefehlt,
Daß Knie und Fuß gewankt; daß sie mit neuem Schaden,
Mit wiederhohlter Noth aufs neue sich beladen.
Schließt hier der Eltern Müh, die ihr nicht Eltern seyd,
Wie Sorge da der Angst die strengen Hände beut.
Da sucht der Mutter Treu, durch unermüdet Wachen,
So, wie sie selbst sich schwächt, den Erben stark zu machen.
Hier sucht das Kind zu gehn. Wie? Freunde, seht ihr nicht
Der Mutter ängstlich Aug und fliehendes Gesicht?
Sie mißt schon jeden Tritt und sinkt das Söhnchen nieder,
So fleucht sie eilend auf, erhebt die schwachen Glieder.
Hier hat des Kindes Hand ein Stülchen angefaßt,
Es ächzt, es schwitzt, es stöhnt bey der ergriffnen Last:
Der Vater greift mit an; und wenn ers leicht gehoben,
Sucht er des Kindes Fleiß und kleine Kraft zu loben.
Verlachte Müh und Fleiß! da bald der Krankheit Wind
Die zarten Glieder fällt, die leicht zu stürzen sind:
Ja, da des Todes Fuß die weiche Brust zerdrücket,
Und das geliebte Kind zu Gruft und Grabe rücket.
Wie wenn die Lilie in ebnem Acker steht,
Und das erhabne Haupt hoch von der Erd erhöht;

So bald der scharfe Pflug der Feld und Land durchritten,
Der Blume zarten Fuß, die Wurzel, abgeschnitten:
Das Haupt zur Erden sinkt; so Farb als Pracht verfleucht,
Der blasse Todesschein sich in die Blätter zeucht,
Sie plötzlich trocknen muß. Es gleicht ihr früh Verderben
Der Kinder zeitgem Tod und übereiltem Sterben.

Allein, es wächst der Baum mit schneller Zeitenlauf,
Es schießt die Jugend auch zu reifern Jahren auf;
An Kraft und Leibe leicht, doch später am Gemüthe,
An Lastern zeitiger, als edler Tugend Güte.
So wie der Rosen Blüht, wenn früh die Sonne scheint,
Den dichten Knospen bricht, Geruch und Pracht vereint,
Die Blätter von sich streckt, des Thaues reine Ballen
Der Farbe Pracht erhöhn, wenn sie auf selbe fallen:
So blüht die Jugend auch, wenn Stärke, Anmuth, Kraft,
Der heißen Munterkeit erneute Nahrung schafft,
Wenn ungeschwächter Saft die hurtgen Glieder treibet,
Das Feuer flüchtgen Bluts in Wang und Adern schreibet.
Doch ach! wie leicht verderbt Verführung Baum und Land?
Wie bald trifft Jugend nicht der Wollust fräßger Brand!
Wenn geile Wildheit herrscht, wenn Sturm u. Frost entstehen:
Kann güldner Tugend Frucht gar leicht zu Grunde gehen.
Hier zieht den Stamm mit Fleiß, zieht ihn bedachsam auf,
Hemmt geiler Säfte Glut, hemmt schneller Wildheit Lauf,
Ihr Eltern, suchet doch die Pflanzen zu versetzen,
Laßt andrer Gärtner Fleiß den jungen Baum benetzen.
Ja! ja! ich sehe schon, ihr machts nach meinem Sinn;
Ihr schickt den kleinen Stamm, das Kind, zur Schulen hin,
Die wahre Gärten sind, die hiezu angeleget,
Daß man den besten Fleiß für eure Zweige träget.

Die Huld des Höchsten ist die Sonne, die hier scheint,
Sie sind durch gute Zucht und Ehrbarkeit umzäunt,
Die hohe Obrigkeit muß es mit Fleiß verfügen,
Daß Frucht und Garten nicht unumgezäunet liegen.
Hier hier beschneidet man der wilden Laster Kraut,
Hier, wird der Sinnen Feld mit höchstem Fleiß gebaut.
Der eine Lehrer pflanzt, der andre muß begiessen,
Doch das Gedeien muß aus Gottes Händen fliessen;
Dem ists, der aller Fleiß der Jugend Zucht gebührt,
Der Ruder, Stab und Wort gemeinen Wesens führt;
Und suchet dieses nun die süsse Frucht zu finden,
Muß es der Schulen Heil auf Seel und Sorge binden.
Aus diesen kömmt die Schaar, in diesen wächst die Frucht,
Die den gewünschten Nutz des Vaterlandes sucht.
Wie? Will das Vaterland der edlen Früchte warten,
So bau sein Aug und Schutz der frühen Jugend Garten.
Gewiß es ist zu spät, wenn ihr den Stamm behaut,
Wenn man mit Mühe kaum den hohen Gipfel schaut.
Wen wollt ihr Zucht und Kunst, wen wollt ihr Tugend lehren?
Den? welchen alle schon als einen Herren ehren.
Zwar es geschieht, daß man die Lasterquellen stopft,
Und sanfte Tugend noch in alte Sinnen pfropft;
Allein wie seltsam ists? ihr werdet weisse Raben,
Doch wüste Jugend nicht und weise Alten, haben.
Füllt nur ein neu Gefäß mit scharfen Säften an,
Und seht, ob aller Fleiß den Nachschmack tilgen kann.
Lernt eure Jugend was, und sieht es von den Alten;
Gewiß der steife Sinn wirds lebenslang behalten.
Wer siehet hieraus nicht, daß nichts mehr Tugend stöhrt,
Als wenn der Jugend Sinn ein sträflich Vorbild ehrt!
Wenn den noch schwachen Fuß ein blinder Leiter führet,
Und ein durchgällter Gift verdorbner Sitten rühret.

Und wo geschieht dieß mehr! als wenn der Jugend Fuß,
Den Gang in solchen Pfad und Wege setzen muß,
Die solch ein Sinn gebahnt, der nicht Erfahrung kennet,
Den frecher Neigung Brut noch seinen Sclaven nennet.
Der kennt die Pflanzen nicht: Was der für Erdreich nützt;
Was diesen Baum erquickt und jenes Pfropfreis schützt.
Die Hitze seines Zorns und ein gelind Versäumen
Macht, daß die Unart wächst und steife Laster keimen.
Kann der ein Gärtner seyn, der junge Pflanzen haßt,
Und geizig auf die Frucht der starken Bäume paßt,
Den Hoffnung, Armuth, Zwang zum flüchtgen Gärtner machet,
Der Aeltern Einfalt schmäht, der Jugend Bosheit lachet?
Hier aber, wo der Sitz der Weisheit eingeweiht,
Zeigt sich der wahre Nutz und hohe Unterscheid;
Hier kennt man Kunst und Zucht, und hat das ganze Leben
Zur edlen Jugend Nutz voll Eifer hingegeben.
Doch dieses nicht allein; man lehrt die Sitten auch,
Zeigt nette Höflichkeit und kluger Leute Brauch,
Das, was man artig nennt, was Hoh' und Niedre preisen,
Pflanzt man hier zeitig ein, und sucht es früh zu weisen.
Wie? Habt ihr wohl gesehn, wie spät die Pflanze blüht,
Die man so mühsam pflegt und in Gemächern zieht?
Und wie hingegen die stets neue Zweige setzet,
Die bey der Menge wächst, die Thau und Schnee benetzet?
Ihr denn, die Gotteshand mit solcher Frucht beschenkt,
Ihr irret, wenn der Sinn aus Eigenliebe denkt:
Daß eure Kinderzucht vor andern wohl gelinge,
Denn eure Augen selbst bemerkten alle Dinge.
Löscht Eigenliebe nicht viel grobe Fehler aus?
Verblendet dein Gesicht nicht auch dein eigen Haus?
Schont man der Kinder nicht? weil man bereits erfahren,
Du wünschest dieses sehr: Man soll die Schärfe spahren?

Komm hier, wo öffentlich die Schulen offen stehn,
Hier kannst du Zucht und Lob in gleicher Stärke sehn.
Hier kann, wenn andere bey deinem Erbe sitzen,
Der andern feurger Fleiß auch jenes Brust erhitzen.
Denn läuft ein rasches Pferd, wenn es das andre sieht,
Und jenes schneller Lauf ihn in den Zweykampf zieht:
Du braucheſt keinen Zwang und angestrengten Zügel,
Es giebt die Ehrbegier der Tugend leichte Flügel.
Die Pflanze wächst nur spät an ihrem Zeugungsort.
Versetze sie; sie geht zur frohen Reife fort.
Verändrung nützet ihr: Die neu ertheilten Säfte
Ertheilen auch der Frucht den Schatz vermehrter Kräfte.
Ihr aber, deren Hand der Städte Ruder hält,
Ihr, deren Ausspruch uns Recht und Befehle stellt,
Lernt eure Schuldigkeit, die Schulen zu beschützen,
Da sie der Republik mit reichem Wucher nützen.
So oft der schiele Neid den Geifer auf sie geußt,
Und Basiliskengift auf ihre Lehrer scheußt,
Vertheidigt selbige: Laßt dieses Urtheil hören;
Weil man da Weisheit lehrt, sind Schulen hoch zu ehren.

Staatl. Bibliothek Bamberg

* *

Auf die
Winkler- und Beerbaumische
Hochzeit
von
M. Johann Friedrich May.

Ein Philosoph? Ein Weib? Wie schickt sich das zusammen?
Setzt dieser denn noch hier ein zartes Herz in Flammen?
Ich dachte ganz gewiß, das ekle Jungfernchor
Wär diesen Leuten feind und scheute sich davor.
Man malt sie häßlich ab, fast ärger als den Teufel,
Zum wenigsten doch gleich; und daher ist kein Zweifel,
Daß manches liebes Kind dergleichen Bündniß flieht,
Und, wie man fälschlich meynt, sich der Gefahr entzieht.
Allein glaubt nicht so leicht, ihr angenehmen Schönen!
Es kann ein Philosoph der Lieb am besten fröhnen.
Hört nicht der Einfalt zu: Denn diese schwärzt ihn an;
Bey manchen hat es auch der hämsche Neid gethan.
Was ist ein Philosoph? Ich will es deutlich sagen,
Ein Mensch, der mit Vernunft, durch Denken u. durch Fragen,
Den unbekannten Weg, der zum Vergnügen führt,
Das uns zufrieden stellt, bedächtig ausgespürt;
Den Lust und Liebe treibt, die Wahrheit auszubreiten,
Um andre, durch dieß Licht, auf gleiche Bahn zu leiten,

Damit

Damit der Menschen Herz, von aller Unruh frey,
Ein Sammelplatz der Lust und des Vergnügens sey.

Was meynt ihr nun dazu? Was sucht ihr in der Liebe?
Ein wohlgesinntes Herz, das voller reinen Triebe
Auf euer Heil bedacht, und ohne falsche List
Bis zu der düstern Gruft euch ganz ergeben ist.
Das thut ein Philosoph. Und wenns auch andre thäten,
So müssen sie dennoch vor ihm zurücke treten.
Den Körper pflegen sie; er sorgt für Geist und Leib.
Wer ist am glücklichsten? Des Philosophen Weib.

Was Seel und Leib vergnügt, das weis er zu ergründen,
Woran kein andrer denkt, das weis er zu erfinden;
Was er erfunden hat, das nützt der ganzen Welt;
Vor allen andern der, die seine Gunst erhält.
Er sorget für sein Haus, und ist mit dem zufrieden,
Was ihm Gott, Glück und Fleiß in dieser Welt beschieden.
Er praßt und schwelget nicht von seines Weibes Gut,
Wie dorten Taugenichts, der Müßiggänger, thut.
Wenn Zeit und Amt zur Ruh ein Stündchen ihm verstatten,
Verschwendet er es nicht: Er sitzt bey seinem Gatten,
Freut sich der Lehrbegier, mit welcher sie drauf hört,
Wenn der geliebte Mann durch weise Sprüche lehrt,
Wie man bey guter Zeit, das Unglück zu bestreiten,
Sich mit Verstand und Witz soll klüglich vorbereiten,
Und mancher Noth entgehn, wenn man die Lust bezwingt,
Wodurch ein eitler Mensch sich selbst in Schaden bringt.
Sie, wenn sie dieß gehört, erkennt mit Dank und Freuden
Was dieser Lehrer nützt. Und dann entsteht in Beyden
Die allerreinste Lust, womit die Liebe nährt,
Und die kein Wollustknecht bey seiner Brunst erfährt.

Dieß hat die Braut bedacht, die heute sich verbunden,
Und einen solchen Mann in ihrem Winkler funden.
Er ist ein Philosoph; ich rühm ihn weiter nicht;
Weil dieses schon genug zu seinem Lobe spricht.
Wer dieses nun erwegt, der muß euch glücklich preisen,
Euch, wohlverknüpften Zwey. Der Ausgang wirds beweisen.
Denn ihr versteht die Kunst und widersteht der Pein;
Drum werdet ihr vergnügt bey allen Fällen seyn.
Das Beyspiel, das ihr gebt, wird manche noch bewegen,
Was sie sonst nicht geglaubt, noch einst zu überlegen,
Bis sie bekennen muß, was sie nicht leugnen kann:
Es sey ein Philosoph der allerbeste Mann.

* *

Rede, zum Andenken
Herrn Profess. Krausens,
in der Gesellschaft vorgelesen
von
Wolf Balth. Adolph von Steinwehr.

Meine hochgeehrtesten Herren,

So angenehm es mir sonst gewesen, wenn man mich veranlasset hat, in dieser Gesellschaft zu reden; so ungern habe ich doch vernommen, daß man mich ernennet hat, heute in derselben das Wort zu führen. Ich soll das aufrichtige Leidwesen bezeugen, welches die deutsche Gesellschaft über den Verlust des weiland Hochedeln, und Hochgelahrten Herrn, Joh. Gottl. Krausens, der Historie öffentlichen Lehrers auf der hohen Schule zu Wittenberg, eines ihr ungemein schätzbaren Mitgliedes, empfindet: Ich soll zugleich die ruhmwürdigen Eigenschaften unsers Freundes vorstellen, welche vermögend waren, ihm eines jeden Hochachtung zu erwerben: Ich soll einen Klag- und Lobredner abgeben. Und zwar bin ich dazu ersehen worden; weil ich, wegen einer genauern Kenntniß des Wohlseligen dazu vor andern fähig schien, und durch eine vieljährige vertraute Freundschaft, die ich mit ihm gepflogen, wirklich dazu verpflichtet war. Und dennoch kann ich

ohne Verletzung derer Pflichten, die ich meinem Freunde auch nach seinem Tode schuldig bin, wohl gestehen, daß es mir schwer eingegangen sey, diese Verrichtung zu übernehmen. Ich will nicht meine Zärtlichkeit zur Ursache anführen, bey welcher ich durch eine abermalige Vorstellung dessen, den ich vermisse, und durch die Betrachtung vieler widrigen Begebenheiten, die ihn betroffen, aufs neue in eine heftige Betrübniß gesetzet werde. Es ist natürlich, daß niemand seine Zufriedenheit gern unterbrochen siehet: Und ein jeder, der den Wohlseligen recht gekannt, würde diesen Vorwand machen können, wenn er sein Stillschweigen von ihm entschuldigen wollte. Nein, meine Herren, dieses machet mir mein Vorhaben nicht unangenehm. Mein Freund hat mir in seinem Leben so viele vergnügte Stunden gemachet; warum sollte ich denn seinetwegen nicht einige misvergnügt zubringen? Aber ich soll die Gründe darlegen, warum der Gesellschaft sein Absterben schmerzhaft ist: Ich soll seine Gemüthsgaben, seine Gelehrsamkeit, seine Verdienste, und viele andere gute Eigenschaften erheben: Ich soll ihn als einen gelehrten Mann, ich soll ihn als einen liebenswürdigen Freund abbilden! Wie schwer ist es, alle diese Wahrheiten so vorzutragen, daß ich auch den Schein vermeide, als folgete ich der Gewohnheit, vieles Gutes an dem, welchen man loben will, zu vergrößern, oder gar zu erdichten, und verliesse die Aufrichtigkeit, von der eine Lobrede den besten Nachdruck erlanget. Und noch dazu soll ich dieses alles in einer Rede abhandeln, nach welcher Geschicklichkeit ich schon längst vergebens trachte. Hätte man also nicht billig jemand dazu aussuchen sollen, dem alles dieses leichter und glücklicher von statten gegangen wäre; und der

sich

sich nicht nur den Beyfall geneigter Zuhörer, sondern der schärfesten Richter, ja wenn es möglich wäre, desjenigen selbst gewiß versprechen komte, der von der Stärke einer Rede überausgründlich zu urtheilen wußte. Jedoch ich habe mich schon zu weit gewaget, als daß ich noch jetzo zurücke ziehen dürfte. Meine ungefärbte Aufrichtigkeit soll die Stelle der Kunst vertreten, und ein ungeschmückter Entwurf der Wahrheit wird den Nachdruck, und vielleicht die Anmuth bey sich führen, die man bey erdichteten Lobeserhebungen manchmal vergeblich zu erzwingen suchet. Ich werde dadurch gewiß dieses erlangen, daß sie, meine Herren, den Verlust, den die gelehrte Welt, und seine Freunde an dem Wohlseligen erlitten, für bedaurenswerth, und ihn eines größern Glückes würdig erkennen. Und warum sollte ich theils von der Neigung, die sie zu ihm getragen, theils von der Begierde, ihn näher kennen zu lernen, wohl etwas anders vermuthen, als daß sie meinem Vortrage einige Aufmerksamkeit gönnen werden?

Das Reich der Gelehrsamkeit, meine Herren, hat so weit hinausgestreckte Grenzen, und ist in so viele Länder getheilet, daß, wenn diejenigen, welche in demselben Bürger, und wohl gar Beherrscher werden wollen, zuvor von seiner Größe unterrichtet wären, sie vielleicht von ihrem löblichen Vorsatze ablassen würden. Wie schwer ist es nicht, auch nur an einem kleinen Orte in diesem fast unendlichen Gebiete festen Fuß zu fassen, und sich auf solche Art darinn niederzulassen, daß man von seinem Aufenthalte Ehre und erlaubte Vortheile genießen könne? Nichts desto weniger ist es durch die Beschaffenheit der Zeiten, und durch die so wenig zu ermüdende als zu sättigende Ruhmbegierde vieler Gelehr-

ten, welche in jene einen großen Einfluß hat, dahin gekommen, daß man die unnatürliche Forderung machet, ein Gelehrter solle aller Orten zugleich wohnen, und solle an allen Orten zugleich gebohren und gezogen seyn. Wiederfähret ihm dieses Unglück, welches doch nothwendig den meisten wiederfahren muß; so stehet er in Gefahr, daß man ihn aller Ehren und Würden, aller Vortheile, aller Hochachtung seiner Mitbürger verlustig erkläre, daß man ihn zu einem Götzen mache, dem nur der Pöbel Weihrauch streuen darf, ja daß man ihn wohl gar des bloßen Namens unwürdig achte, auf welchen doch das Glück seiner strengen Mitbürger vielmals lediglich beruhet. Wohin soll sich also derjenige, sonderlich zu diesen Zeiten, wenden, der von der Wahl seines Wohnplatzes eine Zufriedenheit, und von seinen Nachbarn die meiste Sicherheit haben will? Ist es nicht wahr, in ein Land, dessen Einwohner in steter Bewegung sind, die sich um den entferntesten Bürgerstand, Einnahme, Ausgabe, und Arbeit mehr, als um ihre eigene bekümmern? in ein Land, wo es für ein Zeichen eines guten Bürgers gehalten wird, wenn er alles in der Welt, ausser sich selbst, kennet; wo der ganze Reichthum, den man so mühsam zusammen scharret, darinn bestehet, daß man weis, wie reich andere sind? Wo man fürchtet, arm zu werden, so bald man selbst etwas vorzubringen suchet? In ein Land, wo die innerlichen Kriege entweder selten sind, oder wo doch ein kleines Hohngelächter unter die schärfsten Pfeile gezählet, und der Haß gegen den Ueberwundenen nicht auf die Nachkommen fortgepflanzet wird? So vieles auch an diesem Vorschlage dem Scheine nach auszusetzen ist; so gewiß glaube ich doch, meine Herren werden ihn nicht für unrecht halten, wenn ich

ihnen

ihnen noch deutlicher sage, es könne es niemand, der ein Gelehrter werden will, besser treffen, als wenn er die Historie, und sonderlich die Historie der Gelehrten und Gelehrsamkeit zu dem Orte erwähle, wo er zu Hause seyn will. Hier bleiben seine Scheuren immer voll, so, daß er fast nicht Raum behält, neue zu bauen. Findet er vieles Unkraut; so hat er den Trost, daß er es nicht selbst gesäet habe, und seinem Beruffe, da zu erndten, wo er nichts ausgestreuet, ohne Ausnahme redlich nachgekommen sey. Seine Nachbarn lieben ihn, als einen arbeitsamen Mann, der sein Brodt nicht ohne Mühe essen wolle. Sind einige über seinen Vorrath neidisch, oder glauben, er habe vieles mit unter die leeren Hülsen geworfen, was noch Kräfte in sich hat; so vergehet das Misvergnügen bald. Er stehet in der genauesten Verbindung mit allen Gelehrten, und hat die Ehre zu erwarten, daß man ihn für einen gelehrten Speisemeister ganzer Länder halten muß. Ich weis nicht, ob diese, oder noch wichtigere Betrachtungen den Wohlseligen bewogen haben, diese Gegend in der gelehrten Welt sich zu ersehen. So viel wird man mir zugestehen, daß er sie zu seinem und anderer Nutzen und Vergnügen bewohnet und gebauet habe. Er brachte alle diejenigen Fähigkeiten mit, die zu einem so weitläuftigen Werke erfordert werden. Sein Gedächtniß war treu, und bereit: Seine Urtheilskraft rein, und durchdringend: Sein Fleiß war unausgesetzt und unermüdet. Und alle diese Vorzüge hatte er grösstentheils auf unserer Akademie zu vergrössern gesuchet. Er kannte mehr Bücher, als andere, und hatte mehr gelesen, als andere kennen. Er blieb nicht bloß an den Schaalen kleben, und suchte darinnen keine besondere Ehre, daß er es einem arbeitsamen Gehülfen

hülfen in einem Buchladen an Titelwissenschaften zuvorthun konnte. Der innerliche Werth des Buches, die neuen und dem Verfasser eigenen Gedanken, die Beschaffenheit der Schreibart, die besondern Umstände des Verfertigers, welche in manche Schrift einen großen Einfluß haben, alles dieses wußte er, und so genau, als hätte er jedes selbst geschrieben, und wäre in allen selbst gewesen. Er kam aber schon mit einem reinen Geschmacke, und mit einem durch die gründlichsten Wissenschaften aufgeklärten Verstande zu diesem Theile der Gelehrsamkeit. Deswegen wußte er alles, was er las, nach seinem Werthe zu schätzen, und gehörig anzuwenden. Es ist kein näherer Weg, in die Unordnung, eine unheilbare Krankheit, und die keinem schädlicher ist, als einem Gelehrten, zu verfallen, als wenn man sich an ein so zerstreuendes Werk ohne Vorbereitung waget. Hier verlieret mancher allen Ruhm, den er sonst hätte erwerben können; weil er seine Reichthümer nicht kennet, und dahero bey dem stärksten Vorrathe arm ist. Und was hat derjenige vollends zu gewarten, der die nichtswürdigsten Kleinigkeiten für theure Schätze ansiehet, sie übereinander häufet, und nur dasjenige zusammen scharret, was in eine ewige Vergessenheit gestellet werden sollte? Solche unglückliche Mühe war dem Wohlseligen verhaßt. Er wußte wohl, daß, wer die Historie der Wirkungen des menschlichen Verstandes inne haben, und andern mittheilen will, selbst Verstand haben müsse. Er fand kein besseres Mittel, die Früchte seiner Belesenheit andern vorzulegen, als daß er gelehrte Tagebücher verfertigte, und in fortgesetzten Schriften die auserlesensten Anmerkungen, die er von alten und neuen Büchern gemachet hatte, an das Licht stellete.

Hie-

Hiedurch ward er ein Lehrer der ganzen deutschen Welt: Er war aber ein so aufrichtiger, gründlicher, bescheidener, und unerschöpflicher Lehrer, daß seine Art, von Büchern und ihren Verfassern zu urtheilen, andern zum Muster dienen kann, die nicht mit dem ihnen und dem Leser so schädlichen Vorurtheile an dieses Werk gehen, es sey ihnen bloß ihre vorgefaßte Meynung, ihr auswendig gelernetes Lehrbüchlein, ihr Haß gegen ganze Länder, oder einige Gelehrte insonderheit, ihr Trieb, aller Orten sinnreich zu seyn, und ihre Einsicht zu zeigen, und endlich ihre Fähigkeit, alles mit einer angemaßten Hoheit und spöttischen Schreibart durchzuziehen, zur Regel gegeben worden, wie sie ihre Urtheile abzufassen hätten. Sein neuer Büchersaal, und der Anfang seiner umständlichen Bücherhistorie sind voller Beweise seiner Geschicklichkeit, mit fremden Büchern umzugehen, und selbst ein angenehmes zu verfassen. Er wußte den weitläuftigsten, schwersten und verwirrtesten Vortrag eines Scribenten, kurz, leicht und ordentlich zu machen. Ein solcher gewann allemal, wenn sein Buch unter des Wohlseligen Hände fiel, einen Auszug daraus zu geben. Denn er erreichte wenigstens die Absicht, daß der Leser wußte, was er habe vortragen wollen; und konnte, wenn noch Hoffnung an ihm war, aus dem erzählten Inhalte selbst lernen, wie er hätte schreiben sollen; die Strafe aber, daß er ohne Beyfall gelesen ward, war natürlich, und er durfte sie dem Wohlseligen nicht schuld geben. Was hingegen regelmäßig geschrieben war; wo in einem Buche Witz, Lebhaftigkeit, Urtheil, Tiefsinnigkeit, Ordnung und Anmuth herrschten, so war mein Freund ein viel zu feiner Kenner derer Vollkommenheiten, die er sich selbst zu eigen gemacht hatte, als daß er eine hätte verschwei-

gen sollen. So glücklich wußte er seine Leser durch anderer und seine eigene Arbeit zu erbauen. Doch hatte er noch nicht genug daran, daß er das Aufnehmen der Wissenschaften durch eine ausführliche Nachricht von solchen Büchern beförderte, die er selbst gelesen hatte. Er brachte es auch dahin, daß seine Deutschen wußten, theils was auswärtige Gelehrte von den bey ihnen heraus gekommenen Schriften urtheileten, was in denen Ländern, wo die Gelehrsamkeit schon blühet, ja auch da, wo sie noch wenige Freunde findet, wirklich neues an das Licht trat: Die nicht lange fortgesetzten noua literaria und neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, sind bey nahe 20 Jahre aus seiner Feder geflossen, und haben aller derer Beyfall davon getragen, die sie gelesen. Hier bahnete sich mein Freund einen Weg, den zuvor noch niemand betreten hatte. Hier fand er Gelegenheit, seine Urtheilskraft und Einsicht, seine Deutlichkeit und Anmuth im Schreiben auf eine neue Art zu zeigen. Selbst diejenigen, welche sich durch allerley Glücksumstände berechtiget sehen, fremde Arbeit durch ihr Wort zu erheben, oder zu verkleinern, wenn sie gleich durch andere Geschäffte gehindert werden, ihre Stärke an derselben zu versuchen; selbst diese mußten ihm Recht wiederfahren lassen, er leiste alles, was man in dieser Art begehren konnte. Verzeihen sie mir, meine Herren, wenn ich bey allen vortheilhaften Zeugnissen von dem Werthe und der Ausführung dieser Arbeit auch deren gedenken muß, die sie nicht nach Verdienste geschätzet haben. Ich will es ihnen selbst überlassen, den Ausspruch von der Gerechtigkeit des Urtheils zu thun, wenn ich nur mit wenigen Worten die Beschaffenheit der Sache vorgestellet habe, über die es ergieng. Der Wohlselige

las

las die Auszüge aus Schriften, die in englischen, französischen, holländischen, italienischen, lateinischen und deutschen Tagebüchern stunden. Er legete sie den Deutschen in ihrer Muttersprache vor, doch so, daß er sie nicht übersetzete, sondern aus anderer Anmerkungen den Kern heraus zog, und doch bey aller dieser Kürze dem Leser nichts von dem Hauptinhalte des ganzen Buches, so weit derselbe in dem weitläuftigen Auszuge angezeiget war, vorenthielt. Dasjenige, worinn sich ganze Länder theilen, übernahm er allein. Ein Werk, daran viele Gelehrten mit vereinigten Kräften arbeiteten, legete er sich allein auf seine Schultern. Die Scharfsinnigkeit, die sie einzeln anwendeten, zerstreuete Begriffe zusammen zu bringen, diese vereinigte er bey sich selbst, aus ihren Urtheilen das richtigste und vortheilhafteste auszuziehen. Die Einsicht in so vielen Wissenschaften, nach derer Besitz eine mühsame Beschäfftigung unter vielen eingetheilet war, besaß er selbst; also fand man bey ihm alle die Sprachkenntniß, alle die Stärke in Wissenschaften, alle Richtigkeit im Urtheilen, alle die Annehmlichkeit in der Schreibart, welche bey vielen auswärtigen Gelehrten zerstreuet wohnet. Und doch wagete man das gefährliche Urtheil, wenn man seine Verdienste verringern wollte, er habe ja nur gelehrte Zeitungen, und aus 100 Büchern von 1000 Büchern ein neues zusammen geschrieben. Mich dünket, meine Herren, ich sehe ihnen selbst einiges Misvergnügen über einen Ausspruch an, welcher dem, der ihn thut, so wohl als dem, über den er ergehet, nachtheilig ist. Sie erkennen es ohne Zweifel für unbillig und lieblos, eines andern Fleiße, eines andern so wohlangewendetem Fleiße auf solche Art Maße zu geben. Ich weis, daß sie von dem nicht geringschätzig

urthei-

urtheilen können, der für das gemeine Beste so rühmlich, so unablässig gearbeitet hat. Wir setzen ja meistens den Gipfel der Gelehrsamkeit, mit was für Grunde, will ich nicht ausmachen, in der Vielwissenschaft. Wobey hätte der Wohlselige seine Stärke in allen Wissenschaften besser an den Tag legen können, als in solchen Blättern? Ich weis endlich, daß sie denjenigen, der ein Buch gründlich beurtheilet, so hoch achten, als den, der es schreibet, einem schlechten ja wohl elenden Scribenten aber unendlich vorziehen werden. Doch auch diese Arbeit, ob sie gleich einen ganzen Menschen erfordert, hielt den Wohlseligen nicht ab, an allerley großen Werken zu arbeiten. Eine allgemeine Historie der Gelahrtheit bey allen Völkern beschäfftigte seinen Fleiß mehr als ein Jahr. Ein Verzeichniß aller vom Anfange der Buchdruckerey bis auf das 1520 Jahr, welches alle große und kostbare Register an Vollständigkeit, und wegen der Anzeigung der Bibliotheken, darinn sie zu finden sind, an Richtigkeit übertrifft, und bey nahe nichts weiter als des Verfassers scharfsichtiges Auge noch einmal erforderte, ist unter seinen Papieren, als ein Schatz aufbehalten. Seine neue Ausgabe von Boecleri arte Critica, die itzo eine ganz andere Gestalt bekam, und Manutii Briefe, denen er seine Aufsicht widmete, sind unverwerfliche Zeugen, daß er die so oft getrenneten Eigenschaften vieles und gut zu schreiben, in der That besessen habe. Er war mit einem Naturel, das sich vor andern Wissenschaften, zur Historie schickte, gebohren. Was Wunder, wenn er dieselbe allen andern vorzog. Seine Ausgabe von Dlugossi und andern pohlnischen Geschichten zeigete schon seine Behutsamkeit, und Vorsicht, welche dieser Theil der Gelehrsamkeit fast vor allen andern

erfordert. Sein Schicksal setzete ihn in ein öffentliches Amt, sie zu Wittenberg zu lehren, und hier ward sein Trieb täglich stärker. Die Historie unsers gemeinen Vaterlandes, und sonderlich die sächsische, beschäfftigten ihn hier, und seine Untersuchungen von dem Ursprunge des Hauses Sachsen sind so viele Beweise, daß er die Historie für ein ganz anderes Werk, als für eine bloße Bemühung der Feder, und für eine hurtige Nachschwatzung ungeprüfter und widersprechender Meynungen angesehen habe. Die Liebhaber gründlicher Untersuchungen werden es bedauren, daß die neue Ausgabe der Chronik des merseburgischen Bischofs Ditmars, eines Buches, dabey, aller Sorgfalt seiner Herausgeber ungeachtet, noch so viel zu arbeiten und zu verbessern ist, als bey irgend einem, durch den Tod des Wohlseligen ins Stecken gerathen ist. Wir würden darinn einen großen Vorrath geographischer, genealogischer, critischer und historischer Gelehrsamkeit, und neuer Entdeckungen gefunden haben, die dem Seligen durch ein eigenes Schicksal vorbehalten zu seyn schienen. Des großen Fleißes, mit dem er an einem vollständigen Verzeichnisse aller Diplomatum gesammlet, will ich gar nicht gedenken. Denn dieses Werk war wohl lange nicht zu der Reife gekommen, welche der Wohlselige bey seinen Arbeiten für unentbehrlich hielt. Ist es wohl nöthig zu erwähnen, daß er in der deutschen Sprache vor andern stark gewesen sey, da seinen in derselben ausgefertigten Schriften keine Eigenschaften fehlen, welche die strengesten Kunstrichter an dem erfordern, der ihnen Genüge thun will? Er hielt es so wenig für eine Schande, ein Deutscher zu seyn, und war so frey von dem Vorurtheile, daß der beste Gedanke verwerflich wäre, wenn er von einem Deut-

schen hervorgebracht, oder in seiner Sprache geredet und geschrieben würde, daß er vielmehr in unzähligen Proben dargethan hat, wie glücklich er den vortrefflichsten Ausdrückungen der Ausländer ein deutsches Kleid anlegen, wie angemessen er sie in unserer Muttersprache wieder herstellen, und wie kunstmäßig er sie zu einem Werkzeuge brauchen könnte, den guten Geschmack im Denken und Schreiben unter uns auszubreiten. Alle seine Aufsätze waren ordentlich, deutlich, rein und fliessend; und wie er seines Kopfes und seiner Feder überhaupt Meister war, so konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht in einer Sache hätte Ruhm zuwege bringen sollen, dessen Werth schon mehr und mehr, und vielleicht erst bey den gescheidten Nachkommen vollkommen erkannt werden wird. So sah mein verstorbener Freund als ein Gelehrter aus; und ich hoffe, meine Herren werden es mir verzeihen, daß ich nicht alles Gute, was er als ein solcher gestiftet, erwähnet, sondern sie nur, so zu reden aus einem Gliede, von seiner Größe zu urtheilen, veranlasset habe. Werde ich nun, wie ich schon zuvor sehe, in der Beschreibung seiner Gemüthsbeschaffenheit ebenfalls unvollständig seyn; so wird zum wenigsten meine Abbildung von dem Verdachte frey werden, als hätte ich mich falscher Farben bedienet. Mein Freund war zu der Glückseligkeit gelanget, daß er über die Vorurtheile, welche viele Gelehrten gefesselt halten, und dadurch sie zu Sclaven im Denken und Thun werden, einen völligen Sieg erhalten hatte. Er prüfete alles nach der reinen Vernunft, die ihm beywohnete, und ließ sich von nichts einnehmen, was er nicht für richtig und recht erkannte. Vorsicht und Behutsamkeit waren die unzertrennlichen Gefährten aller seiner Unternehmungen.

Dar-

Darüber verfehlte er im Denken nicht leicht der Wahrheit; dadurch ward er im Urtheilen nicht übereilet und verführet, daher war er bey dem wiedrigen Ausschlage seines Vornehmens frey von eigenem Vorwurfe, und bey dem glücklichen desto zufriedener. Er war ein Freund aller, die Verstand und Tugend liebeten; aber er entdeckte sich nicht eher, als bis ihn ein öfterer Umgang in seinen Muthmaßungen gestärket, oder ihn eines Irrthumes überführet hatte. Hätte er sich nicht einmal das Gesetze gemachet, bey allen seinen Untersuchungen auf den Grund zu gehen; so würde er vielleicht auch im Schreiben mehr gethan und sich diejenigen geneigter gemachet haben, welche die Bücher, wie die Beweise, nicht wiegen, sondern zählen. Er sah mehr auf den Inhalt, als die Menge der Blätter, und war hiernächst so geschickt, den größten Fleiß dergestalt zu verbergen, daß er den zärtlichsten Leser nicht anders, als auf der Seite in die Augen fiel, die seinen Werth erhöhete. Die Fehler, denen andere Gelehrten unterworfen sind, wußte er mit solcher Bescheidenheit zu entdecken, daß auch diejenigen mit ihm zufrieden seyn mußten, denen er sie zeigete: Es wäre denn, daß einige darinn eine Ehre gesuchet hätten, durch einen thörichten Eigensinn die Wahrheit zu bestreiten: Und wider diese konnte er auch die Mittel gebrauchen, die harte Köpfe und rauhe Federn sich selbst zuziehen. Er war ungemein gelassen, wenn andere mit seinen Gedanken nicht übereinstimmeten, so gar, daß wofern man von seiner Aufrichtigkeit nicht versichert gewesen wäre, man dieses für eine allzu hoch getriebene Gleichgültigkeit hätte ansehen können. Er war ein Freund von sinnreichen und lebhaften Einfällen, und konnte sie so gar bis auf eine scharfe Sa-

tyre lieben und selbst treiben. Er gab keiner Art der Gelehrsamkeit einen solchen Vorzug, daß er die andern daneben für schlecht geachtet hätte. Am allerwenigsten war er, nach der Gewohnheit einiger Gelehrten, ein Verächter von dem, was nicht in seine Hauptwissenschaft einschlug, und worinn er nicht besonders geübet war. Er hatte sich mehr den angenehmen Wissenschaften ergeben, als denen, die eine beständig aufmerksame Tiefsinnigkeit erfordern; allein er wußte, daß ein Kopf, der nicht durch jene zur Ordnung im Denken, zur Behutsamkeit im Muthmaßen, zur Richtigkeit im Schließen geschickt gemachet worden, es in jenen nicht weit bringen konnte. Er war ein Historicus, und doch hat man, nie das unbescheidene Urtheil von ihm gehöret, die philosophischen Lehren wären nichts anders, als trockene Spitzfündigkeiten, und magere Seltsamkeiten, daran nur ein Mensch, der am Fieber krank läge, sich vergnügen müßte. Er verehrete vielmehr die Wissenschaften nach Verdienst, denen er alles zu danken hatte, was einen Menschen vor andern schätzbar machet. In seinen Entschließungen und in treuer Freundschaft hat man ihn allezeit standhaft befunden. In seinen Amtsverrichtungen war er ordentlich, eifrig und rechtschaffen. Kein Ort wird leicht von Leuten leer seyn, die nicht eines redlichen Mannes Feinde wären. Der Tugend fehlt es so wenig an Freunden, als an solchen, die sie zu drücken suchen. Die guten Absichten und Anstalten eines Patrioten finden allemal Widerspruch; wenigstens bey denen, die sie zwar in ihrem Herzen für gut erkennen müssen, aber ihr Misvergnügen, daß sie nicht selbst ihre Urheber sind, nicht anders als durch murrisches Wesen, und wirkliche Hinderung an den Tag legen können.

Der

Der Wohlselige hat dieses vielfältig erfahren, da er der Akademie dreymal hinter einander theils für seine Person, theils an statt seiner Nachfolger als Haupt vorstund. Und wie itzo die Zeiten sind, hat es eine Obrigkeit sich zum Lobe anzurechnen, wenn nicht alle mit ihr zufrieden sind. Also befremdete es den Wohlseligen nicht, daß ihn ein gleiches Schicksal betroffen hatte. Die Dienstfertigkeit war eine seiner Haupteigenschaften, und man hat nie wahrgenommen, daß der Eigennutz die Triebfeder dazu gewesen wäre. Von diesem war er desto weiter entfernet, je mehr er aus der Erfahrung bey andern sahe, wie verächtlich dadurch so gar gewisse Verrichtungen werden, die mit eines andern Ehre verbunden sind. Sein vornehmstes Vergnügen suchete er darinnen, daß er das Wachsthum der Gelehrsamkeit, und des guten Geschmackes befördern, und jedermann überzeugen konnte, er sey in der Beobachtung aller Pflichten eines rechtschaffenen Freundes untadelhaft. Ich zweifle nicht, meine Herren werden von denjenigen, die mit ihm in einer genauern Verbindung der Freundschaft gestanden, versichert seyn, ihr Leidwesen sey unverstellt, nachdem sie ein so werthes Mitglied unter die Güter rechnen müssen, die sie gehabt haben. Ja sie werden es mit Zufriedenheit ansehen, wenn sich alle, die den wichtigen Namen sowohl vernünftiger und wohlgearteter Gelehrten, als redlicher und untadelhafter Freunde zu behaupten suchen, den Wohlseligen zum Muster vorstellen.

❀ ❀ ❀

Den unverhofften Verlust
HERRN
Johann Gottlieb Krausens,
Professors zu Wittenberg,
bedauerte
im Namen der Gesellschaft
Johann Heinrich Winkler
Profess. Phil.

So hat uns Tod und Grab ein edles Glied entrissen,
Das wir mit Leid und Schmerz und Gram
betrauren müssen,
Ein Glied, dem Witz und Fleiß, dem Einsicht und
Verstand
Vor andern Ehr und Ruhm und Ansehn zugewandt.
Die Nachricht schrecket uns: Euch ist ein Freund gestorben,
Dem Kunst und Wissenschaft ein ewig Lob erworben.
Es klagt das Elbathen, wo er ein Amt geführt,
Das der Gelehrsamkeit die schönste Frucht gebiert,
UndGlanz und Schimmer giebt. Der Ausspruch ist gegründet:
Die weite Wissenschaft, in der man sieht und findet,
Was ehemals geschehn, und was die Vorderwelt
Aufs neue kenntbar macht, und vor die Augen stellt,
Ist des Verstandes Schmuck und der Gelehrten Zierde.
Durch sie erkennet man, was Sehnsucht und Begierde
In der vergangnen Zeit verändert, und erregt,
Und umgekehret hat. Wie sie ein Reich bewegt,

Und

Und Herr und Unterthan mit Pfeil und Schwerdt gerüstet,
Und Krieg u. Schlacht geführt, und Land u. Stadt verwüstet.
Wie sich ein kleines Volk berühmt und groß gemacht,
Und Joch und Dienstbarkeit auf dessen Hals gebracht,
Der ihm Gesetze gab. Wie sich durch alle Zeiten
Die Weisheit fortgepflanzt, und unter Krieg und Streiten
Sich selbst geschützet hat. Dieß alles einzusehn,
Und gründlich darzuthun, wo jede That geschehn,
Wenn sie erfolget sey; daß fordert Müh und Denken,
Und läßt sich nicht so leicht durch Ziel und Maaß umschränken.
Der Sachen sind zu viel. Die Mannigfaltigkeit,
Die nur ein hundert Jahr den Bücherschreibern weiht,
Ermüdet Kraft und Geist. So viel besondre Staaten,
So viele Könige, so viele Heldenthaten,
Womit der Erdkreis prangt, sind nicht so bald gemerkt.
Der Schriften Meng und Last, die sich so sehr verstärkt,
So weit vermehret hat, gereichen fast zum Schrecken.
Der Zweifel Größ und Zahl, die Zeit und Witz entdecken,
Bekümmert den Verstand. Er liest ein neues Buch:
Die Arbeit wächst und steigt. Der viele Widerspruch,
Der sich entgegen stellt, will sich kaum heben lassen,
Wenn Denken und Vernunft gleich alle Regeln fassen,
So die Vernunftkunst lehrt, wenn man gleicht deutlich kennt,
Was man gewiß und wahr und falsch und glaublich nennt,
Und sich aus aller Kraft zur Untersuchung schicket.

So mühsam ist das Amt, das Krausens Fleiß geschmücket,
Das Krausens edlen Geist dort, wo die Elbe fließt,
Und wo das Musenvolk der Weisheit Frucht genießt,
Mit Ernst verwaltet hat. So mühsam ist das Lehren,
Von dem Verstand und Lust die Alterthümer hören.

Doch nicht nur Wittenberg erhöhet Krausens Ruhm;
Auch Leipzig preist sein Lob. Es war sein Eigenthum,

Der Wahrheit nachzugehn, den Irrthum zu vernichten,
Und völlig einzusehn, was man in den Geschichten
Für wahr und richtig schätzt, für ungegründet hält,
In Streit und Zweifel zieht, den Fabeln zugesellt.
Wir sollten dich anitzt, verstorbner Menke, fragen,
Du solltest Zeuge seyn, und von dem Eifer sagen,
Mit welchem Krausens Sinn in deinen Spuren gieng,
Und der Geschichte Werth und Richtigkeit empfing.
Europa rühmt die Frucht. Die wohlgerathnen Schriften,
Die der Gelehrsamkeit und ihm ein Denkmaal stiften,
Erweisen sein Bemühn. Man las mit großer Lust,
Was seine Feder schrieb. Man ist sich noch bewußt,
Wie groß der Beyfall war, als man ein Blatt erblickte,
Das Krausens Hand und Kiel in alle Länder schickte;
Als man die Zeitung sah, die den Gelehrten schrieb,
Was sie allein betraf. Sein aufgeweckter Trieb
Ward immer feuriger. Sein rühmliches Bestreben
Ward mehr und mehr bekannt. Bald ward ein kurzes Leben,
Bald ward ein Buch geschickt, um beydes kund zu thun.
Die Zeit war fast zu kurz, vom Schreiben auszuruhn.
Ich sage nicht zu viel. Man soll ein Urtheil fällen,
Und unparteyisch seyn. Es soll daraus erhellen,
Was eines Buches Wehrt, wie fern es Fehler frey,
Und wie es abgefaßt, was Nutz und Endzweck sey.
Dieß will in Wahrheit Müh und Ueberlegung haben.
Der Witz sey noch so scharf: Die allerbesten Gaben,
Die eine Seele hat, ermüden sich zuletzt.
Doch Krausens muntrer Geist ward durch die Frucht
ergetzt,
Die seine Feder gab. Wie viel erlesne Werke
Bekamen Licht und Glanz? Wie bald ward ihre Stärke
Der weiten Welt bekannt? Der Bücher innrer Preis

Besteht

Besteht zwar durch sich selbst, und der Verfasser Fleiß,
Geschick und Fertigkeit muß sie vollkommen machen.
Allein es geht uns hier so wie bey andern Sachen,
Da man nichts sucht und kauft, was uns verborgen ist.
Ein Urtheil, das Vernunft und Wahrheit in sich schließt,
Den Inhalt einer Schrift in Deutlichkeit beschreibet,
Hat tausendfachen Nutz. Die Neigung, die uns treibet,
In Ehr und Ruhm zu seyn, wird dadurch aufgebracht.
Ein aufgeweckter Kopf verfährt mit mehr Bedacht,
Wenn er ein Werk verfaßt. Man lernet unterscheiden,
Was Lob und Tadel bringt, und was man zu vermeiden
Und auszubessern hat. Ein gründlich Urtheil rührt.
Und ändert den Verstand, den Wahn und Schein verführt.
Die Weisheit wird beliebt, berühmt und ausgebreitet.
Was widersinnisch ist, und mit der Wahrheit streitet,
Wird da zur Schau gestellt. Man sieht der Schriften Zahl,
Man trifft den Inhalt an, man lernet Güt und Wahl,
Und schöpfet Trieb und Lust, sich im gelehrten Wesen
Noch weiter zu bemühn, ein neues Buch zu lesen.

So nimmt das Wissen zu, seit dem sich Krausens Hand
Für dessen Ruhm bestrebt, und, was ein fremdes Land
Für seltne Schriften hat, in unsrer Sprach entdecket,
Und durch ein deutsches Blatt Verstand und Lust erwecket.
Die Dicht- und Redekunst wird sein Verdienst erhöhn,
Und sein erhaltnes Lob wird dauren und bestehn,
So lange Kunst und Witz und Wissenschaften blühen,
Die Vortheil, Schmuck und Glanz aus Krausens Schriften
ziehen.

* *

Auf den Tod Herrn

Johann Martin Drollingers,

Fürstlichen Badendurlachischen Rechnungsraths und Burgvogts in der Herrschaft Badenweiler

von seinem Sohne

Carl Friedrich Drollingern.

Hochfürstl. Durlach. Hofrathe.

Sein Vater, gute Nacht! Es ist um dich geschehen.
Ich werde dich nicht mehr in diesem Lichte sehen.
Mein trübes Auge hat den schwarzen Tag erblickt,
Der dich, o Seliger, den Deinigen entrückt.
O Tag! Verworfner Tag! O düstre Sonnenblicke,
Welch Denkmaal lasset ihr in meinem Geist zurücke!
Welch trauriges Gesicht! Die Stunde war schon da;
Des Schreckens König kam dem Sterbebette nah,
Und ließ ein ganzes Heer den Kranken überfallen.
Erkalten, Todtenschweiß, der Zunge schweres Lallen,
Erschien hier auf einmal. Der Kinder Hauf erbleicht
Und ruft: Allmächtiger! Ach unser Vater weicht!
Du höchster Vater schau auf uns Verlaßne nieder;
Schenk uns den Sterbenden zu unserm Troste wieder.

Ist deinen Frommen dann so kurze Frist bestimmt!
Umsonst! der Himmel war zu sehr auf uns ergrimmt,
Und sein gerechter Schluß bestund auf unsrer Strafe.
Der Kranke lag schon da, als wie im Todtenschlafe:
Doch gosse sich sein Geist noch zu dem letzten mal
Durch seinen Körper aus, den die erlittne Qual
Der Schmerzen grimmes Heer schon halb entseelet hatten,
Und hieß ihn seinem Gott die letzte Pflicht erstatten.
Bald kam dem Sterbenden ein neues Leben zu,
Er schien, als wie erwacht aus einer tiefen Ruh,
Erhub so Hand als Haupt nach den gestirnten Höhen,
Und winkt uns insgesammt den Schöpfer anzuflehen.
Der ganze Haufe stund mit kalter Furcht beeißt,
Und schrie: Erlöser, hilf! Empfang den werthen Geist.
Herr! ende seinen Kampf. Er hat genug gerungen.
Der Halberstorbne brach das Band der schweren Zungen,
Und stieß drauf noch einmal ein feurigs Amen aus.
Er sprach: Der freye Geist verlies sein morsches Haus.
Und mein bestürzter Blick sah meines Vaters Leiche.
Weh mir! ich sehe noch, ich seh es, und erbleiche,
Wie seine blasse Hand mir meine Hand gedrückt:
Wie sein gebrochnes Aug mich sehnlich angeblickt;
Wie meine Thränen ihm die seinen ausgetrieben;
Wie seine Liebe fest bis in den Tod geblieben.
O Liebe, deren Werth ich nie genug beweint!
Mein Vater, fleuchst du mich, mein allerbester Freund?
Vergönne, Seligster, daß, wenn ich dich bedaure,
Ich so um einen Freund, wie einen Vater, traure.
Wie mancher, dessen Herz von blinder Liebe brennt,
Und nur den dummen Trieb verwöhnter Neigung kennt,
Bringt seine Kinder oft aus Liebe zum Verderben.
Du aber, Seligster, du zeigtest bis zum Sterben,

Daß Witz und Frömmigkeit der Deinen Zügel war,
Daß einem wahren Freund auch an der Seinen Schaar
Das Laster häßlich scheint, und nur die Tugend schöne.
Du liebtest, wie man soll; du liebtest deine Söhne,
Doch ihre Fehler nicht. Und wenn ihr leichter Schritt
Den rechten Weg verließ, und mit verkehrtem Tritt
Verführt auf falscher Bahn begunte hinzurennen:
So sah ich deinen Zorn, wie sonst die Liebe, brennen.
Dein ganzes Denken gieng auf unser Wohlergehn.
Dein Wandel ließ mich stets das beste Muster sehn;
Ein Muster, das mich mehr als tausend Worte lehret.
Zwar was ein großer Hauf der leichten Welt verehret,
Das hast du nie gelernt, geschmückt mit leerem Schein,
An Worten reich und mild, an Werken sparsam seyn,
Sich nach geschickter Art vor einem jeden bücken,
Dem, den man nie geliebt, die Hände freundlich drücken,
Und was die Blöße mehr für Larven sich erdicht.
Wenn dieses Tugend heißt, so kanntest du sie nicht.
Die deutsche Redlichkeit, der Eifer zum Gesetze,
Die Folge strenger Pflicht, das waren deine Schätze.
Es macht ihr wahrer Werth sich ohne Schminke kund,
Dein Ruhm erschallet selbst aus unsers Fürsten Mund,
Der deine Treu erkannt, und deinen Tod bedauret.
Ich schau noch, wie um dich die ganze Gegend trauret;
Ich schau ihr Volk bestürzt um deine Bahre stehn,
Die Fremden Thränen voll, die Deinen fast vergehn.
O allzu schwerer Fall, was hast du mir entrissen?
Was muß ich Armer nicht mit meinem Vater missen!
Verzeihe, Werthester, wenn eine späte Schrift
Nach deiner Asche geht, und dir ein Denkmaal stift,
Das meine Dankbarkeit dir eher bringen sollen.
Es fehlte nicht an mir und meinem ernsten Wollen.

Ich wollte mich so bald um diesen Dienst bemühn:
Ich wollte, doch umsonst! die Kräften waren hin.
Ich fiel erblaßt und kalt auf deine Leiche nieder.
Fünf Jahre sind es schon, daß deine werthe Glieder
In ihrer Grube ruhn. Doch mein bestürzter Muth
Hat von dem ersten Sturm noch wenig ausgeruht.
Mein Schmerzen währet noch. Er wird unendlich währen.
Nimm, Werther, eine Fluth von tausend tausend Zähren
Zu einem Denkmaal an, daß dir ein Sohn geweiht,
Der voll von treuer Pflicht nach seinem Vater schreyt.
Ich weis dir sonsten nichts zu deiner Gruft zu bringen.
Genug, die Hand erstarrt, und mein betrübtes Singen
Verstummet allbereit. Mein altes Leid erwacht.
Genug, ich kann nicht mehr. Mein Vater, gute Nacht.

Die

Die Redlichkeit

an dem

Greif- und Mohrischen Hochzeitfeste

betrachtet von

M. Johann Friedrich May.

Hier bin ich, werther Freund, und bringe meine Schuld,
Ich komme hinten nach. Du hast mit mir Geduld.
Denn was mich hemmt und stört, das ist dir nicht verborgen.
Ich habe jeden Tag für mancherley zu sorgen.
Und wenn mich nichts mehr hält, so bin ich nicht allein.
Wer aber dichten will, der muß ganz einsam seyn,
Wo sich kein Mäusgen rührt: Da kann man glücklich reimen,
Und nach Poeten Art die schönsten Sachen träumen.
Nichts weiter mehr davon. Ich bringe, was ich kann.
Und fange dieses Lied von unsrer Freundschaft an,
Die sich auf keinen Wind und leere Worte gründet,
Es ist die Redlichkeit, die unser Herz verbindet.

Du liebe Redlichkeit, man kann dich selten sehn,
Du willst den Mantel nicht nach allen Winden drehn,
Du gehst gerade zu, nicht auf den krummen Wegen,
Die Falschheit, Trug und List sich zu erwählen pflegen.
Du liebest jedermann, und sorgest für sein Heil,

Und wird ihm dann ein Glück durch deinen Dienst zu theil:
So weißt du dich daran so herzlich zu vergnügen,
Als sähest du dieß Gut in deinem Schooße liegen.
Du schliessest deinen Sinn zu jedes Besten auf,
Und denkest eben so mit allem Ernst darauf,
Als wärs dein eignes Werk, was doch nur andern nützet:
Weil dich ein edler Trieb, kein Eigennutz, erhitzet.
Du redest zwar nicht viel; doch, was du sprichst, ist wahr,
Nicht rätzelhaft und schlau, nein, alles rein und klar.
Doch wenn es schädlich wär, des Herzens Grund zu zeigen,
Hast du Verstand genug auch mit Vernunft zu schweigen.
Und alles geht dahin, daß endlich deine Treu
Zu deiner Freunde Wohl ein sichres Mittel sey:
Und daß so gar dein Feind an deiner Großmuth lerne,
Daß er sich, und nicht du, vom rechten Weg entferne.
Komm, nimm noch fernerweit Brust, Herz und Sinnen ein,
Du sollst auf dieser Welt mein allerliebstes seyn,
Ich will viel lieber hier Lust, Ehre, Reichthum meiden,
Als Herr von allem seyn, um mich von dir zu scheiden.
Dem Quentgen deiner Lust gleicht nicht ein Zentner Gold;
Durch dich wird jedermann mir zugethan und hold,
Durch dich werd ich beherzt, vor jedem zu erscheinen,
Durch dich grünt noch mein Ruhm auf den vermorschten Beinen.
Macht, Witz, Gelehrsamkeit, der allerfeinste Sinn,
Was nützet dieses denn, wenn ich nicht redlich bin?
Sollt ich den Nächsten wohl durch meine Künste quälen?
Nur nicht die Redlichkeit, sonst mag mir alles fehlen!
Freund, straf mich nicht darum, daß der erhitzte Geist,
Mir ungehorsam wird, sich aus den Schranken reißt,
Und da er dich verehrt und dich erheben sollte,
Doch itzt die Redlichkeit, statt deiner, loben wollte.

Allein,

Allein, was ich gesagt, das ist kein fremder Ruhm,
Denn er gehört auch dir und ist dein Eigenthum.
Du liebst die Redlichkeit und suchst in allen Dingen,
Was diese Liebe schafft, in Werk und That zu bringen.
Dein Amt kann Zeuge seyn. Der Zeuge gilt sehr viel.
Ein Miedling bist du nicht, und treibest nicht das Spiel
Das andern wohl gefällt, die sonsten nichts beginnen,
Als nur mit Gottes Ruhm die Weltlust zu gewinnen.
Dein redliches Gemüht besorgt der Kirche Wohl,
Erfüllt des Hauses Wunsch, das dir dein Volk empfohl.
Es eifert ebenfalls um seines Herren Ehre,
Und zeigt des Eifers Macht im Wandel und der Lehre.
Nun kennt auch deine Braut des Herzens Redlichkeit,
So daß sie dir die Hand mit gleicher Treue beut.
Was wünsch ich denn dazu? Das scheint mir überflüßig.
Denn bey der Redlichkeit geht man des Wunsches müßig.
Man nimmt, was man bekömmt, mit Dank und Freuden an,
Man widersteht der Noth, so viel man weis und kann,
Und mit Gelassenheit versucht man zu ertragen,
Was stärker ist, als wir. Was soll ich weiter sagen?
Das eine noch, mein Freund. Wenn ihr dann glücklich lebt,
Von eurer Redlichkeit einander Proben gebt:
So werd ich mich dadurch an euch aufs neu ergetzen,
Und in der Redlichkeit euch mir zum Beyspiel setzen.

Abhandlung

Von dem Vorzuge der Schön=heit vor dem Verstande beym Frauenzimmer.

von

M. F. W. Stübnern.

Hochgeehrteste Herren,

Die Freyheit, zu wählen, ist ein großes Vorrecht der Menschen. Es schmeichelt unsrer Eigenliebe, wenn wir in unsern Umständen gleichsam wie eigne Herren verfahren, die ihre Wahl nach ihrem Gutdünken einrichten können. Aber die Schwierigkeiten, welche die Wahl manchmal zu begleiten pflegen, sind der Gegengift wider unsern Hochmuth. Wir lernen, uns unsers Vorrechtes nicht zu überheben, wenn wir den Streit empfinden, der sich bey dem Gebrauche und bey der Ausübung desselben in unserm Gemüthe erhebet. Oft haben wir zwischen Guten und Bösen zu wählen, und wir verfehlen doch zuweilen unsers Endzweckes bey der Wahl; weil sich unser Verstand manchmal blenden lässet, und falsch urtheilet. Sind die Dinge, von deren Güte und Vorzug wir urtheilen sollen, von einerley Art, und beyde entweder gut,

oder böse, so wird es uns noch schwerer, eine rechte Wahl zu treffen. Wir müssen so dann das Gute oder Böse, welches an dem einem ist, mit dem Guten und Bösen an dem andern, so zu reden, abwägen, um den Ausschlag zu erfahren. Manchmal finden sich von der einen und von der andern Seite so viele wichtige Gründe, daß wir bey nahe selbst zweifelhaft werden, wohin wir uns wenden sollen. Herkules hat auf dem Scheidewege der Tugend und des Lasters nicht so viel Ueberlegung nöthig gehabt, als wir manchmal bey der Beurtheilung über zweyerley gute Dinge anwenden müssen. Die Abbildung, die uns die Alten von ihm gemacht haben, scheint zum Grunde zu legen, daß nur ein Weg zur Tugend sey. Aber wir wissen aus der Erfahrung, daß oft ein Gut das andere verdringe. Wir sind nicht fähig, alle Güter auf einmal zu fassen, und müssen oft eines fahren laßen, um das andre feste zu halten. Sonderlich findet sich dieses bey Beurtheilung solcher Gaben, daran die Natur mehr Theil hat, als die Kunst, oder unser Fleiß. Daher kömmt es, daß sich oft so widrige Meynungen in der Welt finden, welche Gabe der andern vorzuziehen sey? Ich habe unlängst eine sinnreiche Untersuchung eines französischen Gelehrten zu lesen bekommen, ob der Verstand und ein aufgewecktes Wesen in der Aufführung vor der Schönheit einen Vorzug verdiene. Der Urheber derselben bejahet diese Frage. So einnehmend auch sein Vortrag war, und so bündig seine Gründe zu seyn schienen; so sind mir dessen ungeachtet noch Zweifel genug übrig geblieben. Es sind mir so viel Gründe dagegen beygefallen, daß ich so gleich den Vorsatz gefasset hatte, in dieser Versammlung einmal die Rechte der Schönheit wider die Eingriffe des Verstandes zu retten.

retten. Ich halte es für schwer, aber nicht für ganz unmöglich, das Gegentheil mit so gutem Fortgange, als er bey seiner Meynung gehabt hat, wahrscheinlich zu machen. Da man insgemein die Schönheit hauptsächlich an dem Frauenzimmer hochzuschätzen pflegt, und das Urtheil von derselben das männliche Geschlechte am nächsten angeht; so wird mir auch dieser Umstand bey meiner Ausführung, die ich unternehme, zum Vortheile gereichen. Gute Gaben, die an uns selbst nicht sonderlich geachtet zu werden pflegen, beurtheilen wir desto unparteyischer an andern; da uns hingegen nur allzuoft unsere Eigenliebe dahin reisset, wenn wir in dem Wettstreite des Guten selbst einige Hoffnung vor uns sehen, den Vorzug zu erhalten. Es ist so wenig eine Schande für eine Mannsperson, wenn sie nicht schön ist, als geringe die Ehre ist, wenn man ihr einen guten Verstand und löbliche Aufführung beyleget. Das letzte erwartet man so schon von ihr; daher wird es ihr nicht sonderlich zur Gerechtigkeit gerechnet: Und das erste fordert man nicht von ihr; daher vermisset man es auch an ihr nicht allzusehr. Es ist also gut für mich, daß ich gleich ruhig seyn kann, es mag jener Franzose, oder ich, recht behalten. Sie, meine hochgeehrtesten Herren, und ich, sind ausser der Hitze des Streits. Vielleicht ist es aber doch vortheilhaft für uns, wenn wir uns auf diese Wahl zum Voraus gefaßt machen, die uns leicht einmal treffen kann. Diejenigen Freyer sind ziemlich uneigennützig, die entweder auf den Verstand oder auf die Schönheit des Frauenzimmers sehen, und wenigstens billiger in der Liebe, als die, welche auf den Reichthum ihr Absehen richten; weil dieser ein äusserlicher Vortheil der Geliebten,

ten, jenes aber innerliche Vorzüge derselben sind, die an ihrer Person haften.

Wenn ich den Vorzug eines schönen Frauenzimmers vor einer verständigen, oder witzigen und sinnreichen zeigen will; so versteht sichs von sich selbst, daß ich mir weder die Schöne ohne allen Verstand, noch die Sinnreiche mit offenbaren Gebrechen des Leibes, vorstelle. Es giebt ein gewisses fast allgemeines Maaß des Verstandes, das man bey einer nicht ganz versäumten Auferziehung und bey dem nöthigen Umgange mit andern Leuten gemeiniglich zu erreichen pfleget; aber es hat auch die Natur ihren Maaßstab, nach dem sie insgemein die Schönheit auszutheilen pflegt. Ungeachtet es wohl mehr häßliche, als schöne Frauenzimmer geben könnte; so ist doch zwischen diesen die Mittelgattung die zahlreichste, von denen, die weder den Namen der häßlichen verdienen, noch sich auch einer großen Schönheit rühmen können. Wenn nun einem Frauenzimmer von den gewöhnlichsten, doch zureichenden Kräften des Verstandes, und von mittelmäßiger Schönheit die Macht gegeben werden könnte, ob sie sich lieber mehr Schönheit oder mehr Verstand wünschen wollte: So würde gewiß die Wahl gar leicht auf die erste Eigenschaft mit Hindansetzung der andern fallen. Ich schliesse dieses aus der Erfahrung. Eine schöne Weibsperson pflegt wohl eine häßliche, ihres Verstandes wegen, zu lieben. Sie rühmt wohl gar an ihr eine Gabe, von der sie zum Voraus sieht, das sie ihren Vorzügen wenig Abbruch thun werde. Aber eine häßliche wird allezeit mit Verachtung von der Schönheit reden; weil sie sich befürchtet, sie möchte mit allem ihren Verstande gegen die Schönheit wenig vermögen. Diejenige Person,

son, welche sie für schön ansieht, mag viel oder wenig Verstand haben: Sie wird doch immer gleiche Verachtung gegen ein Gut, das ihr mangelt, spühren lassen. Es hält also das weibliche Geschlechte die Schönheit für einen kräftigern Vorzug an sich selbst, als den Witz. Diese Wahl liesse sich auch aus vielen Gründen rechtfertigen, davon ich nur einige anführen will. Es ist für ein Frauenzimmer vortheilhafter, bey einem mittelmäßigen Verstande eine große Schönheit, als bey einer mittelmäßigen Schönheit viel Verstand zu besitzen.

Die Schönheit zeigt ihre Kraft gleich bey dem ersten Anblicke. So bald wir eine ausserordentliche Schönheit ansichtig werden, so sind wir schon von ihr eingenommen. Wir können uns nicht verhindern, unsre Augen starr auf sie zu richten, und haben nicht Zeit genug, unsern Verstand erst darüber zu Rathe zu ziehen. Wir fragen uns nicht vorher: Mag diese Person auch wohl Verstand genug besitzen, uns in dem Umgange mit ihr zu vergnügen. Wir bewundern sie, ehe wir darüber rathschlagen. Wir sind schwer von Betrachtung derselben abzuhalten, wenn wir auch wissen, daß sie ausnehmende Gemüthsgaben eben nicht besitze. Das macht: Die Schönheit greift die Sinnen vornemlich an. Wer sich nun erinnert, wie schwach die Bewegungen des Verstandes gegen die Reizungen der Sinnen sind, der wird erkennen, daß die Schönheit kräftiger und geschwinder rühre, als die Eigenschaften des Gemüthes, die wir erst aus einem langen Umgange kennen lernen.

Kluge Reden, ein wohlangebrachter Scherz, eine wohlgesetzte Höflichkeit in Worten, ein sinnreich ausgedrückter unvermutheter Gedanke, und das meiste,

wodurch sich der Verstand und Witz zu verrathen pflegen, erfordern viele Zeit, wenn sie uns bekannt werden sollen. Nicht jeder Augenblick, nicht jeder Zufall, nicht alle Umstände geben Gelegenheit zu solchen äusserlichen Zeichen der innerlichen Gaben. Oft verbiethet der Ort und die Gesellschaft, viel zu reden, oder solche Dinge zu reden, wodurch der Witz einer Person an den Tag kommen könnte. Die Schönheit aber stralt in einem fort; ihr Schimmer wird weder durch die traurige Gesellschaft verdunkelt, noch in der frölichen übertäubet. So lange Augen vorhanden sind, die sie sehen können, so lange wirkt sie: Und wenn das Ohr wegen Mangel eines ungezwungenen Anlasses zu sinnreichen Reden immer ruhen muß, so ist hingegen das Auge bey der Gegenwart einer großen Schönheit ohne Unterlaß beschäfftigt.

Es sind nicht alle Leute fähig, von dem Verstande einer Person aus ihren Reden überzeugt zu werden. Man muß selbst Verstand besitzen, um ihn an andern zu finden: Aber man muß nicht eben schöne seyn, um zu wissen, ob eine andre Person schön sey. Ein tummer Mensch kann bey andern keinen Verstand merken, wenn er ihm auch noch so deutlich gezeiget würde: Aber ein häßlicher kann sich oft nicht verhindern, die Schönheit zu erkennen, wenn er sie auch gleich gerne nicht erkennen wollte. Es ist wahr, wir sind oft in dem Begriffe der Schönheit nicht einig: Was ein andrer für schön hält, gefällt mir zuweilen nicht: Dafür kann ich manchmal andern das nicht für schön einreden, was mir so vorkömmt. Allein, sind denn die Gelehrten, bey denen der Verstand recht zu Hause seyn soll, in ihren Urtheilen von dem Verstande einiger? Was der eine

für

für klug und wohlgesagt, oder wohlgeschrieben hält, das kömmt dem andern als abgeschmackt und ungereimt vor. Wo der eine viele Scharfsinnigkeit zu merken glaubt, da findet ein andrer ganz das Gegentheil. Ja die Regeln, wornach man die Schönheit ohne Kunst beurtheilt, sind lange nicht so veränderlich, als die, nach denen man Witz und Verstand nach der Kunst beurtheilen will. Was in dem einen Lande ein Zeichen eines großen Witzes ist, das klingt in dem andern gar stumpf und verlegen. Die Spitzfündigkeiten, womit sich Portugiesen und Spanier in ihren Schriften zu schmücken suchen, sind für uns zu hoch, und der Franzosen ihre zu häufig und zu affectirt. Die Schönheit kann sich wenigstens nicht leicht in der Beurtheilung gerade in das Gegentheil verändern. Es giebt schöne Personen, selbst in der Stadt, die kein unparteyisches Auge mit einer innerlichen Ueberzeugung für häßlich ansehen kann. Man wähle eine der größten Schönheiten in Deutschland, die nach der Bildung des Gesichtes, nach der Farbe, nach der Zärtlichkeit der Haut unter uns keinen Tadel gehabt hat. Man lasse sie nach Frankreich reisen, und die Einwohner von Paris über ihre Schönheit urtheilen: Wird man nur auch vermuthen können, daß sie solche für schlechterdings häßlich halten würden? Sie werden ihr vielleicht manche von ihren Gesichtern vorziehen, die sie für schön zu preisen gewohnt sind. Nimmermehr aber werden sie dieselbe gar in die Zahl der Häßlichen herunter setzen.

Der größte Theil der Schönheit beruhet in der Gesichtsbildung, und diese kann niemand sicherer beurtheilen, als ein Maler. Dem sind die Verhält-

nisse bekannt, welche zwischen allen Theilen des Angesichts vorhanden seyn müssen, wenn ein schönes Ganzes daraus entspringen soll. Unsere Schönen sollten sich bey nahe wünschen, daß alle Mannspersonen Maler seyn möchten. Doch nein: Es ist besser für sie, daß wirs nicht alle sind. Urtheilen wir in diesem Stücke gleich oft ohne Grund, wie jener Schuster von Apellis Gemälde, in Dingen, die über sein Handwerk waren: So übersehen wir doch auch viele kleine Fehler, die ein verständigerer Kenner der Bildungen gleich einsehen würde.

Wenn Europäer unter die Schwarzen kommen; so fällt ihre Wahl unter den Mohrinnen oft auf solche, die selbst von den Mohren für schöne angesehen werden. Die Reisebeschreibungen haben davon mehr als ein Exempel. Woher kömmt doch die Uebereinstimmung anders, als von der Natur selbst? Ist dieses nicht ein Zeichen, daß wir schon von der Natur mit dem nöthigen Vermögen ausgerüstet sind, das Schöne zu treffen, und das Häßliche davon zu urtheilen?

Diejenigen Begriffe, die der Verstand, so zu reden, alleine bildet, sind mehr in unserer Gewalt, als die, welche sich unmittelbar auf die Sinnen gründen. Daher kömmt es, daß wir in jenen mehr Veränderungen und Mannigfaltigkeiten unter den Menschen antreffen, als bey diesen. Bey jenen setzt ein jeglicher da-zu, oder nimmt davon, was ihm gut dünket: Bey diesen gehet solches nicht an, wenn man nicht so gleich von seinen eigenen Sinnen bestrafet werden will. Bey Beurtheilung der Schönheit hat unser Verstand weniger, als unsere Sinnen, zu thun. Und

da

da wir die letzten mit dem geringsten Bauer gemein haben; so ist es auch für uns keine Schande, wenn wir mit ihm einerley Person für schön halten müssen. Vielmehr ist solches ein Zeichen eines rechten Gebrauchs unserer Kräfte, wenn wir in Beurtheilung der Schönheit mit sehr vielen andern eines Sinnes sind, die von weit geringern Verstande, als wir, sind.

Eine Republik wäre ihrem Untergange nahe, wenn alle und jede Glieder derselben Gelehrte wären. Wir leben auf einer hohen Schule, wo in einem kleinen Bezirke mehr Leute beysammen leben, die sich der Gelehrsamkeit widmen, als oft in einem großen Lande. Unsre Mauren schließen mehr Menschen dieser Art in sich, als manches weitläuftigen Reiches Grenzen. Alleine sind nicht der Leute von andrer Art leicht noch zwey oder dreymal so viel in unsrer Stadt? Wie geringe ist also nicht die Anzahl der Gelehrten gegen die andern Gattungen von Menschen, selbst in unserer Stadt. Und um wie viel geringer muß solche nicht anderwärts seyn, wo kein solcher Zusammenfluß von Gelehrten, als hier, ist? Bis hieher rede ich nur von denen Gelehrten, die sich zu der Zunft derselben dem Namen nach bekennen. Alleine wie viele sind nicht unter denselben, die diesen edlen Namen nicht verdienen, wie viele, die bey allen ihrem Fleiße nichts klüger sind, als ein Handwerksmann mit einem guten natürlichen Verstande? Wie viele, die eine solche Lebensart gezwungen ergriffen haben, und ihre Tage im Müßiggange dahin bringen? Wie viele, die aus Irrthum auf eine verkehrte Art zu studiren gerathen, die sie mehr hindert, als fördert? Und wie viele werden nicht durch andre äußerliche Hinderniße auſſer den Stand gesetzt, in der Gelehrsamkeit was rechtes vor

sich zu bringen? Nun ist aber niemand, als ein wahrhafter Gelehrter fähig, von dem Verstande einer Person zu urtheilen. Wie sehr zerschmilzet also der Haufen derjenigen, denen man seinen Verstand zeigen kann. Gewiß ich erstaune, wenn ich die entsetzliche Menge von Aftergelehrten erwäge: Aber ich höre auch auf, mich zu verwundern, warum fast ordentlich die vernünftigsten und verständigsten Leute das wenigste Glücke in der Welt haben. Es sollten sie die glücklich machen, die ihren Werth nicht einzusehen geschickt sind. Daher bleiben sie insgemein unglücklich, oder nur mittelmäßig glücklich.

In eben dergleichen Umständen sind die verständigsten, vernünftigsten, sinnreichsten Frauenzimmer. Jede Person soll sich ohne Unterschied des Geschlechtes so viel Freunde machen, als sie haben kann. Sie muß ihre Gaben, auf die sie sich am besten verlassen kann, am häufigsten zeigen, damit ihr Werth kund werde. Es ist daher einem verständigen Frauenzimmer nicht zu verdenken, wenn sie ihren Verstand, bey einer jeden Gelegenheit, die nicht gezwungen lässet, zu zeigen suchet. Aber man lasse sie am allerbesten und behutsamsten dabey verfahren, wie selten wird nicht die Gesellschaft für sie seyn, darinnen man ihre Gaben vertragen kann? Wie selten wird die Gesellschaft fähig seyn, von denselben zu urtheilen? Wie selten wird ihre Rede so allgemeinen Beyfall, als einer andern ihre Schönheit, verdienen? In der größten Gesellschaft wird kaum einer oder der andre seyn, der mit genugsamen Verstand und Witz, und auch mit genugsamer Billigkeit versehen ist, daß er an andern dergleichen Gaben dulden kann.

Wir leben zu einer Zeit, da man es dem weiblichen Geschlechte fast für ein Laster anrechnet, wenn es sich bestrebet, klug zu werden. Es ist für das Frauenzimmer gefährlich, Verstand und Witz an sich zu haben, oder an andern, als Männern, zu bewundern. So ungegründet dieser Wahn ist, so wenig ist er zu verachten. Was kann ich dafür, daß andre falsch urtheilen? Unterdessen muß ich mir doch ihre falschen Urtheile nicht freywillig auf den Hals laden. Hätte also ein Frauenzimmer die Wahl zwischen Schönheit und Klugheit; so würde sie unvorsichtig handeln, wenn sie die letzte der ersten vorziehen wollte. Bey der Klugheit ladet sie sich den Haß fast des ganzen menschlichen Geschlechtes auf. Die Männer sehen insgemein die Klugheit, als ihr Eigenthum an, das sie mit einem andern Geschlechte nicht theilen dürfen. Die Weibspersonen streiten stets untereinander um den Vorzug. Jede will besser seyn, als die übrigen: Und also können sie auch die Klugheit an ihrer Schwester nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Nicht einmal die halbe Gefahr findet sich bey der Schönheit. Es will zwar auch jede schöner seyn, als die übrigen. Aber sie bescheiden sich doch auch leichtlich, daß die Schönheit ein Gut sey, das man sich weniger, als andre Güter, selbst geben könne. Der Himmel theilt sie aus, an wem er will, und der Besitzerinn ist nichts überlassen, als die Sorgfalt, sie zu erhalten. Sie wird immer ein Eigenthum des weiblichen Geschlechtes bleiben, daran das männliche wenig theil haben darf. Nie ist es ein vernünftiger Vorwurf für ein Frauenzimmer gewesen, wenn man ihr nichts als Schönheit hat zur Last legen können.

Es ist wahr, die Schönheit kann zu vielen Vergehungen Anlaß geben, wenn sie gemisbraucht wird. Aber ist denn der Misbrauch der Klugheit, und des Witzes, weniger schädlich, oder weniger zu befürchten? Je mehr Verstand man besitzt, desto mehr Gelegenheit sieht man, andern zu schaden. Und ein Mensch von aufgeweckter muntrer Natur ist zu tausend Ränken aufgelegt, die ein Schläfriger unterlassen muß.

Wenn man sich immerfort mit einer gleich geistreichen und aufgeweckten Unterredung etliche Tage hinter einander unterhalten sollte; so würde man gewiß ermüden. Bey dergleichen Gesprächen muß man, so zu reden, Verstand und Aufmerksamkeit anstrengen, um sie in einem gleichen Fortgange zu unterhalten. Sind etliche beysammen, welche daran einen Gefallen haben können; so müssen sie sich oft bey dieser Gelegenheit so sehr bemühen, als wenn sie das Wichtigste überdächten. Nichts ist verdrießlicher, als ein Mensch, der überall was sinnreiches auf die Bahn bringen will. Wie leicht verfällt man in diesen Misbrauch? Hingegen wie gewiß ist der Ausspruch Salomons: Daß sich das Auge nimmermehr satt siehet, sonderlich in dem Falle, wenn es was schönes zu betrachten hat?

Nun pflegen wir die Größe eines Gutes darnach zu ermessen, wenn es uns geschwinde eine beständige Glückseligkeit zu wege bringt, die sich sehr weit erstrecket. Die Schönheit wirkt bald, der Verstand langsam; jene beständig fort, dieser selten; jene fast in jedermann, dieser in die allerwenigsten Menschen. Was ist es demnach Wunder, wenn ein Frauenzimmer sich mehr Schönheit als Witz, von beyden jedoch einen billigen Antheil, wünschet?

Die

Die den Gelehrten anständige Liebesregung,

bey der

Mosheim- und Feldischen Eheverbindung,

von

D. Georg Gottlob Richter.

Der wie ein Sauertopf, auch oft noch saurer sieht,
Und seine Stirne stets in neue Falten zieht,
Der voll Gedanken steht, und mitten auf der Gassen
Sich kaum entschließen kann, sein Hirn in Ruh zu lassen:
Der, wenn er einen Satz zur Untersuchung wählt,
Den schon verworrnen Kopf mit tausend Fragen quält,
Und weil er niemand sonst des Glückes fähig achtet,
Nach dem vergrabnen Schatz der höchsten Weisheit trachtet;
Kömmt nie, wie Thyamis, den Jungfern zu Gesicht,
Und flieht, wie Clitomach, wo man von Liebe spricht,
Er ist Antistheni und seinem Satz gewogen,
Der selbst die Raserey dem Lieben vorgezogen.
Mir fällt, so hör ich ihn, kein größres Wunder ein,
Als völlig bey Vernunft und doch verliebt zu seyn.
Die Reizung der Natur, ein Brand, der uns berühret,
Sind Worte, die ein Thor auf geiler Zunge führet.
Der Trieb, dem alle Welt Gehorsam angelobt,
Das wallende Geblüth, das in den Adern tobt,

Ein

Ein Pfeil den Amor schießt, der niemals fehl getroffen,
Sind Hülsen ohne Kern, da kein Geschmack zu hoffen.
Was heißt der Seelen Zwang? Die uns verborgne Kraft?
Die Lust zur Dienstbarkeit? Die süße Leidenschaft?
Ein Wort, sich vom Verdacht der Thorheit loszukaufen,
Und eine Misgeburth mit schönen Namen taufen.
Doch wenn ein solcher Wahn den kranken Kopf betäubt,
So merkt man, daß es nicht bey leeren Worten bleibt.
Ein Kluger ist erstaunt, der täglich sieht und höret,
Wie diese Seuche wirkt, und den Verstand bethöret.
Indem Themistokles die Stesilea liebt,
Und Aristides sich in gleiche Fesseln giebt:
So schämt sich Griechenland der Schwachheit seiner Helden,
Und deren Kiel erstarrt, die ihre Thaten melden.
Die Rechnung ist genau, womit sich Nero quält,
Wenn er Poppäens Haar durch alle Locken zählt,
Und wo ihm ungefähr ein einziges entgangen,
Sich selbst die Strafe setzt, vom neuen anzufangen.
Ein kahler Strumpf ergötzt Vitellius Gemüth,
Den er vom rechten Fuß der Messalinen zieht,
Mit tiefen Seufzern küßt, mit hohem Lob beleget,
Und als ein Heiligthum in seinen Kleidern träget:
Bald seine Sclavin rühmt, wie schön ihr Speichel schmeckt,
Den er mit Honig mengt, aus güldnen Büchsen leckt,
Und seinen Freunden oft mit einem Schwur betheuert,
Daß nichts ihn mehr gestärkt, und seine Kraft verneuert.
Ein Kuß, nach welchem viel nicht vor die Thüre gehn,
Kommt dem Camaleon auf zwey Talent zu stehn,
Und ein Demetrius bleibt fest daran bekleben,
Da ihn die Feinde schon auf seiner Flucht umgeben.
Kaum daß Hypatia den Trieb der Jugend beugt,
Wenn sie der Wollust Sitz und dessen Flecken zeigt.

Nur

Nur ein Spurina lebt, der sich aus Keuschheit schändet,
Nur ein Combabus ist, der Gut und Blut verpfändet.
Und ist gleich alles wahr, so wie man uns beschreyt,
Daß Aetna in uns brennt, und lauter Flammen speyt:
So wird doch dieser erst durch höhre Macht geleitet,
Der wider die Natur und ihre Fehler streitet.
Ein Buch, das uns den Witz der alten Welt entdeckt,
Das uns vor Laster warnt, und mit Exempeln schreckt,
An dessen statt erwählt, die Tugend eingesogen,
Und seines Lehrers Satz nach dem Beweis erwogen,
Auch was die Arbeit häuft, der Worte nicht verschont,
Worinnen oft ein Theil der größten Zierde wohnt,
Das wird den eitlen Zug zur Wollust übermannen,
Und das verborgne Gift aus Herz und Adern bannen.
Ich rühme diese Cur mit aller Zuversicht.
Doch ist noch Raths genug, hilft schon das eine nicht.
Ein Sprung vom weißen Berg, den Scaliger beschrieben,
Hebt alle Regung auf, ein schön Gesicht zu lieben.
Des Brunnen Cyzici bewährte Wasserfluth
Ist, wo man trauen darf, in gleichen Fällen gut.
Noch andre haben sich im Staub und Sand gekühlet,
Den erst bis auf den Schweiß ein Maulthier durchgewühlet.
Urin von einem Bock, mit Narden untermengt,
Macht, daß man ebenfalls sehr langsam Feuer fängt.
Kaum wird bey tausenden das schöne Mittel trügen,
Sonst müßte Plinius in seinen Büchern lügen.
Versuchen ist erlaubt, und geht umsonst in Kauf,
Oft was im Kehrich liegt hilft manchem Kranken auf.
In letzten Nöthen ist des Crates Rath gelungen,
Und Hunger, Zeit und Strang hat diese Pest bezwungen.
Halt ein, verwegner Arzt! die Pillen sind zu scharf,
Und niemand von uns ist, der deiner Cur bedarf.

Den

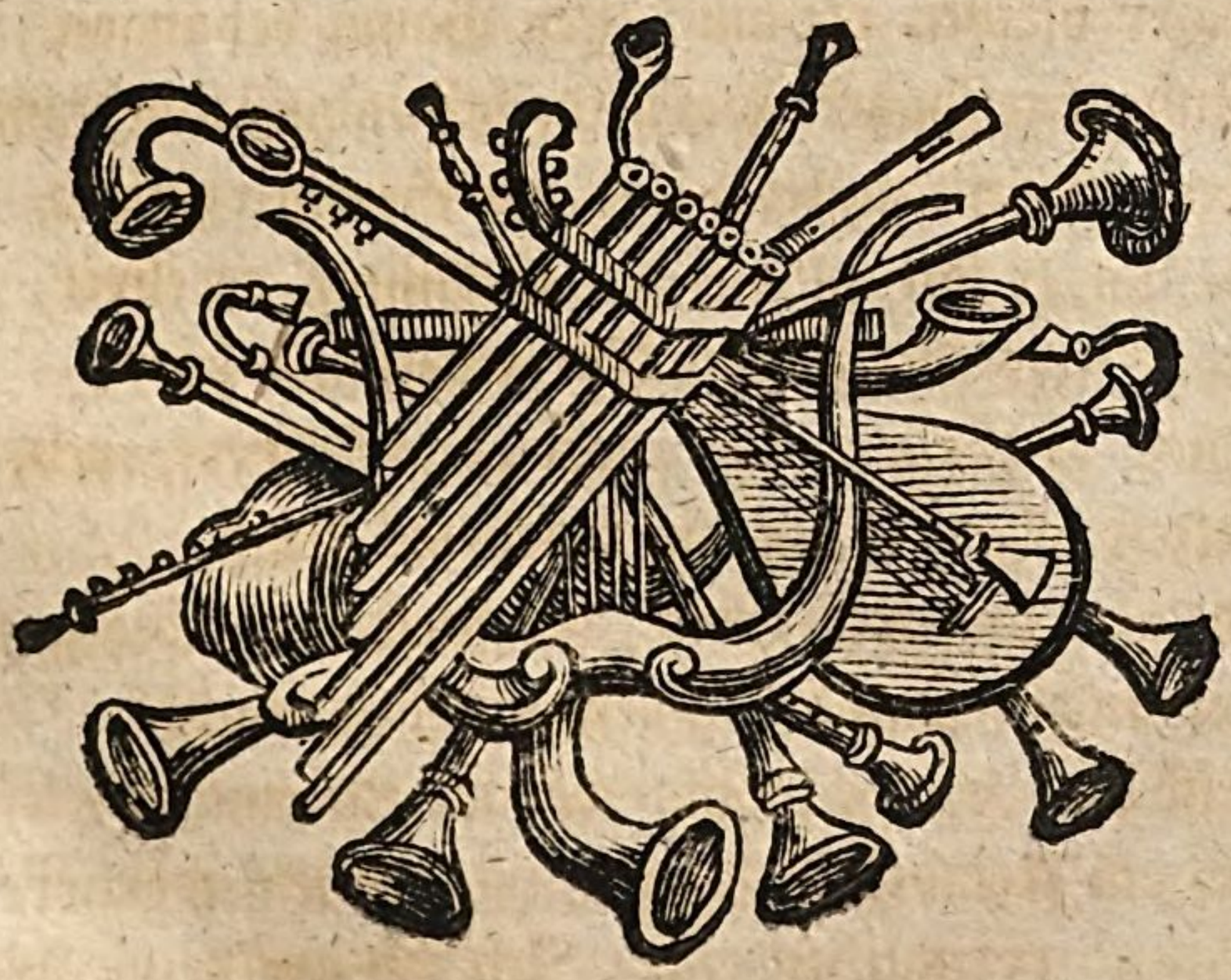
Den Wunden, welche man mit guten Willen träget,
Wird zu geringem Dank ein Pflaster aufgeleget.
Geh nur! wer hält dich auf? Aus diesem rohen Land,
Und martre weit von uns den herrlichen Verstand.
Auf feuchten Boden ist kein festes Schloß zu bauen,
Und harte Steine wird kein schwacher Magen dauen.
Der Weisheit letzter Grad hat bey dem Aberwitz
Recht mitten im Gehirn den allernächsten Sitz,
Und diese Nachbarschaft macht guten Rath verdächtig,
Zudem, wie dir bekannt, ist die Verführung mächtig.
Geh, wo dich niemand stöhrt, wo Wüsteneyen seyn,
Schließ dich in einen Baum und dessen Rinden ein,
Da kannst du still für dich, wer wird es dir verübeln?
Der innersten Natur in ihr Geheimniß grübeln.
Was sonst nur tropfenweis in Pindus Flüssen quillt,
Was eine lange Nacht der Finsterniß verhüllt,
Das wirst du, zweifle nicht, zu aller Scham ergründen,
Und auf einmal vielleicht der Weisheit Quellen finden.
Vermehre deinen Ruhm, und folge dieser Spur,
Beweine still für dich den Irrthum der Natur,
Hier ist dein Fleiß umsonst, du predigst tauben Ohren,
Wo alle Hoffnung schon zur Besserung verlohren.
Wer ungebethen heilt, hat nichts als Schimpf zu Lohn;
Ein Arzt, der nichts gewinnt, zieht seine Hand davon.
Wo Haß und Undank folgt, da muß kein Kluger mitteln.
Genug, dir hats geglückt, das Joch vom Hals zu schütteln.
Der Eifer ist gerecht, die Antwort zu gelind,
Denn viel entgelten das, die bessrer Meynung sind;
Weil sie Aspasia mit Stein und Holz vergleichet,
Und ihnen aus dem Weg auf hundert Schritte weichet.
Wie? raubt ein hohes Buch, was die Natur vergnügt?
Und zieht den Saft zu sich, der in den Gliedern liegt?

Daß Tiefgelehrte meist von Engeln dieser Erden
Zum Lieben unbequem und stumpf gehalten werden.
Es ist nicht ohne Grund, die Fragen sind zu schlau.
Was thut Strepsiades mit seiner jungen Frau?
Der, wenn er schlafen geht, die halbe Nacht versäumet,
Und denn bis morgen früh von Rechtsprocessen träumet,
Der, wenn er kaum erwacht, auf neue Ränke sinnt,
Wodurch er seinen Feind den Vortheil abgewinnt,
Bald eine Rede macht, bald ein Gesetz erkläret,
Und zur Bedeutung zwingt, die sein Client begehret.
Was hilft, spricht Lucia, ein Mann von dieser Art?
Itzt lacht er in sich selbst, itzt murmelt er in Bart.
Man spricht, daß er den Witz bey Zentnern in sich hätte,
Doch wer bedarf so viel in seiner Frauen Bette?
Ein Brachman sucht bey sich den größten Zeitvertreib,
Und reist im Jahr einmal zu seinem Eheweib,
Der Ganges scheidet sie, und oft hindurch zu setzen,
Pflegt, wie Suidas zeugt, ihr Ansehn zu verletzen.
Drum bleibet jedermann auf diesem Wahn bestehn,
Ein Weiser soll und muß der Liebe müßig gehn:
Denn was der Kopf geneußt, das muß der Leib entgelten,
Was den Verstand erwärmt, pflegt anderswo zu kälten.
Ein solcher, wenn er einst mit Amaryllis spricht,
Steht wie ein Klotz vor ihr mit völligem Gewicht,
Er bückt sich nicht genug, er weis nicht liebzukosen,
Noch zu gelegner Zeit die Seufzer auszustoßen.
Er dringt ihr auf den Leib, er lehnt sich an ihr Ohr,
Und schwatzt ihr anders nichts, als dunkle Sachen, vor,
Bald deucht ihm, daß er sich kein gut Gehör erworben,
Bald dauret ihm die Zeit, die sein Besuch verdorben.
Drum kriegt ein Stümper oft vor ihm den Ehrenpreis,
Als der sich artiger hierein zu finden weis,

Und nie so hoch versteigt; er spricht in vielen Wochen
Kein Wort, worüber er sich seinen Kopf zerbrochen.
Wenn seine Liebste zürnt, so lacht und schmeichelt er,
Gelobet Besserung, und thut doch wie vorher,
Zieht nett und sauber auf, scharrt immer mit den Füssen,
Und läßt das ganze Haus bis auf die Nachbarn grüßen.
Er singt, er spielt, er scherzt, ist immer aufgeräumt,
Und klagt nie über das, was er zu Haus versäumt.
So läßt ihm die Natur weit größre Gunst genießen,
Er wird galant genennt, und jener abgewiesen.
Allein ich tadle doch den übereilten Schluß,
Daß, wer beliebt seyn will, sehr wenig lernen muß,
Denn wer wird hier gemeynt? ich schweige nun nicht länger,
Ein Schulfuchs, Schwindelhirn, Pedant und Grillenfänger.
Ein solcher bleht sich auf, und hat von Winden noth,
Kömmt nur die Luft aus ihm, so wiegt er kaum ein Loth,
Die Weisheit pflegt man hier mit Thorheit zu vermengen,
Und Käfer bleiben oft am besten Baum behängen.

Höchstwerthgeschätzter Freund, dein Bündniß macht uns kund,
Der sey am Leib zugleich und am Gemüth gesund,
Der die Natur sowohl als die Vernunft verehret,
Und beyderseits Befehl mit Ehrerbiethung höret.
Zwar diese Wahrheit blieb nicht ohne Widerspruch,
Du hieltest allzuviel auf ein gelehrtes Buch,
Das deinen muntern Geist, der sonst an nichts gedachte,
Zu einer andern Lust fast unempfindlich machte.
Du weist die Gründe wohl, worauf ich mich berief,
Als uns ein fremder Schwarm von Leuten überlief,
Und Brand vermuthen war: Ich sah auf deine Miene,
Die deinen eignen Brand mir vorzubilden schiene.
Es nehme, wer es will, für Aberglauben auf,
Genug du ließt hernach der Liebe freyen Lauf,

Die auch, da dein Verdienst dich von uns weggenommen,
Allein die Ursach ist, daß du zurück gekommen.
Dein Glück, das anderswo dir mehr Vergnügen giebt,
Wo die Erkenntlichkeit den Glanz der Tugend liebt,
Will dich mit deiner Braut nach eignem Wunsch verbinden,
In der des Vaters Geist, der Mutter Zucht zu finden.
Nun wird der sanfte Trieb, der in den Adern spielt,
Durch wohlerlaubten Scherz vollkommen abgekühlt.
So ernsthaft Cato ist, will er doch mehr bey Weisen
Ein guter Ehemann, als großer Rathsherr, heißen.
Liebt denn und lebt vergnügt, wachst, grünet, sproßt und blüht,
Bis ihr durch Liebeskraft euch Pflanzen auferzieht,
Die eurer würdig sind, und alles in sich fassen,
Wodurch sie euer Bild der Nachwelt überlassen.



Der unvernünftige Tadel an den natürlichen Gaben,

bey dem

Trell- und Engelischen Eheverbindnisse

gezeiget von

Johann Heinrich Winkler,
Professor der Philosophie.

Vergnügter Bräutigam, ich schreibe dir ein Lied
Von der gefundnen Braut, um die du dich bemüht,
Von deiner Braut, die dich in reiner Absicht liebet,
Und deren Tugendart dir tausend Freude giebet.
Ich dichte nicht, wie man nur sonst zu dichten pflegt,
Da man bloß rühmt und lobt, nicht aber überlegt,
Ob das, was man gesetzt, auch mit der Wahrheit stimme.
Man saget gar zu viel, und läßt dem Dichtergrimme
Den ungezähmten Lauf. Was hundert Menschen schmückt,
Das alles sieht man da in einem ausgedrückt.
Man zählt die Tugenden, die uns die Sittenlehre
Zur Uebung vorgestellt; man denkt, was sich gehöre,
Wenn man ein schönes Bild zu schildern willens sey;
Und leget jeglichem die größte Zierde bey.
Man sinnet emsig nach, wie viel erlesne Gaben
Zusammen nöthig seyn, wenn ein Gedicht erhaben

Und

Und prächtig klingen soll. Man fragt nicht nach der Art,
So die Natur geschenkt; nach dem, was sie gespahrt;
Nach dem, was sie mit Fleiß für andere behalten.
Man will das Dichteramt nach eigner Lust verwalten.
Man will gefällig seyn, und braucht daher die Kunst,
Die alles wirken kann, was einem Schmeichler Gunst
Und Ruhm und Vorzug bringt. Man meynt, man müsse
schweigen,
Wenn man ermangelte, was treffliches zu zeigen.
Man folge der Natur! Hat die nichts aufgewandt,
Was Zierd und Ansehn macht: Was soll des Dichters Hand
Papier und Dint und Kiel zu solchen Versen zwingen,
Die wider die Natur ein falsches Lob besingen?
Sie zeugt nicht lauter Gold und edeles Gestein:
Es muß auch Stahl und Bley und Sand und Erde seyn.
Wie liesse das, wenn man den Kiesel Demant nennte,
Und Zinn für Silber hielt, und Bley für Gold erkennte?
So abgeschmackt ist es, wenn man die Fehler rühmt,
Und Dinge so erhebt, wie sich es nicht geziemt.
Jedoch, was bring ich vor? So hört man niemals sprechen.
Man redt von Tugenden, und schmählt auf die Gebrechen.
Man schreibt und lehrt von dem, was zum Vergnügen dient,
Was gut ist, nennt man gut. Man hat sich nie erkühnt,
Die Wörter so zu drehn, beym Weissen schwarz zu sagen.
Ganz recht, die Sprache bleibt, das Ohr darf hier nicht
klagen,
Man wendet alle Kunst zum Reim und Wohlklang an;
Nur der Verstand erblickt, was er nicht leiden kann.
Der Tugend Trefflichkeit wird Menschen angedichtet,
Die nie was löbliches geredet und verrichtet.
Ein ganz geringes Gut wird hundertfach vermehrt,
Was kaum halb menschlich ist, wird Göttern gleich verehrt.

Man soll ein Hochzeitmahl mit Lust und Versen zieren.
Man giebt sich alle Müh, es herrlich auszuführen.
Man häufet Lob auf Lob, und glaubt, es sey der Braut
Und ihrem Bräutigam ein Ehrenschloß gebaut,
Wenn man zusammen rafft, was man in den Geschichten
Von schönen Frauen liest, und was in den Gedichten
Von wackren Männern steht. Kein Mensch erhält das Glück,
Daß ihm kein andrer gleicht. Das göttliche Geschick
Fährt nicht so blindlings zu. Es theilet seine Schätze
Nach Maaß und Ordnung aus: Die, die sind sein Gesetze,
Wornach es jedes Ding mit seinen Gütern ziert.
Ein jegliches bekömmt, was seiner Art gebührt.
Ein Baum hat Rind und Holz, und was er braucht, empfangen.
Was hülf ihm Stein und Erz? Er soll mit Früchten prangen,
Die er durch seine Kraft aus Luft und Erde zieht.
Hat aber je ein Stein gegrünt, gesproßt, geblüht?
Ein Thier hat Fleisch und Blut, Gefühl und Sinn vonnöthen,
Soll es von Eisen seyn? Wer wollte Löwen tödten!
Ein Straus hat Strausenart, ein Adler Adlerskraft.
Dem Pfau hat die Natur nicht nur den Schweif verschafft,
Nein, auch den Schmutz der Klaun; und wenn ihm dieser fehlte;
So wüßt ich, daß man ihn nicht zu den Pfauen zählte.
Du sprichst: was man vom Pfau und andern Thieren sagt,
Geht nur bey Thieren an, da bleibt es ungeklagt.
Wie so? Hat je ein Mensch von der Natur empfangen,
Was sich für ihn nicht schickt? Man muß nur nichts verlangen,
Was die Natur verwirft, und für ihr Werk nicht paßt.
Gott hat, was er gebaut, nach Weisheit abgefaßt.
Er bringt nur das hervor, was er für gut befunden,
Und wird in seinem Thun von keiner Macht gebunden.
Du sprichst: Ich bin zu kurz. Du sollst nicht länger seyn.
Du sagst: Ich bin zu groß. Du wärest sonst zu klein.

Wie thöricht denket man? Ein Künstler pflegt zu lachen,
Wenn Unverständige von ihm ein Urtheil machen.
Und Gottes Arbeit soll durch deine Mustrung gehn?
Bald hat man was zu viel, bald soll was anders stehn.
Bald ist der Mund zu weit, bald fehlt was an den Augen,
Bald ist das Kinn nicht recht, bald soll die Stirn nichts taugen,
Bald ist man gar zu blaß, bald ist man gar zu roth,
Bald schmählt man auf das Haar, bald macht die Nase Noth.
Du könntest noch weit mehr für deinen Körper suchen.
Du hast noch nichts von dem, was Tannen, Fichten, Buchen
Zu starken Stämmen macht; du hast noch lange nicht,
Was man vom Weinstock nimmt, vom Mandelbaume bricht.
Hast du dich je gekränkt, daß du kein Bär geworden?
Willst du ein Tyger seyn? verlangst du in den Orden,
In dem der Wallfisch ist, der Leviathan lebt?
Nein, sprichst du, was den Fisch, und was das Wild erhebt,
Das ist für mich kein Schmuck. Ich suche nur die Zierde,
Die man an Menschen lobt. So dämpfe die Begierde,
Und sey mit dem vergnügt, was dir Gott zugedacht.
Allein, ich habe nicht, was andre trefflich macht.
Und andern mangelt das, was dir den Vorzug giebet,
Man weis, daß die Natur den Unterscheid geliebet,
Eh dich und andre noch der falsche Wahn verführt,
Als fehlt es dir an dem, was dir nach Recht gebührt.
Bedenk es mit Vernunft; es wird so viel Vergnügen,
Als du ertragen kannst, in dir verborgen liegen.
Erwege, was du hast, und sich auf Stand und Zeit:
So braucht es keines Grams, der dich einmal gereut:
O Thorheit, daß man sich mit fremder Schönheit quälet!
Was fremd ist, ist nicht dein. Gott hat gewiß gefehlet,
Da er dich durch das Bild, das sich für dich nur schickt,
Aus weiser Gütigkeit beschenket und beglückt?

O stell dein Tadeln ein, und sey mit dem zufrieden,
Was der, der alles weis, der alles kann, beschieden.
Vergnügter Bräutigam, was denkt denn dein Verstand?
Hat Gottes Macht auch dir zu wenig zugewandt?
Hat die erwählte Braut zu wenig Trefflichkeiten;
Nein, auf dergleichen Wahn läßt du dich nicht verleiten.
Nein, die getroffne Wahl ist mit Vernunft geschehn,
Du hast dir eine Braut und Gattinn ausersehn,
Der keine Tugend fehlt, die du von ihr begehret,
Und der des Höchsten Hand so vielen Glanz gewähret,
Als du bey ihr gesucht. Ihr Geist hat so viel Witz,
Als du verlanget hast. Und ihres Geistes Sitz
Hat von des Schöpfers Huld so vielen Schmuck bekommen,
Daß Blick und Freundlichkeit dich völlig eingenommen
Mit Fleiß erlesne Braut, wie bist du denn gesinnt,
Da itzt dein Bräutigam so viele Lust gewinnt?
Dein muntres Angesicht bezeigt durch holde Minen,
Dein Herz sey höchst vergnügt, dir sey ein Tag erschienen,
Der deinen Wunsch erfüllt, den niemand tadeln kann.
Du weist, dein Bräutigam geht auf der Tugendbahn,
Und sorgt, und giebt sich Müh um das, was dich ergötzet,
Und deines Glückes Bau auf feste Gründe setzet.
So lebe dann vergnügt, so wohl verbundnes Zwey,
Bis eins nach später Zeit dein Geist gesättigt sey.

* *

Satire

über den Vorzug der schlechten Aerzte,

an

Herrn L. Christ. Waldschmidt,

als er die höchste Würde in der Arzneykunst erhielt,

verfertiget

von

D. Georg Gottlob Richter.

Es läugne, wer es will, man sieht es mit Verdruß,
Daß ein bescheidner Witz der Thorheit weichen muß,
Ein kühner Unverstand befördert unser Glücke,
Die Weisheit zieht aus Scham den blöden Fuß zurücke.
Wer ihren Lehren folgt, den quälet Haß und Neid,
Des Pöbels blinde Wahl kennt keinen Unterscheid.
Man darf nur dessen Ohr mit eignem Lob erfüllen,
Und was man nicht begreift, in dunkle Reden hüllen.
Der Schein verblendet oft den Höhern die Vernunft.
Ein Stümper tritt durch sie in der Gelehrten Zunft.
Er geht und brüstet sich, von denen unterstützet,
Die Hoheit und Geburt vor allem Tadel schützet.
Es sieht der größte Theil durch ein entlehntes Licht,
Und niemand wischt sich selbst die Schuppen vom Gesicht.
Die Saat verwüstet man, die Diesteln läßt man stehen,
Die Hände voll Betrug auf fremden Aeckern säen.

Komm, Strephon, melde dich, und öffne deinen Mund,
Der Kranke sieht dich nur, und ist schon halb gesund.
Such aller Aerzte Ruhm zu schmälern und zu rauben,
Und gegen ihr Versehn mit vollem Hals zu schnauben.
Erhebe dein Verdienst, man fällt dir willig bey,
Der Schatten falscher Kunst wirkt, wie die Zauberey.
Kein Kind vergafft sich so an buntgefärbten Schalen,
Als wohl die Einfalt thut, wenn solche Helden pralen.
Wohl dem, der ihrer Hand auf seinem Lager winkt!
Wenn schon des Lebens Schiff mit Mast und Segel sinkt,
Sein Anblick, sein Besuch wird Pest und Seuchen zwingen,
Und den entwichnen Geist in Herz und Adern bringen.
Der Irrthum breitet sich, dem jeder Vorschub thut,
Er nimmt an Kräften zu, und wächst an Uebermuth.
Die Wahrheit geht zu Fuß, und ihrer Feinde Schaaren
Sind öfters im Triumph bey ihr vorbey gefahren.
Steh auf, Menekrates, versammle dir ein Heer,
Die Größe deines Ruhms steigt nicht von ungefähr.
Durchreise Stadt und Land mit tausend deiner Kranken,
Die täglich Gott und dir für deine Hülfe danken.
Wer so viel Zeugen hat, dem mangelt kein Beweis,
Es raubt kein Widerspruch der Tugend Ehrenpreis.
Wer kann in Zweifel stehn, und so viel Wunder schauen?
Wem muß man billiger, als seinen Augen, trauen?
Du traust, betrognes Volk, und weist es selbst nicht, wem?
Die Blindheit ist dir lieb, der Führer angenehm.
Es sucht dich seine List zum Beyfall zu verleiten,
Und durch bedungnes Lob die Wahrheit zu bestreiten.
Wenn öfters die Natur durch eigne Kraft gesiegt,
Die Fieber, Gift und Schlag, der Arzt noch mehr bekriegt,
So ist ein Wunderwerk der neuen Welt vorhanden,
Und Aesculapius von Todten auferstanden.

Es heißt, dem Kranken ward ein Leichenhemd gesucht,
Kein Leben war in ihm, der Geist war auf der Flucht.
Man glaubte, daß er schon das Todtenreich betreten,
Und Charon nach Gebrauch um seinen Kahn gebethen;
Ein jeder gab ihn auf, die Klugheit war erschöpft,
Man hatte Blut gezapft, purgiert, geschwitzt, geschröpft,
Viel Büchsen leer gemacht, den Bothen anbefohlen,
Aus jeder Apothek von allen was zu hohlen;
Kein Mittel ward versäumt, kein Weiberrath veracht,
Bis Strephons Panacee der Furcht ein Ende macht.
Wovon der Kranke kaum drey Schlücke voll genommen,
Als Athem, Farbe, Geist und Sprache wieder kommen.
Ein Thor belustigt sich an Fabeln dieser Art,
Woran die Dürftigkeit Gewürz und Salz gespahrt.
Erfahrung, eitles Wort, du Abgott schwacher Sinnen!
Durch dich will Aeschylus dem Chiron abgewinnen.
Du gleichst dem glatten Eis, worauf des Pöbels Fuß
Sich zwar vermessen wagt, doch schimpflich gleiten muß.
Es können oft durch dich die Großen dieser Erden,
Wie Babels Oberhaupt, den Rindern ähnlich werden.
Dein rechtes Wesen ist nur dem allein bekannt,
Dem ein durch Wissenschaft gereinigter Verstand
Gesicht und Urtheil schärft, der keiner Mühe weichet,
Und gleichsam die Natur in ihrem Rath beschleichet:
Der forscht, was eigentlich der Seelen Wohnung heißt,
Was ihr Gebäude stützt, was dieses Band zerreißt:
Der auf der Kräuter Kraft, auf Stein und Thiere siehet,
Und aus gewissen Grund verborgne Schlüsse ziehet:
Dem, weil er sich Gefahr und Wechsel vorgestellt,
Des Nachts ein halber Schlaf die Augen offen hält,
Des Tags die Sorge treibt, auf alles aufzumerken,
Und durch der Sinnen Spur sein Urtheil zu bestärken,

Ein

Ein solcher kennt allein, und ohne falschen Dunst,
Erfahrung und Vernunft, die Säulen unsrer Kunst,
Und weis den Vorzug leicht bey Klugen zu verfechten,
Wenn Pfuschern Dorn und Schmach in unsre Lorber flechten.

Wohl dir, geehrter Freund, bey dem sich Fleiß und Lohn
Wie Licht und Wärme paart, Hygäa krönt dich schon.
Kein Beyspiel reizte dich, die angebohrnen Gaben
Als ein vertrautes Pfund aus Trägheit zu vergraben.
Dein Vater; welcher dir der beste Leiter war,
Beut annoch seinen Arm zu deiner Stütze dar,
Er, dem an Cimberstrand gelehrter Niedersachsen
Die Palmen seines Ruhms seit dreyßig Jahr gewachsen.
Die Kunst erhebe dich, und reiche den Genuß,
Der Hoffnung sichern Grund, der Mittel Ueberfluß:
Das Glücke müsse dir, wie du den Kranken dienen,
Und wie ein Lorberbaum bey Sturm und Winter grünen.

Rede

auf das Absterben Herrn

M. Fried. Willh. Stübners,

in der Gesellschaft abgelesen

von

M. Johann Friedrich May.

Insonders hochzuehrende Anwesende,

Sofern die Leidenschaften auch den ungeschicktesten Mund beredt machen, und die Bewegungen des Herzens dem Ausdruck seine gehörige Kraft geben können; woferne das Verlangen, sich an den guten Eigenschaften eines aufrichtigen Freundes zu vergnügen, nach und nach entdecket, was ihn einer beständigen und zärtlichen Hochachtung würdig macht: So habe ich unrecht, wenn ich Bedenken trage, in dieser Versammlung zu reden, da ich zum wohlverdienten Andenken eines liebgewesenen Mitgliedes dieser Gesellschaft, des weyland Wohledlen, Wohlgelahrten Herrn, Herrn Friedrich Willhelm Stübners, der philosophischen Facultät in Leipzig Assessors, und der königlichen preußischen Societät der Wissenschaft Mitgliedes, etwas vorbringen soll, wodurch man erkennen könne, wie verdient er sich um die gelehrte

Welt,

Welt, unsere Gesellschaft und seine Freunde in seinem Leben gemacht habe. Der empfindliche Schmerz erneuert sich heute, der mich mit der größten Heftigkeit überfiel, als uns eine unvermuthete Zeitung seinen Tod ankündigte, welcher den 22 August erfolget war, je weniger man sich dessen versehen hatte. So lange wir ihn noch selbst sehen, hören und sprechen konnten; so lange wurden wir durch seinen unglückseligen Zustand und ihn selbst allmählich vorbereitet, den unvermeidlichen Verlust mit Gelassenheit zu ertragen. Die beschwerliche Krankheit, welche ihn unaufhörlich quälte, die täglichen Todesurtheile, welche über ihn gesprochen wurden, der sehnliche Wunsch, von den Banden dieses Leibes befreyt zu seyn, die bewundernswürdige Unerschrockenheit, mit welcher er dem nahen Tode entgegen trat; alles dieses linderte die Betrübniß, worein uns sein Absterben setzen konnte, und legte es uns bey nahe als eine Schuldigkeit auf, sein Ende von Gott zu erbitten, damit er der langen Pein entgehen und die Siegeskrone erhalten möchte, welche ihm sein Heldenmuth versprach. Er entfernte sich zwar von uns, und gieng in sein Vaterland, mit der neuen Hoffnung, entweder den Tod, der ihn erwarten sollte, oder die völlige Gesundheit, welche man ihm absprach, bald zu erlangen. Und er schien auch glücklicher zu seyn, als man vermuthet hatte. Das an sich gefährliche Unternehmen gieng wohl von statten, und als er sich dadurch von seinem Uebel auf einmal entlediget sah, so gewann er die Zuversicht einer gänzlichen Genesung, und seine Freunde erhielten die Versicherung, ihn bald wiederum bey sich zu sehen. Sie können sich leicht vorstellen, hochzuehrende Anwesende, wie angenehm uns allen diese fröliche Bothschaft müsse gewesen seyn. Wir

hat-

hatten ihn bereits unter die Todten gezählet, und siehe, er lebte; ja er lebte nicht nur, sondern glaubte auch, bald aus aller Gefahr zu seyn, nachdem der Anfang seiner Genesung bereits nach Wunsche geschehen war. Und was wirkte eine so schnelle Veränderung in unserm Gemüthe? Eine empfindlichere Freude, als die Betrübniß vorher nicht gewesen war. Allein eben diese verdoppelte auch den Schmerz um destomehr, welcher mit dieser plötzlich abwechselte, als wir bald darauf vernahmen, daß er dennoch der gewaltsamen Krankheit nachgeben und sterben müssen. Er ist gestorben, der liebste Freund, und ich fühle, daß mir sein Tod nahe geht.

Es sind schon einige Jahre verflossen, seit dem ich das Glücke gehabt, in seine Bekanntschaft zu gerathen, und ich würde undankbar seyn, wenn ich seinen vergnügten und nützlichen Umgang nicht öffentlich rühmte. Weil er die Verstellung hassete, die nur auf Betrug abzielet, und in seinen Handlungen weder Kunst noch Schminke brauchte; so war es nicht schwer, ihn kennen zu lernen, zumal, wenn man Lust an seiner Aufrichtigkeit und guten Sitten hatte, und durch eine unschuldige Aufmerksamkeit selbige in allerhand Fällen sorgfältig beobachtete. Für große Staatsmänner, für Leute, die ihr äusserliches Glücke hochzutreiben suchen, für Menschen, welche durch ihre geheimnißvolle Aufführung den Ruhm eines großen Verstandes erwerben wollen, ist die Verstellung eine unentbehrliche Sache. Denn sie treffen überall andere an, die nach gleichen Absichten streben, und denen viel daran gelegen ist, daß jener Unternehmungen gehindert, und ihre dadurch befördert werden. Daraus entstehen so viel listige Streiche, so viel politische Lebensregeln, so viel verschmitzte Betrügereyen, daß

es in der That schwer wird, ohne gleiche List und einen verwegenen Vorwitz die wahre Beschaffenheit der Sache zu entdecken. Ein Philosoph hingegen ist dieser falschen Kunst überhoben. Er schadet durch seine Absichten niemanden; und wer sollte ihn in seinen Absichten hindern, da er nur Wahrheit und Tugend suchet, die aber für die meisten Menschen allzugeringe Güter sind, als daß sie mit Ausschliessung anderer darnach streben sollten. Ich gebe es zu, daß man sichs zuweilen sehr angelegen seyn lässet, ihm Gewalt und Unrecht anzuthun. Allein, es geschieht alsdenn erst, wenn er durch das Licht der Wahrheit die Finsterniß vertrieben, und durch die Tugend das Laster beschämen will. Was hat er also Ursache, sich zu verstellen? Bey unserm wohlseligen Herrn Magister Stübner traf dieses alles ein. Und man konnte ihn ohne Mühe kennen lernen, wenn man diesen Vorsatz erwählte.

In diesen Umständen befinde ich mich, da ich vor ihnen, hochzuehrende Anwesende, anjetzo reden will und soll, und nach meinem anfangs gethanen Ausspruche dürfte mir es leicht fallen, so wohl meinem Herzen, das seine Betrübniß hier zeigen will, als auch der Sache selbst, die beschrieben werden soll, ein Gnüge zu leisten. Allein, ich traue mir doch nicht zu, Sie durch meinen Vortrag allein in der Aufmerksamkeit zu erhalten, die meinem Freunde und mir zu einer großen Ehre gereichen würde. Die meisten von ihnen verlangen die Probe einer besondern Beredsamkeit, und sie glauben, dieses mit einigem Rechte fordern zu können, da diese Versammlung eben zu dem Ende angestellt, daß in derselben das Andenken eines Mitgliedes dieser Gesellschaft nochmals befestiget werden soll, einer Gesellschaft, die

sich

sich mit vereinigtem Fleiße Mühe giebt, die wahren Schönheiten der Poesie und Beredsamkeit zu entdecken, und aus einem Verlangen nach der Vollkommenheit, so viel möglich ist, selbst anzuwenden. Ich spreche ihnen diese Anforderung nicht ab: Allein sie macht mich auch furchtsamer, vor ihnen zu reden. Die meisten von ihnen haben vielleicht in keiner so genauen Verwandschaft und Verbindung mit unserm Wohlseligen gestanden, daß sie an dem Leide Theil nehmen müßten, das uns wiederfährt, da wir ihn verliehren. Dadurch werden sie außer den Stand gesetzt, dem Redner durch ihr Mitleiden zu helfen, und aus einer freundschaftlichen Gefälligkeit die Unvollkommenheiten zu übersehen, welche sich durch die Unruhe seines Gemüthes entschuldigen lassen. Sie sehen weit mehr auf Ordnung, Zierlichkeit, Nachdruck und alles, was einen Redner in Ansehen bringen und sie selbst vergnügen kann; und sie sind vielleicht auch deswegen scharfsichtiger; weil ich das Glück habe, aus den Erinnerungen so vieler geschickten Männer, alles zu lernen, was zu einem großen Redner gehört.

Jedoch die Liebe zu meinem Freunde und das Vertrauen auf ihre Billigkeit überwindet alle Schwierigkeiten, die ich mir hierbey machen könnte. Ich habe mir vorgenommen, unsere Klagen über den Verlust des Wohlseligen zu rechtfertigen und zu zeigen, daß man Ursache habe, über seinen Tod betrübet zu seyn: Weil die gelehrte Welt, unsere Gesellschaft, und seine Freunde was großes an ihm eingebüßet haben. Sie werden mir also nach ihrer Höflichkeit, hochzuehrende Anwesende, die Geduld gönnen, welche nöthig seyn wird, den wohlgemeynten Vortrag anzuhören, und ich werde mich

bemühen, meinen Endzweck zu erreichen, so weit es meine Kräfte zulassen.

Nicht aller Verlust, welchen die gelehrte Welt an ihren Bürgern leidet, verdienet eben eine ausnehmende Klage, und es giebet unter ihnen, wie in andern großen Gesellschaften, Leute, die man ganz wohl entbehren kann; ob sie gleich mit ihren Namen, Würden und Vorzügen in derselben unentbehrlich zu seyn scheinen. Im Gegentheile werden ihr auch nicht selten Männer entrissen, die von allem äußerlichen Glanze frey, ihr aber überaus nützlich waren, so daß sie durch ihren Tod solche Vortheile verlieren, die alle Namen, Würden und Vorzüge verdienet hätten, welche jene zu ihrer eignen Schande trugen. Die ersten sind einem prächtigen Gerüste zu vergleichen, welches mit allen seinen Zierrathen, und buntem Anstriche, so künstlich derselbe auch seyn mag, ein bloßes Aufsehen gemacht, die Augen verblendet und tausend Zuschauern, die solches gesehen, Gelegenheit gegeben, davon zu reden, ohne zu wissen, worinnen seine Schönheit und sein Nutzen bestanden hat. So bald es wieder von seiner Stelle genommen, auseinander gelegt, und in einen abgelegnen Winkel geworfen worden: Findet man nicht die geringsten Spuren, daß es da gewesen, noch vielweniger eine Klage, daß es hinweggenommen worden; weil es nur zur Pracht und zum Ansehen bestimmt war. Die andern gleichen einem starken Pfeiler, welcher die schwere Last eines großen Gebäudes tragen hilft. So unansehnlich er auch in die Augen fällt, so unentbehrlich ist er doch; und wenn er, durch einen unvermeidlichen Zufall, zerbrochen und verderbet worden; so empfindet man den Schaden, den man dabey gelitten, und siehet den schwachen Ueberrest mit betrübten Augen an. Sie wis-

wissen es allerseits, hochgeehrteste Anwesende, daß unser wohlseliger Freund durch keine hohe Bedienungen, durch keine weitläuftige Titel, durch keine überhäuften Ehrenworte in der Welt bekannt und groß gewesen. Er suchte derselben seinen Fleiß nicht zu entziehen, sondern gieng ihr so gar damit entgegen, und both ihr wieder die Meynungen der strengen Weisen seinen Dienst selber an. Ob die Misgunst oder das Schicksal ihm dabey widerstanden, kann ich nicht sagen. Vielleicht hat er deswegen seine Absicht nicht erreichen sollen, damit sein innerer Werth desto mehr erkannt werden möchte. Dieser war schon an sich selbst so groß, daß die berühmte königliche Societät der Wissenschaft in Berlin solchen für würdig hielt, ihn mit einem deutlichen Zeugnisse zu beehren, und seinen Namen unter diejenigen zu setzen, welche die Aufnahme der Gelehrsamkeit befördern helfen.

Ich zweifle im geringsten nicht, hochgeehrteste Anwesende, sie werden hierinnen mit mir eins seyn, daß ein Gelehrter, der in seiner Wissenschaft gründlich, gegen andere liebreich, und nach seinen Umständen arbeitsam ist, in dem Reiche der Gelehrsamkeit mehr Nutzen schafft, als man ihm vergelten kann. Seine Gründlichkeit setzet die Erkenntniß dessen, woraus die beständige und wahre Glückseligkeit entstehen kann, auf einen festen Fuß: Dadurch wird sie sicher und gewiß. Seine Leutseligkeit und Menschenliebe führet die Widerspenstigen mit Glimpf zum Gehorsam der Wahrheit oder entwaffnet sie zum wenigsten, daß sie derselben nicht mit Gewalt zu schaden suchen: Dadurch verschafft er Ruhe und Freundschaft. Seine Arbeitsamkeit erklärt, beweiset, vertheidiget und richtet die erfundenen Wahrheiten zu einem allgemeinen Gebrauche mehr und mehr ein, oder

er entdeckt durch seinen glücklichen Witz neue, die dem menschlichen Geschlechte, wo nicht zuträglicher, doch eben so nützlich und ersprießlich, als jene sind: Dadurch beschützet und erweitert er die Gränzen in dem Reiche der Gelehrsamkeit. Was ist schöners, als diese Gewißheit und Sicherheit? Ohne dieselbe verfällt der Mensch in Zweifel, durch den Zweifel in Unruhe, durch die Unruhe in Verwirrung, und damit befindet er sich in dem betrübtesten Zustande von der Welt. Was ist schöners als diese Ruhe und Freundschaft? alle Hindernisse verschwinden, eine Hand hilft der andern, man arbeitet an einem gemeinschaftlichen Vergnügen, die Finsternisse verschwinden, man findet sich zurechte, das Licht geht auf, und wo es nicht überall durchdringen kann, so ist es doch da, daß es jeden erleuchten kann, welcher darnach begierig ist. Was ist schöners als das Reich der Wissenschaften erweitert zu sehen? Die eingepflanzte Neugierigkeit wird gesättiget, oder doch in vielen Stücken befriediget; Weisheit und Klugheit werden gestärket und die Hoheit der menschlichen Seele in ihrer größten Vortrefflichkeit dargestellt. Sehen sie nicht hieraus, hochzuehrende Anwesende, daß aus dieser Gewißheit und Sicherheit in der Erkenntniß, aus dieser Ruhe und Freundschaft unter der Gelehrten, aus dieser Beschützung und Erweiterung des Reiches der Gelehrten unzähliges Gutes entstehet. Und wem hat man dieses alles zuzuschreiben? Einem gründlichen, liebreichen und arbeitsamen Gelehrten. Die Erfahrung hat es längst gezeigt, daß die Gelehrsamkeit einen großen Einfluß in die Sitten eines Volkes, und in das gemeine Wohlseyn eines Staates zu haben pfleget. Ist man nicht ein Theil davon dergleichen Männern schuldig, als ich einen beschrieben habe? Sie wer-

werden ihm diesen Ruhm nicht entziehen wollen, ich weis es. Müssen sie aber nicht auch zu gleicher Zeit erkennen, daß man den Verlust eines solchen Mannes zu bedauren verbunden ist? Ich zweifle daran nicht, daß sie es thun werden.

Ich habe also viel zum Ruhme meines seligen Freundes bey ihnen gewonnen. Denn was sie mir überhaupt einräumen, das werden sie mir hoffentlich auch insbesondere von ihm zugestehen, wenn ich beweise, daß er alle diese Eigenschaften besessen. Er war gründlich gelehrt. Ich beruffe mich auf seine Schriften, welche der Welt vor Augen liegen; und wäre es nicht auch schon genug, wenn ich sagte, daß ihn die Liebe, und noch mehr die Ausübung der mathematischen Wissenschaften auf keinen andern Weg gerathen ließen, als der zur Wahrheit führet? Jedermann, der an der Ausbreitung und Beförderung einer gründlichen Erkenntniß ein Gefallen hat, weis es dem unvergleichlichen und allenthalben berühmten Herrn Wolfen Dank, daß er die Gewißheit aus dem mathematischen Wissenschaften, so viel es sich thun läßt, in alle Erkenntniß zu bringen suchet. Diesem folgte der Wohlselige, und was er vornahm, gieng dahin, daß er die verborgensten Dinge durch eine deutliche Untersuchung aufschließen, und einen Geist, der sicher fußen sollte, auf den Grund führen möchte. Er besaß bey seiner Gelehrsamkeit eine ungemeine Bescheidenheit und Leutseligkeit, eine seltene Tugend derjenigen, welche sich eine tiefe Einsicht erwerben, und die Fehler anderer mit leichter Mühe übersehen können. Das Vertrauen auf sich selbst, und der fremde Weihrauch, welcher ihnen von andern gestreuet wird, bläset sie auf, und verleitet sie so gar, sich in allen Fällen zum Richter aufzuwerfen,

nach ihrer Entscheidung die Irrthümer zu bestimmen, mit einer lieblosen Verachtung die Schwachen zu verspotten, und der Wahrheit zu ehren, die ganze Welt zu beleidigen. Bey ihm war in allen das Gegentheil zu finden. Er unternahm nichts mehr, als was er sich zutrauen konnte, und lies sich durch keinen Lobspruch stolz machen. Er urtheilte von allen Sachen mit der grösten Behutsamkeit; und ob man gleich augenscheinlich sehen konnte, daß er Recht hatte; so konnte man doch nicht an ihm merken, daß er Recht zu haben verlangte. Er bekümmerte sich mehr um die Wahrheit, als Irrthümer, und wenn er einen entdeckte; so sah er vielmehr darauf, wie er entstanden, und widerlegt werden müßte, als daß er ihn anklagen sollte. Mit den Schwachen trug er Mitleiden, und half ihnen, wo es sich thun ließ, lieber zurechte, als daß er sie beschämen wollte. Er liebte die Wahrheit, aber auch diejenigen, welche sie, wie er, erkennen sollten. Und wenn er sah, daß sie ihr Glanz wie das Licht einem, der ihm aus der Finsterniß entgegen kömmt, blendete, und beschwerlich fiel: So wartete er so lange, bis sie dieselbe besser, als zuerst, ertragen konnten. Wir können, hochzuehrende Anwesende, die Proben seiner Gelassenheit und sanften Art bey Vertheidigung seiner Meynung in der Antwort finden, welche er einem geschickten Gegner bey Gelegenheit einer gelehrten Untersuchung in öffentlicher Schrift gegeben hat.

Er war auch fleißig und arbeitsam. Wie viel mal hat er nicht auf dem philosophischen Lehrstuhle seine wohlbedachten Sätze wider alle Einwürfe männlich beschützet? Wie eifrig ließ er sichs angelegen seyn, die Lehrbegierde derjenigen, welche sich seines Unterrichts bedienten, zu stillen?

Wie

Wie viel Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit und seines Fleisses werden nicht in der Sammlung der Geschichte der Gelehrten aufbehalten, die aus seiner geschickten Feder geflossen? Und wer da weis, was für Mühe und Arbeit ohne die unaussprechliche Geduld, ohne die besondere Vorsicht, ohne den vielfältigen Verdruß, zur Verfertigung der so angenehmen gelehrten Zeitungen, und den Beyträgen gelehrter Neuigkeiten gehöret, der wird, wenn er auch nichts von unserm Wohlseligen wüßte, ausser daß er zwey Jahr lang sich dieser beschwerlichen Beschäfftigung unterzogen, erkennen, daß er von Natur zur Arbeit geneigt gewesen seyn müsse. Die Feder und das Buch wechselten bey ihm beständig ab, und eines konnte ihn so wenig, als das andere, ermüden; weil er durch beyde neue Lust zur Arbeit bekam. Ungeachtet seiner überhäuften Geschäffte ließ er sichs auch gefallen, den gelehrten Uebungen beyzutreten, welche in unterschiedenen Gesellschaften getrieben wurden. Wenn man sahe, wie ordentlich er denselben beywohnte, und wie sorgfältig er sich befließ, was neues, gründliches, und nützliches vorzubringen; so schien es, als ob nichts anders, als dieses, sein Hauptzweck wäre, da es doch nur zu einer Erfrischung seines Geistes diente, wenn derselbe von anderer Arbeit matt geworden. Auch nunmehr, als ihm die schmerzliche Krankheit alles verhaßt machen konnte, und ihm durch so viele schlaflose Nächte die Zeit, welche er so wohl zu sparen wußte, auf eine unangenehme Weise verlängerte; so lies er nicht ab, dieselbe wohl anzuwenden. Wenn der Leib gequält wurde; so suchte sein Geist in der Wahrheit seine Befriedigung, und er ließ die Bücher nicht aus den Händen, wo sie ihm von dem Schmerze nicht mit Gewalt daraus gewunden wurden.

So weit gieng sein Fleiß. Urtheilen sie nunmehr selbst, hochzuehrende Anwesende, ob der Verlust eines solchen Mannes in der gelehrten Welt nicht zu beklagen sey? Und wo ihnen dieses, was er gethan, noch nicht zureichend ist, sich die Vortheile groß genug vorzustellen, welche die Gelehrsamkeit durch ihn erhalten hatte; so stellen sie sich nur auch alles dasjenige Gute vor, was wir noch von ihm zu erwarten gehabt, wenn es die ewige Weisheit beschlossen, ihn uns länger zu gönnen. Denn an seinem Willen und an seiner Geschicklichkeit mangelte es nicht. Es fehlten ihm nur Gelegenheit und Leben.

Ich habe bereits erinnert, daß unterschiedene gelehrte Gesellschaften das Glück genossen, an ihm ein fleißiges und geschicktes Mitglied zu haben; und hierdurch lässet sich auch die Klage rechtfertigen, welche die deutsche Gesellschaft bey seinem Tode angestellet hat. Sie kannte seinen Vorsatz, alles, was zur Vollkommenheit, auch ausser den tiefsinnigen Wissenschaften, der schönen Künste gereichen konnte, gemeinschaftlich befördern zu helfen. Sie sah in seiner wohlgerathenen Uebersetzung des Schellhornischen Werkes seine Stärke in der Muttersprache, und aus dem bequemen und leichten Ausdrucke seine Fertigkeit darinnen. Wie konnte sie sich enthalten, ihm selbst ihr Verlangen kund zu thun, da sie Mitglieder suchte, die solche Eigenschaften haben sollten, wie er besaß? Er wurde also dazu eingeladen, und es gereicht der Gesellschaft zu Ehren, daß er sich Bedenkzeit ausbat, und nach einer reifen Ueberlegung durch seinen Entschluß zeigte, daß er unsere Absichten billigte, durch seinen Eifer aber, daß er sein Vaterland liebte. Wir selbst komten uns über diesen vortheilhaften Gewinn Glück wünschen; und jemehr wir hernach bey unsern

Ver=

Versammlungen in den vernünftigen Erinnerungen und eignen Ausarbeitungen gewahr wurden, wie erfahren und geübt er in den sogenannten angenehmen Wissenschaften war, wie vortrefflich er seinen Geschmack an den Mustern der Alten, zum besten gewöhnt hatte, wie zärtlich er seine Muttersprache und ihre Vollkommenheit liebte: Desto mehr fanden wir allemal neue Gelegenheit, uns, wo ich es sagen darf, selbst zu loben, daß wir so wohl gewählet, und in der Wahl so glücklich gewesen. Er zeigte sich in allerhand Arten der Bemühungen, welche nach unserm Zwecke abzielten. Bald ließ er uns seine sinnreichen Muthmaßungen von dem Ursprunge und dem Gebrauche gewisser Wörter wissen. Bald hörten wir mit Vergnügen, wie richtig und unpartheyisch er fremde Schriften beurtheilte. Zu anderer Zeit las er uns die glücklichsten Uebersetzungen, womit er viele Stücke griechischer und lateinischer Scribenten so ungezwungen und nachdrücklich im Deutschen lieferte, wie sie im Originale zu finden waren. Und wenn er uns seine eigene Aufsätze bekannt machte; so fanden wir allemal, daß er die guten Einfälle deutsch gedacht hatte, so angemessen, so rein, so natürlich war sein Ausdruck. Wie sehr haben uns nicht seine freundlichen Anmerkungen gelocket, ihn zu bitten, daß er keine verschweigen sollte? Wie leicht konnten uns seine gründlichen Einwürfe zum weitern Nachsinnen bringen? Und wie gerne besprach man sich mit ihm über die zweifelhaften Stellen, wenn man sie in seinem Vortrage anzutreffen vermeynte. Entweder sie wurden durch ihn in ein gröfseres Licht gesetzt, oder er erkannte selbst, daß er zu geschwinde darinnen verfahren, und eignete die Verbesserung demjenigen zu, der ihn erinnert hatte. Ich sage

die Wahrheit, hochzuehrende Anwesende, in allem, was ich von ihm erzähle. Und sollte mich ja die Freundschaft, in welcher ich mit ihm zu stehen die Ehre gehabt, verdächtig machen; so können sie hier die Zeugen finden, welche meine Aussage einhellig bestätigen werden: Lesen sie nur die gesammleten Schriften und Reden unserer Gesellschaft, ich bin versichert, sie werden in seinen Ausarbeitungen den Verstand, die Bescheidenheit, und den Fleiß reichlich finden, welchen ich an ihm gerühmt habe. Hat aber denn bey solchen Umständen die Gesellschaft nicht Ursache genug, traurig zu seyn? Kann man es ihr verdenken, daß sie den leeren Platz mit Schmerzen ansieht; weil sie noch nicht weis, wie sie denselben wieder besetzen kann, daß sie nicht ein beständiges Verlangen nach ihm haben sollte? Es ist wahr, er hatte den Schluß gefaßt, sich von uns zu entfernen, und wir hätten seine Gegenwart entbehren müssen, wenn er auch nicht gestorben wäre. Allein, was ist das für ein Unterscheid, zwischen Entbehren und Verliehren! Durch jenes wurden wir nur einiger Vortheile beraubt, die wir missen konnten, wenn das Hauptgut nur unser blieb. Durch dieses ist uns alles genommen, was wir von ihm zum Besten der Gesellschaft hoffen konnten. Denn wir hatten viel zu hoffen, da er sich nunmehro dem Geräusche der Welt entziehen und der gelehrten Ruhe genießen wollte; da keine Wissenschaft, welche die Weisheit befördert, beyseite gesetzt werden, sondern entweder ihm zum Vergnügen, oder er ihr zur bessern Aufnahme dienen sollte. Wie hätte er desjenigen vergessen sollen, das seinen Beystand nöthig hatte, und wie hätte er ihm seinen Beystand nicht gönnen sollen, da er das ganze Unternehmen gut

hieß,

hieß, ja nicht nur gut hieß, sondern für unumgänglich nöthig hielt, wofern Deutschland auch in diesem Stücke den Vorwurf der Barbarey von sich ablehnen, und den Ruhm einer männlichen Artigkeit, welche ihm besser, als eine nachgeäffte ansteht, erlangen sollte. Nein, nein, hochzuehrende Anwesende, wir waren seiner Liebe zur Gesellschaft gewiß, wir waren seiner Geschicklichkeit gewiß, wir waren seines Fleißes gewiß, wir warenseines Andenkens gewiß: War es wohl unmöglich, bey einer so vielfachen Gewißheit zu zweifeln, daß wir von seiner Liebe und Geschicklichkeit, von seinem Fleiße und Andenken nicht erhalten würden, was wir uns versprachen? Wir würden, ich sage es frey heraus, die Tugenden unsers wohlseligen Freundes durch unser Mistrauen beschimpfen, wenn wir dazu verführet werden könnten. Sie würden es selbsten misbilligen, hochzuehrende Anwesende; denn ich weis, sie tragen mit unserer Gesellschaft selbst Mitleiden, daß sie ein so würdiges Mitglied verlohren hat.

Es ist schwer, unter der großen Menge der Gelehrten, einen solchen zu finden, der seine Wissenschaft aufs höchste getrieben, und doch durch eine vernünftige Verleugnung seiner selbst, mehr auf die Beförderung des allgemeinen Bestens, als die Sättigung seines Ehrgeizes, denket. Und doch sind dieselben zu finden. Es ist schwer, einen Mann zu finden, der ohne Belohnung, mit Verachtung bey großer Geschicklichkeit bloß aus Liebe zu seinem Vaterlande eine Bemühung über sich nimmt, die von vielen für unnöthig gehalten wird, ob sie gleich in sich selbst nützlich und rühmlich ist. Und doch sind dieselben zu finden. Allein was ist schwerer, als einen Freund anzutreffen, der diesen Namen mit Recht führen kann. Er muß eine allgemeine Menschenliebe

besi-

besitzen, welche die Fehler übersiehet, aber mit einer züchtigenden Ernsthaftigkeit, welche andern hilft, ohne einem redlichen Manne zu schaden, welche sich gefällig erzeigt; doch nur in billigen Dingen. Er muß sein Herz von den unvernünftigen Leidenschaften, durch die Weisheit gereiniget haben, welche streng ist, die Sinnen zu bezähmen, geduldig, die Schwachheit zu ertragen, glimpflich, die Ungezognen zu verbessern, vorsichtig, die unbedachtsamen zu warnen, großmüthig, die Beleidigung zu verzeihen, kurz, er muß in allen Tugenden geübt seyn, andere tugendhaft zu machen und für eine fremde Glückseligkeit so sehr sorgen, als für die seinige. Ich treibe die Vollkommenheit eines Freundes nicht zu hoch, hochzuehrende Anwesende, er ist in allen Zeiten für ein Meisterstück der Vernunft und Tugend gehalten worden, und man ist schon zufrieden gewesen, wenn man nur hin und wieder einen entdecket, der sich nach dieser Vollkommenheit bestrebet hat. Es sind viele Stufen, auf welchen man zu diesem Gipfel steigen muß, und je höher einer von dem andern auf denselben gekommen; desto mehr verdient er diesen herrlichen Namen. Mein seliger Freund hatte es darinnen schon hoch gebracht, und er gehörte unter die glücklichen Seelen, welche alle Menschen als Mitbürger in der Stadt Gottes ansehen, die zur Glückseligkeit fähig und geneigt sind. Man fand nichts an ihm, was den Anfang der Freundschaft hindern, und, wenn sie angefangen worden, endigen kann, weder Unhöflichkeit, noch Mistrauen, weder Stolz noch Eigensinn, weder Undank noch Verrätherey, weder Bosheit noch Falschheit. Hingegen hatte er alles, was die Freundschaft zuwege bringen und erhalten kann: Freundlichkeit und Vertrauen, Demuth und Gefälligkeit, Erkenntlichkeit und Verschwie-

schwiegenheit, Liebe und Redlichkeit. Welchen Freund hat er jemals verloren, den er durch seine Fehler von sich getrieben hätte? Welcher Freund kann sich beklagen, daß er seine Zeit in seiner Gesellschaft unnützlich, oder misvergnügt oder gar schädlich zugebracht habe? Ich werde die Stunden niemals vergessen, die mir sein Umgang versüßet hat, und es gieng mir schon nahe, daß ich durch seine Entfernung von ihm getrennet werden sollte. Die Hoffnung aber, ihn nicht ganz zu verlieren, linderte den Schmerz, der nunmehro wieder rege geworden ist, da er völlig aus dem Lande der Lebendigen gerissen worden. Wer nicht glauben kann, wie empfindlich der Verlust eines rechtschaffenen Freundes sey, der muß das Glücke, dergleichen Schatz zu besitzen, niemals erkannt haben; oder unachtsam, oder unempfindlich, ja wilder als ein Barbar seyn.

Sie werden mich, hochzuehrende Anwesende, nicht tadeln, wenn ich meine Wehmuth nicht verberge, und vielleicht würde ich entschuldiget werden, wenn ich so gar seine Gebeine mit Thränen netzete. Was die gelehrte Welt, was die deutsche Gesellschaft, was seine Freunde an ihm verloren haben, das verliere ich auf einmal zugleich. Seine Gelehrsamkeit hat meine Wissenschaft verbessert; sein Eifer und Fleiß in den Uebungen unserer Gesellschaft hat meine Lust darzu erwecket; seine Treu und Redlichkeit meine Freundschaft gestärket. Worinnen kann ich wohl wegen aller dieser Vortheile meine Erkenntlichkeit gegen ihn bezeigen? So lange die Gelehrten von den Beförderern nützlicher Wissenschaften reden, und ihre Gründlichkeit, Leutseligkeit und Arbeitsamkeit preisen werden, so lange wird man sich auch unsers wohlseligen Freundes mit Ruhm erinnern. So

lange

lange die deutsche Gesellschaft die patriotischen Bemühungen ihrer Mitglieder rühmen wird; so lange kann sein Andenken nicht vergehen. So lange seine aufrichtigen Freunde sich an seinen Tugenden ergötzen werden, so lange werden sie auch seinen Ruhm ausbreiten. Wenn wird aber dieses alles aufhören? Niemals, weil sie zu keiner Zeit Ursache finden werden, seiner zu vergessen. Ich weis also nichts bessers, meine Hochachtung gegen ihn zu bezeigen, als daß ich mich durch alle seine guten Eigenschaften bewegen lasse, von seinem Exempel nicht zu weichen, mich an dessen Betrachtung fleißig zu vergnügen, und auf diese Weise den Verlust zu ersetzen, der uns so empfindlich, die Klage darüber so gerecht gewesen ist.

Bey dem frühzeitigen Hintritte
des Hochwohledlen Herrn
M. Fried. Willh. Stübners,
im Namen der deutschen Gesellschaft
von
D. Heinr. Gottl. Schellhafer.

Elegie.

Ihr Freunde, laßt euch nur den schwächern Ton gefallen,
Da itzt der rege Schmerz von meinem Stübner singt:
Es läßt die Zärtlichkeit kein ander Lied erschallen,
Als das von Herzen geht, und zu dem Herzen dringt.
Zwar bin ich nicht allein: Es rühren gleiche Plagen
Auch jeden, der mit mir den deutschen Namen führt;
Doch da man mir befiehlt, den Kummer vorzutragen:
So werd ich nur dadurch empfindlicher gerührt.
Ein Mitglied fällt dahin; ein Mitglied, das wir ehrten!
Das könnte schon der Grund gerechter Klagen seyn.
Wenn wir sonst keinen Trieb für Stübners Namen nährten:
So fiel uns doch hierbey schon viel betrübtes ein.
Uns drücktnoch itzt der Neid: Den Zug für Deutschlands Ehre
Nennt oft ein falscher Wahn ein kühn gewagtes Spiel.
Und folgt auch mancher schon der uns gelungnen Lehre:
So haßt man doch die Hand, und lobt allein den Kiel.

Allein

Allein das ist es nicht, was unsern Eifer hindert:
Die Unschuld hat noch stets den schwachen Feind verlacht:
Nur dieses fällt uns schwer, wenn sich die Zahl vermindert,
Die Witz und Fleiß geschickt, und Klugheit muthig macht.
Hier kömmt mir Stübner vor: Erwegt mit mir die Stunden,
Wo sein bedachter Spruch die Wahrheit frey beschützt;
Wo er den Ernst mit Kraft, den Scherz mit Salz verbunden;
Den schlechten Rath geprüft: den bessern unterstützt.
Wenn sein geschärfter Sinn auf tiefe Gründe dachte:
So sah man ihn zugleich auf die Erfahrung gehn;
Und wenn er Schluß auf Schluß nach strengen Regeln brachte:
So war der trockne Satz durch seinen Vortrag schön.
Sein deutlicher Begriff bestimmte seinen Willen;
Den wahr befundnen Schluß bewährte seine That.
Er war bereits geschickt, die Pflichten zu erfüllen,
Eh der bedrängte Freund um seine Hülfe bath.
So viel Vortrefflichkeit gieng bloß für uns verloren:
Ich sehe leider mehr, was itzt mit ihm verfällt.
Es war der edle Geist nicht nur für uns gebohren:
Er lebte nicht für uns; er lebte für die Welt.
Drückt nicht der Eigennutz der Wahrheit Gründe nieder:
So wird der Erdenkreis auch unser Vaterland.
Wo sich die Menschheit zeigt, da sind auch unsre Brüder:
Die Tugend macht uns mehr als sonst das Blut verwandt.
Wer diesen Zug nicht spürt, ist noch kein Mensch zu nennen:
Es schläft noch die Vernunft, die Grund und Ordnung sieht:
Sonst kanns nicht möglich seyn, den Trieb nicht zu erkennen,
Der jeden, der nur will, auf andre Menschen zieht.
Dann zeigt sich unser Geist in der vollkommnen Höhe,
Wenn er bey jeder That die große Welt bedenkt.
Das Einzle quält ihn nicht: Es gehe, wie es gehe:
So weis er doch, daß Gott des Ganzen Ordnung lenkt.

So

So rührt uns denn die Welt; und der stirbt Stübners Tugend
Und Stübners Wissenschaft. Empfindlicher Verlust!
Jetzt war die Hoffnung reif: Er war, bey muntrer Jugend,
Sich der erlangten Kraft, und auch der Pflicht bewußt.
Es hatte sein Verstand den Irrthum längst bezwungen;
Ihn fiel kein leichter Wahn statt der Gewißheit ein:
Es hatte sich sein Fleiß bereits empor geschwungen;
Es konnte schon sein Ruhm dem Neide schrecklich seyn.
Doch warum sag ich noch, wer Stübner sey gewesen?
Wie emsig er geforscht, wie feurig er gedacht?
Man kann ja seinen Witz in eignen Schriften lesen,
Ihn hat sein eigner Kiel genug bekannt gemacht.
Nur das bleibt noch versteckt, wie viel er da erlitten,
Als sein geplagter Leib der Höllen Quaal empfand:
Als er mit jeder Noth, die man nur denkt, gestritten,
Und als der größte Held sich selber überwand.
Schlagt die Register auf der unbekannten Plagen;
Ja dichtet, wenn ihr könnt, noch eine neue Noth,
Es wird euch dieses doch nie Stübners Leiden sagen:
Denn wißt, das Mindste war, sein allzufrüher Tod.
O Muster der Geduld! wie soll ich dich beschreiben?
An was ich nur gedacht, das alles ist zu matt.
Nur schade, daß dein Sieg hier muß verborgen bleiben;
Da die bezwungne Quaal noch keinen Ausdruck hat.
O hätte die Geduld der Wahrheit dienen können;
Wie hätte dieser Muth den Irrthum nicht besiegt!
Allein es ist umsonst, das Mögliche zu nennen:
Gott macht das Wirkliche; der hat es so gefügt.
Dein Beyspiel, edler Freund, wirkt noch in unsre Herzen;
Was dich zufrieden sprach, das mindert unsre Noth.
Dein Abschied geht uns nah! wir fühlen Gram und Schmerzen:
Doch ehrt auch die Geduld das göttliche Geboth.

Was unsre Pflicht noch kann, das ist, der Welt zu zeigen,
Wie viel ihr wahres Wohl durch deinen Tod verlohr.
Drum ist es festgestellt: Wird unser Glücke steigen,
So dringt sich stets dabey auch dein Gedächtniß vor.
Mir aber laßt noch zu, daß ich um Stübnern weine;
Die Wehmuth, nicht die Kunst, führt mir die treue Hand.
Und der, dem ich hierbey vielleicht zu zärtlich scheine,
Hat weder meinen Freund, noch meinen Sinn, erkannt.

* *

Philosophisches Schreiben,

In wie weit eine Frau gelehrt seyn könne?

Bey dem

Gudisch = und Hoffmannischen Hochzeitfeste

an die Jungfer Braut 1728. abgelassen

von

M. Johann Friedrich May.

Opitz.

= = = Ich wünsche nur von Herzen,
Daß eure Heyrath sey so glücklich gut und fein,
Als ich mir wünschen will, daß meine möge seyn.

Es ist schwer, vergnügte Jungfer Braut, etwas zu schreiben, wenn man den Beyfall eines so scharfsinnigen und geschickten Frauenzimmers, als man an ihnen findet, erhalten will. Die Erfindung muß ungezwungen, die Vorstellung lebhaft, die Ausführung artig, und die ganze Einrichtung des Ausdrucks neu und ungezwungen seyn. Mir fehlt es an einer reichen Einbildungskraft, an einem natürlichen Feuer, an einem weitläuftigen und auserlesenen Umgange und an einer beständigen Uebung. Ich weis

also nicht, wie ich mich lösen werde, da ich mich anheischig gemacht habe, ihnen an dero glücklichem Hochzeitfeste zu zeigen, wie sehr ich erfreut bin, daß dergleichen herrliche Eigenschaften, als sie besitzen, dasjenige erhalten haben, was sie verdienen.

Man findet bey ihnen mehr als eine bloße Fähigkeit, zu guten Wissenschaften. Ich freue mich, ehedem etliche Proben ihrer sinnreichen Einfälle und muntern Schreibart gesehen zu haben; und ich bin versichert, daß sie einen besondern Grad der Erkenntniß würden erreichet haben, wenn die Lust zu den häuslichen Geschäfften nicht stärker gewesen wäre, als die Begierde, einen besondern Ruhm ausser den Vollkommenheiten des weiblichen Geschlechts zu suchen. Und sie haben hierinnen ganz recht gethan. Man bewundert die Gelehrsamkeit eines Frauenzimmers mit Rechte: Ein Mann aber, welcher dergleichen seltene Person zur Gehülfinn in Besorgung seines Hauswesens erwählet hat, wird bey denen Fehlern, die seine gelehrte Frau in der Haushaltung fast täglich begehet, leider finden, daß der Schade den Vortheil mit einem großen Ausschlage überwiege, woferne sie die Gelehrsamkeit nicht mit einer thätigen Vernunft verknüpft hat.

Ich wünschte, daß alle Frauenzimmer sich mehr bestrebten, vernünftig, als gelehrt, zu werden. Ich will mich deswegen deutlicher erklären. Man legt vielen den Namen vernünftiger Personen bey, welche nur thun, was vernünftige Leute zu thun pflegen, selbst aber nicht vernünftig sind. Sie werden durch eine gute natürliche Gemüthsbeschaffenheit, durch die Gewohnheit im Guten, durch löbliche Beyspiele getrieben, tugendhafte Handlungen auszuüben, und vernünftige Dinge vorzuneh-

nehmen: Allein die innere Ueberzeugung aus der Erkenntniß der Dinge selbst fehlt ihnen, ohne welche sie von dem, was sie thun, nicht gewiß seyn können. Es ist gut, daß sie nichts übels begehen; es wäre aber besser, wenn sie die Einsicht besäßen, warum ihr Vornehmen zu billigen, warum es nützlich, warum es vernünftig sey. Die deutliche Erkenntniß befestiget nicht nur das Gemüthe, sondern sie macht auch geschickt, weiter zu sehen. Der Verstand wird dadurch aufmerksam, scharf, hurtig, schlüssig und des Willens mächtig. Er lernet sich, die Welt, und Gott recht erkennen, und auf solche Weise findet er den Weg zur Glückseligkeit, die durch keinen Schein betrüget, sondern wahrhaftig ist. Wer darinnen etwas besser, als andere, fortkommen, und die Vernunft gebrauchen will, muß höher steigen, als ihn die Sinne führen. Er muß seine Gedanken über das, was er empfindet, zu erheben wissen, die Gedanken unter einander verbinden lernen, und sich diejenigen leiten lassen, welche ihm, in Ansehung seiner, auf das Beste führen. Er gelanget dadurch zu einer Erkenntniß, welche sich von der gemeinen unterscheidet, und wohl verdienet, daß man sie der gelehrten beyzählet. Zum wenigsten ist das die Gelehrsamkeit, welche ein Frauenzimmer vernünftig macht: Und das ist das Vernünftige, wodurch es gelehrt wird. Die Art der Gelehrsamkeit, wodurch sich eine Schurmannin und Dacier, nebst andern ihres gleichen, berühmt gemacht haben, unterscheidet sich von dieser, welche ich erst beschrieben, und ist unter derjenigen zu verstehen, die man, wie ich gesagt habe, bewundern muß. Sie gehört nur für einige, welche zeigen sollen, daß der Verstand des Frauenzimmers auch zu der größten Erkenntniß in den höch-

sten Wissenschaften, so wohl, als der Verstand der Mannspersonen, fähig sey. Jene aber soll von allen, die zum wenigsten in den Umständen leben, einer geschickten Unterweisung genießen zu können, gesucht, geübt und angewendet werden. Sie werden dabey gelehrt seyn, ohne daß man sie also nennet, und haben von ihrer Gelehrsamkeit mehr Nutzen, als man insgemein siehet.

Wie glücklich würde nicht ein Mann seyn, wenn seine Frau in der Jugend gelernet hätte, ihren Verstand recht zu gebrauchen, sich selbst und andere, Gott und die Welt zu erkennen, ihren Willen nach den Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit zu beugen, sich in die Gemüther anderer Leute zu schicken, und das Hauswesen nach den Umständen ihres Standes zu regieren! Er würde an seiner verständigen Frau die beste Rathgeberinn, an seiner tugendhaften Frau die unschuldigste Vergnügung, von seiner manierlichen Frau die größte Ehre, und durch seine häusliche Frau den reichsten Vortheil haben. Wie wenig Mühe würde es kosten, den jungen Töchtern, an statt so vieler eitlen Dinge, in den zarten Jahren die leichtesten Sätze der Vernunftlehre, die nöthigsten Begriffe von der Welt und der natürlichen Gottesgelahrheit, die nützlichsten Regeln der Moral, einer wohlanständigen Aufführung, und wahren Haushaltungskunst deutlich und gründlich beyzubringen. Es fehlt heute zu Tage an deutschen Büchern von diesen Wissenschaften im geringsten nicht; und wenn ja die Anzahl derselben noch vermehret werden sollte, so könnte es durch Uebersetzung gewisser französischer Bücher geschehen, die zum Unterrichte des Frauenzimmers geschrieben sind, worunter des Herrn du Bosc l'honnete fem-

femme, und la Bibliotheque des Dames gewiß nicht den letzten Platz verdienen. Ja es wäre vielleicht sehr rühmlich, und für diese Absicht zuträglich seyn, wenn man sich die Mühe geben wollte, dem schönen Geschlechte zu Ehren, den Kern dieser Wissenschaften in einen angenehmen und leichten Vortrag zu bringen, durch welchen die Begierde erweckt, die Lust unterhalten, und die Erkenntniß gegründet würde. Was man bereits auch zu diesem Ende hierinnen gethan hat, ist noch viel zu rauh, zu dornicht, zu schwer, mit einem Worte, zu unangenehm für die zarten Sinne der weiblichen Seelen. Wie sie vor dem Barte, und vor dem finstern Gesichte eines alten Philosophen, wegen ihrer Zärtlichkeit, einen nothwendigen Abscheu haben müssen: So kann ihnen auch eine so trockene und mühsame Abhandlung, obgleich nützlicher Dinge, unmöglich gefallen. Die Zeit wird es lehren, wie fleißig man inskünftige seyn wird, die Nachwelt mit vernünftigen, und nach der gegebenen Erklärung, gelehrten Weibern zu versorgen. Wohl dem! der sich dieses Vorzugs zu erfreuen hat.

Ich kann das Glück des Herrn Bräutigams, meines hochzuehrenden Freundes, hierinn nicht genug rühmen. Er hat an ihnen diejenige gefunden, welche ich kurz vorhero beschrieben habe. Und er verdient dieses Glück in der That, als ein Mann, welcher die Vernunft eines klugen Weibes zu schätzen weis. Wenn er sich nicht schon selbst durch seine Schriften und geistliche Reden so deutlich zu erkennen gegeben hätte, daß ihn ein jeder, der jene lieset und diese höret, als einen vernünftigen, gelehrten, scharfsinnigen und redlichen Mann verehret: So würde ich hier Gelegenheit gefunden haben,

mich in der moralischen Abschilderung eines guten Originals zu üben. Gesetzt aber, daß ich auch gar nicht die Ehre gehabt hätte, ihn zu kennen, so würde ich doch bey der bloßen Erzählung seiner Wahl im Heyrathen von ihm haben vermuthen können, daß er ein vernünftiger Mann seyn müsse. In dieser Wahl verrathen viel tausend ihre verderbte Neigungen; wenige entdecken dabey ihre redliche und vernünftigen Absichten.

Die Schönheit, das Vermögen und der vornehme Stand fesseln die meisten; und mit diesen suchen sie sich auch eigentlich zu verbinden. Ihre Bräute sind ihnen so zu reden nur das, was bey hohen Standespersonen diejenigen sind, welche sich die vermälte Person im Namen ihrer Principalen antrauen lassen. So bald sie nur ihr Recht erhalten haben, gelten sie bey ihnen weiter nichts mehr. Dergleichen Wahl ist höchst schädlich. Sie stürzet zwo Personen in das größte Unglück: Und diejenigen thun ein gutes Werk, welche solche Verbindungen zu hindern suchen; denn sie sind wider den Zweck und die Natur einer vernünftigen Ehe.

Ich meyne, daß dieselbe in einer aufrichtigen Vereinigung zwoer Personen unterschiedenen Geschlechtes bestehe, welche sich ordentlicher Weise verbunden haben, den Nutzen der menschlichen Gesellschaft und ihre eigene Zufriedenheit in einer unzertrennlichen Freundschaft zu befördern. Was man insgemein zu der Hauptabsicht des ehelichen Standes setzet, lässet sich ganz leicht hieraus schliessen. Ich habe ihn nach solchen Eigenschaften beschrieben, aus welchen sich die Vortrefflichkeit einer vernünftigen Wahl erkennen lässet. Hier wählet man weder Schönheit, noch Vermögen, noch Stand; sondern

dern eine Person, die zu einer vernünftigen Freundschaft fähig ist, die es aufrichtig meynet, die ihren Eigennutz verleugnet, die für des andern Zufriedenheit mit eben so viel Eifer als für die ihrige sorget; ich will sagen, eine Person, die verständig, klug, redlich, freundlich, geduldig, treu, standhaftig und verträglich ist. Ist es möglich, daß man dergleichen Wahl tadeln kann? Diese Tugenden sind weit schöner, als die zärteste Haut, als der niedlichste Mund, als die schwärzesten Augen, als die lieblichste Bildung. Denn diese dauren, wenn alle Schönheit wie ein welkendes Blatt hinfällt. Diese Tugenden sind das beste Capital; Denn sie bringen die größten Zinsen, und es kann uns dasselbe niemand ohne unsern Willen entwenden. Diese Tugenden bringen die dauerhafteste Ehre; denn sie verdienen dieselbe beständig, und der Feind selbst sieht sich durch einen natürlichen Zwang zu ihrer Hochachtung verbunden, ob er sich gleich Mühe giebt, dieselbe zu verbergen. Glückselig sind diejenigen, welche ihre Verbindung auf eine solche Wahl gründen! Preiswürdig sind diejenigen, welche dieselbe mit ihrem Rathe und Beystande befördern!

Diese Gedanken sind unter der freudigen Betrachtung der Wahl in mir entstanden, nach welcher sie, wertheste Jungfer Braut, sich an einen Mann verbunden, der wohl gewählet hat. Es ist vermuthlich leichter, sich das Vergnügen der erfreuten Eltern auf beyden Seiten einzubilden, als zu beschreiben. Sie befinden sich allerseits in solchen Umständen, die ihnen die Freude dieser Hochzeitlust ungemein vergrössern. Der hochwohlehrwürdige Herr Vater siehet nicht nur schon, wie sich der Ruhm seiner gründlichen Gottesgelahrheit und geistlichen Wachsamkeit in seinem Herrn Sohne fort-

pflan-

pflanzet, sondern er kann auch nunmehro hoffen, die Blüthen desselben in den jungen Pflanzen seiner zu erwartenden Enkel aufgehen zu sehen. Seine rühmlichen Verdienste verpflichten alle Liebhaber rechtschaffner Männer zu dem aufrichtigen Wunsche, daß ihm Gott diesen süssen Trost seines Alters geben möge.

Wie manche Freudenthränen werden aus den Augen ihrer werthesten Frau Mutter fliessen, da sie einen neuen Trost in ihrem Witwenstande findet, und den Nutzen ihrer vernünftigen Kinderzucht aufs neue wahrnimmt, durch welche sie ihre Töchter so liebenswürdig gemacht hat, daß vernünftige Männer sie deswegen nur zu ihren Ehegattinnen verlangen, weil sie sich mit ihnen die vergnügteste Ehe auf der Welt versprechen. Sie siehet auch bereits die Gewißheit davon in der gewünschten Versorgung zwoer Töchter, welche die größte Lust zweener Männer sind. Sie umfasset nunmehro keines von ihren geliebten Kindeskindern, da sie sich nicht auch dergleichen Vergnügen aus dieser neuen Verbindung wünschen sollte, damit sich der Segen des weiland gelehrten, frommen und gutthätigen Vaters noch über mehr Zweige seines berühmten Stammes ausbreiten möge.

Ich kann ihnen, hochzuehrende Jungfer Braut, bey dieser Verbindung nichts wünschen, was sie sich nicht bereits von diesem Segen versprechen könnten Alle Glücksumstände werden kraft desselben in einer so veränderten Ordnung auf einander folgen, daß ihnen die größte Zufriedenheit daraus erwachsen wird; und wo dieselben ja nach den allgemeinen Gesetzen der Welt mit unangenehmen Zufällen vermischt seyn sollten: So

wird

wird es ihnen vielleicht nur darum wiederfahren, daß sie Gelegenheit haben mögen, die Annehmlichkeit ihres glücklichen Zustandes desto besser zu erkennen. Das Vergnügen ihres Ehestandes wird doch durch nichts unterbrochen werden können. Denn weil dasselbe nicht auf blinden Glücksfällen beruhet, sondern aus der vereinigten Bemühung, ihrer beyderseits Zufriedenheit zu befördern, entstehet: So werden sie, dasselbige zu thun, niemals unterlassen, eines des andern Last erleichtern, das Vergnügen unter sich theilen, und auf diese Art aller Welt ein öffentliches Exempel darstellen- daß der Grund einer vergnügten Ehe in der verf

nünftigen Wahl des Ehegatten zu finden sey.

Schä-

Schäfergedichte

auf die

Gud= u. Hofmannische Hochzeit,

von

M. Samuel Seidel.

Dametas. Thyrsis.

Bey dieser staubichten und bangen Sommerzeit,
In der sich Wald und Feld, auf Thau und Regen freut,
Und Hirt und Heerde sich nach Bach und Schatten sehnet,
Stund nächst Dametas dort, auf seinem Stock gelehnet,
An einem schattigten und hohen Erlenbaum,
Wo, zu der rechten Hand, ein lang gestreckter Raum
Der schönsten Fluren liegt, und weiter zu der linken
Der nah gelegnen Stadt erhabne Thürme blinken.
Dort, wo die Pleiße sich durch das Gefilde schlingt,
Und eine Lindenreyh den Ufern Schatten bringt;
Dort war Dametas nächst den überhäuften Stichen
Der innern Kümmerniß voll Sehnsucht ausgewichen.
Er hatte sich das Kleid nur fahrlos angelegt;
Und, da er sich sonst gern mit frischen Blumen trägt;
So war ihm dieses mal ihr Anblick doch zuwider,
Er warf sie von sich weg, und sich zuletzt darnieder.
Jedoch was half es ihm? Sein Kummer folgt ihm nach.
Dametas ward bestürzt, ward unmuths, seufzt und sprach:

Ach

Ach daß die Unschuld doch nur Tort und Unrecht leidet!
Ach daß man nie vergnügt, und nirgends sicher weidet!
Ich warte meiner Huth, so gut ich weis und kann;
Doch sieht mich Feind und Neid mit scheelen Augen an.
Da glaubt der Eigennutz, ich lies auf andern Rasen,
Und wo ich nicht gedingt nach fremden Futter grasen.
O Schöpfer, dessen Hand das jüngste Lamm versorgt,
Von dem der Schäfer Brodt, das Schaf die Nahrung borgt,
Du wirst mich dieser Schuld, und dieser Schmach entladen.
Wo weid ich je zu weit? Wem weid ich je zum Schaden?
So klagt er bey sich selbst, als Thyrsis ungefähr,
Voll Schweiß und Müdigkeit, von seiner Hütten her
An seine Seite trat, und seine Klagen störte,
Und an zu reden fieng:

Thyrs. Freund, was ich itzo hörte
War freylich ein Bemerk der innern Traurigkeit,
Ich weis, ich weis bereits dein zugestoßnes Leid;
Allein, ich weis auch das, es ist nunmehr verstrichen,
Der Kummer ist vorbey, die Nachbarn sind verglichen,
Und auch beschämt dabey. Begieb dich nun zur Ruh.
Es spricht die Billigkeit dir alle Freyheit zu,
Und die, so diese Fluhr in ihrer Aufsicht haben
Erklären sich für dich.

Damet: O kommt ihr Schäferknaben,
Und singt zu meiner Lust ein frohes Lied mit mir.
Kommt, Recht und Unschuld siegt, kommt, lernt es itzt allhier.
Ich schwöre bey der Lust der reif-gewordnen Aehren
Du hättest, Thyrsis, mir nichts besser zu erklären,
Und mich durch nirgend was so zu erfreun vermocht,
Als daß du mir erzählt, worauf der Nachbar pocht,
Der Eigennutz sey nun auf einmal überwunden.
Nunmehro hat mein Wunsch sein frohes Ziel gefunden,

Thyrs.

Thyrs.

Das ist es nicht allein, was mich zu dir gebracht,

Damet.

Wer weis, was mir nunmehr von neuem Kummer macht?
Sag an, was ist geschehn, das mich zugleich betroffen,
Was soll ich, Werthester, befürchten oder hoffen?

Thyrs.

Nichts fürchten, mein Damet! die Post ist angenehm,
Ist meiner Lust gemäß, ist deinem Wunsch bequem,
Ich habe sie nur ietzt von Zittau her vernommen:
Was kann von Zittau sonst, als alles Gute kommen?

Damet.

Du quälst mich auch zugleich, indem du mich erfreust,
Ey lieber! sage doch, warum du frölich seyst?
Warum du dich einmal so wunderlich erzeigest,
Mir deine Lust entdeckst, und dennoch auch verschweigest?

Thyrs.

So höre: Doris dort, die edle Schäferinn,
Wird itzt den Tugenden Philanors zum Gewinn,
Nicht so? In dieser Post verliert sich alles Kränken.
Du möchtest mir ein Lamm zum Bothenlohne schenken,
Es wäre kaum genug.

Damet. Ein Lamm und einen Strauß,
Und noch ein Band darzu, das schick ich dir ins Haus,
Das geb und schenk ich dir aus redlich frommen Freuden.
Nun will ich wieder sehn, wo meine Lämmer weiden.
O komm und folge mir, komm mit, und siehe zu,
Was diese Freudenpost an meinem Herzen thu,
Und wie sich Hand und Fuß vor regen Trieben schicken,
Durch Klatschen, Tanz und Sprung den Beyfall auszudrücken,
Den Doris Tugenden und deren Lohn verdient.
Man kennt die Frömmigkeit, die ihr im Herzen grünt,

Und

Und ihres Vaters Preis noch in der Gruft erhöhet,
Des Schäfers, dessen Ruhm in allen Bäumen stehet,
Und dessen Namensklang noch itzt durch Feld und Wald
In jener Reißentrift so lange widerschallt,
Als man die Tugend ehrt. Wer rühmt nicht stets die Stärke
Von Einsicht und Verstand, im Reden und im Werke?
Wer rühmt nicht ihre Zucht?

Thyrs. Wer kennt nicht auch das Lob,
Das den Philaner schon am Pleißenstrand erhob,
Als er mit uns zugleich durch diese Flur gegangen,
Mit was für Kränzgen ihn sein Vaterland empfangen,
Als er zurücke kam? Wer sieht nicht seine Treu,
Und wie gedeylich sie der ganzen Heerde sey,
Die man ihm anvertraut? Wer ist, der nicht bezeuge,
Wie schön des Vaters Ruhm noch in dem Sohne steige?

Damet.

Wie sind die holden Zwey einander doch so werth!
Auf, Thyrsis, thu mit mir, was Lust und Pflicht begehrt,
Und können wir der Braut heut keine Maye bringen,
So hilf mir dieses Lied in meine Flöthe singen:
So weit der Tannenbaum die Weyden übergeht;
So weit werd eure Lust vor andrer Wohl erhöht!
So viel ich Korn und Obst auf Feld und Baum erblicke:
So reich sey euer Haus an Fruchtbarkeit und Glücke!

* *

Auf eine Hyacinthe, so im Wasser geblühet,

An den

Herrn D. Eichroth, Hofrath

und Leibmedicum,

von

Johann Martin Drollinger.

Der Sommer war dahin. Der Schmuck der bunten
Wiesen,
Verwelkte mehr u. mehr; die rauhen Norden bliesen,
Und machten unsrer Welt mit stürmerischem Mund
Des kalten Scorpions verhaßte Herrschaft kund.
Kaum zeigte sich annoch von unsrer Gärten Ruhme
Ein welker Amaranth, und eine Ringelblume,
Die, unter Frost und Sturm, halb sterbend ausgedaurt,
Und mit geschmücktem Haupt der Schwester Tod betraurt.
Bis Flora voller Gram, bey ihrer Kinder Leichen,
Uns endlich gar verließ und zu den schönen Reichen,
Zu jener Gegend floh, da Phöbus rege Kraft
Ein immerwährend Grün und stete Blüthe schafft.
Welch schmerzlicher Verlust, für Anthosanders Blicke.
Sein Augenmerk zerfiel, Ihr Blumen kommt zurücke,
Du Unschulds volle Schaar, wie kurz ist deine Pracht!
So rief er, doch umsonst. Der Kälte strenge Macht
Gab keiner Bitte statt. Der hoffnungsreiche Lenzen
War noch zu sehr entfernt, von unsern öden Gränzen,

Bis

Bis Anthosander noch, was die Natur versagt,
Voll reger Ungeduld, zu künsteln sich gewagt.
Die Sehnsucht treibt ihn an, des Winters Grimm zu triegen,
Sein Zimmer mußte sich zu einem Garten fügen;
Da lockt er allgemach das bunte Frühlingsheer,
Mit angenehmem Zwang, zur frühen Wiederkehr.
Er hielt hier manches Glas, bis oben angefüllet,
Mit jener Segensfluth, die von den Wolken quillet,
Die die Natur gekocht und aus der Lüfte Schooß
An Wuchs und Kräften reich auf unsern Boden goß.
Auf deren jeden ließ sich eine Zwiebel sehen.
So wie ein blanker Kopf sich von den steilen Höhen
Erhabner Thürme zeigt, so streckt der ganze Hauf,
Von dem erhöhten Sitz, die runden Häupter auf.
Vor allen schiede sich, von der gemeinen Menge,
Ein Hyacinthenkiel mit prächtigem Gepränge,
Des Frühlings schönstes Kind hielt seine Kluft versteckt,
Bis Florens eigne Hand es nach und nach entdeckt.
Drey Tage stund er kaum auf dem chrystallnen Throne,
Als schon der Wurzeln Heer, gleich einer runden Krone,
Aus seinem Kerker brach, von dem erregten Duft
Gereizet und gelockt. Des Zimmers warme Luft
Befördert ihren Trieb, sich weiter auszudehnen,
Wie eine holde Reyh von Perlen weissen Zähnen,
Wenn sie der erste Druck aus ihren Höhlen stößt,
Bey einem zarten Kind, sich allgemach entblößt.
Nicht anders drangen sich der Zäsern scharfe Spitzen
Durch den geschwellten Kiel aus hundert kleinen Ritzen,
Und füllten nach und nach, gleich einem dichten Strauß,
Verwirrt, doch angenehm, den Raum des Glases aus.
Bald zeigte sich ihr Thun. Es schwand des Wassers Menge,
Die Wurzeln zogen es durch ihre kleine Gänge.

Gehölten Teucheln gleich; Und sogen seine Kraft,
Sein fünftes Wesen, aus, zu ihrem Nahrungssaft.
Der Wachsthum folgte drauf mit ungehemmtem Zügel;
Der Gipfel öffnet sich, woraus ein spitzer Hügel
Ein gelblich grüner Berg geschlossner Blätter stieß,
Und uns ein Vorgebürg der frohen Hoffnung wies.
Doch fehlt die Blume noch. Du Mutter aller Dinge,
Vergönne, daß ich itzt in dein Geheimniß dringe;
Daß ich ein Zeuge mög von deinen Wundern seyn,
Und führe meinen Blick in deine Werkstatt ein.
Zwölf Wälle stunden da, zwölf runde Vestungswerker,
Gewölbten Mauren gleich, ein angenehmer Kerker,
Mit Nahrungssaft gefüllt, in dessen engen Zwang
Der Blätter dichter Busch, sich in einander drang.
Ihr Innerstes beschloß der Schönheit Meisterstücke.
Zwölf Knöpfchen hatten sich mit künstlichem Geschicke
In einen Knopf gedrängt, der fern von Licht und Tag,
Wie eine Fichtenfrucht, in seiner Mutter lag.
Mein Eichrodt, dessen Witz der Dinge Ursprung gründet,
Und einer Gottheit Spur, in jedem Kräutchen findet.
Der nebst des Fürsten Heil auch seiner Gärten Pracht
Mit nimmer müdem Fleiß besorget und bewacht,
Belehre deinen Freund, der von Begierde brennet,
Wie man den dunkeln Weg verborgner Weisheit kennet,
Woher das erste Seyn so vieler Wunder fleußt,
Und was für Ordnung sich in ihrer Zeugung weißt.
Ists ein besondrer Geist, der alle diese Schätze
Nach unsers Schöpfers Schluß, dem ewigen Gesetze,
In jeder Pflanze wirkt, und die, die ihm vertraut,
In vorgeschriebner Art zu seiner Wohnung baut?
Wie? oder sind es wohl verborgne kleine Gänge
Unzählbarer Figur, unendlich großer Menge,

Worinn der weiche Saft, allmählig eingedrängt,
Nach seiner Formen Art, die Bildungen empfängt?
Vielleicht auch lehrst du mich, daß tausend Millionen,
Daß Pflänzchen ohne Zahl in einem Sämchen wohnen,
Da stets ein Inneres, im Aeußeren versteckt,
Sich bis zur Ewigkeit entwickelt und entdeckt.
Vergebens, werther Freund! Ich kenne meine Schwäche.
Mein Blick erforschet kaum der Körper äußre Fläche.
Der Ursprung ihrer Pracht, der Bildung dunkles Spiel
Ist meinem blöden Licht ein Abgrund ohne Ziel.
Die Allmacht hat sie selbst mit einer Macht umringet,
In deren Tiefe nicht der allerklügste dringet.
Mich schreckt die Finsterniß, und weiset meinen Blick,
Ermüdet und beschämt, zum Aeußeren zurück.
Der Wuchs vermehrte sich mit immer regen Sprossen.
Sechs Blätter, die bisher ein fester Zwang geschlossen,
Zertheilten ihren Busch, um den verwahrten Schatz,
Und machten allgemach des Stengels Ankunft Platz.
Er kam, als wie ein Thurm aus seinen tiefen Gründen,
Sein Kommen fiel ihm schwer. Nach langem Unterwinden
Durchdrang sein rundes Haupt des Kieles enge Kluft,
Und drückte mühsamlich sich in die freye Luft.
Bald sah man seine Pracht, in neuem Schimmer blühen.
So wie vor Sonn und Licht die bleichen Schatten fliehen:
So wich die grüne Nacht, die auf den Knöpfen lag,
Der Farben erstem Spiel, dem Einbruch von dem Tag.
Dann folgt der volle Glanz, in ungesäumter Eile.
Der schmale Stengel stieg, wie eine kleine Seule
Von Jaspis ausgedreht, verwunderlich empor,
Und sein erhabnes Haupt umringte Blüth und Flor.
Die Kelche schlossen sich in sechs getheilte Zinken,
Wie Sterne, welche dort am Firmamente blincken,

Mit doppeln Stralen auf; ihr holder Schimmer schien,
Wie ein vereinter Glanz, von Perlen und Rubin.
Doch nein, mein Pinsel trügt; er kränket ihre Würde.
Kein Edelstein erreicht der holden Blumen Zierde.
Sie schmeichelt meinem Blick, mit sanft gebrochner Glut,
Mehr als der ganze Schmuck, von einer Krone thut.
Was soll der strenge Blitz, der aus den Steinen blicket?
Ein Demant blendet nur: Der Blumen Glanz erquicket!
Mein Auge wird geschwächt, wenn jener Feuer streut;
Und diese stärken es mit sanfter Lieblichkeit.
Zu dem, was ist ein Stein, der sich so mächtig brüstet,
Eh ihn der eitle Mensch geschliffen und gerüstet?
Ein Klumpe sonder Form, bedeckt mit Erd und Sand,
Und borget seinen Stolz nur von des Künstlers Hand.
Hier aber können wir in so viel Wunderwerken,
Auf einem jeden Blatt, des Schöpfers Finger merken.
Hier ist ein lebend Werk und kein entseelter Stein,
Der Blumen Athem bläst uns selbst ein Leben ein.
Der Balsam, welchen sie aus ihren Hölen düften,
Des Himmels fünfte Kraft, der Ausfluß reiner Lüften,
Der füllet unsre Brust mit einer Regung an,
Die keine Demantkluft, kein Zeilon schenken kann.
Weicht, schnöde Steine, weicht! Wo seyd ihr, schöne Stunden,
Da noch ein Blumenstraus, von werther Hand gebunden,
Ein Pfand der Liebe war? Die Neigung schätzte nur
An Herzen und Geschenk die Einfalt der Natur.
Nun hat ein schnödes Gift die Menschlichkeit verletzet,
Daß man sich Gold und Stein zu seinem Abgott setzet,
Und die erlaubte Lust, die Feld und Garten krönt,
Mit Unempfindlichkeit verachtet und verhöhnt.
Mein Freund, du opferst nicht in diesem Götzentempel.
Es giebt uns unser Fürst ein reizendes Exempel

Von einer edlen Luft, der, wie man wundernd schaut,
In seinem Carolsruh ein Eden sich erbaut,
Und da, wenn ihn die Last des schweren Zepters drücket,
An dem beblümten Schmuck sich labet und erquicket.
Er mißt der Dinge Werth mit klugem Unterschied.
Ich schweige. Carols Ruhm verdient ein höher Lied.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Schreiben an
Herrn Ernst Willh. von Hacke,
Erbherrn auf Uetz ohnweit Potzdam,
Ueber das
Absterben seines innigstgeliebten Vaters,
von
Jacob Friedrich Lamprecht.

Sein Vater, werther Freund, geht in die Ewigkeit,
Und setzet sich nunmehr in eine Sicherheit,
Die ewig dauren wird. Jedoch sein redlich Wesen
Soll man noch allemal bey seinem Namen lesen.
Ich hab ihn selbst gesehn, ich hab ihn selbst gekannt;
Sein Herz war ja so groß, als wie sein edler Stand,
Voll Wahrheit, voller Huld und reiner Menschenliebe,
Die niemals sehr gepralt, doch nie verborgen bliebe.
Schmückt keiner Titel Pracht hier seinen Namen aus:
So war er selbst sein Herr; ein Vater, der sein Haus
Mit kluger Hand erhielt, mit Sanftmuth stets regierte,
Und durch Exempel mehr zur wahren Tugend führte,

Als durch Gesetz und Zwang. Wie oft hat nicht sein Mund
Durch Klugheit mich gelehrt! Wie hat er nicht den Bund,
Den ich mit dir gemacht, so freundlich unterstützet,
Wie hat uns beyden nicht sein weises Wort genützet!
Wenn dort dein stilles Feld die Unruh unterbrach,
Die in den Städten wohnt; wenn er voll Anmuth sprach:
Wie glücklich ist ein Mann, der nur die Weisheit liebet,
Der ihre Macht erforscht, und ihr sein Herz ergiebet.
Er bleibt ja wohl ein Mensch, doch Tugend und Verstand
Bezeugen, daß er auch der Gottheit anverwandt,
Und mehr als menschlich ist. Er zeiget lauter Güte,
Und das, was Ihn erhebt, ist nichts, als sein Gemüthe,
Das frey von Fesseln ist. Betrug und Heucheley
Sind weit von ihm entfernt. Er ist sich selbst getreu.
Wie oftmals ist mir nicht der Tag zu früh vergangen,
Wie oftmals wünscht ich ihn von neuem anzufangen!
Ein solcher Vater ist der Klagelieder werth,
Und daß ein Sohn, wie du, noch sein Gedächtniß ehrt.
Jedoch, geliebter Freund, verschließ die Todtenhöle,
Die Asche kränket dich. Denk an die reine Seele,
Die ohne Dunkelheit, Verwirrung, Furcht und Nacht
Nunmehr den Ursprung sieht, der sie hervor gebracht.
Ein Weiser, wie du bist, ist zwar nicht ohne Schmerzen,
Wenn ihn ein Unglück trifft. Allein in seinem Herzen
Wohnt auch zugleich der Trost. Er sieht der Weisheit Bahn
Zwar wohl mit Thränen oft, doch auch mit Ehrfurcht, an,
Und wird bey seiner Noth, bey seinem stillen Kränken,
Gelassen, voller Muth, sich in sich selbst umschränken.
Er bleibet unverzagt, und fällt der Himmel ein,
So wird der Leib erdrückt, der Geist nur freyer seyn.
Dieß weis Dein edles Herz, das hat den Weg erwählet,
Der zu der Weisheit führt, darauf man nimmer fehlet.

Ich kenne deinen Werth, der mich zu dir gebracht,
Und der dich meiner Treu und Liebe werth gemacht.
Mein Zorn entbrennt sehr oft bey jenen wilden Thoren,
Die fremdes Ansehn schmückt, weil ihres längst verlohren
Und abgestorben ist: Wenn der sich edel glaubt,
Der seinen ganzen Ruhm den todten Ahnen raubt.
Stax denkt, er sey ein Prinz. Ihm ist der Kopf verrücket,
Man siehts, der Thor wird bald ins Tollhaus fortgeschicket.
Hier aber zeiget sich noch größre Raserey,
Die legt den Ahnen Schimpf, sich ihre Hoheit bey,
Und sucht ein fremdes Gut mit Unrecht zu verprassen,
Als ob man ihm den Ruhm zum Raube nur gelassen.
Nein, nein! geliebter Freund, dein Herz ist viel zu groß,
Wo nicht die Tugend wohnt, da steht der Adel bloß,
Und giebt uns noch mehr Recht, den Helden zu verlachen,
Der durch geborgten Glanz sich will ein Ansehn machen,
Das ihm dennoch gebricht. Der ist ein Edelmann,
Der sich durch Tugend selbst den Adel geben kann.
Auf nur, geliebter Freund, die Ehre zu vergrössern,
Wer stets die Tugend sucht, der wird sich stets verbessern.
Ein Weiser sieht allein, was Gott, er und die Welt,
Für Wunder in sich faßt, für Schönheit in sich hält.
Er wird den rechten Werth von allen Sachen finden,
Nichts wird ihm lastbar seyn, und nichts zu früh verschwinden.
Die Einfalt martert sich, denkt, wünschet, wählt und sucht,
Erlanget, kränket sich, verstößet und verflucht,
Und hofft die wahre Lust, die Süßigkeit des Lebens,
Die uns allein beglückt, nur ausser sich vergebens.
Sie kennet ihre Kraft und ihre Schwäche nicht,
Und haßt ihr eignes Wohl, das sie oft unterbricht.
Ein Weiser lebet still bey ruhigen Gedanken,
Und läßt den Narren sich stets mit sich selber zanken.

O wer verdenket mir die holde Zärtlichkeit,
Worauf sich allbereits mein redlich Herze freut.
Wenn ich nun wiederum bey dir, bey deinen Heerden,
Kann von der Welt entfernt, ihr Ueberwinder werden.
Wie ruhig soll uns nicht die Lebenszeit vergehn,
Wenn wir auf ihre Flucht und auf uns selber sehn!
Wenn wir uns von dem Stolz und von dem Neid entfernen,
Und diese Göttlichkeit stets mehr erkennen lernen,
Die unsern Geist erhebt. Wenn Huld und Einigkeit,
Die Freude doppelt macht, und jede Lust erneut:
So wird uns, werther Freund, auch jeder Tag erfreuen,
Bis man auf unsre Gruft auch wird Cypressen streuen.

* *

Gedächtnißrede
auf
Herrn Professor Lottern,
in öffentlicher Versammlung der deutschen
Gesellschaft den 16. Oct. 1737. abgelesen
von
M. Georg Friedrich Bärmann.

So betrübt diejenige Pflicht ist, welche uns befiehlt, das Andenken der Verdienste geschickter Männer nach ihrem Tode zu erhalten: So starke Bewegungsgründe treiben uns doch zu ihrer Erfüllung an; und es müßte ein sehr rohes Gemüthe seyn, welches sich derselben entziehen wollte. Es

ist

ist eine besondere Art des Undanks, wenn sich wohlverdiente Leute das Beste des menschlichen Geschlechts nach ihrem Vermögen zu befördern bestrebet haben, ihre Bemühungen der Vergessenheit zu überlassen. Je weiter sich der Nutzen ihrer Bemühungen erstrecket; je stärker wir den edlen Trieb einer allgemeinen Liebe vernünftiger Geschöpfe bey uns empfinden: Desto grösser wird unsre Verbindlichkeit, den Ruhm solcher Männer auf die Nachwelt fortzupflanzen, welche selbst mit besonderem Eifer bey ihrem Leben der menschlichen Gesellschaft gedienet haben, und auch nach ihrem Tode nicht aufhören, ihr nützlich zu seyn. Tugend und Verdienste belohnen sich zwar allezeit selbst mit dem hohen und reinen Vergnügen der Zufriedenheit des Gemüthes; eine Belohnung, welche sie sich selbst nehmen, welche sie nicht erst von andern, und von dem Eigensinne des Glücks bitten dürfen, und welche ihnen weder Neid noch Tadelsucht jemals zu rauben vermögend ist: Allein man hat ihnen auch von allen Zeiten her noch eine Belohnung zugestehen müssen, welche sie nicht aus sich selbst haben können, sondern von aussen erwarten, und auch mit dem grösztem Rechte verdienen. Es ist billig, daß der Ruhm jederzeit ein Gefährte wahrer Verdienste bleibet. Man muß also das erste Grundgesetz der Gerechtigkeit beleidigen, wenn man den Nachruhm wohlverdienter Männer nicht befördern will, den man doch als ihr Eigenthum anzusehen hat. Ja es ist ausser der Dankbarkeit und Billigkeit noch ein starker Bewegungsgrund, welcher uns zu dieser Pflicht nachdrücklich verbindet; nemlich, daß der Ruhm der Todten den Lebendigen zur Reizung und Ermunterung dienet. Wer weis nicht, wie sehr eine Seele, welche die edelste Lei-

denschaft, die Ruhmbegierde, besitzet, von fremdem Ruhme erreget, und angefeuert wird, durch gleiche Handlungen gleichen Ruhm zu erjagen? Wie viele hat nicht schon die Verehrung fremder Verdienste zu den nützlichsten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht? Man ist aber verbunden, das Gute auf alle Art und Weise zu befördern; und folglich auch das Andenken wohlverdienter Leute nach ihrem Tode zu erhalten.

Warum sage ich aber ihnen dieses alles, meine Herren, daß sie nicht allerseits in diesem Punkte einerley Gedanken mit mir hegen sollten? Ich sage es ihnen zu dem Ende, daß sie erkennen mögen, wie bereit und willig ich sey, die Befehle der Gesellschaft zu erfüllen, welche mich verbinden, einer an sich selbst sehr betrübten Pflicht jetzo Gnüge zu leisten. Es ist die Pflicht, welche wir dem Andenken des weiland Hochedlen, Hochgelahrten Herrn Johann George Lotters, kaiserlichen russischen Professors der Beredsamkeit auf der Akademie zu Petersburg, und der königlichen preussischen Societät der Wissenschaften Mitgliedes, schuldig sind. Schon seit einigen Monaten haben an ihm die kaiserliche Akademie zu Petersburg den Verlust eines sehr fleißigen Lehrers, die gelehrte Republik den Verlust eines sehr geschickten Mitgliedes, und einige unter ihnen, meine Herren, den Verlust eines sehr vertrauten Freundes beklaget. Insbesondere aber ist dieser Gesellschaft durch seinen Tod ein geschicktes, fleißiges und treues Mitglied entzogen worden, welches seine Pflichten gegen dieselbe iederzeit so vollkommen beobachtet hat, daß sie ihm die letzte Pflicht, die sie noch seinem Gedächtnisse schuldig ist, nicht ohne den größten Undank würde versagen können.

Ich unterwerfe mich also, mit der größten Willigkeit, den Befehlen dieser Gesellschaft, welche mir aufgetragen hat, der rühmlichen Verdienste unsers wohlseligen Lotters in dieser Versammlung öffentlich zu gedenken. Es ist wahr, ich sehe zum voraus, daß ich diese Schuld auf solche Art nicht werde abtragen können, wie es billig seyn sollte. Ich weis, daß meine geringen Kräfte eher zureichen, die Verdienste wackerer Männer zu bewundern, als sie mit dem gebührenden Lobe zu erheben. Es sind einige unter ihnen, meine Herren, welchen theils eine besondere Stärke der Beredsamkeit, theils eine genaue Freundschaft und vertrauten Umgang mit dem Wohlseligen, vor mir, gar viele Vorzüge geben; vor mir, sage ich, der ich weder einiges Vertrauen auf meine Beredsamkeit setzen kann, noch die Ehre gehabt habe, den Mann, von dem ich itzo reden soll, genauer, als von Person und dem Ruhme nach, zu kennen. So sehr mich diese Betrachtungen niederschlagen sollten; so sehr richtet mich die Hoffnung zu ihrer Gütigkeit auf, welche dasjenige ersetzen kann, was meiner Rede fehlen wird. Denn ich habe das Vertrauen zu ihnen, meine Herren, daß sie, woferne meine Rede ihnen nicht das wahre Bild des wohlseligen Lotters vor Augen stellen wird, solches nicht dem Mangel seiner Tugenden und Verdienste, sondern theils der Unwissenheit, theils der Unfähigkeit des Redners zuzuschreiben belieben werden.

Da meine Rede itzo den Ruhm der Geschicklichkeit und der Verdienste des seligen Herrn Lotters zeigen soll: So versteht es sich von sich selbst, daß man das Lob seines Vaterlandes und seiner Familie jetzo von mir nicht erwarten darf. Denn Vaterland und Geschlecht sind nicht besser als Titel und Ehrenstellen, welche uns

nur

nur bey solchen Leuten ein Ansehen zuwege bringen, die gewohnt sind, den Schein immer für die Wahrheit anzunehmen. Ich will also nur dieses sagen, daß Herr Lotter aus der berühmten Stadt Augspurg bürtig, und aus einem alten Geschlechte entsprungen war, welches verschiedene Männer gegeben, die so wohl ihrem Vaterlande, als auch andern Republiken ersprießliche Dienste geleistet haben. Nach dem Beyspiele seiner Vorfahren bemühete sich auch unser Herr Lotter, sich beyzeiten geschickt zu machen, um der Welt dereinst nützlich zu werden. Die Geschicklichkeit seines Geistes; welche in seinen zarten Jahren schon an ihm hervorleuchtete, machte, daß man ihn zu der Lebensart der Gelehrten bestimmte; und ein gewisser Trieb, welcher fast allen jungen Leuten von seiner Art gemein ist, zog ihn insbesondere auf die Gottesgelahrtheit. Denn es mag nun seyn, daß die Ehrfurcht, die uns von Kindheit auf vor den Stand der Geistlichen mit Recht eingepräget wird, die schwachen Triebe einer verborgenen Ehrsucht in einem zarten Gemüthe erreget, oder daß die heilige Pracht ihrer öffentlichen Verrichtungen bey den meisten einen weit stärkern Eindruck zu machen fähig ist, als die Verrichtungen andrer Gelehrten machen können, welche insgemein weder so öffentlich, noch so ansehnlich zu seyn pflegen: So ist es doch gewiß, und die Erfahrung lehret es, daß die meisten von denjenigen Gemüthern, welche schon besondre Fähigkeiten des Geistes verborgen bey sich führen, wenn sich noch kaum der Gebrauch der Vernunft bey ihnen äußert, dennoch bey Erwählung ihrer künftigen Lebensart auf nichts anders als auf die Gottesgelahrtheit fallen, davon sie noch kaum etwas mehr, als den Namen kennen. Eine gleiche Neigung zog

auch

auch den noch zarten Geist unsers Lotters, wie ich schon gesagt, zur Gottesgelahrtheit, und machte, daß er beyzeiten die lateinische und griechische Sprache erlernete, welche zu dieser Wissenschaft nothwendig erfordert werden. Seine eigene Erfahrung hat ihn nach der Zeit gelehret, wie viel weiter, als auf die Gottesgelahrheit, sich der unermeßne Nutzen dieser beyden Sprachen erstrecket, welche uns alle Schätze der Weisheit aufschließen, die Griechenland und Latien iemals besessen haben.

Nachdem er nun in der Schule seiner Vaterstadt die ersten Gründe seiner Studien geleget hatte: So wollte er solche auf hohen Schulen weiter treiben, und erwählete in dieser Absicht Jena zu seinem Aufenthalte, wohin der Ruhm der dasigen Lehrer seine Lehrbegierde am ersten ziehen konnte. Er erlernete daselbst die Weltweisheit, und die Gottesgelahrheit, und legete sich besonders auf die hebräische Sprache, die ihm der Unterricht des berühmten Danzes leicht und angenehm machte. Er hat diesen Lehrer iederzeit mit der größten Hochachtung verehret, und auch nach der Zeit auf unsrer hohen Schule wiederum andere in dieser heiligen Sprache, nach den Grundsätzen dieses seines Lehrers, mit vielem Beyfalle und Nutzen unterrichtet. Jena hatte seine Begierde zu lernen nicht ermüden können. Er bekam mehr und mehr Lust, in den angefangenen Wissenschaften weiter fort zu gehen. Deswegen begab er sich von Jena nach Halle, um daselbst das Gebäude seiner Erkenntniß weiter aufzuführen, dazu er in Jena bereits einen guten Grund geleget hatte. Er machte sich daselbst in einiger Zeit vollends so geschickt, daß er darauf hierher nach Leipzig gehen, und den Titel und

die

die Rechte eines Lehrers der freyen Künste verlangen konnte, die er auch wirklich mit vielem Ruhme erhielt.

Seit der Zeit hat ihn unsre Stadt beständig in ihren Mauren gesehen, bis er ihr vor einigen Jahren von Petersburg genommen wurde. Es ist kein Wunder, daß ihn diese Stadt so lange bey sich gehalten hat, welche an Menge der allhier lebenden Gelehrten von allerhand Gattungen, und der so zahlreichen als kostbaren Bibliotheken, allen andern Universitäten Deutschlandes den Vorzug nimmt. Dieses macht die Reizung, die Nahrung, die Ergötzlichkeit eines solchen Geistes aus, dergleichen in unserm seligen Lotter wohnete. Nachdem ihm sein unermüdeter Fleiß eine besondere Fertigkeit in den gelehrten Sprachen, in der Weltweisheit, und in der Gottesgelahrheit zuwege gebracht hatte: So ließ ihm seine unersättliche Begierde zu wissen keine Ruhe, auch die andern Wissenschaften zu schmecken, welche der weitläuftige Umfang der Gelahrtheit in sich begreift; und da die engen Grenzen des menschlichen Lebens unserm umschränkten Geiste nicht erlauben, alle Wissenschaften zu fassen, so suchte er sich zu vergnügen, daß er zum wenigsten die Historie dieser Wissenschaften kennen lernete, die er selbst ausführlich nicht erlernen könnte. Es ist kein geringes Vergnügen für einen Geist, den die Liebe zu den Wissenschaften eingenommen hat, wenn er in der Historie der Gelahrheit den Ursprung, das Wachsthum, den Verfall, die Veränderungen, den Glückswechsel der Künste und Wissenschaften siehet, wie die Wahrheit aus verborgenen und geringen Wurzeln entsprossen, nach und nach zu mehrerm Wachsthume gediehen, bald in Vorurtheile und Irrthümer eingeflochten worden, aus einem Lande in das andere versetzt, auf einmal gänzlich

lich ausgerottet, nach vielen hundert Jahren ungefähr von einigen glücklichen Köpfen gleichsam aus ihrem ersten Saamen wieder erwecket worden ist, durch was für Bemühungen die Künste und Wissenschaften erweitert und höher getrieben worden sind, was für Umstände ihrem weitern Fortgange Einhalt gethan haben, und was für Hülfe man ihnen gewähren muß, damit sie nicht wiederum in Verfall gerathen. Kaum hatte Herr Lotter ein geringes Theil dieses unerschöpften Vergnügens geschmecket, so wurde er ganz und gar davon eingenommen. Er wiedmete seine meisten Bemühungen der Historie der Gelahrheit in den alten, mittlern und neueren Zeiten. Sonderlich erlangte er sich eine gute Kenntniß der Alterthümer, womit er eine besondere Einsicht in die philologischen Wissenschaften verband. Diese Bemühungen waren nicht für ihn allein: Er ließ andern fast eben so viel Theil daran, als sich selbst. Er unterrichtete auf hiesiger Akademie andere in diesem nöthigen Theile der Gelehrsamkeit. Er machte der gelehrten Republik seine Erkenntniß in der Historie der Weltweisheit, in den Alterthümern der Kirche, und in andern hieher gehörigen Dingen durch öffentliche Schriften zu Nutze. Ich könnte hier seine Schriften anführen und erzählen, theils diejenigen akademischen Schriften, die ihm die Würde eines Assessors der hiesigen philosophischen Facultät erworben haben, theils auch die übrigen, die aus seiner Feder geflossen sind: Allein ich erinnere mich, daß ich itzo nicht die Pflichten eines Geschichtschreibers erfüllen soll. Nur eines kann ich nicht unterlassen, zu seinem Ruhme noch anzuführen, nämlich dieses, daß er eine geraume Zeit die hiesigen Zeitungen von gelehrten Sachen geschrieben und dasjenige, was zu dieser

ser Arbeit erforder wird, mit vieler Geschicklichkeit geleistet hat. Indem ich dieses anführe, so glaube ich, ein deutliches Zeugniß gegeben zu haben, woraus so wohl seine Geschicklichkeit, als seine Begierde, hervorleuchtet, sich um die gelehrte Welt verdient zu machen. Denn man kann leicht erachten, daß man keine geringe Fähigkeit besitzen muß, den Innhalt gelehrter Schriften, welche in so verschiedenen Sprachen abgefasset sind, und von so vielerley Materien aus allen Theilen der Gelahrtheit handeln, deutlich zu erzählen und gründlich zu beurtheilen. Und wer kann wohl an dem Nutzen zweifeln, den diese Arbeit der gelehrten Welt zuwege bringt, als welcher an der Ausbreitung ihrer Neuigkeiten, so viel, als an Entdeckung unbekannter Wahrheiten selbst gelegen ist?

Sein Fleiß, seine vielfältige Geschicklichkeit, seine Verdienste, konnten nun unmöglich so bekannt werden, ohne belohnt zu werden. Sie bewegten die erlauchte Gesellschaft in Berlin, welche für das Aufnehmen der Wissenschaften in Deutschland wachet, ihre Augen auf seine Person zu werfen. Sie ernennete ihn zu ihrem Mitgliede, und er erhielt von ihr auf solche Weise ein ansehnliches Zeugniß und eine öffentliche Belohnung seiner Verdienste. Sein Ruhm war indessen auch zu dem äußersten Theile von Europa gedrungen, woselbst der letzte, aber bey nahe der herrlichste Tempel der Musen zu finden ist. Die Wachsamkeit und die hohe Sorgfalt der durchlauchtigen und großmächtigen Anna, welche alle Künste und Wissenschaften, als ihre große Schutzgöttinn, verehren, wollte die ledige Profession der Beredsamkeit auf der Akademie in Petersburg von einem tüchtigen Lehrer bekleidet wissen. Herr Lotter

wurde

wurde hierzu vorgeschlagen, und ernennet, und sein Ruhm überwand endlich, zu seinem und seiner Freunde Vergnügen, die Hindernisse, welche seiner Beförderung waren in Weg geleget worden. Er hat dieses Amt einige wenige Jahre nach Würden bekleidet und seine vortreffliche Gaben ließen so wohl Petersburg als die gelehrte Welt viel von ihm hoffen. Aber leider! sein früher Tod hat diese wohlgegründete Hoffnung zerstöret.

Bisher habe ich ihnen, meine Herren, so gut ich gekonnt habe, das Bild von dem seligen Lotter vorgestellt: Allein ich habe ihnen solches nicht auf derjenigen Seite gewiesen, die ihn als ein Mitglied unsrer Gesellschaft sehen läßt. Werden sie nicht unwillig darüber, meine Herren, daß ich dieses Theil meiner Pflicht bis hieher ausgesetzt habe! Ich mußte ihnen diesen Mann nothwendig zuerst in denjenigen Umständen zeigen, die ihn geschickt gemacht haben, sich um diese Gesellschaft besonders verdient zu machen. Ein patriotischer und uneigennütziger Eifer für die Ehre Deutschlandes, in Ansehung seiner Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst, ist es einzig und allein, was diese Gesellschaft gegründet, ihre Gesetze geschrieben, und sie noch bis diese Stunde beysammen erhalten hat. Ihre Bemühungen sind insgesammt auf die Erlangung dieser rühmlichen Absicht gerichtet. Aber was für Hindernisse haben nicht seit langer Zeit ihre löblichen Bemühungen erfahren, und was für Vorurtheile hat sie nicht zu bestreiten gehabt, ehe sie in einiger Ruhe die geringen Früchte ihres Fleisses hat einsammlen können, welche sie nunmehr zu geniessen angefangen hat? Nichts machte ihrem Eifer größre Schwierigkeiten, als dieses beydes: Eine ungerechte Liebe ihre Landesleute zu ausländischen Sprachen,

und das eingewurzelte und noch nicht gänzlich ausgerottete Vorurtheil, daß sich unsre Muttersprache zu den Werken des Verstandes und Witzes nicht brauchen ließe. Woferne es möglich ist, diese beyden starken Feinde unsrer Absichten endlich einmal völlig zu überwinden: So glaube ich nicht, daß wir sie eher mit andern Waffen bestreiten können, als mit denen, die uns die Historie der deutschen Sprache und Beredsamkeit in die Hände giebt. Denn einestheils werden sich unsre wiedriggesinnte Landsleute schämen müssen; wenn wir ihnen die rühmlichen Bemühungen und den patriotischen Eifer unsrer Vorfahren, der alten Deutschen, vor Augen stellen, welche schon in dem dreyzehenten Jahrhunderte durch Uebersetzung alter griechischer und lateinischer Scribenten angefangen haben, auf Verbesserung ihrer Muttersprache bedacht zu seyn. Anderntheils wird man sie zwingen können, ihrem Irrthume abzusagen; wenn sie sehen, daß man schon in der damaligen Finsterniß der alten Zeiten und in den darauf folgenden Jahrhunderten doch nicht ganz umsonst versuchet hat, die schönen Gedanken der witzigsten Köpfe Griechenlandes und Latiens in die Heldensprache der Deutschen einzukleiden, die damals unstreitig noch weit von dem Gipfel der Schönheit entfernet war, darauf wir sie heute zu Tage mit gutem Glücke gebracht sehen. Dieses erkennen sie allerseits gar wohl, meine Herren; dieses macht das größte Theil der Bewegungsgründe aus, welche einige Mitglieder dieser Gesellschaft veranlasset haben, an der critischen Schrift, unter dem Titel der Beyträge, zu arbeiten.

Ich werde dem Nachruhme des seligen Lotters nicht schmeicheln, wenn ich sage, daß er sich unter dem Namen

men eines Gehülfen an dieser Arbeit, um sein Vaterland so wohl, als um die deutsche Gesellschaft insbesondere ungemein verdient gemacht hat. Ich habe schon gesagt, daß er eine große Einsicht in die Historie der Gelehrten, in die Alterthümer, und in die Philologie besaß. Aber er war bey aller dieser Erkenntniß ganz anders gesinnet, als die meisten unsrer Landsleute, welche so gleich einen Ekel vor ihrer Muttersprache bekommen, so bald sie die fremden Sprachen nur ein wenig gekostet, oder die philologischen Wissenschaften nur erst mit den Lippen berühret haben. Sein besondrer Eifer für die Ehre des deutschen Namens trieb ihn an, seine Kräfte mit den Bemühungen dieser Gesellschaft eifrigst zu verbinden, und seine Kenntniß der deutschen Alterthümer und der Gelahrtheit der Deutschen machte ihn geschickt, alles zu leisten, was sich die Gesellschaft von einem so tüchtigen Mitgliede versprechen konnte. Ich weis es, und es wissen es auch die meisten von ihnen, meine Herren, wie viel Theil der Fleiß des Herrn Lotters an den Beyträgen gehabt hat. Es ist fast kein einziger Theil dieser vierteljährigen Schrift heraus gekommen, seit dem er sich noch in Leipzig aufgehalten hat, der nicht ein paar Stücke von seiner Arbeit in sich gehalten hätte. Es sind aus seiner geschickten Feder die meisten von denenjenigen Stücken geflossen, welche die Uebersetzungen alter Scribenten erzählen, oder von den zu den Alterthümern der deutschen Beredsamkeit und Poesie gehörigen Dingen handeln. So lange unter uns die Liebhaber ihres Vaterlandes diese Schriften des Herrn Lotters lesen werden; so lange wird auch der Ruhm seiner Geschicklichkeit und seines Eifers für die Ehre der Deutschen in beständiger Blüthe stehen. So lange aber diese Gesell-

schaft durch die Redlichkeit und Einigkeit ihrer Absichten bestehen wird: So lange wird auch das Andenken der Verdienste dieses Mitgliedes, dessen Verlust sie leider allzufrüh beklaget, bey ihr mit Dank und Ruhm verehret werden.

Und hier, hochgeehrte Herren, muß ich meine Rede abbrechen. Ich glaube, nunmehr dasjenige geleistet zu haben, wozu ich mich anfangs anheischig gemacht hatte. Ich würde vielleicht noch vieles zu dem Ruhme unsers Wohlseligsten sagen können: Wenn ich ihn nun auch als einen Menschen betrachten sollte; nachdem ich ihn bisher nur als einen Gelehrten und als ein Mitglied dieser Gesellschaft ihnen vorgestellet habe. Allein dieses muß ich andern überlassen, welche das Glück gehabt haben, ihn genauer, als ich, zu kennen. Es wird genug seyn, wenn man aus diesem Denkmaale, das meine geringen Kräfte dem Ruhme des seligen Lotters gesetzet haben, inskünftige noch erkennen wird, wie viel die gelehrte Welt an diesem geschickten und hoffnungsvollem Manne verlohren habe; wie gerecht die Klagen dieser Gesellschaft über den frühen Verlust dieses ihres werthesten Mitgliedes seyn; und wie bemüht sie sey, das Andenken ihrer Mitglieder beständig zu erhalten, welche sich dieselbe durch so viele Verdienste, als unser Verstorbener, verbindlich gemacht haben.

Poetische Abhandlung

auf das Absterben

Des Herrn Professor Lotters

verfertiget,

Und den 16 Octobr. 1737. in der deutschen Gesellschaft in Leipzig abgelesen

von

D. Christian Gottlieb Ludwig.

Gesellschaft, soll der Schmerz, den Lotters Tod erweckt,
Denn noch verneuert seyn? die Post, die ihn entdeckt,
Hat uns vor kurzer Zeit aufs heftigste gerühret,
Wir haben alle schon den herben Riß verspüret,
Der ein gelehrtes Glied von unsrer Schaar getrennt.
Der Freundschaft edle Gluth, die stets verbunden brennt,
Erreget allemal, bey diesem Angedenken,
Den überstandnen Gram, das innerliche Kränken.

Der Schmerz ist ganz gerecht, die Liebe treibt uns an,
Die Liebe, die sein Lob unmöglich bergen kann,
O! könnt es nur mein Mund mit wahrer Kraft erzählen.
Ich wag es. Eure Huld entschuldiget mein Fehlen.

Der Wissenschaften Flor steigt durch Verdienst und Fleiß,
Wer Gott und sich erkennt, die Pflicht des Bürgers weis,
Auf seinen Nächsten sieht, die Schwachen freundlich lehret,
Durch Witz und Emsigkeit der Einsicht Kräfte mehret,

Das allgemeine Wohl zu seinem Zwecke hat,
Der dient der ganzen Welt, durch Einsicht, Treu und Rath.
Die Weisheit ganz allein befestigt unser Glücke;
Sie dringet allemal mit dem geschärften Blicke
Auf den erwählten Zweck, die Tugend steht ihr bey;
Sie waffnet ihre Brust vor jener Tyranney,
Die schwache Seelen drückt, die oft in Purpur sitzen
Und doch bey dieser Pracht als bange Sklaven schwitzen.
Das Joch der Unvernunft ist unsre schwerste Last.
Wer diese Ketten bricht und Muth und Eifer faßt,
Kann sein erwünschtes Glück zum höchsten Gipfel bringen.
Er wird sein eigner Herr, er kann sich selbst bezwingen.
Es widersteht ihm nichts. Die mächtige Gewalt
Der Leidenschaften Wuth bestürmt ihn nicht so bald.
Der Hochmuth, welcher sonst die größten Geister stürzet,
Und durch geschwinden Fall dir manche Lust verkürzet,
Wird bald zuerst bekämpft; der Ehrbegierde Lauf
Hält kein geschminkter Glanz der eitlen Hoheit auf,
Man sieht auf Trieb uud Recht auf Gott und auf Gesetze:
Der Reichthum der Natur, die unentwandten Schätze
Sind Mittel unsrer Ruh. Wer diese recht erkennt,
Wer ihren Nutzen weis, den Unterschied benennt,
Der ist für sich beglückt und zeigt den Fremden Spuren,
Vom richtigen Gebrauch der andern Creaturen.
Des Schöpfers Eigenschaft wird uns dadurch entdeckt,
Wir sehn, was jener Schwarm für finstre Grillen heckt,
Der von der Gottheit zeigt und doch Begriffe heget,
Davon der eine Theil den andern widerleget.
Hier leget man den Grund der größten Wissenschaft,
Hier zeigt der freye Geist die ungemeßne Kraft,
Hier sieht er sich und Gott, und ehrt das hohe Wesen,
Was sich in ihm allein ein Schattenbild erlesen.

Der Seelen Adel treibt zu solchen Thaten an,
Die rein und edel sind, was man erzwingen kann,
Wird mit Gewalt versucht, und mitten im Bestreben
Wird uns der beste Lohn für unsern Fleiß gegeben.
Seht solche Geister an, betrachtet diesen Staat,
Der ein verbundnes Heer von solchen Bürgern hat,
Da jeder sich belehrt und andre unterrichtet,
Neid, Thorheit, Unverstand und alles das vernichtet,
Was jenen Endzweck stöhrt, der auf die Tugend geht,
Sagt, ob man außer dem im wahren Glücke steht?
So war auch Lotters Trieb. Sein Eifer, seine Gaben,
Die den erhöhten Geist der Welt gezeiget haben,
Entdeckten sich gar bald. Der Jugend erster Mäy
Bewies, daß unser Freund nur bloß gebohren sey,
Durch kräftigen Verstand die Wissenschaft zu lehren
Und, trotz der Barbarey, ihr Wachsthum zu vermehren.
So wie ein junger Baum die ersten Knospen treibt,
Die schlanken Aeste mehrt, in stetem Wachsthum bleibt,
Die beste Frucht verspricht: so zeigen Lotters Werke,
Auch in der Jugend schon, des Geistes edle Stärke.
Die Kräfte des Verstands sind von besondrer Art;
Sie fallen von sich selbst, wenn man die Uebung spart:
Hingegen steigen sie mit stets vermehrtem Feuer
Wenn man sie klüglich braucht. Die Seele wird stets freyer.
Sie überleget mehr, sie giebt auf vieles Acht,
Beurtheilt noch einmal, was sie zuvor bedacht,
Sinnt immer weiter nach, und übt sich im Erfinden,
Um das, was sie erkennt, vollkommen zu ergründen.
Wie eifrig unser Freund sich hier bezeuget hat,
Lehrt uns auch itzo noch manch wohlgerathnes Blatt.
Sein Vortrag war gelehrt; er hat uns oft entdecket,
Wo noch die alte Spur der deutschen Mundart stecket.

Ihr Freunde, wißt es wohl, wieviel sein Fleiß gethan,
Man trifft in mancher Schrift die schönsten Proben an.
Besonders sucht er sich in unsrer Schaar zu zeigen,
Und ließ der Deutschen Ruhm durch seine Feder steigen.

Der deutschen Sprache Werth, der Preis der Wissenschaft,
Den unsre Mundart auch mit ungemeiner Kraft
Mit Nachdruck zeigen kann, erfordert viel Bestreben;
Drum sucht ein jedes Glied, den Vortheil zu erheben.
Kein blinder Eigennutz treibt den gewohnten Fleiß,
Kein reichlicher Gewinn belohnet Müh und Schweiß,
Nur bloß das Vaterland erreget Muth und Stärke.
Kein günstiges Geschick befördert unsre Werke;
Und dennoch sind wir froh, wenn uns der Freunde Rath,
Durch Beystand und Verdienst, durch lobenswerthe That
Der Muttersprache Schmuck den eignen Kindern zeiget,
Durch die es nach und nach auch bey den Fremden steiget.

Ein angenehmer Bund, ein Eifer ohne Neid,
Ein glücklicher Versuch, ein wohlgelungner Streit
Erweckt den matten Trieb, und läßt das Werk gelingen,
Um manches Hinderniß mit Nachdruck zu bezwingen.
Nichts aber rührt so sehr, als wahrer Freundschaft Macht,
Die das befördern kann, was Witz und Kunst erdacht,
Ein edles Beyspiel rührt, und läßt was größres wagen,
Ein jeder denkt das Lob vor andern zu erjagen.
Und hält doch allemal des Freundes wahren Ruhm
Für ein erlangtes Glück und für ein Eigenthum.

Dieß ließ uns Lotter stets durch sein Bemühen wissen,
Doch ward er unsrer Schaar durch eignes Glück entrissen.
Der Russen kluges Haupt, das aus entfernter Luft,
Zum Unterricht des Volcks, so manchen Lehrer ruft,
Nahm unsern werthen Freund von den geliebten Linden.
Hier trennte sich nun wohl das redliche Verbinden,

Doch

Doch Pflicht u. Freundschaft nicht. Auch dort traf unser Werk
Sein rühmliches Bemühn, und ward sein Augenmerk.
Hat nicht das alte Rom die Griechen aufgenommen?
Ist nicht die Wissenschaft mit ihnen angekommen?
Was Wunder, wenn anitzt der Russen großes Reich
Die deutschen Sitten liebt, und sich dadurch zugleich
Auf solche Künste legt, die jeden Staat beglücken,
Und Herr und Unterthan mit reichen Gaben schmücken.
O! höchst beglücktes Land, das solche Führung kennt,
Wo ein gereizter Trieb zu guten Sitten brennt,
Wo wahre Wissenschaft, wo Tugend und Ergötzen,
Der Unterthanen Wohl vollkommen feste setzen.
Der Degen schützt das Land, die siegende Gewalt
Macht, daß der Thaten Ruf durch alle Welt erschallt.
Jedoch die Tyranney, ein wild und rohes Wesen,
Dringt, wo die Musen sich nicht auch den Sitz erlesen,
Von allen Seiten ein. Wo sich ihr Ruhm verneut
Verspürt man allemal den Scherz der goldnen Zeit.
Auch Lotter war bemüht durch rühmliches Bestreben
Den wahren Unterricht von allem dem zu geben,
Was glücklich machen kann. Sein wohlgeübter Mund
Macht durch ein kräftig Wort den Weg der Tugend kund.
Sein Vortrag war beliebt, sein Eifer konnte rühren;
Er suchte stets den Grund, um den zu überführen,
Der zweifelhaftig war. Kein Schein, kein bloßer Dunst,
Erhob den innern Werth von seiner Redekunst.
Die Anmuth mußte stets was gründliches gewähren.
Kein leeres Wörterspiel ein fleißig Ohr beschweren.
So drang sein Wort ins Herz, so ward man überzeugt,
So sah man höchst erfreut, wie hoch die Tugend steigt.
Was aber sag ich viel von seinen Fähigkeiten,
Mein Vortrag ist zu schlecht ein Denkmaal zu bereiten,

Die Freundschaft seufzt allein bey seiner frühen Gruft,
O! würde doch der Geist dadurch zurück geruft.
Jedoch die Vorsicht winkt; wir ehren ihre Schlüsse,
Wir sehn, daß alles dieß doch glücklich heissen müsse,
Was das Verhängniß fügt. Sein Glück ist schon gemacht:
Doch giebt die Liebe stets auf solche Sachen Acht,
Die wir noch mit der Zeit von ihm erlanget hätten,
Wir wollten ihn für uns, für unsern Beystand retten.
Der Wunsch ist ganz umsonst, wir finden uns darein,
Und lassen bloß den Schmerz der Freundschaft Probe seyn.
Sein Eifer, sein Bemühn soll noch sein Angedenken
Der ihm ergebnen Brust und auch der Nachwelt schenken.

Auf die
Unvergleichlichschöne Sophienquelle und Cascade zu Grünsperg
bey Altdorf.
von
D. Georg Friedrich Deinlein,
Prof. in Altdorf.

Vortrefflich schöner Brunn! anmuthig-reine Quelle!
Hier steh ich freudenvoll; und weide mich an dir;
Brust, Auge, Herz und Sinn ziehn deine Wasserfälle,
Erheben meinen Geist, und ich komm außer mir.
So viel du Tropfen führst, so viel sind Lieblichkeiten;
Und eben auch so viel erregst du bey mir Lust;
So sanft sich dein Crystall kann um die Steine breiten:
So sanft umgiebet auch die Freude meine Brust.

Du

Du läufst, und glaubst vielleicht die Erde zu erquicken,
Die sich mit offnem Mund nach deinem Necktar sehnt;
O, nein! du kannst auch mich recht ungemein entzücken,
Nachdem du mir bereits die Sinnen hast verwehnt.
Als ich noch ferne war, sah ich die Tannen winken;
Und mitten auf dem Weg grüßt mich die kühlste Luft;
Gleich als ich näher war, so wollt es mich bedünken,
Als ob dein Rieseln mich ganz freundlich zu sich ruft.
Der Vögel muntres Heer, von Bäumen, aus den Büschen,
Singt, pfeift, und locket mich zu deinen Ufern hin;
Ein jeder will den Ton zu deinen Tönen mischen,
Daß ich, bey ihrer Stimm, stumm vor Verwundrung bin.
Wohlan! so will ich mich zu deinen Zirkeln setzen:
Dein runder Umfang giebt den muntern Geistern Raum.
Man kann dich ja mit Recht für Hippokrene schätzen;
Wer hält daselbsten wohl das Flügelpferd im Zaum?
O, ja es läuft bereits schon mit dir in die Wette:
Ich fühle, wie sein Lauf dir gleich zu seyn begehrt.
Ach, wenn die Flüßigkeit mein Dichten von dir hätte!
Ach, wär, wie deine Fluth, mein Geist so aufgeklärt!
Mein Sinn so tief, so reich an herrlichen Gedanken,
Der Wörter Pracht, wie du, so unvergleichlich rein;
So solltest du gewiß, es möchte Doris zanken,
Für ihr, der Gegenstand von meinen Liedern seyn.
Doch schweig ich gänzlich? Nein! dein liebliches Ertönen,
Dein sanftes Wallen reizt auch mich zum Singen an.
Da dich Natur und Kunst mit so viel Wundern krönen,
Ists Wunder, wenn mein Mund bey dir nicht schweigen kan?
Laßt nur ein preßhaft Volk zu seinen Brunnen fliehen?
Ein Kranker mag gleichwohl in seinem Eger seyn:
Ich zieh, am Leib gesund, zum Brunnen der Sophien,
So zieht in meinen Geist Lust und Ergötzung ein.

Ein Säufer mag den Kopf mit Gläsern scharf erhitzen,
Der bey dem Weine lacht, und, nach dem Lachen, weint.
Hier kann ich abgekühlt bey vollen Schaalen sitzen,
Davon der Ueberfluß von ferne heilsam scheint.
An dir sind Schönheit, Pracht, Erquickung, Lieblichkeiten,
Ton, Klarheit, Kühlung, Glanz zwar schön und mancherley:
Doch bringst du mir zugleich, o holder Brunn der Freuden!
Den besten Unterricht vom Glück und Schicksal bey.
Wenn dein Gewässer spielt mit lieblichem Getöse,
Fällt mir, bey jedem Fall, ein lehrreich Beyspiel ein.
Dein Wasserspiegel zeigt den Lastern ihre Blöße;
Doch kann die Tugend auch darinn geschildert seyn.
Ein Geizhals lerne hier recht seine Armuth kennen;
Dein reines Silber macht sein kothig Gold ganz bleich:
Er mag sein armes Geld verriegeln und verrennen,.
Du bleibst ein Ueberfluß, stets offen, und stets reich
Du zeigst dem Pfauenschwanz, den tolle Ehrsucht blehet,
Nicht Stolz, nein Demuth sey der Frommen Eigenthum:
Dein Gang, der von der Höh, und in das Niedre gehet,
Erhebt erst deinen Werth, Annehmlichkeit und Ruhm.
Die sich mit schnöder Frucht verbothner Wollust nähren,
Bis sich der Stunden Zahl mit ihren Lastern häuft,
Die kann der Uebergang von deinen Muscheln lehren,
Daß doch ihr Sündenmaaß auch endlich überläuft.
Kein Schläfer wird den Weg zu deinem Wasser nehmen,
Den Faulen ist der Gang zu weit auf einen Tag:
Und endlich muß er sich vor deinen Lehren schämen;
Weil du beständig läufst, und er nicht gehen mag.
Der Weg, der zu dir führt, hat Berge, Thäler, Wiesen;
Drum ist er mühsam zwar, doch aller Anmuth voll:
Kein Musensohn läßt je die Arbeit sich verdrießen,
Die, erst mit Lust gethan, das Ende krönen soll.

Dich

Dich hat ein harter Fels aus seinem Schooß gebohren;
Wohl! meines Zustandsbild findt sich vollkommen hier:
Wenn wider mich der Neid sich felsenhart verschworen,
Quillt meine Ruhe doch ganz sanft und still herfür.
Dir gab zwar die Natur Seyn, Ursprung, Klarheit, Stärke;
Doch Zierd und Nutzen legt dir Kunst und Sorgfalt bey:
Bey Menschen sind Geburth, Stand, Reichthum, große Werke:
Doch macht erst Zucht u. Fleiß, daß man kein Unmensch sey.
Du brichst durch Schlam̃ u. Koth, durch düstre Klüft u. Gänge;
Und kannst beym Ausbruch doch so klar und helle seyn;
Der wahren Tugend ist kein Weg zu schwer, zu enge;
Sie bricht durch Laster durch, und bleibt doch allzeit rein.
Dein emsigsteter Lauf, dein Unruh und Bewegen,
Zeigt mir in meinem Thun die beste Lehr und Pflicht:
Ein Wasser, das stets fleußt, und Hände, die sich regen,
Sind lustig anzusehn, frisch, und verderben nicht.
Will Phöbus sein Gesicht in deinen Spiegeln schmücken,
Zeuchst du zwar seinen Glanz, doch keine Flecken an.
Wie mag ein Mensch das Lob des Nächsten unterdrücken,
An dem er kümmerlich die Fehler merken kann?
Der Himmel über dir mag stürmen oder lachen,
Du läufst, in gleicher Kraft, in gleicher Reinlichkeit:
Den Frommen kann das Glück nicht übermüthig machen,
Er bleibt gesetzten Muths bey schwerer Unglückszeit.
Du stürzest deine Fluht in immer größre Schaalen,
Und dennoch bist du voll, und füllest sie zugleich:
Wer kann ein schönres Bild für milde Hände malen,
Die geben reichlich ab, und sind doch allzeit reich.
Erst gieng dein Ueberfluß recht über grobe Steine;
Nun macht dein steter Lauf die rauhen Flächen glatt:
Den hart und rauhen Sinn macht stete Trübsal feine,
Wenn man Standhaftigkeit, Geduld und Zeit nur hat

Dein

Dein schöner Wasserfall erquickt erst Herz und Sinnen,
Fließt endlich in den Teich zum wahren Nutzen ein:
Nie soll ein Mensch sein Werk auf andre Art beginnen;
Es soll mit Lust geschehn, und endlich nützlich seyn.
Wenn dein Gewässer schnell, doch immer sich ergießet;
So hat mein Aug ein Bild der immer schnellen Zeit:
Weil diese jenem gleich, stets kömmt und doch verfließet;
Nur daß du reine bist, sie voll Trübseligkeit.
Wohlan! Die Zeit verfließt; und ich muß auch wohl scheiden
Von dir, o liebster Quell! weil sich die Sonne neigt.
Doch, kannstdu mein Gespräch, wie ich dein Rauschen, leiden,
So sey mein Zuspruch dir schon wieder angezeigt.
Du lässest immerfort dein sanftes Murmeln hören,
Auch ich verschweige ja dein Lob abwesend nicht.
In kurzen aber will ich wieder zu dir kehren;
Vielleicht giebst du mir denn auch neuen Unterricht.
Laß unsern Umgang nur der Spötter Mund verlachen:
Genug, du bist bey mir, und ich bey dir vergnügt.
Ich kann erbaulicher bey dir mir Ansprach machen,
Als wenn ein Wäscher dort die Welt zusammen lügt.
Wenn sonsten List und Tück in schwarzen Herzen quillet,
Da auf den Lippen doch ein schmeichelnd Honig steht:
So ist hier reine Treu, die unsre Herzen füllet,
Davon der Mund mit Lust uns endlich übergeht.
Giebt mir dein Silbermund die rechten güldnen Lehren,
So wird mir nimmermehr bey dir die Zeit zu lang.
Kein Mensch, der Sinnen hat, wird mir demnach verwehren
Den so unschuldigen und frommen Müssiggang.
Dir aber, Brunn der Lust! eh ich von hinnen scheide,
Hat annoch einen Wunsch mein Herze zugedacht:
Der allgemeine Wunsch erweckt dir keine Freude,
Von einer ruhigen und einer stillen Nacht.

Dieß wünsch ich lieber mir und allen, die dich lieben;
Und etwann, wo du es vergönnest, dieß dabey,
Daß mich kein schwerer Fall im Schlafe mag betrüben,
Doch daß dein Wasserfall mir träumend lieblich sey.
O, könnt und dörft ich gar bey dir, o Schönste liegen!
Wie süße wird ich dann an deiner Seiten ruhn!
Dein Rieseln sollte mich gewiß weit sänfter wiegen,
Als es Endymion Dianens Arme thun.
Dieß aber wünsch ich dir. Bleib immer stark und kräftig!
Kein Muthwill störe dich und deine Zirkel nicht!
Sey stets in Munterkeit, frisch, lustig und geschäfftig;
Und der sey selbst geschimpft, der übel von dir spricht!
Das klare Naß, davon dir deine Adern schwellen,
Vertrockne nimmermehr bis an das End der Zeit.
Ach, wäre doch der Stamm deß, der den Wasserfällen
Die erste Zierde gab, von gleicher Ewigkeit!
Allein der große **Baum** steht nun in Edens **Garten**;
Doch stellt sich gegen dich Sophie mit Gnaden ein.
Läßt eine milde Hand, wie diese, deiner warten;
Kann deiner Schönheit Daur in schönern Händen seyn?
Hiermit gehab dich wohl! die Sonne geht darnieder.
Du glaubst nicht, wie viel Guts mein Herz noch für dich hegt.
Du bleibest meine Lust, der Inhalt meiner Lieder,
So lang in dir die Fluth, mein Blut in mir sich regt.

Von dem Einflusse der Gemüthsbewegungen in die Sprache

an

Herrn Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr,

der königl. preuß. Societät der Wissenschaften Mitglied,

bey Dessen erhaltenem

Berufe zur Prof. Extr. nach Göttingen

im Namen der deutschen Gesellschaft,

von

M. Johann Friedrich May.

Hochwohlgebohrner Herr,

Wenn wir die Vortheile nicht so wohl kenneten, die unsrer Gesellschaft von ihrer Gelehrsamkeit, Gewogenheit und Freundschaft bereits erhalten hat, und bey ihrer längern Gegenwart noch weiter erhalten könnte: So wäre das Vergnügen noch viel größer, als es itzo wirklich seyn kann, da wir ihren nahen Abschied von uns mehr mit einem zärtlichen Misvergnügen, als mit gelaßenen Augen ansehen. Wir haben Ursache uns zu freuen.

Sie werden an einen Ort berufen, welchem man in dem vergangenen Jahre an eben diesem Tage, daran wir ihnen itzo unsere Ergebenheit bezeugen, durch eine öffent-

öffentliche und feyerliche Einweihung, den größten Glanz und ein ewiges Andenken gegeben hat: An einen Ort, wo die weise Vorsicht eines großen Königes die berühmtesten und geschicktesten Männer zusammenfordert, die Wissenschaften von den unnützen Einfällen zu befreyen, die Wahrheiten in selbigen gewisser aufzusuchen, und sie durch einen gründlichen und leichten Weg zu lehren: An einen Ort, wohin der Beruf ein öffentliches Zeugniß einer besondern Geschicklichkeit und Erkenntniß abgiebt; weil er sich auf die Wahl solcher vortrefflichen Rathgeber gründet, die das gemeine Beste zur Absicht, und die kräftigsten Mittel zur Ausführung nehmen. Was könnten wir ihnen bessers wünschen, zu bezeugen, daß wir ihre Verdienste gerne belohnet sehen möchten? Und was könnte ihnen angenehmers wiederfahren, als eine solche Gelegenheit, wobey sie die Stärke ihrer Einsicht, die Weitläuftigkeit ihrer Erkenntniß, die Artigkeit ihrer Sitten, und alles, wodurch sie sich so rühmlich unterscheiden, gewiß nicht ohne Beyfall an den Tag legen werden. Die gelehrte Welt kennet ihren Namen lange schon, und sie weis auch, wie viel sie ihrem Fleiße zu danken hat, nachdem es ihnen Zeithero gefallen, von den wichtigsten Begebenheiten in dem Reiche der Gelehrten, eine unparteyische wohlgefaßte und ordentliche Nachricht zu geben. Wer das Glücke und das Vergnügen genossen hat, sie selbst aus dem Umgange mit ihnen kennen zu lernen, der ist noch weiter überführet worden, daß die Vorurtheile an ihnen einen Hauptfeind und Verfolger, so wie die Wahrheit einen Freund und Beförderer, jederzeit finden. Wie schwer kömmt es doch manchen an, zu glauben, daß etwas höhers, als der Vorzug seyn könne, welchen die Men-

schen gewissen Ständen beygelegt, und es vergönnet haben, daß er den Nachkommen angebohren würde. Sie meynen, er müsse dadurch am meisten verherrlichet werden, wenn er in einer gleichen Abstammung bis auf die spätesten Geschlechter fortgepflanzet würde; und mancher, auf welchen dieser Glanz durch viele Jahrhundert gekommen, hält sich bey nahe für besser, als der erste vor Demuth nicht gethan, der ihn doch durch seine Verdienst erworben. Es sind zwey Mittel, wodurch er besonders verherrlichet werden kann, der Degen und das Buch, die Tapferkeit und der Fleiß. Viele ergreifen den erstern, wenige das letztere; vielleicht, weil es nicht so viel Mühe kostet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, als wider die Unwissenheit und Bosheit zu kämpfen; oder weil die Ehrenzeichen und der Ruhm, welchen der Heldenmuth erwirbt, mehr Geräusch und Aufsehen machen, als die ruhigen Belohnungen, die den Künsten und Wissenschaften, der Weisheit und Klugheit zu theile werden. Die Sinnlichkeit hat eine große Gewalt über die Gemüthslust, und es ist leichter durch die erstere, als durch die letztere gelenkt zu werden. Eure Hochwohlgebohrnen haben diese jener vorgezogen, so löblich sie auch werden und in der That seyn kann. Sie haben sich aber hierinnen das Ziel nicht so nahe gesetzt, als die meisten zu thun pflegen, welche ihren Adel durch die Gelehrsamkeit, oder die Gelehrsamkeit durch ihren Adel erheben wollen. Das nöthige und unentbehrliche in den Sprachen und Wissenschaften ist für Sie zu wenig gewesen: Sie haben sich überdieses die alten und neuen Sprachen bekannt gemacht, worinnen man bey verschiedenen Völkern die erlangte Erkenntniß in guten Künsten und Wissenschaften ausgebreitet hat,

und

und sie noch itzo bekannt macht; in den Sachen selbst aber nichts versäumen wollen, was zur Aufklärung derselben bequem geschienen. Die Liebe zur Erkenntniß läßt sich keine Schranken setzen, sie ist überall nach dem Schönen begierig, und unermüdet, dasselbe aufzusuchen. Die Verbindung, in welcher die Dinge in der Welt mit einander stehen, führet den forschenden Verstand aus einer Erkenntniß in die andere, und jemehr er dabey entdeckt, desto größer wird die Lust, welche daraus entsteht, und die viel leichter zu erwecken, als zu sättigen ist. Sie hat eine große Aehnlichkeit mit der vernünftigen Begierde zu reisen. Diese befriediget sich nicht mit dem bloßen Anschauen der angebauten Oerter und Städte; sie erkundiget sich nach dem Ursprunge ihres blühenden Zustandes, und weil derselbe in einem unter sich von einander abhängenden Wohlergehen, das durch einen gewissen Fleiß in jedem Orte befördert wird, zu finden ist: So wird sie dadurch von einem in den andern gezogen, bis sie die Hauptquelle in dem Aufenthalte des Fürsten antrifft, durch dessen Regierung der ganze Zusammenhang erhalten und befestiget wird. Auf solche Weise haben Eure Hochwohlgebohrne auch die Schätze der Wissenschaften gesammlet, die Sie in so großer Menge besitzen, und nunmehro auch andere damit reich machen sollen. Wer die Aufnahme der Gelehrsamkeit liebt, der muß sich freuen, daß ihnen diese wichtige Verrichtung aufgetragen worden. Was sollen nun diejenigen thun, die an diesen glücklichen Umständen auch deswegen Theil nehmen; weil sie die Ehre haben, unter ihre Freunde gerechnet zu werden? Sie müssen sich ohne Zweifel gedoppelt freuen und sie würden es auch thun, wenn sie nicht einen Ver-

lust dabey leiden müßten, der ihnen sehr empfindlich fällt.

Eure Hochwohlgebohrnen wissen, daß ich mit ihnen im Namen der deutschen Gesellschaft rede, und ich soll dabey nicht verschweigen, daß es ihr schwer falle, sie von sich entfernet zu wissen. Sie läßt, ungeachtet der vielfältigen Veränderungen, darein sie bishero wider ihren Willen gerathen, den Muth dennoch nicht sinken, ihr Vorhaben ungehindert auszuführen, und nach den weitläuftigen Absichten zu streben, welche sie sich in Beförderung der angenehmen Wissenschaften, durch einen reinen, zierlichen, deutlichen und nachdrücklichen Vortrag in unserer Muttersprache vorsetzet. Es giebt sich daraus von selbsten, wie nöthig ihr solche Mitglieder sind, welche mehr als einen Reim tadeln, oder ein ausländisches Wort verweisen, die wunderliche Wortfügung in Ordnung bringen, eine Buchstabenmusterung anstellen und mit vielen Worten wenig sagen können; solche Glieder meyne ich, die von den wahren Schönheiten der Poesie, Beredsamkeit und Sprache unterrichtet und geneigt sind, durch freundliche Untersuchungen noch erfahrner und gelehrter, geübter und geschickter darinnen zu werden. Ich habe das Zeugniß aller derjenigen vor mir, in deren Namen ich schreibe, daß ihnen keine von denen Eigenschaften fehlet, die man von ihren Mitgliedern fordert, und ich kann mich auf ihre eigene Ausarbeitungen berufen, welche durch den allgemeinen Beyfall ihr gebührendes Lob erhalten. Wie vergnügt war man nicht auch, als sich Eure Hochwohlgebohrnen entschlossen, die Bemühungen hinführo über sich zu nehmen, welche zu Besorgung ihres Briefwechsels nöthig sind, und man konnte sich von ihrem Eifer

desto mehr versprechen, jemehr man von dero geneigten Willen die größte Versicherung hatte. Die Hoffnung, welche man dabey fassete, verschwindet nunmehro, und wir werden nicht zu tadeln seyn, wenn wir unsere Beyfreude über diese glückliche Veränderung nicht mit so geruhigem Herzen entdecken, als es wohl die vergnügten Umstände verlangen, in welche sie gesetzt werden. Mir fehlt die Geschicklichkeit, beydes unser Vergnügen und unsere Unruhe so auszudrücken, daß Eure Hochwohlgebohrnen aus beyden die aufrichtige Freundschaft erkennen möchten, und wie wir durch beydes auf das zärtlichste gerühret worden. Die Gemüthsbewegungen haben ihre eigene Sprache, oder in jede Sprache eine gewisse Art des Ausdruckes eingeführet, die einen feinen Verstand braucht, dieselbe zu reden. Und da ich mir diese Fertigkeit nicht zutraue, es so zu thun, wie es sich gebühret, so will ich zum wenigsten meine eilfertigen Gedanken von dem Einflusse der Gemüthsbewegungen in die Sprache eröffnen, und sie Eurer Hochwohlgebohrnen Urtheil überlassen, welches ich in allen Dingen jederzeit sehr hoch schätze.

Das Gemüthe ist nichts anders, als eine Wirkung der verschiedenen Seelenkräfte, wodurch der Mensch zu gewissen Gedanken und Neigungen gebracht wird, die ihm ganz eigen sind, und sich nach gewissen Kennzeichen angeben lassen. Und ob ich wohl weis, daß man das gute und üble Gemüthe mehr nach Beschaffenheit des Willens zu benennen pflegt: So können doch die Gedanken, als Früchte des Verstandes, und Quellen der Neigungen, nicht davon weggelassen werden. Wie ist es möglich etwas zu wollen, ohne dabey zu denken, was

man wolle? Die Seele wird bey dieser Wirkung so wohl durch die besondere Einrichtung des Leibes, als auch durch eine gleiche Anweisung, Erfahrung und Bestimmung in einen solchen Zustand gebracht, daß sie, so zu reden, eine gewisse Gestalt gewinnet, dadurch sie sich, wie durch die Bildung des Leibes, unterscheidet. Sie nimmt gewisse Hauptmeynungen vom Guten und vom Uebel an, und leget sie zum Grunde aller ihrer Handlungen, in so weit sie nicht durch äußerliche Umstände gehindert wird. Diese Meynungen richten sie allezeit auf ein gewisses Ziel, und lenken ihre Liebe und ihren Haß nach den Vorstellungen des Guten und des Uebels, die dahin gehen. Und daraus entstehen die bekannten Gemüthsneigungen, welche durch die Gewohnheit zur andern Natur werden, und so unterschieden sind, als die Menschen selbst. Denn alle Eintheilungen, welche man nach gewissen Hauptgütern machet, die sich durch die Vernunft und den Sinn erkennen lassen, reichen bey weitem nicht zu, sie ihrer Anzahl nach zu bestimmen. Inzwischen herrschen sie in der Seele, und gewinnen über sie ein Recht, welches sie selten verlieren, wo es nicht durch eine vernünftige oder sinnliche Veränderung ihrer Meynungen geschiehet, davon jene sie zwar in Freyheit setzt, diese aber nur die Art der Sclaverey in eine andere verwandelt. So bald nun die Seele bey diesen Neigungen durch die Sinne eine Sache gewahr wird, in welcher das Gute, oder das Uebel, das sie siehet, oder verabscheuet, anzutreffen ist: So bald verkehren sie diese Neigungen in einen Trieb, der die ganze Seele einnimmt, und desto lebhaftiger und hurtiger wird; je lebhafter und dringender die Vorstellung ist, welche von der Sache in ihr entstanden.

Alle Umstände, welche sie erhitzen oder erschrecken können, verstärken diesen Trieb, und zeigen seine Gewalt in allem, was ihm unterwürfig ist. Leib und Seele werden durch ihn bewegt, und alle Kräfte, wo ich so reden darf, aufgebothen, das Ihrige nach Beschaffenheit der Umstände zu verrichten, das Angenehme freudig zu ergreifen, und sich eigen zu machen, das Unangenehme von sich zu stoßen, oder zu fliehen. Und dieses sind alsdenn die so berühmten Gemüthsbewegungen, welche den Menschen einen heftigen Zwang auflegen, ihren Vorsatz auszuführen. Sie bedienen sich des ganzen Menschen dazu, und daher auch seiner Sprache, oder der willkührlichen Zeichen, welche erfunden worden sind, das Innere der Seelen bekannt zu machen. Denn sie suchen herauszubrechen. Dadurch sind nun verschiedene Vortheile in der Sprache entstanden, die bey einem Volke immer mehr und mehr zugenommen haben, jemehr sich diese Gemüthsbewegungen bey Leuten gefunden, die ihren Verstand und Witz durch Nachsinnen und Uebung geschärft und gereiniget haben. Denn ohne diesen machen die Gemüthsbewegungen mehr stumm, als beredt. Die Vortheile aber, die daraus erwachsen, sind der kurze, nachdrückliche und lebhafte Ausdruck.

Die große Menge der Wörter nützen einer Sprache vielmehr, als daß sie schaden sollten, und setzen denjenigen, welcher redet, in den Stand, seine Gedanken deutlicher und vollkommener anzuzeigen. Allein der ungeschickte Gebrauch, und die übelangebrachte Ueberhäufung derselben können gar wohl schädlich werden, wenn sie zu allerhand Verwirrung oder Zerstreuung der Gedanken Anlaß geben, welche den deutlichen Verstand, und also auch die

Erkenntniß hindern. Es ist sehr leicht, daß ein ruhiges Gemüthe in diesen Fehler gerathen kann. Die Gemüthsbewegung hingegen strenget sich an, die Gedanken ohne Zeitverlust zu entdecken, alle Umschweife zu vermeiden, das nöthigste vorzubringen. Sie wirket die schärfste Aufmerksamkeit, und durch dieselbe die beste Abbildung, die sie, wie ein geschickter Maler, ins kleine bringt, ohne die Aehnlichkeit dabey zu verderben. Unter den vielen Worten, welche zu der Zeit einfallen, siehet sie so gleich auf die bequemsten, alles zusammen zu fassen, was sie sagen will; und sie ist selten darinnen unglücklich. So schädlich sie sonst dem Verstande in der Erkenntniß der Wahrheit ist; indem sie ihn mehr verdunkelt, als erleuchtet: So hellsehend macht sie ihn doch in dem, was den Eindruck der Gedanken anlangt, und sie ist hierinnen der Sonnen gleich, welche am hellesten scheinet, wenn sie am heißesten brennt. Es ist ihr daran gelegen, daß sie von andern möge verstanden werden, und also hütet sie sich bey dieser Kürze vor aller Undeutlichkeit, worein man dabey sonst leicht gerathen kann. Liebe und Haß zeigen sich in allen abstammenden Gemüthsbewegungen hierinnen auf gleiche Weise; weil die Heftigkeit sie an die Sache fesselt und sie auf alles dasjenige treibt, was unentbehrlich dazu gehört. Sie sind der Probierstein, an welchem man erkennen kann, in wie weit sich eine Sprache schickt, alles, was man denkt, mit wenig Worten auszudrücken.

Wo die Rede eines Menschen keinen Nachdruck hat, da ist sie vergebens und ein leerer Schall, der nicht weiter, als bis in die Ohren dringt, das Herze aber wenig beunruhiget. Eine nachdrückliche Rede erweckt und bringt solche Gedanken in der Seele hervor, die sie zu einem festen Entschlusse treiben, welcher sich auch in der That zeiget.

Wo

Wo das Gemüthe bewegt worden, da bricht es aus, und strebet darnach, seinen Endzweck zu erhalten. Worinnen besteht derselbe? Andere dadurch zu bewegen, und weil dieses aufs bequemste geschehen soll: So sucht man alsdenn mit wenigen alles zu sagen, was das Herze angreifen kann. Man hilft sich hierbey durch die Aehnlichkeit, welche eine andere Sache in Ansehung des Guten, oder des Uebels, mit andern hat, und liefet diejenigen Worte vor andern aus, durch welche derjenige, den es angeht, die angenehmste oder verdrießlichste Abbildung davon bekommen kann. Das ist eben die Absicht der kräftigen Metaphoren, welche alles, was sie selbsten schönes oder häßliches an sich haben, einer andern Sache mittheilen, an deren statt sie gebraucht werden. Wie stark die Rede wird, wenn man das Ganze an statt des Theils, oder den Theil an statt des Ganzen, die Ursache an statt der Wirkung, oder die Wirkung an statt der Ursache, das Lob an statt der Schande, oder die Schande an statt des Lobes setzet, läßt sich ganz leicht begreifen, wenn man dabey gewahr wird, wie der Verstand auf zwey Dinge zugleich sehen muß, und durch diese Verbindung mit einer größern Gewißheit angegriffen wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gemüthsbewegungen die Quelle dieser Verwechslungen sind, wodurch man eines für das andere braucht, zweyerley auf einmal dadurch anzudeuten und dem Gemüthe heftiger zuzusetzen. Die Gewohnheit darinnen ist so allgemein geworden, daß man sich derselben durch den bloßen Antrieb der Gemüthsbewegungen bedient, ohne zu wissen, daß dergleichen Ausdrücke Metonomien, Synecdochen und Ironien genennet werden. Die Sprache des Herzens geschieht ohne Künsteley, und wenn sie durch die Kunst gelehret wor-

den, so hat sie ihre Stärke vielmal verlohren, und ist lächerlich geworden.

Das Leben besteht in der Bewegung und je heftiger die Bewegung ist, je mehr kann man von einem lebendigen Wesen vermuthen, daß es lebe. Alle Gemüthsbewegungen haben eine gewisse Art der Heftigkeit, welche sich auch im Ausdrucke zeiget und denselben dadurch lebhaft macht; weil er diese Heftigkeit andeutet. Was sind die muntern und starken Figuren, wovon die Anweisungen zur Beredsamkeit so viel reden? Nichts anders, als Früchte der mächtigen, heftigen und mannichfaltigen Bewegungen des Gemüths, die sich hören und sehen lassen wollen. Freude, Angst, Furcht, Hoffnung, Zärtlichkeit, Kaltsinnigkeit, Mitleiden, Rache u. a. m. alle diese unterscheiden sich durch den Ausdruck und wissen sich der Worte leichter zu bedienen als es der Kunst fällt, dieselbe zu erfinden. Die Gemüthsbewegungen sind die besten Rednerinnen und ihnen haben wir die schönen Stellen in den berühmtesten Rednern und Poeten der alten und neuen Zeit, besonders aber den beweglichen Trauerspielen zu danken, daß es schwer wird, diese glückliche Nachahmungen von der Natur selbst zu unterscheiden. Wer die Vortheile der Gemüthsbewegungen bey dem Ausdrucke in den besten Mustern sehen will, der suche sie da, wohin er anitzo gewiesen worden. Wie gerne wünschte ich denselben nachfolgen zu können, da wir uns in den Umständen befinden, daß unsere Gemüther durch das Glücke und den Abschied eurer Hochwohlgebohrnen auf eine zwiefache Weise bewegt werden. Sie verdienen dieses Glücke, und das kann uns erfreuen: Allein wir verlieren auch einen aufrichti-

richtigen Freund und Beystand unserer Bemühungen; und das muß uns nahe gehen. Jedoch sie selbst stellen uns hierüber am meisten zufrieden, nachdem sie uns weder ihre Freundschaft, noch ihren Beystand durch diese Entfernung entziehen wollen. Wir haben noch an beydes ein Recht, und werden uns desselben bedienen, bis es ihnen zur Last wird. So lange aber ihr Gemüth so edel bleibt, als es ist: So lange ihre Gewogenheit gegen unsere Gesellschaft dauert, als wir sie itzund genießen: So lange sie ein Vergnügen darinnen suchen, den Nutzen derselben zu befördern, als sie es itzo thun: So lange haben wir nicht zu besorgen, dieses Recht zu verlieren. Wenn kann aber dieses aufhören? Die wichtigen Beschäfftigungen, wozu sie nunmehro berufen worden, rauben uns zwar ihre Gegenwart: Allein wir hoffen doch, daß sie ihnen einige Zeit übrig lassen werde, sich einer Gesellschaft zu erinnern, die an sie jederzeit mit der größten Hochachtung und Ergebenheit denkt, sich über dero ferneres Glücke und Wohlergehen mit aufrichtiger Zufriedenheit freuet, und durch ihre angenehme Zufälle jederzeit kräftiger bewegt werden wird, als ihr Vermögen zuläßt, sich vollkommen auszudrücken.

Gedan-

* *

Gedanken über das Unglück, welches 1737. Schlesien betraf,

von

D. Michael Morgenbesser.

Elysien, die sich durch ihre Kunst und Pracht
Und steten Ueberfluß beliebt und groß gemacht,
Sah jüngst von einer Höh ihr ganz verheert Gefilde,
Und weint und klagt und schrie bey diesem Schreckenbilde:

Da steh ich banges Weib! Jetzt fällt mein ganzer Muth!
Es stürmen Mangel, Schmerz, und Gram, und Erd und Fluth
Und Himmel auf mich los! Wie kann ich denn bestehen,
Wenn alles wiedrig ist? Ich muß, ich muß vergehen!
Ich sehe, wie das Land die reiche Schooß verschleust,
Wie die geschwollne Fluth Gebäude niederreist,
Wie Schmerz und Krankheit rast und Mark und Bein durchdringet,
Wie tiefer Gram den Geist bis in die Hölle bringet,
Wie sich der Mangel regt und Stadt und Dorf verzehrt,
Wie mich des Himmels Zorn mit steter Qual beschwert,
Wie er die Martern häuft, die stündlich höher steigen,
Und meinen Untergang von allen Enden zeigen,
Den nichts mehr heben kann. Wo itzt der Fuß nicht wankt;
Wo itzt der Körper nicht den letzten Stoß erlangt:
So muß ich eisern seyn? Ich bin gewiß verlohren!
Es hat ein jeder Tag mir neuen Schmerz gebohren!

O Himmel, will an mir, dein hartes Strafgericht
Denn nie zu Ende gehn! O! hab ich meine Pflicht,
Mein Vater, gegen dich denn ganz und gar vergessen
Willst du die Strafe nicht nach deiner Güte messen?
Des Kummers ist zuviel! Der Mund ist nicht geschickt,
Die Plage, die mein Volk, mein Land, mein Erbe drückt,
Die Fluthen, die die Wuth bis auf das höchste treiben,
Den Mangel, der mich nagt, mit Nachdruck zu beschreiben.
Zwey Jahre sind es schon, o daß ich zählen kann!
Da fing des Unglücks Macht sein langes Wüthen an.
Der Tag verlohr sein Licht, ich aber Muth und Herze,
Ich merkte ja bereits die Größe von dem Schmerze,
Der erst den Anfang nahm. Die Wolke ward zu Schnee,
Der deckte Weg und Land, der deckte manche Höh,
Begrub so Dorf als Feld in ungeheure Tiefen.
Wie groß war derer Zahl, die um Errettung riefen?
O! Himmel was für Ach und heftiges Geschrey
Erklang aus ihrer Gruft! So ging der Tag vorbey,
So ängstlich war die Nacht, so kummervoll der Morgen,
Und niemand konnte doch für ihre Rettung sorgen.
Nach dieser langen Furcht, die mich so sehr erschreckt,
Ward itzt der schwache Geist gleich als vom Schlaf erweckt.
Ich sah den Himmel an und merkte fast von weiten
Ein göldnes Morgenroth den schönen Tag begleiten.
Die Wolken, die uns sonst das Tages Licht verdämmt,
Die Nebel, deren Nacht den Sonnenstral gehemmt,
Gestank und finstre Duft, die immer neu entstunden,
Die alle waren itzt, in einer Nacht, verschwunden.
Die Sonne ließ ihr Licht in vollem Glanze sehn.
O Himmel, rief ich aus, wie wohl ist mir geschehn!
Wiewohl versüßet mir das Schicksal meine Schmerzen.
Wie liebreich ist sein Schluß? Die Lust drang kaum zum Herzen,

Ich fühlte noch nicht recht der Freude süßen Trieb,
Weil noch das alte Weh vor meinen Sinnen blieb:
So sah ich schon mein Land durch frische Qual verwüsten,
Das Sonnenlicht den Stral zum Untergange rüsten,
Des Frühlings laue Luft, die alles sonst belebt,
Mir zum Verderben seyn. Wenn sich ein Heer erhebt,
Was ihm begegnet würgt, durch dicke Wälder dringet,
Die Felder nicht verschont, den Feind zum Weichen zwinget,
Die Häuser niederreißt, und dann nicht eher ruht,
Bis es durch Maur und Wall den letzten Einfall thut,
Und alles wüste macht. Solch unerhörtes Wüten,
Solch stürmend Ungestüm sah ich das Land zerrütten.
Das Wasser schwoll sehr hoch in seinen Ufern auf;
Der itzt geschmolzne Schnee vermehrte Meng und Lauf;
Das morsche Eis fing an in ungeheuren Stücken,
Durch wilde Fluth bewegt, gewaltsam fortzurücken;
Von Bergen rollte Schnee mit größter Last herab;
Das Ufer, welches sonst dem Wasser Gränzen gab,
Konnt itzt, wie stark es war, den schnellen Lauf nicht hemmen;
Kein Wall vermochte mehr desselben Kraft zu dämmen;
Der Brückenbau zerriß; die stärkste Mauer brach;
Es gaben der Gewalt die dicksten Dämme nach;
Es war kein Mittel mehr der Fluthen wildes Dringen,
Durch Zufall mehr verstärkt, durch Gegenwehr zu zwingen.
Das Wasser drang daher mit vollen Strömen ein,
Der Kinder wimmernd Ach, der Aeltern ängstlich Schreyn,
Das gräßliche Gebrüll von groß und kleinen Thieren,
Die mußten hier gewiß ein steinern Herze rühren.
Das Feld, das seinen Schooß mit fetter Saat geschmückt,
Die Thäler, deren Schmuck der Menschen Aug entzückt,
Die Gärten, deren Pracht, Natur und Kunst und Wissen,
Vollkommen zu erhöhn, aufs äußerste beflissen,

Begrub der Fluthen Grimm in düstern Schlamm und Sand.
Was sonst noch seine Ruh auf schönen Bäumen fand,
Das ward auch hier verjagt; denn alles mußte weichen;
Der stärkste Pfeiler brach, die Fluth riß selbst die Eichen
Mit ihren Wurzeln aus. Was konnte nun bestehn?
Hier ahnte meiner Brust ein völlig Untergehn.

Nach so viel Ungemach und traurigem Geschicke,
Zog doch der Himmel einst die schwere Hand zurücke,
Und sah mein armes Land mit Vateraugen an,
Die Freude die der Mund nicht mehr erzählen kann,
Durchlief mein ganzes Blut. Die Angst von altem Schmerze
Verlohr sich wiederum aus meiner Kinder Herze.
Die Wässer wälzten sich nach ihren Ufern hin,
Der Thäler neuer Schmuck ergötzet Brust und Sinn,
Der Landmann griff erfreut nach dem verrosten Pfluge,
Und alles stellte bald von einem höhern Zuge,
Von einer höhern Huld das beste Merkmaal vor,
Der Vögel muntrer Klang erquickt aufs neu das Ohr,
Ein jeder sah bereits das wachsende Vergnügen,
Den heftigen Verlust, den alten Schmerz, besiegen.

Allein umsonst gehofft! der Himmel ließ noch nicht
Des Kummers Ende sehn. Sein hartes Strafgericht
Fieng bald von neuem an, dem Wasser zu gebieten,
Auf die noch nasse Flur mit voller Macht zu wüten.
Die Wolken gossen sich in dicken Strömen aus,
Der Felder reiche Frucht, das kaum erbaute Haus,
Der Thäler junger Schmuck, die Zucht der kleinen Heerden,
Sah ich auf einem Tag in Schlamm versenket werden.

O schmerzensvoller Tag! du machst mein Unglück groß!
Itzt ist mein Hoffen aus! denn dieser letzte Stoß
Hat alles, was noch blieb, mit sich hinweggetrieben.
Und mir Bedrängten ist auch nicht ein Trost geblieben.

Es hat so manche Noth schon über mir geschwebt,
Ich habe Mangel, Krieg, und Brand, und Pest, erlebt;
Doch niemals bin ich so um alle Kraft gekommen,
Als itzt geschehen ist. Mein Land ist mir genommen,
Der bange Schmerz durchwühlt dem Bürger Mark und Bein,
Der Mangel senkt den Rest in Sarg und Gruft hinein,
Die Jugend frißt der Gram bey ihrer Eltern Leichen,
Der stärkste Nacken bricht bey solchen Unglücksstreichen.
So klagt Elysien, bey ihrer Kinder Weh,
Das itzt am größten war. Es sah von seiner Höh,
Bald umgekehrtes Land, bald ungebaute Felder,
Bald ein verschlämmtes Thal, bald umgerissne Wälder,
Bald ein verirrtes Wild, das nach dem Futter lief,
Bald ein bekümmert Volk, das Erd und Schlamm ergriff,
Um Wurzeln, die vielleicht die Fluth dahin begraben;
Weil ihm das Brodt gebrach, zur Nahrung noch zu haben.
Hier ward Elysien ganz außer sich gesetzt.
Ihr Antlitz ward aufs neu durch einen Strom benetzt,
Der aus den Augen floß. Sie warf die matten Glieder,
Nach abgerißnem Schmuck, auf ihr Gebürge nieder.
Sie hüllte, ganz verwirrt, den Kummer los zu seyn,
Ihr weinendes Gesicht in einen Schleyer ein.
Die Vorsicht, deren Huld, auch bey den größten Plagen,
Sich niemals ganz entzeucht, erhört auch dieses Klagen
Und blickt auf Schlesien, das itzt, mit Angst erfüllt,
Von vielen Seufzen matt, als wie ein Todtenbild
Ohn alle Kräfte lag, und sprach: Steh auf Betrübte,
Du bleibst bey deiner Qual mir dennoch die Geliebte.
Ermuntre deinen Geist. Betrachte deinen Stand.
Du klagst? Ach klage nicht! Er kömmt von meiner Hand.
Die kann nur Gutes thun. Ist gleich die Noth am größten:
So bleibe doch beherzt. Ich will dich wieder trösten!

M. Adam

* *

M. Adam Bernhard Pantkes

Elegie über den Tod seines Herrn Vaters.

Opitz.

Es ist mir nur um uns! mit dir hat Gott gethan,
Was mancher wünschen muß.

Elegie.

Sein Vater! stirbst du schon? ach ja! die Augen brechen,
Die für mein wahres Heil mit aller Treu gewacht.
Indem des Amtes Last der Glieder Kraft muß schwächen,
So giebst du mir zu früh die letzte gute Nacht.
Ich steh am Sterbebett, ich beth, ich sing, ich weine,
Doch alles ganz umsonst, ich werde nicht erhört.
Die Mutter fleht mit mir, mit ihr seufzt die Gemeine,
Die beyderseits Dein Tod in ihrer Ruhe stört.
Doch alles hilft uns nichts! nichts ist zur Rettung kräftig,
Der Arzney Lebenssaft wird Dir ein Todestrank.
Du stirbst; o wer beschreibts, wer fühlts: Wie so gar heftig
In mein getreues Herz dein letzter Abschied drang!

Du hattest deinen Geist in Gottes Hand befohlen;
Indem du Christi Leib und Blut genossen hast.
So bist du ganz getrost. Dein schweres Athemholen
Verliehrt sich allgemach; und so bist du erblaßt.
Kein Schmerz durchfoltert dich; man sieht dich ruhig liegen;
Indem dein edler Geist gelassen von dir weicht,
Und dein getreuer Gott dir in den letzten Zügen,
Wie er im Leben that, die Vaterhände reicht.
So steht es wohl um dich; wir aber sind verlassen,
Die Gattinn deiner Eh, und ich, dein treuer Sohn;
Und da die Engel dich auf ihre Hände fassen,
So schallt aus Mund und Brust bey uns ein Klageton.
Ich knie und bethe noch vor deinem Sterbebette,
Auf dem mein bester Freund schon mit dem Tode ringt.
Du stirbst, man weint um dich, man seufzet in die Wette,
Da mir die Mutter auch voll Ohnmacht nieder sinkt.
Ich muß bey solchem Fall mich alsobald begreifen,
Ich rede, wie ich kann, der treuen Mutter ein;
Und, da sich Schmerz auf Schmerz, u. Sorg auf Sorgen häufen,
Muß, der ich trostlos bin, ich selbst ein Tröster seyn.
Mein Gott! ich ehre zwar in Demuth deine Schlüsse,
Die heilig, die gerecht, die ohne Tadel, sind.
Allein, vergieb mirs doch! wenn bey dem harten Risse,
Der selbst mein Herze theilt, die Schwachheit Platz gewinnt.
Mein Vater war dein Knecht, er diente dir von Herzen,
So viel die Schwachheit nur auf Erden immer kann.
Es schied ihn nichts von dir; die allergrößten Schmerzen,
Die du ihm auferlegt, nahm er geduldig an.
Der ersten Gattinn Tod fiel ihm zwar schwer zu tragen,
Doch sein gelaßnes Herz fand sich ganz christlich drein;
Bey mancher Kreuzesnacht, bey manchen Kummertagen,
Die du ihm zugeschickt, sahst du ihn munter seyn.

Wie vieles könnt er nicht noch deiner Kirche nützen,
Die treue Knechte ja und alte Männer braucht!
Wie würd er nicht mein Wohl so kräftig unterstützen,
Das ihm so manches Jahr der Sorge werth gedaucht!
Wie nöthig wär er nicht der Mutter noch gewesen,
Die sich bey Gram und Leid in tausend Zähren wäscht!
Wie manches Beichtkind seufzt: Ach wär er doch genesen!
Ach wär sein Lebenslicht so schnell nicht ausgelöscht!
Doch zürne nicht mit uns, die wir im Jammer weinen,
O du erhabner Gott, der du auch Vater bist!
Es soll uns freylich nichts beklagenswürdig scheinen,
Was deine Macht verübt, dein weiser Rath beschließt;
Doch kann sich Fleisch und Blut nicht so behende fassen,
Die Schwachheit klebet oft der Großmuth selber an;
Du wirst auch deinen Zorn uns nicht erschrecken lassen;
Indem sich unsre Brust nicht gleich begreifen kann.
Mein Vater war dein Knecht, du bist sein Herr gewesen,
Was du von ihm verlangt, das mußte ja geschehn.
Du hast ihm selbst den Tag zu seinem Tod erlesen,
Du hast den Augenblick ihm selber ausersehn.
Du weißt das, was uns dient, was deiner Kirche nützet,
Was meiner Mutter gut, mein eignes Glücke sey;
Und da der Vater nicht mein Wohlseyn ferner stützet,
So hofft die Zuversicht auf deine Vatertreu.
Der Riß ist nun geschehn. Was soll ich Armer sprechen?
Ich, welchen dieser Tod so unverhofft verwayst.
Wiewohl, ob mir voritzt die Worte gleich gebrechen:
So schweigt mein Heiland nicht, so redet doch dein Geist.
Drum fall ich itzt vor dir, mein Gott! in Ehrfurcht nieder;
Ich bin, durch deinen Sohn, mein Vater! ja dein Kind.
Merk in Barmherzigkeit auf meine Klagelieder,
Die billig und gerecht, doch auch gelassen, sind.

Ich danke deiner Huld, die mir bisher erhalten,
Was mein beklemmtes Herz seit kurzer Zeit vermißt,
Und weis, muß gleich der Leib verwesen und erkalten,
Daß seine Seele doch in deinen Händen ist.
Versiegle diesen Trost in dem betrübten Herzen!
Verstopfe selbst in mir den frischen Thränenquell;
Dein Trostöl lindre mir die jammervollen Schmerzen:
Daß mitten in der Angst doch deine Gnad erhell.
Gieb Kraft und Nachdruck selbst zu meines Vaters Segen,
Den er mit Hand und Mund mir sterbend aufgelegt;
Und laß im Trauren mich zu meinem Trost erwegen:
Daß deine Vaterhand auch heilet, was sie schlägt.
Du thusts, ich merk es schon. Mein gläubiges Vertrauen
Ruft: Herr! du lässest mich in Liebesseilen gehn.
Dein Vaterherze bricht, ich werd im kurzem schauen:
Wiewohl in deinem Schutz verlaßne Wayfen stehn!
Nun wend ich mich zu dir, o Mutter! deren Liebe
Ich, da der Vater stirbt, mit Danke, preisen muß,
Ich weis von deiner Treu; ich kenne deine Triebe;
Dich schrecket, so wie mich, des Allerhöchsten Schluß.
Doch der, der dir entreißt, was du so liebgewonnen,
Wird auch dein wahrer Freund und dein Versorger seyn;
Die Hoffnung, die ihm traut, ist niemals noch zerronnen,
Er wandelt Wermuthsaft in süßen Freudenwein.
Ich habe dich ja stets, als Mutter, hoch geliebet,
Ob du gleich in der Schoos mich nicht getragen hast;
Und, daß dein Herze sich voritzt mit mir betrübet,
Vergrößert meinen Schmerz, vermehret meine Last.
Mein Herze hast du schon. Der Höchste wird mich stärken,
Daß ich auch in der That die Liebe zeigen kann;
Wie frölich werden wirs am Ende beyde merken:
Was Gottes Rathschluß thut, sey allzeit wohl gethan.

Du wirst bey mir nunmehr des Vaters Platz vertreten,
Wie du der Mutter Platz schon lange Zeit ersetzt;
Und ich werd als ein Sohn für dich zum Höchsten bethen:
Daß er ein langes Ziel zu deinem Leben setzt!
Nun komme noch einmal zu meines Vaters Grabe,
Wo deine Mutter auch nebst meiner Mutter liegt;
Von der ich itzt den Sarg zuerst gesehen habe,
Da neben ihm der Sarg des Vaters Platz gekriegt.
Ruht bey einander wohl, vereinigte Gebeine!
Schlaf, liebste Mutter, sanft! Ruh, liebster Vater, wohl!
Ich geh von eurer Gruft bekümmert hin und weine,
Vielleicht macht einst mein Sarg der Leichen Anzahl voll.
Mein Vater, gute Nacht! ich danke dir bestürzet,
Und voller Zähren noch für die erwiesne Treu.
Wird itzt mein täglich Brodt mit Asche gleich gewürzet:
So hoff ich, daß ich einst mit Freuden bey dir sey.
Und also ruhet wohl, ihr nun erstorbnen Glieder!
Ich rede hier zu euch das allerletzte Wort.
Das Trauren und der Schmerz wirft mich halbtodt darnieder;
Die Worte bleiben stehn, die Thränen fließen fort.

* *

Tityrus.

An der Mörlin- u. Thomäischen Hochzeit aufgeführet von M. Samuel Seidel.

Die Linden liessen schon die falben Blätter gehn,
Die Herbstsaat schickte sich, den Reif zu überstehn,
Der Schäfer auf der Trifft, der Förster im Gehölze
Griff bey so rauher Luft nach seinem Winterpelze,
Und deckt, und schützte sich vor dem so nahen Frost.
Der umgestürzte Pflug ergab sich Rast und Rost,
Und ließ den Bauersmann in kalter Scheuer dreschen.
Meliß' und Majoran verkroch in seinen Aeschen
Sich itzt zur Sicherheit, schon hinter Brett und Glas,
Das abgesetzte Lamm sah das vergilbte Gras
Mit lautem Blöcken an, der Hirt trug Mooß und Qvecken
Und Laub und Stroh zu Hauf, es nun in Brand zu stecken,
Die Winde wurden rauh, die Triften ungestalt,
Die Tage trüb und kurz, die Nächte lang und kalt,
Und beyder Schmuck und Lust ward itzt ein Herd voll Feuer,
Und eine dick mit Rauch umzogne Feuermäuer.
Die Matten stu-den kahl, die Bäume wüst und leer,
Es sang kein Vögelchen auf ihren Zweigen mehr,
Und Schwalb und Storch war schon vorlängst davon gezogen,
So lustig, so vergnügt sie sonst umher geflogen.
Der Winter kam nunmehr mit Näß' und Unlust an,
Als Tityrus, der Hirt, nach längst gehegtem Wahn,

Als ließ sichs nirgend so, als um die Linden weiden,
Den steifen Vorsatz nahm, auch endlich andern Heiden
Und Auen nachzugehn. Er sah sein Wollenvieh
Zwar sicher, doch bestürzt an einem Morgen früh,
Und eh der Himmel kaum begonnte recht zu tagen,
Er sah den Jacobsstab zusammt den Himmelswagen,
Mit trüben Augen an, und dachte bey sich selbst:
Du, der du uns zur Lust die blauen Bogen wölbst,
O du, aus dessen Hand noch beydes, Hirt und Heerden,
Gesättigt und ergötzt, und feist und munter werden,
Wenn weisest du mir einst ein eignes Räumchen an,
Da ich mein Hüttchen baun, da ich mich nähren kann?
Wie viele waren nächst noch bloße Schäferknaben?
Doch seh ich sie vor mir schon eigne Triften haben;
Nur ich verlaßner Hirt, bin übrig, bin allein.
Hier dieser Schäferstock aus jenem Buchenhäyn,
Entdeckt, wie mancher Herbst nun schon vorbey geschritten;
Weil ich bey ieglichem ein Kerbchen drein geschnitten.
Ach wenn doch dieses hier nun auch das letzte wär!
Hier fühlte Tityrus, daß ihm das Herze schwer,
Daß ihm Gemüth und Sinn voll neuer Sorgen würde.
Er schwieg; doch unversehns fieng hinter seiner Hürde
Melampus voller Grimm und mit geblecktem Zahn
Ein knarrendes Gemurr, ein lautes Bellen an,
Als wenn, ich weis nicht wer? ihm Wurf und Anfall dräute.
Was da? Rief Tityrus. Und siehe, von der Seite,
Die gegen Mittag liegt, erschien ein fremder Hirt:
Huy! dachte Tityrus, der hat sich wo verirrt!
Wer ist es, daß er sich so früh zu mir gefunden,
Den Huth mit Rosmarin; den Stock mit Band umwunden,
Und einen Festtagsrock mit neuen Hefteln trägt,
Und mir so unverhofft an Hütt und Gatter schlägt?

Huy! daß mich Lycidas, der nechst hier übernachtet.
Und ehegestern erst den Kirmesschöps geschlachtet,
Zu Gaste bitten läßt! Viel Glücks? Brach jener aus,
Ist hier des Tityrus gedingtes Hirtenhaus?
Gott dank euch! ja! Hier ists, sprach der sogleich dagegen
Ich selbst bin Tityrus, was habt ihr abzulegen?
Seyd ihr es? fuhr hierauf der fremde Schäfer fort,
Dort bey der alten Burg, in jenen Fluren dort,
Wo unser Sylvius die ganze Trift besitzet,
Der große Sylvius, der tausend Schäfern nützet,
Der Hirt und Schaf vergnügt, der alles frölich macht,
So daß die Heerde scherzt, und das Gefilde lacht,
So oft man ihn erblickt, und seinen Namen spüret,
Den jede Linde trägt, den jede Buche führet;
Dort, sag ich, ward nur nächst, und nicht vor langer Zeit,
Ein Schäfer, dessen Werth, und dessen Seltenheit
Dieß schon vereint erwies, was zwanzig einzeln haben;
Dort ward Damötas nächst, ein werther Hirt, begraben.
Die Schafe seiner Huth stehn zwar noch auf der Flur;
Doch traurig und bestürzt, sie stehn und warten nur,
Bis endlich Sylvius auf ihre Pflege schauet,
Und diese, welchen er die Obsicht anvertrauet,
Mit neuvermehrter Treu nach andern Hirten sehn.
Und seht, mein Tityrus, nun ist die Wahl geschehn:
Man hat so vieles schon von eurer Treu gehöret,
Man kennt die Tugend schon, die euren Werth vermehret,
Man sieht so manchen Kranz, den ihr davon gebracht,
Daß sich die ganze Flur die frohe Rechnung macht,
Es werde leicht kein Hirt in unsrer Nachbarn Flächen
Des vorigen Verlust so glücklich unterbrechen,
Als ihr mein Tityrus. Auch Sylvius spricht ja,
Seht hier sein eignes Wort, seht seinen Namen da,

Und

Und sagt mir, wolltet ihr euch nicht vergnügt bequemen,
Die dort verlaßne Flur zur Aufsicht anzunehmen?
Wie, wenn die Heerde sonst, die Sonn und Hitze drückt,
Bisweilen unverhofft vor ihrem Pan erschrickt:
So fiengen auch so fort des Tityrus Gedanken
Vor jähen Freuden an zu beben und zu wanken:
Freund, sprach er, kommt ihr auch nach eurer Absicht an?
Ich weis zwar, was mein Herz für einen Wunsch gethan;
Allein wie kann doch wohl die Schwäche meiner Gaben
Des großen Sylvius erwünschten Beyfall haben?
Hier bin ich! wachs und blüh, du werthe Lindenflur!
Doch räum ich dich vergnügt, und zwar, nicht darum nur,
Weil alle Schäfer fast mir das Gefilde loben,
Wo mir der Himmel nun mein Plätzchen aufgehoben;
Nicht darum, weil daselbst, was oft die meisten lockt,
Der Boden zwiefach trägt, der Weizen doppelt schockt,
Nicht, weil so Lust als Glück dem Landmann dorten tischen,
Nicht, weil den Schäfern dort die Gelten besser gischen,
Nicht, weil dort Sahn und Milch viel wohlgeschmackter seyn,
Nicht, weil die Lämmer dort weit merklicher gedeyn,
Nicht, weil dort Gras und Klee, und Kraut und andres Futter,
Und Thran und Fett davon, und Molken, Schmalz und Butter
Weit angenehmer sind; nicht, weil dort alles ist,
Was mein besorgter Wunsch bisher noch stets vermißt,
Nicht, weil dort Fleiß und Lohn auf einem Stengel grünen;
Nein: Weil mein Wunsch und Fleiß dem Sylvius soll dienen.
So gar nimmt mich der Trieb zu diesem Schäfer ein.
Kommt, Fremdling, kommt nunmehr, komt erst zu mir herein,
In dieser Hütten da euch etwas zu bequemen,
Und einen Bissen Brodt von meiner Hand zu nehmen.
Die Hähne krähn erst noch. Es ist so bald nicht Tag:
Versucht doch was von dem, was Napf und Korb vermag,

Von diesem Butterklump, von diesem Kimmelkäse,
Bis ich mein Wanderzeug indeß zusammen lese,
Und dann zum Phillidor noch Abschied nehmen geh.
Er gieng; und kam auch bald mit merklich bangem Weh,
Mit ängstlichem Gesicht, und ziemlich nassem Blicke;
Er kam, und Phillidor zugleich mit ihm zurücke.
Sie letzten sich vereint, und sprachen vielerley,
Und schnitten im Gespräch, zum Merkmaal steter Treu,
Sich ihren Namenszug, daß er zum Zeugniß stünde,
In einen Eichenbaum von annoch weicher Rinde.
Doch als die Sonne nun die letzten Schatten brach,
Gieng jener endlich fort; sah dieser jenem nach,
Und rief: Zeuch glücklich hin, zeuch hin, du meine Freude,
Zu der von Sylvius dir eingeräumten Weide,
Zeuch hin: zeuch glücklich hin in dein bestimmtes Haus,
Zeuch hin; doch laß dich ja, (dieß rief er lächelnd aus)
Das, was du itzt noch fliehst, die Liebe nicht erschleichen.
Sie stellt den Schäfern stets in Auen und Gesträuchen
Mit tausend Ränken nach: Dieß war das letzte Wort,
Und Phillidor schwieg still, und Tityrus zog fort,
Und kam voll Wunsch und Lust, und ohne, zu ermüden,
Zu allem, was ihm Gott und Sylvius beschieden.
Er übernahm sein Amt, wie Trieb und Pflicht befahl,
Er sah die muntere die seegensvolle Zahl
Der Schaf und Lämmer gehn, und wie sie sich erquickten,
Da sie sein Angesicht zum erstenmal erblickten.
Er nahm ihr Wohl und Weh mit wahrer Treu in Acht:
Eh noch der Himmel graut, bis wieder in die Nacht,
Gieng er vor ihnen her, und scheuchte Wolf und Diebe;
Doch, wie der Ausgang wies, ihn endlich selbst die Liebe.
Doch nein; die scheucht ihn nicht; sie winkt und lockt ihn nur,
Sie führt ihn immer an, und bracht ihn auf die Spur

Zu dem, was sie für ihn zu Lust und Lohn erkohren,
Und lobt und rühmt, und wies ihm endlich Leonoren.
So bald er die gesehn, verfiel auch Tityrus
Auf den von seiner Brust sonst weit entfernten Schluß,
Der Liebe nachzugehn, die Einsamkeit zu meiden:
Ach, wünscht er, dürft ich doch mit Leonoren weiden!
Ihr tugendhafter Trieb, den That und Wort erklärt,
Ihr Ansehn, ihr Verstand, macht sie des Vaters werth,
Des Vaters, dessen Preis wir in den Meißner-Gründen,
Mit bey den wackersten und besten Hirten finden.
Ach, wünscht er noch einmal, wär Leonore mein!
Da wollt ich erst vergnügt, da würd ich glücklich seyn,
Da wollt ich Hitz und Frost durch ihre Gunst verkürzen,
Da wollt und könnt ich erst mit Kohl und Bohnen würzen,
Die man in Einsamkeit kaum halb gemacht geneußt,
So gleich erholte sich der zweifelhafte Geist,
Und gieng mit schüchternen, und sittsam blöden Schritten,
Um Leonorens Huld, und dessen Gunst zu bitten,
Von dessen Blut sie stammt. Er gieng; und siehe da,
Nach kurzem Widerspruch erfolgt ein frohes Ja,
Und Leonora gab, ihm alles zu verpfänden,
Sich selbst mit Aug und Mund, und Geist, und Herz und Händen,
An ihren Tityrus. Die Schäfer hörtens kaum,
So gab ihr Sinn und Herz den treuen Wünschen Raum,
So bracht ihr froher Trieb die aufgeputzte Maye,
So sangen sie zugleich in einer bunten Reihe:
So viel der Sommer Klee; der Herbst sonst Obst gewährt,
So manchen Wärmstein man den Winter durch begehrt,
So viel zur Frühlingszeit vergnügte Schäfchen lammen:
So viel sey auch das Glück bey euren Liebesflammen!

❀ ❀ ❀

Der

* *

Der nützliche Fleiß

in einem Schreiben

an

Hn. George Gottlieb Haubold, Johann Benjamin Hedding, und Johann Christian Schoß,

bey ihrer

Magisterpromotion ausgeführet

von

Johann Heinrich Winkler, Prof. Phil.

Wohledle, Wohlgelahrte,

Hochzuehrende Herren,

Der heutige Tag belohnet ihnen den nützlichen Fleiß, den sie auf die Wissenschaften gewendet haben, welche den menschlichen Verstand aufklären, und ihm die Ursachen der Dinge bekannt machen. Ihr Eifer, mit welchem sie dieselben getrieben, ist nicht nur groß und unermüdet gewesen, sondern hat sich auch darnach bestrebet, was den Absichten der wahren Gelehrsamkeit gemäß ist. Ihre Bemühungen sind auf den Nutzen gegangen, welcher durch

die

die Erkenntniß der vernünftigen Wahrheiten gesuchet wird. Sie haben die Lehren der Weisheit angehöret, sie haben ihre Gedanken in Ordnung gebracht, sie haben das Gewisse und Zweifelhafte unterschieden, sie haben dasjenige erforschet, wodurch die Arbeit der Gelehrten die menschliche Wohlfahrt befördert. Dieses ist der nützliche Fleiß, welcher ihnen, hochzuehrende Herren, die höchste Würde in der Weltweisheit erworben hat.

Da die Wissenschaften der Vernunft, ihrem Wesen nach, den Menschen zuträglich sind: So dürfte man fragen, ob man jemals ohne Nutzen in denselben fleißig seyn könne? Ich antworte mit ja, und berufe mich auf die Erfahrung.

Die Bemühungen in den Schulen der Weltweisen sind bekannt. Man versammlet sich zu bestimmten Zeiten, und höret eine gewisse Abhandlung an. Man hat ein dazu erwähltes Buch, aus welchem einige Sätze erkläret werden. Man trägt diejenigen Dinge, welche vor andern merkwürdig sind, in seine Schreibtafel, und bringet sie bey Gelegenheit in das Reine. Man giebt auf die Beweise, auf die Einwürfe der Gegner, und auf die Entscheidung der Streitigkeiten Acht. Man hat ein halbes oder ganzes Jahr zu einer Wissenschaft ausgesetzet, in welcher sie zu Ende gebracht wird. Man höret sie noch einmal, oder fängt eine neue an, und gehet stafelweise von einer zu der andern. Sollten dergleichen Uebungen ohne Nutzen seyn? Sollten sie nicht ihre Kraft in dem bürgerlichen Leben beweisen? Sollten nicht alle Arten der Gelehrsamkeit die edelsten Früchte in dem reichesten Maße davon erhalten?

Es sind allerdings aus den Schulen der Weltweisen die geschicktesten Männer hervorgegangen. Der Fleiß,

mit welchem sie ihre Vernunft geübet, hat sie in den Stand gesetzet, daß sie in den höhern Wissenschaften zu einer desto größern Vollkommenheit gelanget sind. Aber mich dünkt, die Anzahl solcher wackrer Leute sollte weit größer seyn. Mich dünkt, die Bemühungen sind noch nicht fruchtbar genug. Man durchsuche die vielen Bücher, welche jährlich an das Tageslicht kommen. Man gehe in die Gesellschaften, in welchen sich Gelehrte miteinander besprechen. Es scheint, die Weltweisheit hat sich noch nicht so gar weit ausgebreitet.

Einige wollen gar behaupten, als wenn man sie zu nichts gebrauchen könne. Sie wollen solches durch ihre eigene Erfahrung bestätigen. Sie sprechen, sie hätten ihre Aemter so viele Jahre hindurch verwaltet, ohne daß sie jemals nöthig gehabt hätten, zu irgend einem Philosophen ihre Zuflucht zu nehmen. Wem würden sie auch damit dienen, wenn sie sich auf die Aussprüche des Aristoteles, des Cicero, des Cartesius und anderer berufen wollten? Die Zeit, welche sie auf Universitäten in Erkenntniß philosophischer Meynungen zugebracht hätten, wäre verlohren. Was sie gefaßt hätten, das wäre beynahe aus ihrem Gedächtnisse ausgelöschet, und sie fänden nunmehr im Ausgange, daß sie die philosophischen Grillen zu keinem andern Ende gelernet hätten, als einmal etwas wieder zu vergessen.

Vielleicht ist es wahr, daß die Weltweisheit an und für sich keinen Nutzen hat? Vielleicht liegt die Schuld an ihrer eignen Beschaffenheit, daß man in ihr so vergebens arbeitet? Wir müssen ihr Wesen betrachten. Sie entdeckt uns den Ursprung der Dinge, sie unterweiset die Vernunft, sie erweitert den Verstand, sie giebt uns von denen Sachen, welche unserer natürlichen Erkenntniß

niß anheimgestellet sind, die deutlichsten Gedanken und Erklärungen, sie führet die bündigsten Beweise, sie löset die verworrensten Zweifel auf, und zeiget, wie man das ganze Leben nach der Tugend anzustellen hat. Sollte eine dergleichen Wissenschaft ohne Nutzen seyn? Durch sie erforschen wir die körperlichen Dinge, die Ursachen der natürlichen Beschaffenheiten, die Eigenschaften der menschlichen Gemüther, und alles was uns vortheilhaft oder schädlich seyn kann. Durch sie gelangen wir zu einer Fertigkeit, ordentlich zu denken, vernünftig zu schließen, und unsere Thaten auf eine verständliche Weise miteinander zu verknüpfen. Die Weltweisheit kann also unmöglich aus der Anzahl der nützlichen Wissenschaften verwiesen werden.

Die vortrefflichsten Lehrer der höhern Wissenschaften geben mir hierinn ihren Beyfall. Ihre Schriften legen untrügliche Beweise ab, daß sie die Ordnung zu denken aus der Vernunftlehre geschöpfet haben. Worauf gründet sich die Arzneykunst? Die geschicktesten Meister derselben rühmen die Naturlehre. Kann die Rechtsgelehrsamkeit etwas wider das natürliche Gesetze einführen? Verwirft die Offenbarung eine einzige Wahrheit der Vernunft? Und wer ist fähiger, das Natürliche von dem Uebernatürlichen zu unterscheiden, als ein Weltweiser, welcher die Grenzen der menschlichen Vernunft erkannt hat?

Je deutlicher und gewisser der Nutzen ist, welchen uns die Weltweisheit leisten kann; desto begieriger forschet man nach der Ursache, warum die Bemühungen, welche ihr gewidmet werden, bey vielen so fruchtlos ausschlagen. Man erwege ihre Einrichtung, ihren Vortrag, und die Zeit, in welcher man sie treibet. Ihre

Sätze

Sätze sind nicht mehr zerstreuet. Man hat sie aus den alten und neuern Schriften gesammlet, und in ein Lehrgebäude gebracht. Sie haben ihren Zusammenhang. Man begreifet, wie einer mit dem andern verbunden ist. Man erkennet, wie einer aus dem andern seinen Ursprung nimmt. Man kann sie also auf eine deutliche Art mit seinen Gedanken übersehen. Das ganze Gebäude ist allerdings weitläuftig. Aber, man hat nach der Aehnlichkeit des großen einige kleine erbauet. Man hat aus den ausführlichen Schriften Auszüge verfertiget, die man in kurzer Zeit durchgehen kann. Man ist im Stande, in einem Jahre alle Theile der Weltweisheit zu hören, ohne dabey seinen übrigen gelehrten Bemühungen Abbruch zu thun.

Man hat also dem akademischen Fleiße eine bestimmte Zeit gesetzet, in welcher er mit den philosophischen Wissenschaften in einer unverrückten Ordnung zu Ende kömmt. Will man diese Verfassung tadelu? Soll man das Nachdenken zerstreuen? Soll man sich mit einem Theile so lange aufhalten, bis man am Ende desselben den Anfang wieder vergessen hat? Die jährlichen Abhandlungen der Weltweisheit sind unstreitig unter die Vortheile zu rechnen, welche zum Wachsthume der Gelehrsamkeit sind erfunden worden.

Aber der jährliche Fleiß ist nicht hinlänglich, die Weltweisheit zum Besten der höhern Wissenschaften zu begreifen. Man erwege die Menge der Sachen. Wie viele Begriffe, wie viele Eintheilungen, wie viele Sätze, wie viele Beweise werden in einem Jahre vorgetragen? Das Gedächtniß ist nicht fähig, sie alle in gedachter Zeit zu behalten. Und der Verstand ist nicht stark genug, sie alle nach der größten Schärfe zu beurtheilen. Viele

Gedan-

Gedanken werden demnach wieder verdunkelt, viele kommen gar in die Vergessenheit, und viele gerathen in eine Unordnung. Wie könnten sie also angewendet werden? Mit was für Gewißheit kann man sie vorbringen? Wie bald ist ein Kennzeichen vergessen, wodurch sich ein Begriff von dem andern unterscheidet? Wie soll man etwas vertheidigen, wenn man die Gründe nicht mehr weis, auf welche die Wahrheit der Sache beruhet? Der jährliche Fleiß also, mit welchem man die philosophischen Wissenschaften nur gleichsam durchläuft, kann nicht die Frucht bringen, welche man in der Weltweisheit zu suchen hat.

Jedoch gesetzt, daß man den Lauf von neuem anfängt. Gesetzt, daß man ihn etliche mal vollendet. Gesetzt, daß man in den Sachen geübter, und im Nachdenken gewisser wird. Auch dieser Fleiß ist noch nicht zureichend, die verlangten Früchte zu gewähren. Die Erkenntniß bleibet noch immer in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Der Verstand kann sich in seinen Urtheilen nicht weit genug ausbreiten, und darf sich, aus Mangel der Uebung, noch nicht getrauen, von Sachen einen Ausspruch zu thun, welche nicht in dem betrachteten Lehrgebäude vorkommen.

Die Liebhaber der Weltweisheit sollten demnach den einzelnen Theilen derselben so großen Fleiß widmen, als sie auf das Ganze überhaupt gewendet haben. Wer die Fläche des Erdbodens nur nach der Hauptkarte kennet, der kann sich weder in den Geschichtbüchern, noch in den täglichen Erzählungen zurechte finden. Er muß das gefaßte Bild in seiner Phantasie erweitern. Er muß die Karten von den vier Theilen des Erdbodens vor die Augen nehmen, und sich die Anzahl der größten

Reiche bekannt machen. Er muß endlich die Karten der einzelnen Staaten und Fürstenthümer betrachten, und die vornehmsten Städte merken. Nunmehr ist seine geographische Kenntniß brauchbar und angenehm. Eine gleiche Bemühung ist in der Weltweisheit nöthig. In den Auszügen erblicken wir nur die nothwendigsten Gedanken, und die ersten Gründe der Weltweisheit. Man muß also eine jede Wissenschaft umständlicher durchgehen. Die Begriffe müssen zergliedert, und neue Urtheile daraus hergeleitet werden. Man hat die streitigen Meynungen zu untersuchen, die Gedanken der alten Weltweisen zu erforschen, und die Erfindungen der neuern zu prüfen. Man erkennet also besondere Irrthümer, man wird in der Wahrheit fester, und in seinen Urtheilen bescheidener, und kömmt endlich zu einer größern Geschicklichkeit, von Sachen zu reden, welche den Nutzen des menschlichen Geschlechts betreffen.

Ein Hinderniß ist noch übrig. Man unterlässet die Uebungen, die den Verstand geschickt machen können, die erkannten Wahrheiten nach eines jeden Fähigkeiten zu erklären, und gegen jedermann zu vertheidigen. Freylich ist die Weltweisheit auf dem Predigstuhle nichts nütze, wenn man sie nicht anders vortragen kann, als sie in den Schriften der akademischen Lehrer stehen. Wer an demselben Orte auf diese Art seine Weltweisheit will sehen lassen, der stiftet freylich damit keine Erbauung. Soll man die Lehre der Vernunft mit Nutzen und Nachdrucke brauchen, so muß man sie in der Sprache vortragen, welche den Zuhörern bekannt ist. Man muß die Sprache der Weltweisen von der allgemeinen Art zu reden unterscheiden. Cicero war auch ein Weltweiser, er hatte sich alle Secten bekannt gemacht, und

wußte

wußte ihre Kunstwörter auf das genaueste. Aber, wie bezeigte er sich in seinen Reden, welche er an den Rath und das Volk zu Rom hielt? Er redete römisch, und bediente sich seiner Einsicht in der Weltweisheit, ohne daß man sagen konnte, er wollte sich damit groß machen. Diesem Exempel sollten die edlen Gemüther folgen, welche sich der Weltweisheit ergeben haben. Die Uebungen in der Beredsamkeit, die Untersuchungen gelehrter Streitigkeiten, die Vertheidigung der angefochtenen Sätze, das sind die Mittel, welche den Verstand fertig machen, die philosophischen Wahrheiten zur Wohlfahrt und zum Vergnügen der Menschen anzuwenden.

Hochzuehrende Herren, ich habe nicht Ursache um Verzeihung zu bitten, daß ich mich mit meiner Ausführung zu lange aufgehalten, und ihre Geduld gemisbrauchet habe. Ihr bisheriger Fleiß ist der Grund zu meiner Abhandlung gewesen. Sie haben viele Jahre hindurch in der That bewiesen, was von einem eifrigen Verehrer der Weltweisheit erfordert wird. Sie haben nicht nur dieselbe in ihrem ganzen Zusammenhange gehöret, sondern auch ihre Erkenntniß in den einzelnen Wissenschaften auf das rühmlichste erweitert. Ihre Bemühungen in der natürlichen Gottesgelahrtheit, in der Mathematik, in der Naturwissenschaft, in der Ausübung der Vernunftlehre, ihre Fertigkeit im Disputiren, und ihre abgelegten Proben in der Beredsamkeit, geben mir die Versicherung, es werde Dresden, Leipzig und Danzig sich an den herrlichen Früchten ihres nützlichen Fleißes zu erfreuen haben.

* *

Trauergedichte eines Vaters über seinen Sohn

von

Johann Jacob Bodmer,

Prof. in Zürich.

Dieß unbelebte Ding, das sich nicht kennt, noch fühlet,
Zwar menschlich von Gestalt, doch auf den Grund zerwühlet,
Soll dieses kürzlich noch mein Sohn gewesen seyn?
Das Herze widerspricht dem unbeliebten Schein.
Denn meinem Sohne saß ein Leben auf den Wangen,
Und jedes Gliedmaß war mit Freudigkeit umhangen.
Nein! dieses ist er nicht, er ist noch nicht zurück;
Ein neuer Gegenstand verzögert seinen Blick.
Bald, wenn die Stunde mahnt, wird er zurücke kehren,
Und freundlich ungestüm mich im Gedenken stören.
Horcht nur, er klopfet schon an die gewohnte Thür,
Ein freudiges Getön verkündigt ihn schon hier.
Also begehrt das Herz die Sinnen zu betrügen;
Doch alles widerlegt die angenehme Lügen.
Selbst dieser todte Mund mit seiner Lieblichkeit
Entdeckt die Züge stets, die mich vordem erfreut.
Ich sah des Fiebers Flamm an seinem Leben nagen,
Und das gejohrne Blut in wilde Wirbel schlagen;

Bis daß sein eigner Grimm es nach und nach verzehrt.
Die Lippen bebeten, und redten ungehört,
Doch las ich sein Gemüth in den beredten Minen,
Die mir mit Todesangst also zu sprechen schienen:
Wie? sieht dein Vaterherz dieß schmerzliche Gesicht,
Und hilft mir nicht davon, willst oder kannst du nicht?
Wie kömmt es? daß du nicht mit meinem Fieber streitest,
Und nicht ein kühler Blut mir in die Adern leitest?
Ach löse wenigstens der Zunge Fessel auf,
Und öffne meinem Schmerz den klagevollen Lauf!
Du warst in meinem Sinn der Schutzgeist meiner Seelen,
Ich dacht, es würde dir an Kräften niemals fehlen,
Mein unbeschirmtes Haupt dem Uebel zu entziehn;
Das Unglück würde dich und deine Künste fliehn.
Itzt seh ich, Ohnmacht bindt die willgen Vaterarmen,
Und du hast, statt der Hülf, nur weibisches Erbarmen.
Doch der geheime Feind, der in den Adern sitzt,
Kennt keine Zärtlichkeit; kein Vaterherze schützt
Vor seinem starken Arm. Beginnt er einst zu rasen,
Hilft streuben gleich so viel, als in den Wind zu blasen.
Mein unerfahrner Sinn, von Unschuld eingewiegt,
Verstund den Tod noch nicht, der auf der Menschheit liegt,
Verstund nicht, daß die Luft und die beblümte Erde
Dem Menschen nur gezeigt, und nicht gegeben werde;
Daß oft ein Kind noch kaum das Leben fühlen lernt,
Und von dem vorgen Nichts zween Schritte sich entfernt,
Da schon der kalte Tod es seines Geists entblößet,
Gleich in die alte Nacht des Grabes rückwärts stößet.
Ich sah mich kaum noch recht in dem Genuß des Lichts,
Mein Auge deckten noch die Schuppen von dem Nichts;
Allmählich fing ich an, mich in mir selbst zu fühlen,
Des Denkens Werkzeug fing allmählich an zu spielen;

Itzt, Vater, fand ich auch die Wesen außer mir,
Luft, Himmel, Berg und Thal, die Pflanzen, Mensch u. Thier;
Bald hofft ich auch davon das Innre zu verstehen;
Ich freute mich bereits, die Blätter zu durchgehen,
Worinn die Rede sich in einem Körper schließt,
Und der Gedanke selbst vor dem Gesichte fließt.
Nicht weiter; und der Tod schlägt meinen Bau darnieder;
Ein allgemeines Schwarz umgiebet mich schon wieder;
Gefühl und Sinnlichkeit weicht allbereits von mir,
Und dieser letzte Wunsch, mein Vater, geht nach dir.
Nicht diese kurze Zeit verhieß mir deine Liebe;
Nicht diese kurze Lust und frühgehemmte Triebe.
Es sollte, sagtest du, erst über unserm Haupt
Manch fruchtbar glücklich Jahr, mit Lorbeer reich umlaubt,
Das unbepfählte Meer der Ewigkeiten messen;
Immittelst beyde wir der Freundschaft wohl genössen,
Die unser beyder Seel und Herz in eins verbindt;
Bevor das Leben mir sich aus den Adern windt.

Mein Sohn gedachte so, und hätte so gesprochen,
Hätt ihm die Krankheit nicht der Sprache Gang gebrochen.
Indem sein Leib anitzt den letzten Streit bestand,
Rief ihm die Vaterstimm bis an des Lebens Rand
Mit bittern Worten nach: Mein Sohn, mein Freund, verziehe,
Bleib, bleib, mein bester Theil! dein Abschied ist zu frühe,
Bleib, oder nimm mich mit! ich lege willig hier
Des Fleisches Bürde weg, und fliege neben dir
Mit leichterem Gemüth nach den gestirnten Thronen,
Wo Gottes Selige in steter Ruhe wohnen.
Zieh mich mit dir hinauf aus diesem finstern Thal,
Und gib mich nicht zum Raub der Nachreu und der Qual.

Der Vater rief also, mit Leidenschaft umfangen;
Umsonst, der Geist war schon den Sternen zugegangen,

Und

Und nur die äußre Schal lag ohne Triebrad da.
Als er den leeren Leib entseelt da liegend sah,
Sprang er mit Eifer auf, und schickte scharfe Blicke
Bald vorwärts an die Frau, bald an die Leich zurücke.
Die Lebensgeister dämpft ein tausendfacher Schmerz,
Ein subtilscharfes Feur erschöpft ihm Mark und Herz,
Und untergrub den Bau von seinem zärtsten Leben,
Er ward im Grund bewegt, und vor der Stirne schweben,
In einem furchtbarn Heer, Betrübniß, Reu und Leid,
Das tausendfältig sich verwandelt und verneut.
Anitzo raffen sich von ihrer Niederlage
Die Geister wieder auf, ihm nur zu mehrer Plage;
Die Zung entzög sich gern dem itzt verhaßten Amt,
Wozu die schwere Hand des Schicksals sie verdammt.
Fahr wohl, doch vor der Zeit, du jüngst noch meine Freude,
Itzt künftig eine Quell zu unversiegnem Leide!
Fahr wohl, zwar ohne mich, du liebster Theil von mir!
O Himmel! ohne mich; und warum bleib ich hier?
Was für ein Absatz wird von den vergangnen Jahren
Zu denen künftgen seyn? Weh mir, es zu erfahren!
Fatale Epocha vom sechsten Martius,
Die künftig eine Reih von Leid erfüllen muß!
Verlust, der zentnerschwer mir auf dem Herzen lieget,
O Leid, das alle Lust der Schöpfung überwieget!
Die Sonne bringt nicht mir ihr allerquickend Licht,
Ihr Stral erschafft nicht mir so manches Lustgesicht;
Mir kleidet sich das Jahr nicht mehr mit neuer Blüthe;
Der Frühling streut nicht mir die Freud in das Gemüthe,
So die Natur verjüngt, und alles rege macht;
Um mich herum liegt nichts, als eine dicke Nacht.
Des Schönen stärkster Reiz ist kraftlos, ist verblichen,
So viel mich anbelangt, seit der von mir gewichen,

Von dem es erst die Würz und den Geschmack bekam,
Wenn er mit mir daran gemeinen Antheil nahm.
Mein Sinn sieht vorwärts nichts, er schauet stets zurücke
Auf das verlohrne Glück, nicht gnug erkannte Glücke.
Das Bildniß meines Leids erfüllt mein ganzes Haus,
Und löscht, durch seine Macht, all' andre Bilder aus.
Hier saß, hier sprang er oft, hier kam er mir entgegen,
Hier pflegt er oft sein Haupt mir an die Brust zu legen,
Hier war es, wo ich ihm von Ceycis Untergang
Und Alcyonen Harm und eitlen Thränen sang;
Als sie den schwarzen Traum, von Juno abgeschicket,
Des Nachts vor ihrem Bett entseelt und nackt erblicket.
Er nahm von meiner Red Affect und Regung an;
Und klagete mit mir den unbegrabnen Mann.
Hier war sein Tummelplatz; o Hof, o Blumengarten!
Wo bleibet euer Gast, wer wird itzt euer warten?
An euch erkenn ich stets den jüngstgeliebten Stand,
Doch an mir selbst nicht mehr; die Lust hat sich gewandt.
Mir wohnet itzt nichts bey, als düstere Geberden,
Mich drückt ein schwerer Geist, und zieht mich nach der Erden.
Wie oftmals gieng er hier! hier find ich noch die Spur
Von seinem kleinen Fuß auf dieser grünen Flur.
Schon vormals floß die Lust nur schwach in mein Gemüthe,
Und schmelzte langsam nur mein stockendes Geblüte.
Was einen andern Geist gleich aus sich selber bracht,
Das rührete mich kaum mit einer halben Macht.
Er munterte mich auf, er stieß mich in Bewegung;
Sein Geist belebte mich mit frölichsüßer Regung.
Durch seinen Trieb entflammt, schwang ich mich dort hinan
Mit eifriger Begier zu jener blauen Bahn,
Allwo die Milchstraß Nachts, mit Sternenlicht gegründet,
Sich einem Gürtel gleich um unsern Himmel windet;

Und

Und sah dort unvermerkt die theuren Helden stehn,
Durch welche Zürich stieg, und Paar bey Paare gehn.
Durch seinen Freudenscherz in stille Ruh gewieget,
Empfand ich die Gewalt, die in der Rede lieget,
Die über alles herrscht, und alles sich verpflicht,
Und alles Leid versüßt, nur meinen Kummer nicht.
Itzt hat Geschmack und Lust davon sich ganz verlohren,
Und ihr gemeßner Klang reicht nicht zu meinen Ohren.
Weh mir! daß ich vordem, aus leichtem Unbedacht,
Die schnellen Stunden nicht mit ihm nur zugebracht;
Daß ich von seinem Tod nicht einen Wink bekommen;
Und Abschied nicht von ihm ein ganzes Jahr genommen;
Und nicht den engen Raum von seiner Lebenszeit
Mit alle dem bekrönt, was an Annehmlichkeit
Und unschuldsvoller Lust in meiner Macht gestanden!
Was hemmte mir den Geist mit eisenfesten Banden?
Vielleicht, weil ich gedacht, es dörfte sich kein Leid
Zu seiner Jugend nahn, die voller Munterkeit
Und voller Unschuld blüht? O nichtiger Gedanke,
Der mir die Sinnen nahm, gleich einem Zaubertranke!
Wie? kannt ich etwan nicht die allgemeine Noth,
Die über allen liegt, und zeugt ich nicht dem Tod?
Doch eben dieses ists, was ich voraus beweine,
Des Todes ewig Recht, den Zwang, der allgemeine.
Ich klag hier über mich und über mein Geschlecht,
Das unterwürfig ward solch jammervollem Recht.
Noch klag ich mehr um mich; vor tausend andern Wesen
Hat mich des Unglücks Hand zu seinem Zweck erlesen;
Wiewohl ich auch gesteh, wie heftig es mich nagt,
Daß tausend andre noch das Unglück übler plagt.
Das Maß von meinem Leid ist mein empfindlich Herze,
Empfindlich allermeist für diese Gattung Schmerze.

Und warum war ich nicht aus derer Väter Zahl,
Die sich verschonet sehn, mit dieser Art von Qual?
Und warum traf denn nicht solch einen dieser Schmerze,
Dem Plumpheit oder Witz gestählet Sinn und Herze?
Doch ich erfahr es schon, dieß Klemmen, diese Pein,
Die mir das Herz zerschmelzt, soll mein Verhängniß seyn?
Dieß Leid und dieser Gram wird künftighin auf Erden
Mein süßestes Geschäfft und beste Freude werden;
Weil itzt der Gram bey mir in dessen Stelle schwebt,
Von dem mir weiter nichts, als meine Liebe lebt.
Weg dann mit allem Trost, der nur das Angedenken
Von seinem Seyn und Thun bemüht ist zu versenken.
Und du Vertilgerinn des Leides und der Lust,
O Zeit, die alles bricht, ich hasse deinen Trost;
Und will mich wider dich mit allen dem bewehren,
Was irgend meinen Gram vermögend ist zu nähren.
Für mich hat keine Lust, doch auch kein schreckend Leid
In ihrem dunklen Schooß die noch begrabne Zeit.
Denn womit kann mich wohl die Zukunft härter plagen?
Nur noch ein kleiner Streich, so bin ich ganz erschlagen.
Was fürcht ich künftig mehr? weis ich mein Urtheil nicht?
Und leid ich nicht bereits das furchtbarste Gericht?
Flieg du, o süßer Schlaf, von deinem Haus hernieder,
Mit einem sanften Fall mir auf die Augenlieder,
Von dir erwart ich noch für diese herbe Pein
Den süßesten Betrug, nimm mir die Sinnen ein,
Und tilg auf einmal da den Eindruck von dem Leide,
Hingegen laß ein Bild von der vergangnen Freude
Im nächtlichen Gesicht mir vor dem Bette stehn;
Laß mich das Wertheste, das ich verlohren, sehn:
Doch nicht in der Gestalt, wie seine Lippen bebten,
Und mit vergebner Müh zu sprechen sich bestrebten;

Nein, sondern wie er mir mit frohem Herzen rief,
Und wenn er mich vernahm, mir schnell entgegen lief;
Wie voll Begierlichkeit, mit heiterem Geblüthe,
Im Fall ich was befahl, geschäfftig sich bemühte;
Wie freudig er so bald vergessen Reif und Spiel,
Und voller Zärtlichkeit mir in die Armen fiel.

Zuweilen, wenn mein Geist von Schwachheit überwunden,
Wiewohl nicht traurensatt, ein Denkbild hat gefunden,
Das einen Augenblick ihn seinem Leide nimmt,
Wenn das Gedächtniß dann ihm plötzlich wieder kömmt,
Mein Gott, wie wird mein Herz vom Schrecken niederdrücket,
Als würde mir mein Sohn alsdann zuerst entrücket.
Mein höchstgeliebter Sohn, so ruf ich dann, ist todt!
Ha, welches schwere Wort, erfüllt mit Angst und Noth,
Floß mir itzt von dem Mund, und schlug mich ganz zurücke
Mit seinem Inbegriff, wie mit Medusen Blicke!

Die ihr mit Heftigkeit nichts Gutes lieb gewinnet,
Dieweil ein plumper Geist euch in den Adern rinnet,
Wann euch mein Klageton zu hoch getrieben scheint,
So wißt denjenigen, den meine Brust beweint.
Ich liebt ihn noch weit mehr, als dieß mein eigen Leben,
Und hätte mit Begier den Athem aufgegeben,
Im Fall des Richters Schluß, durch meine Treu erregt,
Dieß bittre Wahlurtheil mir hätte vorgelegt:
Wenn ich den Knaben nicht dem Tode lassen wollte,
Daß ich das Leben ihm mit meinem kaufen sollte.

Noch klag ich nicht um ihn, er lebt in Gottes Schooß,
Hoch über unsrer Sphär, und wie die Engel groß.
Ich sahe, wie er itzt, am Rande von dem Leben,
Bereit und fertig stund, sich aufwärts zu erheben,
Daß eine selge Schaar von Geistern ihn empfieng,
Und sich um seinen Hals ihn sanftumarmend hieng.

Ich sah mit ihnen drauf ihn in Gesellschaft fliegen,
Und auf der Flügel Kraft sich wohlbedächtig triegen.
Sie nahmen ihren Flug durch manche Geisterwelt,
Bis ihre Reise sie vor Gottes Thron gestellt.
Allhier erfüllt ihn gleich das göttlich gute Wesen,
Das erstlich ihn durch mich zum Werden auserlesen,
Mit seiner Seligkeit, die ewig aus ihm fließt,
Und dann sich mehr gefällt, wenn sie sich so ergießt.
Auf einmal ward es itzt in seinen Sinnen helle;
Er sah die Wissenschaft in ihrer ersten Quelle,
Er lernte, wie Gott dacht, eh er die Ewigkeit,
Am ersten Tag der Welt, getheilet durch die Zeit;
Als itzt dem Einigen, der im einsamen Stande
Für seine Seligkeit nichts fremdes nöthig fande,
Der Rathschluß wohl bedacht und unumgänglich schien,
Uns aus der alten Nacht ans Licht hervor zu ziehn,
Unwissend dir und mir, und sonder unser Bitten,
Und sonder unsre Wahl.
Das Wesen, das in sich, in seinem eignen Schooß,
Die Seligkeit gebiehrt, so wohl an Güte groß,
Als reich an Seligkeit, wie konnt es anders denken,
Als uns von seinem Wohl auch einen Theil zu schenken?
Von ihm, dem reinen Gut, fließt nichts, als lauter gut.
Gut ist, was er uns giebt, und gut ist, was er thut.
Gleich möglich ist, daß er sich selbst verleugnen könne,
Und daß das höchste Gut dem Menschen übels gönne.
Wer zweifelt denn daran, was er für Mittel braucht,
Wie widerwärtig uns eins und das andre daucht,
Daß jedes Mittel doch die Absicht und den Willen,
Die er sich vorgesetzt, am Ende muß erfüllen?
Die Wahrheit stehet fest, daß stets und überall
Die ewge Güte herrscht, und selbst in jedem Fall

Die Anstalt so verschafft, damit der Mensch dem Glücke,
Wozu sie ihn bestimmt, stets mehr entgegen rücke.
Nichts hemmt die höchste Güt an ihrer Wirksamkeit;
Sie wirket unser Glück aus Züchtigung und Leid.
Sie hätte lieber uns im Chaos lassen stecken,
Da sie die Macht gehabt, zum Seyn uns aufzuwecken,
Daferne sie sich nicht mit Kraft erfüllt gesehn,
Zu schaffen unser Glück und letztes Wohlergehn.
Niemals vergißt sich selbst die unumschränkte Güte,
Und dieser Zufall selbst, der vor der Jugendblüthe,
Mir meinen Sohn entriß, verbleibt ein Werk von ihr,
Erfreuet dorten ihn, betrübt er gleich mich hier.
Er sieht den Labyrinth von ihren krummen Wegen
Eröffnet vor sich stehn, wie lauter Glück und Segen
Den langen Irrgang schließt; sieht auch das ferne Wohl,
Das mir aus diesem Harm zuletzt erwachsen soll.
Die Einsicht wischet ihm die Thränen von den Wangen,
Die meinen dunkeln Geist mit Herzensangst umfangen,
Und nicht verlassen wird, bis daß der Strom der Zeit
Mich, von dem finstern Leib entbürdet und befreyt,
Zu diesem bringen wird, der schon vorher gegangen,
Und mir entgegen sieht, mich frölich zu empfangen.
Eilt dann, ihr Stunden, eilt, ihr Jahre, jaget fort,
Und bringet meinen Harm in den gewünschten Port!

* *

Auf das

Gersdorf- und Beuchlingische Vermählungsfest.

von

M. Johann Friedrich May.

Die Muse, welche sonst so freudig zugesehn,
Und nie vergessen wird, was da von dir geschehn,
Hochwohlgebohrner Herr, als dich die Weisheitsliebe
Zu Kunst und Wissenschaft in unsern Linden triebe;
Die Muse, welche dich so sehr bewundert hat,
Wenn dein gesetzter Geist von jeder edlen That
Sein Mentor selber war, und an sich kräftig baute,
Daß er sein eigen Werk in deinem Ruhme schaute;
Die Muse, welche da nach ihrer Schwachheit sang,
Wenn deine große Huld ihr schüchtern Herz bezwang,
Und in ein schlechtes Lied den seltnen Vorzug brachte,
Der dich zum Augenmerk der größten Männer machte;
Sieh, diese Muse kömmt; indem dein Myrtenfest
Kein Herz, das dich verehrt, in seiner Ruhe läßt.
Die Freude macht sie stark, belebt, ja so verwegen,
Ein Zeugniß ihrer Lust dir hierdurch vorzulegen.
Sie denkt an weiter nichts, als deine Zärtlichkeit,
Nicht an den treuen Dienst, der dich dem Fürsten weiht,
Nicht an den edlen Sinn, der von dem Vater stammet,
Nicht an den Tugendtrieb, der Gersdorfs Blut entflammet;

An

An alles denkt sie nun mit gutem Willen nicht,
Es fordert jedes schon ein eignes Lobgedicht.
Dieß Feld ist ihr zu weit, es richtig auszumessen.
Wie vieles würde sie beym Ueberfluß vergessen!
Nur deine Zärtlichkeit nimmt itzt die Sinnen ein,
Und die wird schon zu hoch für ihre Kräfte seyn:
Der Schmuck der Tugenden, die Meisterinn der Sitten,
So dir den schönen Ruhm der Artigkeit erstritten.
Der größte Heldengeist, der rechte Wunder thut,
Hat ohne Zärtlichkeit ein allzuwildes Blut;
Er reißt sich mit Gewalt nach dem bestimmten Ziele,
Und fehlts ihm nicht an Muth, so fehlts ihm am Gefühle.
Er folgt der Menschheit nicht, die sonst den Sinn bezähmt,
Daß er sich nach der Art der Lindigkeit bequemt,
Die rauhe Strenge flieht, und allen Menschen zeiget,
Daß Gnade, Lieb und Gunst das Herz zu jedem neiget.
Die Seele giebt dadurch den wahren Adel bloß,
Und wird durch ihre Kraft in allen Dingen groß.
Sie fühlt, was wohl gefällt; und füllt die Brust mit Freuden.
Sie fühlt, was nicht gefällt; und sucht es zu vermeiden.
Nun sagt, ob sie was sey, das uns beschimpfen kann?
Ich nehme mich hier nicht der weichen Wollust an,
Die durch Verzärtelung den Muth darnieder schmeißet,
Und Menschen in den Koth der niedern Laster reißet.
Das ist ein Afterbild von dieser zarten Lust,
Die nur den Aufenthalt in einer edlen Brust,
Die von dem Himmel stammt, bey reinen Trieben findet,
Und wo das Laster herrscht, im Augenblick verschwindet.
Was macht dich, Gnädiger, bey aller Welt beliebt,
Daß jeder dir sein Herz für deine Gnade giebt?
Die sanfte Freundlichkeit, das Merkmaal deiner Güte
Und allgemeinen Huld, dein großmuthsvoll Gemüthe.

Wer deine Tugenden in einen Abriß bringt,
Und auch so glücklich ist, daß ihm sein Fleiß gelingt,
Und er vergißt den Zug, den ich vorher beschrieben,
Ist deiner Abbildung was großes schuldig blieben.
Sie macht dein Wissen fein, dich in Geschäfften treu,
In deiner Demuth groß, von allem Hochmuth frey,
Gefällig, liebreich; ja dich würdig zu verehren,
Und jeden aufmerksam, dein reizend Lob zu hören.
Beschriebe nur dein Herz die Hochgebohrne Braut,
Und was für Proben sie bey deiner Neigung schaut,
Wie brünstig du sie liebst, wie sehr du dich bestrebet,
Daß nun dein Bild allein in ihrer Seele lebet:
So machte ganz gewiß ihr Zeugniß offenbar,
Daß deine Zärtlichkeit dein bester Werber war,
Der beydes Wort und Ring für dich zurücke brachte,
Und dich zum Bräutigam der schönen Gräfinn machte,
Ihr reizendholder Blick nahm deine Sinnen ein,
Ihr witzerfülltes Wort ließ dich nicht schläfrig seyn.
Geist, Anmuth, Schönheit, Witz verbanden sich zusammen,
Und setzten deine Brust in zarte Liebesflammen.
Es hat sie die Natur zur Prüfung ausgeziert,
Denn wo die Liebe sonst durch Stand und Hoheit rührt,
Hat Schönheit und Verstand der beyden Platz genommen,
Und hier an jener statt den Siegeskranz bekommen.
Ich weis, daß du mit Lust die leichten Fesseln trägst;
Weil du den Gegentheil in gleiche Bande legst.
Hand, Auge, Herz und Mund verliehrt und hat gewonnen,
Und Gunst und Gegengunst ein ewig Band gesponnen.
Das göttliche Geschick zertrenn es nicht so leicht,
Bis euer Alter erst das weite Ziel erreicht,
Von welchem ihr vergnügt die Enkel übersehen,
Bey denen einst geschieht, was itzt bey euch geschehen.

✲ ✲ ✲

Die

* *

Die Liebe zum Vaterlande

bey der Magisterpromotion

Herrn Joh. Gotthard Nergers,

von

Johann Heinrich Winklern,

Prof. Phil.

Vielohnter Musenfreund, dein Haupt und Name prangt,
Dein unverdroßner Fleiß hat Ehr und Würd erlangt,
Dein eigenes Verdienst versetzt dich in den Orden,
Der von Minervens Hand für die gestiftet worden,
Die Trieb und Zug gefühlt, die ihr Gesetz bewahrt,
Die den Verstand geübt, die keine Zeit gespart,
Und nur darnach gestrebt, die Wahrheit zu erblicken,
Und sich mit ihrer Pracht, mit Wissenschaft, zu schmücken.
Dieß eifrige Bemühn, dein wohlerworbner Lohn,
Die dir verliehne Zier, geehrter Musensohn,
Erweckt mir Freud und Lust. Der Ort, der dich gezeuget,
Hat mich ans Licht gebracht, und meinen Mund gesäuget.
Ich folge der Natur, ein gütig Vaterland
Bleibt immer angenehm. Wo man zuerst erkannt,
Was Speis und Nahrung ist, was Luft und Sonne giebet,
Was Kraft und Jugend stärkt, das ist und wird geliebet.
Der Boden, den ein Kind zum erstenmal gesehn,
Der Aufenthalt, wo ihm das erste Wohl geschehn,

Die Gegend, die sein Herz vom Anfang an ergötzet,
Wird lebenslang von ihm geehrt und hochgeschätzet.
Die Wahrheit stimmt mir bey. Wie freudig wird der Sinn,
Wenn man das Land ersieht, wo man vom Anbeginn
Im Glück und Ruh gelebt, das man seit vielen Jahren
In Bilde nur gesehn. Das haben die erfahren,
Die sich mit Fleiß entfernt, die selbst der Vorsicht Macht
In Land und Reich geführt, wo Heil und Wohlfahrt lacht.
Begierd und Sehnsucht reizt, die Felder zu begrüssen,
Die uns zuerst ergötzt, die Anmuth zu geniessen,
Die unsers Lebens Lenz mit Ueberfluß gefüllt,
Und die in Herz und Brust vor andern Freuden gilt.
Wie lebhaft wird der Geist, wenn ihn ein Bild beweget,
Das ein begrünter Wald daselbst in ihn gepräget,
Wo er die erste Zeit mit Spiel und Scherz verkürzt,
Er sieht, wo Pferd und Pflug das Erdreich umgestürzt,
Wo Klee und Saat geblüht, wo man das Gras gemähet,
Wo man das Korn gehaun, den Saamen ausgesäet;
Er siehet Bach und Fluß, wo ihm die Phantasey
Der jungen Weiden Zahl, die reiche Fischerey,
Der Blumen Meng und Art, und was uns mehr gefället,
Wo der Neptunus herrscht, als wie vor Augen stellet.
Verzeih es, werther Freund, daß itzt mein Dichterkiel
An Feld und Acker denkt. Du weist es, selbst Virgil,
Der Meister seiner Kunst, hat uns davon gesungen.
Du weist, wie glücklich ihm Karthagens Bild gelungen,
Da er das Volk beschreibt, das Stein und Bäume haut,
Das Grund und Mauren setzt, und Thor und Häuser baut;
Und dessen Munterkeit durch Fleiß und Müh erkläret,
Wodurch ein Bienen Heer sein künstlich Werk gewähret.
Da weiset uns sein Witz, wie dieser Vogel fliegt,
Der Blumen Säfte saugt, den Bau zusammen fügt,

Die Honigfächer füllt, den Schwarm der Jungen leitet,
Und wider das Geschlecht der wilden Hummeln streitet.
So fallen mir anitzt die holden Fluren ein,
Die, Werther, dich und mich vergnügen und erfreun.
Der auserlesne Tag, der deinen Fleiß belohnet,
Erinnert mich des Orts, wo wir vor dem gewohnet.
Ich seh die lautre Fluth, der kleinen Ströme Preis,
Die reine Perlen zeugt, den angenehmen Oveis,
An welchem Florens Macht die fetten Wiesen kleidet,
Die unser Wiegendorf von Lausitz trennt und scheidet.
Dort, wo die Cynosur sich um den Weltpol schwingt,
Dort, wo das Sternenheer im Aufgehn steigt und blinkt,
Dort, wo der Südwind bläst, da leben die Gefilde,
Da pranget Schlesien mit Wald und Berg und Wilde.
Wie prächtig thürmen sich die jähen Felsen auf,
Daß Sinn und Auge stutzt, daß selbst der Wolkenlauf
Gehemmt und furchtsam geht. Die steilen Riesenhöhen,
Die auch zur Sommerszeit mit Schnee bedecket stehen,
ErregenGeist und Muth, wenn Licht und Sonne stralt,
Und der Gebürge Kleid, die dicken Wälder, malt.
Das angenehme Bild, das mir im Sinne schwebet,
Verführt mich fast zu weit! Das, das was dich erhebet,
Dich, werther Nerger, schmückt, verlangt ein Lob von mir.
Ich bin bereit dazu, des Vaterlandes Zier
Erweckt mir Herz und Blut. Ich kenne deine Gaben,
Die dich beliebt gemacht, und unterschieden haben:
Die Neigung, die du bald von Kindheit an gefühlt,
Dem Lobe nachzugehn, die auf was edles zielt;
Das Feuer, das dich treibt, die Weisheit anzuhören,
Ihr Tag und Nacht zu weihn, dein Wissen zu vermehren;
Die Kraft, so dir dazu der Vorsicht Huld verliehn;
Die Lust, die Emsigkeit, das stetige Bemühn.

Die Schule, welche dich in Sprachen unterwiesen,
Vergißt den Eifer nicht. Die Arbeit bleibt gepriesen,
Wodurch du dich gezeigt, und Böttners Fleiß geehrt,
Der in Laubanien mit Ruhm und Beyfall lehrt.
Der Grund war wohl gelegt. Du kamest voll Verlangen
In dieses Pleißathen, wo Kunst und Sitten prangen,
Wo Art und Höflichkeit die Fremden an sich zieht,
Und Weisheit und Verstand in reichem Maaße blüht.
Hier ward dein Geist erst froh, hier fand er sein Vergnügen,
Hier ward er angeflammt, das alles zu besiegen,
Was widersinnisch ist. Er trieb mit aller Kraft,
Was die Vernunft erhöht. Er trieb die Wissenschaft,
Die uns das Wesen zeigt, auf Quell und Ursprung führet,
Und durch Beweis und Schluß Begierd und Sinn regieret.
Dein Fleiß gieng nie zurück; er blieb auf seiner Bahn.
Was deiner Lehrer Mund gesagt und dargethan,
Und durch die Deutlichkeit der Finsterniß entzogen,
Und in ein Licht gesetzt, das ward daheim erwogen.
Wie eifrig suchtest du, was in den Körpern steckt,
Und was Geschicklichkeit, Versuch und Kunst entdeckt!
Dir war gar wohl bewußt, man könne wenig finden,
Wenn die Erkenntniß fehlt, die aus gewissen Gründen
Des Raumes Eigenschaft, der Größen Unterscheid
Durch Zahl und Maaß bestimmt. Du schontest keiner Zeit,
Du lerntest und begriffst, was einer wissen sollte,
Der vormals in Athen den Plato hören wollte.
Wo blieb die Poesie? Wo blieb die Redekunst?
Wo blieb der Schreibart Zier? Du kanntest ihre Gunst.
Und lachtest nur dazu, wenn mancher sich erkühnte,
Und sie verächtlich hielt, und seiner Faulheit diente.
Dir war die Sprache lieb, die Cicero geschmückt,
Du übtest dich darinn, und schätztest die beglückt,

Die ihre Reinigkeit, ihr ganzes Wesen kennen,
Und alles, was man denkt, mit echten Worten nennen
Wie freudig muß demnach der treue Vater seyn!
Wie vielen Dank und Ruhm wird er dem Höchsten weihn!
Ganz recht, verdientes Haupt, dein Sohn ist wohl gerathen,
Die Weisheit ist ihm hold, und preiset seine Thaten,
Und reicht ihm Ring und Kranz, und hebet ihn empor.
Dein Sorgen ist versüßt, es zeigt dirs Aug und Ohr:
Was du auf ihn gewandr, darf dich nun nicht gereuen.
Sein wohlgesetzter Sinn läßt sich durch nichts zerstreuen,
Sein Einsehn und Verstand giebt nur der Wahrheit Raum
Und unterscheidet leicht, was Gleißnerey und Schaum,
Was Tand und Irrthum ist, was bloß die Augen blendet,
Was nur durch Reiz und Wahn die kurze Zeit verschwendet.
Sein Eifer ruhet nicht Du wirst nunmehr die Frucht
Von seiner Arbeit sehn. Er fähret fort, und sucht,
Der Vorurtheile Macht zu dämpfen zu verwerfen,
Und stets Vernunft und Witz zu bessern und zu schärfen.
Auf, edler Nerger, auf, verfolge deine Spur,
Die du gefunden hast. So lebhaft die Natur
Die Gegend ausgeziert, die dich zur Welt gebohren;
So willig hat dich auch der Weisheit Huld erkohren,
Die Wahrheit einzusehn, der Tugend nachzugehn,
Und beyder Trefflichkeit zeitlebens zu erhöhn.

* *

Abhandlung
von
den Absichten des Schöpfers,
bey Darstellung der Blumen,
und den damit
verknüpften Pflichten der Menschen
durch
M. Georg Friedrich Bärmann.

Die Absichten des Schöpfers in der Natur untersuchen, ist eine Bemühung, welche vielen verwegen, manchen gar strafbar scheinen kann; zumal in unsern Zeiten, da sich Leute finden, denen alles verdächtig ist, was nur die menschliche Vernunft einigermaßen zu erheben scheint. Denn ist das nicht eine Kühnheit, werden sie sagen, daß man sich untersteht, die verborgenen und geheimen Absichten Gottes zu erforschen, die Tiefen der göttlichen Weisheit zu ergründen, und von den so mannigfaltigen und erstaunenswürdigen Werken des Schöpfers die Ursachen zu zeigen? Und welches Unternehmen könnte ihrer Meynung nach strafbarer seyn, als dieses, daß ein Mensch durch die Vernunft in die Rathstube des unerforschlichen Wesens eindringen will, die Vernunft zu einer Richterinn über die Werke des Schöpfers setzet, und sich nicht damit begnüget, daß er derselben Vortrefflichkeit und die Herrlichkeit ihres Urhebers in stiller Demuth bewundert,

sondern

sondern sich so gar unterfängt, dessen Absichten dabey nach der Weltweisheit zu beurtheilen?

Mein Vorhaben verbindet mich, den Verdacht einer solchen Kühnheit von meiner Abhandlung, gleich anfangs abzulehnen. Es können dergleichen Gedanken nur bey solchen Leuten entstehen, welche sich vor bloßen Worten zu entsetzen gewohnet sind, und sich selbst Schreckenbilder erdichten, die sogleich verschwinden müssen, so bald man ihnen ihre verwirrten Gedanken aus einander wickelt. So gefährlich ihnen diese Bemühung der Weltweisen Anfangs vorkömmt: So gewiß glaube ich, daß sie selbige billigen würden, wenn sie sie besser kenneten. Denn sollten sie wohl leugnen, daß diese Welt ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten ist, daß in den sichtbaren Wirkungen der Natur und in den unsern Sinnen ausgestellten Geschöpfen deutliche Zeichen der unsichtbaren Gottheit und Herrlichkeit des Schöpfers gefunden werden? Sollten sie wohl diejenigen schelten, welche sich bemühen, die natürlichen Dinge von allen Seiten zu betrachten, bis sie die Spuren einer Fürsehung finden, von den Wirkungen der Natur auf die Nothwendigkeit eines weisen Schöpfers schließen, oder die schon sonst erkannten Vollkommenheiten Gottes durch die Erfahrung mehr und mehr erhärten, und also die deutlichsten Zeugnisse von seinem vollkommensten Verstande und Willen, die er selbst in die Natur gepräget hat, dem menschlichen Geschlechte vor Augen legen können? Und nichts anders thun diejenigen, welche die Absichten Gottes in der Natur erforschen.

Wenn wir keine schläfrige Zuschauer der Wirkungen der Natur sind: So können wir leicht wahrnehmen, daß die natürlichen Dinge auf eine gewisse Art mit einander ver-

knüpft sind, daß immer eins aus dem andern entspringt, daß eins um des andern willen ist, daß sie insgesammt in einer solchen Verhältniß, wie Mittel und Absichten stehen. Wir sind auch aus andern Gründen versichert, daß die Hauptabsicht des weisen Schöpfers bey Hervorbringung der Welt eine solche Ordnung und Einrichtung ihrer Theile erforderte, daß sie insgesammt in einem gewissen Zusammenhange stünden, wodurch die besondern Absichten des Schöpfers erhalten, und mit der schönsten Zusammenstimmung in der letzten Absicht alle vereinigt werden könnten. Durch die Vernunft sind wir fähig, den Zusammenhang der Sachen einzusehen. Woferne wir nun in den Wirkungen der Natur die Hand des Schöpfers und deutliche Proben seiner Gottheit finden wollen: Wie können wir dieses anders erhalten, als durch Beobachtung der Verknüpfung natürlicher Dinge, durch den rechten Gebrauch einer geübten Vernunft? Heißt dieses vielmehr die Vernunft zu einer Richterinn über die göttlichen Werke setzen, oder sie zu dem Endzwecke brauchen, wozu sie uns der gütige Schöpfer selbst verliehen hat?

Die besten unter den Weltweisen haben zu allen Zeiten diese Bemühung, die Absichten der natürlichen Dinge zu untersuchen, für die edelste und nützlichste gehalten, und zur Befestigung theils der natürlichen, theils der geoffenbarten Gottesgelahrtheit in den menschlichen Gemüthern angewendet. Sie haben sich aber dabey einen doppelten Endzweck vorgestellet. Einige haben durch die Betrachtung der Natur die Nothwendigkeit eines Schöpfers und Regenten der Welt nebst seinen Vollkommenheiten und Eigenschaften erweisen wollen. So

pflege=

pflegete unter den ältesten Weltweisen Sokrates seine Schüler zu unterrichten, und andere nach ihm, welche nur nicht anstatt einer weisen Vorsehung einen blinden Zufall verehreten, wendeten die Betrachtung der natürlichen Dinge zu eben dem Ende an*, ob sie schon nicht alle hierinnen gleich glücklich waren. In den neuern Zeihaben Ray, Derham und einige andere dieser Bemühung mit vielem Ruhme obgelegen. Andere Weltweise haben einen andern Endzweck dabey gehabt, nemlich die schon aus andern Gründen erkannten Lehren von Gott, durch das, was in der Natur angemerket wird, als durch klare Proben zu bestätigen, die Richtigkeit ihrer Begriffe von den göttlichen Eigenschaften gleichsam durch die Erfahrung darzuthun, und die Art zu zeigen auf welche diese Welt ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten wird, welchen Endzweck auch der vornehmste unserer Weltweisen durch seine Untersuchung der Absichten der natürlichen Dinge vollkommen erhalten hat.

Indessen da wir eine erstaunenswürdige Mannigfaltigkeit der Geschöpfe in dieser Welt finden; da die Natur ein unerschöpfliches Meer von Veränderungen und vom Ueberflusse in sich begreift: So kann es wohl seyn, daß die Weltweisen, in Betrachtung der Absichten in der Natur, die Natur noch nicht erschöpfet haben. Ja es sind von den natürlichen Dingen noch verschiedene übrig, deren Absichten eine besondre oder doch genauere

* Siehe Xenophons Nachrichten von Sokrates 1 Buch, in dem Gespräche mit dem Aristodem, und Ciceros 2 Buch von der Natur der Götter.

Untersuchung verdienen. Ich weis nicht, ob ich unrecht thue, wenn ich auch die Blumen hierunter rechne. Es haben verschiedene Naturkündiger die Art ihrer Zusammensetzung zu untersuchen sich beflissen: Doch vielleicht haben sie es nicht nöthig erachtet, bey der Menge anderer Dinge auch die Blumen auf allen Seiten zu betrachten, auf welchen man die natürlichen Dinge ansehen muß, wenn der Verstand gesättigt und das Herz gerühret werden soll. Aber da die Blumen nicht weniger dazu gemacht sind, daß sie die Menschen die göttlichen Vollkommenheiten lehren sollen, als die größten Geschöpfe, die wir in dem Himmel, oder auf unsern Erdboden bewundern: So scheint es der Mühe werth zu seyn, daß wir nicht allein die Entdeckungen der Naturkündiger erklären, sondern uns auch dieselben zu Nutzen zu machen suchen. Das ist das Ziel gegenwärtiger Abhandlung, darinnen ich die Absichten des Schöpfers bey Darstellung der Blumen, und die damit verknüpften Pflichten vorzustellen gesonnen bin.

Ich setze zum Voraus, daß der Gott, den wir verehren, der Urheber dieser Welt, und ein vollkommen vernünftiges und freyes Wesen ist, welches niemals ohne Absichten handelt; daß die Hauptabsicht der Erschaffung dieser Welt die Offenbarung seiner Vollkommenheiten ist; und daß alles, was aus dem Wesen und der Natur der Geschöpfe erfolget, unter die Zahl der göttlichen Absichten in der Natur gehöret. Die beyden ersten Sätze wird jedermann zugestehen, wer nur die ersten Gründe der natürlichen oder der geoffenbarten Gottesgelahrtheit gefasset hat: Der letzte aber scheint einiger Erläuterung zu bedürfen. Weil man weis, daß die Menschen, die etwas durch die Kunst hervorbringen,

ihre

ihre Werke anfangs nur zu einer gewissen Absicht bestimmet haben, und daß man nach und nach eben dieselben zu vielen andern Sachen angewendet hat, woran ihre Erfinder niemals gedacht haben: So ist man geneigt, auch von den Werken der Natur zu urtheilen, daß sie nur zu einer gewissen Absicht von Gott geschaffen wären, und daß hernach der Witz der Menschen sich derselben auch zur Erhaltung andrer Absichten bedienet hätte. Niemand wird leugnen, daß die Absicht des Schöpfers bey Erschaffung unserer Sonne die Erleuchtung und Erhaltung ihrer Planeten, und bey Hervorbringung des Wassers die Nahrung der Thiere und der Pflanzen sey: Aber insgemein zweifelt man doch, ob auch die genaue Eintheilung der Zeit, nach der scheinbaren Bewegung der Sonne, und die Treibung der Mühlen durch das Wasser der Flüsse göttliche Absichten bey Darstellung dieser Geschöpfe gewesen sind. Man übereilet sich sehr; wenn man auf solche Art von den Werken des Menschen auf die Werke Gottes schließen will. Der menschliche Verstand ist von der Vollkommenheit des göttlichen Verstandes unendlich weit entfernet. Der Verstand Gottes stellet sich alle Dinge auf einmal in der größten Deutlichkeit vor, und sieht nicht allein das Wesen eines Dinges, sondern auch zugleich alles das genau ein, was nur aus dem Wesen desselben fließt. Wenn nun dieser vollkommenste Geist die Hervorbringung einer Sache beschließt: So muß er auch alles dasjenige wollen, was durch die Natur und das Wesen derselben erfolgen, und erhalten werden kann. Daher ist es klar, daß die Folgerungen aus dem Wesen der Geschöpfe, und selbst der Nutzen der natürlichen Dinge in den Künsten, göttliche Absichten seyn müssen, und daß Gott sol-

che Geschöpfe als Mittel hervorgebracht hat, diese Absichten zu erreichen. Denn was heißt eine Absicht anders, als das, was ein vernünftiges und freyes Wesen zu erhalten sich bestrebet? Da also diese Gründe, die ich hier angenommen, ihre Gewißheit haben: So lasset uns nur die Blumen, diese Zierrathen der Natur, etwas genauer betrachten; lasset uns ihre Verbindung, mit andern Dingen, um deren Willen sie sind, untersuchen; lasset uns endlich auf die Eigenschaften ihres anbethenswürdigen Schöpfers, und auf unsre Pflichten, aufmerksam seyn, welche uns diese künstliche Geschöpfe lehren werden.

Ich rede hier von den Blumen, in so weit sie Theile der Pflanzen sind. Eine vollkommene Blume, die am meisten unsre Betrachtung verdienet, hat vier Theile, den Kelch, den Griffel, die Fäden, und die Blätter. Der **Kelch** ist das unterste Theil einer Blume; er ist an dem Stiele der Blüthe befestigt; er ist gleichsam das Band, welches die übrigen Theile der Blume verknüpfet und zusammen hält, und das Kleid, in welches sich die ganze Blume verhüllet, ehe sie noch in dem Stande ist, sich vor uns sehen zu lassen; er ist nach Beschaffenheit verschiedener Blumen bald zärter, bald stärker, und besteht aus wenigern oder mehrern Blättern, welche bald schuppenweise, bald kronenweise, bald auf andere Art mit einander verbunden sind.

Der **Griffel** ist die Verlängerung des Stieles der Blume. In denen Blumen, welche ihren Samen in einem Behältnisse eingeschlossen haben, geht er mitten durch dieses Behältniß, und ragt oben über dasselbe hervor. In andern Blumen, welche ihren Samen bloß

tragen,

tragen, sitzt er mitten unter den Samenkörnern auf dem Stiele der Blume.

Endlich um den Griffel herum stehen die **Fäden** und die **Blätter.** Diese sind eben dasjenige, was unser Auge an den Blumen mit so vielem Vergnügen bewundert. Die Zärte der Fäden und ihrer geschmückten Häuptchen, die verschiedenen und prächtigen Farben der Blätter machen das meiste von der unvergleichlichen Schönheit der Blumen aus. Aber sollte nicht ihre Schönheit mit Nutzen verknüpft seyn? Lasset uns dieses untersuchen.

Wenn wir den Blumen in ihrem Ursprunge und in ihrem Fortgange aufmerksam folgen: So merken wir, daß sie mit den Samen genau verbunden sind. Wir wollen zuerst unsre Augen auf den Kelch einer Blume werfen, und sie gleichsam in ihrer zartesten Kindheit betrachten. Da liegen Blätter, Fäden, Griffel und Samen in dem Kelche verschlossen und eingewickelt. Sie bleiben so lange in diesem Zustande, bis die angenehme Wärme des Frühlings oder des Sommers die Blume aufschließt. Wenn wir die Blume in diesem Zustande erbrechen: So finden wir einen Samen, der noch ungemein jung und zart ist, so daß wir ihn meistens mit blossen Augen nicht entdecken können. Wenn dieser Same anfangs ganz frey der Luft, dem Regen, und den Stralen der Sonne unterworfen wäre; wie bald würde ihn nicht die rauhe oder kalte Luft ersticken, die Nässe verderben, die Hitze verbrennen? Aber der Same der Pflanzen ist der Natur viel zu lieb, als daß sie das sollte geschehen lassen. Deswegen hat sie dem zärtlichsten unter den Samenkörnern den Kelch, als den stärksten und dichtesten Theil der Blume, und die Blumenblätter, die

über

über dem Samen liegen, zur Bedeckung und zur Beschützung vor der Gefahr gegeben, welcher sie in freyer Luft ausgesetzt seyn würden. Diesen Nutzen hat nicht der Blumenkelch allein: Sondern wir finden auch bey verschiedenen Pflanzen, sonderlich wenn ihre Blumen von Kelchen entblößt sind, daß die Blumenblätter allein fast auf gleiche Art die Bedeckung ihres Samens seyn müssen. Der Sonnenschein und die warme Luft breiten die Blumen aus *, der Abend und der Regen schließen sie wieder zu. Dieses geschieht am meisten im Anfange der Blühte, da der Same solcher Pflanzen noch zu jung und zart ist, als daß er den Anfall einer rauhen Luft, die des Nachts zu wehen pfleget, und die überflüssige Nässe des Regens vertragen könnte. Warum hat nun der Schöpfer die Blumen solcher Pflanzen mit dicken Kelchen umzäunet, oder mit solchen Blättern versehen, welche geschickt sind, bey den Veränderungen der Luft sich von sich selbst aufzuthun, oder zu zuschließen? Dürfen wir lange fragen, warum sich die Menschen Häuser gebauet, und das Vieh Hölen zubereitet; wenn wir sehen, daß sie bey entstandenem Sturm und Wetter, und vor der rauhen Luft der Nacht, darein ihre Zuflucht nehmen?

Aber wir wollen doch genauer auf die Blätter der Blumen Acht geben: Wir sehen, daß diese Blätter entweder den Samen umgeben, oder das Samenbehältniß einschließen, oder auf denselben befestiget sind.

Wir

---

* Z. E. in den Tulipanen, in der Jalappa, im Pfaffenkraute, (dens leonis) Gauchheile (anagallis) Wegwarten (cichorium) Windenkraute (convolvulus) u. a. m.

Wir finden in den Blättern der Blumen, wie in andern Blättern eine groſse Menge einer bläſigen Materie, viele Luftlöcher und viele Fasen, welche geſchickt ſind, von auſsen Luft, Saft und Feuchtigkeit anzunehmen, und durch die Blätter fortzuleiten. Der Geruch, der Geſchmack, ſelbſt die Farben dieſer Blätter bezeugen genugſam, daſs auch in der That ein beſonderer Saft in ihnen flieſst, welcher aus verſchiedenen ölichten und ſalzigen Theilchen beſteht. Erforſchen wir die Beſchaffenheit der Samenkörner; ſo finden wir auch in ihnen eben ſolche Theilchen. Was hindert uns alſo zu ſchlieſsen, daſs die Blumenblätter dem Samen eben das ſind, was die andern Blätter der Pflanze ſind? Doch wir werden auch durch die Erfahrung in dieſem Schluſſe beſtärket. Die Blumenblätter ſehen wir eine ziemliche Zeit an dem Stiele der Blume ſtehen, ehe ſie abfallen. Sie verwelken nur erſt alsdenn und fallen ab, wenn der Same ſchon eine wirkliche Gröſse nnd Feſtigkeit erlanget hat. Wir können alſo nicht zweifeln, daſs durch die Blätter der Blumen gewiſſe Säfte in den Samen der Pflanzen geleitet werden, und die Natur dieſe Canäle mit dem Samen zu ſeiner Nahrung ſo lange verbindet, bis er derſelben nicht mehr nöthig hat.

Der Griffel ſteht mitten unter dem Samen, ja in denjenigen Pflanzen, deren Same in beſondere Behältniſſe eingeſchloſſen iſt, finden wir die Samenkörner ganz genau an der Verlängerung des Griffels innerhalb dem Behältniſſe hängen. Da nun auch der Griffel aus vielen Faſern zuſammen geſetzt iſt, die ſich auch bey etlichen Pflanzen in dem Samenbehältniſſe in einen gröſsern Raum ausbreiten; da er von auſsen viele Löcher zeiget: So fallen wir ungezwungen auf die Gedanken, daſs auch

der

der Griffel etwas von außen in den Samen zu leiten diene. Ja wir sehen, daß dieser Griffel unter allen Theilen der Blumen das dauerhafteste Theil ist, und eine lange Zeit unter oder auf der Frucht sitzen bleibt. Die Erfahrung hingegen hat auch gelehret, daß die Früchte verschiedener Pflanzen verdorben sind, nachdem man ihren Blumengriffel zu zeitig abgebrochen hatte. Hierdurch werden wir noch ferner bestätigt, daß der Griffel zum Fortkommen des Samens noch mehr als die Blätter nöthig sey.

Um aber dieses mit mehrerer Gewißheit zu erkennen: So lasset uns doch das letzte und zärteste Theil der Blume, die Fäden meyne ich, mit etwas schärfern Augen betrachten. Diese Fäden stehen auf dem Boden der Blume um den Samen herum. Auf ihren ungemein zarten Spitzen sehen wir ihre Häuptchen stehen. Wenn wir die Beschaffenheit dieser Häuptchen erforschen: So entdecken wir, daß sie einen sehr zarten harzichten Staub bey sich führen, welchen sie auch zu gewisser Zeit von sich geben. Da dieses nun alsdenn geschieht, wenn er eine gewisse Reife erlanget hat, und da die Blumenblätter mit den Fäden eine genaue Verbindung zu haben scheinen: So ist es wahrscheinlich, daß wir hier auch einen neuen Nutzen der Blumenblätter entdecket haben, welcher darinnen besteht, daß sie den Staub der Häuptchen zu seiner Reife bringen helfen und bey manchen Pflanzen, indem sie sich zusammen schließen, verhindern, daß er von jedem Regen nicht weggespielet werde. Daß dieser Staub auf den Boden der Blumen, besonders aber auf ihren Griffel, falle, wenn die Pflanze vom Winde oder sonst erschüttert wird, das können wir bey vielen Pflanzen mit bloßen Augen wahrneh-

nehmen. Ja wir beobachten noch mehr, wenn wir verschiedene Pflanzen mit einander vergleichen. Wie befinden, daß wir unrecht thun würden, wenn wir das Herabfallen dieses Staubes auf das Haupt und den Körper des Griffels für einen nur ungefähren Zufall halten wollten, dabey die Natur keinen Endzweck hätte. Warum hätte denn die Natur in verschiedenen Pflanzen die Fäden bald länger, bald kürzer, als den Griffel, gemachet? Warum ragen in allen Tulipanen, welche ihre Blumen gerade gegen den Himmel zu zukehren pflegen, die Fäden beständig weit über die Griffel hervor? Warum sind in allen Lilien, deren Blumen sehr tief zur Erde geneigt sind, die Fäden viel kürzer, als die Griffel? Würden wir der Natur etwas falsches andichten, wenn wir sagen, daß sie deswegen die Fäden in diesen nicht länger und in jenen nicht kürzer gemachet hat; weil sonst ihre Griffel von dem Staube ihrer Fäden nichts hätten genießen können? Aber wie geschickt befinden wir nicht auch den Griffel, diese Stäubchen aufzufangen, wenn sie auf ihn fallen? Wir sehen, daß die gütige Natur ihn gleichsam mit Händen begabt hat, die er begierigst aufthut, um diese Geschenke von den Häuptchen seiner Fäden zu empfangen. Denn sie hat ihn mit kleinen Spitzen besetzet, oder mit rauhen Flocken umhenket, und mit einem leimichten Safte von außen überzogen, und auf allen Seiten mit kleinen Oeffnungen durchstochen. Sollen wir also nicht sagen, daß die Natur etwas umsonst thut: So können wir nicht anders schließen, als daß der Griffel einer Blume durch seine inwendigen Hölen und Gänge entweder diese Stäubchen selbst, die er so begierig auffängt, oder woferne sie noch zu grob sind, einen dünnern Saft und Geist, der sich aus ihnen her-

aus ziehen mag, bis zu dem ihm anvertrauten Samen fortzuleiten dienet.

Was nützet aber dieser Staub in dem Samen? Vielleicht soll er ihm die Fruchtbarkeit geben. Es ist an dem, daß man in diesem Stäubchen auch durch die besten Vergrößerungsgläser noch nichts entdecket hat, was man als eine Ursache der Fruchtbarkeit des Samens angeben könnte. Man hat noch nichts darinnen gefunden, welches einem solchen Keimchen ähnlich gewesen wäre, welches in einem Samenkörnchen verborgen liegen muß, wenn es fruchtbar seyn soll, und welches sich durchbricht, wenn sein Behältniß guter Erde anvertrauet wird. Wer weis aber nicht auch auf der andern Seite, daß die Natur lebendige Geschöpfe nicht auf einmal darzustellen pfleget, sondern ihre Gliedmaßen nach und nach aus einander wickelt, und viele Verwandlungen mit ihnen vornimmt? Wer findet einen menschlichen Körper unter dem Vergrößerungsglase? Wer sieht es einer Puppe an, in die sich ein Seidenwurm verwandelt, wenn er sich eingesponnen, daß sie einen schönen Vogel zu ihrer Zeit hervorbringen wird; ja wer findet diesen Schmetterling unter den Ueberbleibseln des ersten Thieres, wenn er die aufgerißne Puppe auch mit bewaffneten Augen durchsuchet? So wenig nun der Mangel der Erfahrung in diesem Puncte dieser Muthmaßung Eintrag thut: So sehr wird sie hingegen durch die längst aus der Erfahrung bestätigte Anmerkung aller Weltweisen bestärket, daß die Natur in ihren Wirkungen immer die Aehnlichkeit liebe. Denn da die Erzeugung aller übrigen lebendigen und mit Gliedmaßen begabten Geschöpfe aus einem Eye geschieht, welches von einem männlichen Samen ist fruchtbar gemachet worden: So müssen wir desto geneigter

neigter werden, eine ähnliche Erzeugung der Pflanzen zu glauben, und ein jedes Samenkorn als ein Ey, diesen Staub der Blumen aber als den männlichen Samen der Pflanzen, anzusehen. Deswegen haben auch sonst alle unter den neuesten Naturlehrern dergleichen fruchtbarmachende Kraft dieses Staubes angenommen, und der Ritter **Morland** hat diese Meynung durch sinnreiche und sorgfältige Versuche bestätiget.* Selbst die gemeinen Erfahrungen streiten für diese Muthmaßung. Wenn im Frühlinge starke Regen fallen, welche die Stäubchen der Fäden verschwemmen; so wird die beste Hoffnung häufiger Früchte zu Schanden, welche die Menge der Blühten gemacht hatte. Wenn ein Gärtner in der Meynung die fruchtbaren Blühten der Melonen zu befördern, die tauben Blühten, welche diese fruchtbarmachenden Stäubchen mitten in sich halten, aber keine Früchte bringen, zu früh abschneidt, ehe diese Stäubchen reif werden und sich durch ihre Oeffnung auf die fruchtbaren Blüthen zerstreuet haben: So wird die Unvorsichtigkeit die Hoffnung des geizigen Gärtners betriegen. Diese Umstände machen, daß wir mit nicht geringer Zuversicht behaupten können, daß die Natur entweder die Stäubchen der Fäden selbst, oder einen lebendigmachenden Geist, den sie in sich haben, durch die Canäle des Griffels in den Samen leitet, um ihn fruchtbar und geschickt zu machen, das Geschlecht seiner Pflanze zu erhalten.

* Siehe die Philosophical Transactions. No. 287. Herrn Wolfs Gedanken von dem Gebrauche der Theile ꝛc. 7. Cap. Imgleichen das Spectacle de la Nature Tom. 1. Entret. 14.

Da nun Blätter, Griffel und Fäden so einen starken Einfluß in die Beschützung, Nahrung, Fruchtbarmachung des Samens haben: So wird niemand leugnen können, daß die Blumen zum Samen ungemein nöthig sind. Ja man kann noch mehr davon überzeuget werden, wenn man sich durch die Erfahrung, die auch schon die Alten angemerket haben, * unterrichten läßt, daß man umsonst Samen erwartet, oder wenigstens umsonst auf fruchtbaren Samen hoffet, wenn die Pflanzen ihrer Blumen eher beraubet worden sind, als sie sie entbehren können. Die Blumen sind also um des Samens willen. Das ist die erste, ja ich kann ohne Bedenken sagen, die vornehmste Absicht Gottes bey Darstellung der Blumen.

Ich komme nun auch zu dem mannigfaltigen Nutzen, den die Menschen von den Blumen haben, und die ich ebenfalls zu den göttlichen Absichten bey ihrer Darstellung rechnen muß. Die Blumen erstrecken die Dienste, welche sie uns leisten, so weit, daß wir sie niemals anders, als mit dankbarem Gemüthe anschauen sollten. Erstlich, wenn wir ihren verschiedenen Gebrauch untersuchen werden: So werden wir finden, daß sie zur Erhaltung und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens nicht wenig beytragen. Woher haben wir das Honig, die so angenehme Speise, den Zucker der Alten, das wir nicht allein mit Vergnügen genießen, sondern auch als eine Arzney gebrauchen können? Woher, sage ich, haben wir dieses Honig sonst, als von den Blumen? Die Blü-

---

* OVID. L. V. Fastorum.

Flore semel laeso pereunt viciaeque fabaeque,
Et pereunt lentes, aduena Nile, tuae.

Blühte der Bäume und anderer Pflanzen zieht die Schaaren der arbeitsamen Bienen, oft von weiten Orten herbey. Sie sammlen aus den Blumen den köstlichen Saft, den vortrefflichen Sirup, welcher durch keine menschliche Kunst zu bereitet werden kann, in solcher Menge, daß sie sich nicht alleine davon überflüssig nähren, sondern auch uns davon zu unserm Nutzen vieles überlassen. Woher nähmen wir das Wachs, das in den Apotheken, in den Werkstätten der Künstler, in dem gemeinen Leben zur Verfertigung tausenderley Dinge fast täglich gebrauchet wird: Wenn unsre Fluren ohne Blumen wären? Eben die Bienen, diese Thierchen, welche die göttliche Güte uns auf eine besondre Art als Dienerinnen zu gegeben zu haben scheint, daß sie uns das verschaffeten, was wir uns selbst auf keine Art verschaffen können, eben diese Bienen sehen wir mit einer erstaunenden Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit auf den Blumen beschäfftiget, wenn die Stäubchen der Fäden auf den Boden der Blumen fallen. Sie nehmen solche mit ihren zarten und rauchen Füßen zusammen, packen sie ein, und tragen sie mit sich in ihre Wohnung fort, wo sie ihn mit einer bewundernswürdigen Kunst eine Festigkeit, Fähigkeit, und Form zu geben wissen, und eine ganz neue Materie daraus bereiten, welche sie zu dem Baue ihrer Häuser anwenden können. Diese Materie, die sie uns schenken, oder die wir ihnen vielmehr rauben, erlangt unter unsern Händen die neue Gestalt des Wachses. Die Blumen sind also der Ursprung dieser Materie, die zur Erhaltung so wohl als zur Bequemlichkeit unsers Lebens so nützlich ist. Noch mehr, aus den Blumen selbst bereiten wir uns vieles, was zu unsrer Gesundheit und Ergötzung, zur Bequemlichkeit und zum

Wohlstande gehört. Wir machen uns aus ihnen einen Staub, der unsre Zimmer und Schränke mit einem angenehmen Geruche erfüllen kann, wir verfertigen aus ihnen wohlschmeckende Sirupe und Zuckerwerke. Wir machen aus ihnen Essenzen und abgezogne Wasser, welche theils durch ihren durchdringenden Geruch, die stockenden Lebensgeister wieder in Bewegung setzen; theils der Gesundheit auf andere Art zuträglich sind. Wir nehmen endlich auch aus ihnen manche Farben, und suchen ihnen durch die Kunst und gleichsam mit Gewalt die Schönheiten abzuzwingen, welche die Natur in sie so reichlich geleget hat.

Ich will hier nichts von dem Nutzen gedenken, den die Blumen zur Nahrung einiger Thiere haben; sondern dafür noch einen besondern Nutzen vorstellen, welchen sie den Menschen gewähren, ohne daß es die meisten selbst wissen. Der gütige und weise Schöpfer hat die Pflanzen mit solchen Eigenschaften versehen, daß sie dem menschlichen Geschlechte unumgänglich nöthig geworden sind. Nicht allein zu unsrer Speise sind sie geschickt: Sondern sie sind auch vornehmlich zur Erhaltung unsrer Gesundheit und folglich zur Fristung unsers Lebens so gar nöthig. Denn sie geben uns die bewährtesten Hülfsmittel wider die mannigfaltigen Gefährlichkeiten, denen unser Leib ausgesetzt ist. Deswegen müssen diejenigen, welche für die Gesundheit der Menschen Sorge tragen, auch die Kräfte und Eigenschaften der Pflanzen untersuchen. Hierzu aber ist nöthig, daß sie jede Pflanze kennen und von andern zu unterscheiden wissen. Es würde oft gefährlich seyn, wenn man sich die Aehnlichkeit zweyer Kräuter, die ganz entgegen gesetzte Kräfte haben, verführen lassen wollte, eines an statt des

andern

andern zu gebrauchen; und es ist bekannt genug, daß es giftige Kräuter giebt, welche mit andern heilsamen Kräutern viele Aehnlichkeit haben. Solche Kennzeichen aber, daraus man die Pflanzen mit Gewißheit von einander unterscheiden kann, müssen von den Theilen der Pflanzen selbst genommen werden. So wenig nun ihre Stengel und Blätter geschickt sind, dergleichen untrügliche Kennzeichen abzugeben: So nützlich finden wir zu dieser Absicht ihre Blumen. Nach ihrem Unterschiede kann man die Pflanzen mit der größten Gewißheit in ihre Geschlechter und Arten vertheilen, eine Art von der andern unterscheiden, und in die Kräuterlehre eine gewisse Ordnung einführen, deren Nutzen sich hernach durch die ganze Arzneykunst ausbreitet.

Doch es ist noch ein Nutzen übrig, welchen die Menschen von den Blumen ziehen; ein Nutzen, der so sinnlich, so allgemein ist, daß man mich vielleicht tadeln wird, daß ich es bisher versparet habe, ihn zu erwähnen. Wer rechnet nicht unter den Nutzen, den uns die natürlichen Dinge gewähren, auch das Vergnügen, das sie uns machen? Wem ist aber nicht bekannt, daß die Schönheit der Blumen und ihr lieblicher Geruch uns im Frühlinge und im Sommer ein besonderes Vergnügen verschaffen? Wer hat sich wohl jemals in wohlangelegten Gärten, oder auf schönen Wiesen, wo die Natur ganz allein die Gärtnerinn ist, befunden, der nicht seine Augen an der schönen Mannigfaltigkeit der bunten Farben in verschiedenen Blumen vergnüget und sich an dem angenehmen Geruche ergötzet hätte, womit die Luft von ihnen ganz erfüllet wird? Die Pflanzen sind zwar an sich selbst schön und bewundernswürdig: Doch ihre Schönheit wird ungemein vermehret, so bald sie nur anfangen, ihre

Blumen zu zeigen. Ihre Blühte zieht die Menschen aus den Häusern und Städten in die Gärten und Felder. Der Landmann lohnet sich selbst, nach vergangner Hitze des Tages seine saure Mühe in der kühlen Abendluft mitten unter den Blumen. Die durch Arbeit ermüdete Sinnen werden durch die Annehmlichkeit der Blumen gleichsam wieder erquicket. Ihre muntere Farben machen selbst den Geist fröhlich und munter. An den fröhlichsten Festen der Menschen haben die Blumen ihren Antheil. Die Alten bedienten sich ihrer als einer Zierrath ihrer Gastmahle, und noch heute zu Tage pflegen wir die ermüdete Lust eines Gastmahles durch den letzten Auftrag mit Blumen gezierter Früchte gleichsam wieder zu ermuntern. Selbst die Schönen trauen ihrer Schönheit nicht so viel Reizungen zu, daß sie nicht einige von den Blumen borgen wollten, deren sie sich in ihrem oft kostbaren Schmucke bedienen. Das Vergnügen, welches unsre Sinnen aus den Blumen schöpfen, macht uns so begierig nach ihnen, daß wir nicht erwarten können, bis die gelinde Luft des Frühlings die Blumen aus dem erwärmten Schoße der Erde treibet, sondern daß wir ihren Wachsthum vor der Zeit durch die Kunst befördern; ja daß wir uns aus Wachs etwas verfertigen, das ihnen ähnlich ist, wenn uns die traurige Jahreszeit, der Winter, dieselben versaget.

Die Schönheit der Blumen ist so reizend, daß ich die Betrachtung derselben nicht so leicht wieder verlassen kann. Sie führet mich auf eine Anmerkung, die mit meinem Vorhaben viel zu genau verbunden ist, als daß ich solche mit Stillschweigen übergehen sollte. Zwey Dinge sind es, die ich nicht genug bewundern kann, wenn ich die Reizungen der Blumen überlege; erstlich

die

die allgemeine Zusammenstimmung aller Menschen in dem Urtheile von der Schönheit der Blumen; anderntheils das Vorrecht der menschlichen Seele, von ihrer Schönheit gerühret zu werden. Ich sehe, daß sonst die Menschen in ihren Urtheilen, welche die Schönheit gewisser Dinge betreffen so sehr unterschieden sind. Was man nur erst für schön gehalten hat, das sieht man in kurzem kaltsinnig an, ja endlich bekömmt man gar einen Ekel davor. Wie oft verändern wir nicht dasjenige, was wir in der Sprache, in der Musik, in unserer Kleidung, in unserm Schmucke für schön und artig halten? Kaum ist eine Mode allgemein geworden: So fängt sie uns schon an ekelhaft zu werden. Es wird etwas neues erdacht, und das gefällt so gleich besser. Dieses Schöne besteht wiederum nur kurze Zeit, und etwas Altes, welches vor langer Zeit für häßlich gehalten wurde, welches fast ganz in die Vergessenheit gerathen war, das kömmt wieder auf, das fängt wieder an zu gefallen, das vertreibt dasjenige aus unserm Wohlgefallen, was erst vor kurzem mit allgemeinen Beyfalle war aufgenommen worden. Da ein Mensch in der Beurtheilung der Schönheit veränderlich ist: So ist leicht zu denken, wie sehr sich der Geschmack der Menschen durch ganze Jahrhunderte verändern müsse. Wie lächerlich kömmt uns itzo der Putz und der Aufzug vor, in welchem unsre Vorfahren vor hundert Jahren einander ungemein gefielen? Wie witzig müssen sich nicht unsre Alten zu seyn gedünket haben, wenn sie in ihren Gebäuden, die uns aus den letzten Jahrhunderten noch übrig sind, die Einrichtung, die Zierrathen erfunden haben, die uns itzo so ungereimt, so abgeschmackt vorkommen? Ueber dieses wer weis nicht, wie verschieden in den meisten Dingen der

Geschmack bey verschiedenen Völkern ist, auch bey solchen, die zu einerley Zeit leben? Wie kömmt es nun, daß bey einer solchen Unbeständigkeit des Geschmackes dennoch die Blumen zu allen Zeiten, von allen Völkern für Zierrathen der Natur gehalten worden sind, und daß sie jedwedem gefallen, dem sie einmal gefallen? Es sind keine Moden unter ihnen: Die Natur bringet sie alle Jahre in einerley Kleidung, mit einerley Putze, unter einerley Gestalt wieder hervor. Die Rosen haben vor tausend Jahren nicht anders ausgesehen, als heuer, und die Lilien haben zu allen Zeiten diese Einfalt und diese Schönheit mit einander verknüpft gehabt, die wir noch itzo an ihnen bewundern. Gleichwohl haben die Blumen den Morgenländern, und den Europäern, den Griechen, und den Römern allezeit gefallen. Allen Dichtern bey diesen Völkern, die zu unterschiedenen Zeiten gelebet, haben die Blumen zu reizenden Beschreibungen des Schönen und des Angenehmen dienen müssen. Die Blumen sind bey ihnen allemal die Zierde ihrer Gastmahle, ihrer Tempel, ihrer Altäre, ihrer Opfer gewesen. Und wie allgemein noch heute zu Tage das Vergnügen ihrer Schönheit ist, wie sehr wir uns noch immer bemühen, in unsre Kleider, in unsern Schmuck, in unsre Gemälde und Statuen, kurz fast in alle Werke der Kunst, die nur gefallen sollen, Blätter und Blumen zu mischen, wie sorgfältig wir unsre Gärten, unsere Tempel, unsre Zimmer, entweder mit lebendigen oder mit künstlichen Blumen schmücken, wie wir uns ihrer noch immer bey den fröhlichsten Begebenheiten zu bedienen pflegen, das ist eine Sache, die jedermann bekannt ist. Was ist nun die Ursache, daß wir, die wir uns in so manchen Urtheilen von den Alten trennen, in diesem

sem Stücke noch nicht von dem Geschmacke der Alten abgewichen sind? Wie kömmt es, daß die verschiedenen Völker, die noch itzo neben uns fast die halbe Fläche der Erdkugel bewohnen, und die in ihren Sitten, Trachten, Speisen, Gebäuden so einen mannigfaltigen Geschmack haben, dennoch alle in dem Urtheile von der Schönheit der Blumen mit uns zusam̃en stim̃en? Wer entdeckt mir die Gründe der Eintracht dieses Geschmackes bey allen Menschen und zu allen Zeiten? Hernach, wer saget mir, wie es zugeht, daß da die unvernünftigen Thiere uns doch bey manchen Gelegenheiten Zeichen ihres Vergnügens über gewisse Dinge geben, nur die menschlichen Seelen das Vorrecht erlanget haben, daß sie von der Annehmlichkeit der Blumen gerühret werden? Wir sehen das Vieh auf der Weide, die mit den schönsten Blumen pranget, unter so vielen Schönheiten ganz kaltsinnig einher gehen. Sie verschonen die Blumen so wenig, als das Gras, sie treten mit ihren Füßen beydes zu Boden, und mit ihren Zähnen mähen sie die Blätter der Kräuter und ihre Blumen gleich gelassen ab. Wollte man diese Ursache anführen; weil nur die menschliche Seele das Vermögen hat, die Vollkommenheiten der Dinge durch die Vernunft zu begreifen: Wie geht es aber zu, daß auch ein Kind, bey dem sich noch fast nicht der geringste Gebrauch der Vernunft äußert, durch besondre Zeichen eines Vergnügens an den Tag leget, daß eine schöne Blume, die man ihm vorhält, auch für dasselbe schon ihre Reizungen habe? Entspringt bey uns das Vergnügen an den Blumen bloß aus dem lebhaften Eindrucke, welchen die Pracht ihrer Farben, und die Proportion ihrer zarten Theile in unsere Sinnen machet: Warum entsteht nicht daraus eine gleiche Wirkung bey

den

den andern Thieren, deren Augen eben so, wie unsere, gebauet sind? In dieser Unwissenheit bin ich nichts vermögend einzusehen: Ich will mich auch nicht bemühen, die verborgne Kraft zu entdecken, wodurch die Blumen in den Herzen aller Menschen solche angenehme Regungen hervorzubringen fähig sind.

Doch aus aller dieser Ungewißheit leuchtet mir eine Wahrheit so hell in die Augen, daß ich nicht umhin kann, dieselbe hier anzumerken. Ich weis, daß der große Schöpfer dieses Ganze als einen Spiegel seiner unendlichen Vollkommenheiten hervor gebracht hat. Alles, was seine Hände gebauet haben, ist gut, und vollkommen in seiner Art. Aber in diesen Spiegel zu schauen taugeten keine andere Geschöpfe, als denkende Wesen. Unter der erstaunenden Menge der Geschöpfe sehe ich nur zweyerley Arten von Körpern, die mit denkenden Wesen auf eine unerkannte Weise verknüpft sind, die Körper des Viehes, und die Körper der Menschen. Jene, da sie nur deswegen waren hervorgebracht worden; weil es theils nicht gut war, daß sie nicht wären, theils weil sie den Menschen nützlich seyn sollten, bekamen von ihrem Schöpfer nur solche Seelen, in denen man keine andern Regungen entdecket, als welche sie zur Erhaltung ihres Lebens und ihres Geschlechtes antreiben. Die menschlichen Körper aber, da sie an sich vollkommener waren, als jene, hatten auch den Vorzug, daß sie mit solchen Seelen verknüpft wurden, die der Schöpfer würdig schätzete, ihnen die Abbildung seiner Vollkommenheiten in der Welt zu zeigen. Diese waren mit der Vernunft ausgerüstet, und in diese hatte er über die Regungen, welche sie mit den Seelen des Viehes gemein haben, noch einen besondern und unvergleichlich edlern Trieb gelegt,

leget, das Vergnügen meyne ich, aus den Empfindungen der Ordnung, der Proportion, und der Vollkommenheit der Dinge. Dieser Trieb sollte sie verbinden und bewegen, ihre Vernunft zu Erlangung derjenigen Absicht zu gebrauchen, in welcher sie der Schöpfer aus ihrem Nichts hervor gezogen, und mit so vollkommenen Körpern verknüpfet hatte. Und weil alle menschliche Seelen in dieser Absicht waren erschaffen worden: So war auch von dem Schöpfer in gewisse natürliche Dinge die verborgene Kraft geleget worden, dadurch sie vor vielen andern ihre Proportion und Vollkommenheit allen Menschen empfindlich machen, und auch bey den Einfältigsten so wohl, als den Verständigsten, den heilsamen Trieb erwecken können, der ihnen allen natürlich ist. Warum sind also die Blumen, die vornehmlich unter diese natürliche Dinge gehören, von denen ich nur erst geredet habe, warum sind die Blumen allen Menschen so schön, daß uns die meisten zu keinem andern Ende, als zur Ergötzung unsers Gesichts gemacht zu seyn scheinen? Will man sagen, weil sie nicht anders haben seyn können: So weis ich nicht, wie man das beweisen kann. Wer weis denn, ob durch die Blumen nicht eben die Absicht hätte in Ansehung des Samens erreichet werden können, die wir oben erkannt haben, wenn sie gleich andere Figuren, weniger Verzierungen, geringere Schönheit bekommen hätten? Wer weis denn, ob die Blumen nicht noch eben das seyn könnten, was sie itzt sind, wenn sie gleich unser Gemüth weniger rührеten? Aber das erkenne ich mit Gewißheit, daß Gott deswegen den Blumen so viele Reizungen für alle Menschen gegeben hat, damit sie erstlich die Augen aller Menschen auf sich zögen, und alsdenn in dieselben einige Stralen seiner

Vollkommenheiten zurück wärfen, welche auf sie, als auf ein sonderbares Theil dieses großen Spiegels der göttlichen Herrlichkeit, fallen. Sie sollen uns erstlich durch ihre Schönheit an sich locken, und hernach unsre Lehrerinnen werden, und unsre Vernunft von dem, was wir an ihnen sehen und bewundern, auf dasjenige führen, was wir nicht sehen, und was doch unserer Bewunderung unendlich würdiger ist. Alle Dinge in der Natur sind geschickt, uns zu unterrichten; weil aus allen Ordnung, Absichten, Weisheit hervorleuchten: Doch einige sind geschickter hierzu als andere; weil sie uns aufmerksamer und lehrbegieriger zu machen fähig sind. Diese scheinen uns gleichsam von freyen Stücken zu sich zu rufen und uns ihre Lehren auf das freundlichste anzubiethen. Wenn nur nicht die meisten Menschen halb schlafende Zuhörer dieser Lehrerinnen wären! Wenn nur nicht die meisten bey dem sinnlichen Vergnügen über natürliche Dinge des hohen Vorrechtes der menschlichen Seele vergäßen, die allein geschickt ist, in den Schönheiten der Natur die Schönheiten des vollkommensten Wesens zu erblicken! Es ist gewiß: **Jedwedes Blatt hat einen Mund**, iedwede Blume redet uns an, und saget uns etwas. Wie aber? haben wir keine Ohren für die Stimme? sind wir nicht geschickt, ihre Sprache zu verstehen? Ach ja, diese Sprache ist so deutlich, daß sie jedermann verstehen muß, der ihnen nur aufmerksam zuhöret. Ich will mich bemühen, ein Ausleger der Worte zu werden, mit welchen uns die Blumen unterrichten.

Ihr betrachtet uns mit vielen Vergnügen, o ihr Menschen, die ihr so viel edlere Geschöpfe seyd, als wir. Eure Aufmerksamkeit gefällt uns, und verbindt uns,

euch

euch alle unsre Vortrefflichkeiten zu zeigen. Sehet zuerst die künstliche Zusammensetzung aller unsrer Theile. Wie dünne sind nicht unsre Blätter, die doch sehr fest mit einander oder mit unserm Kelche verknüpft sind, und, die oft zugleich viele unterschiedene Materien in sich haben, welche in euren Augen die Empfindungen von so verschiedenen Farben zugleich erregen? Wie zart sind nicht unsre Fäden, wie schwach ihre Spitzen, die doch ihre Häuptchen tragen? Wie künstlich sind nicht in diesen Häuptchen gewisse Kämmerchen zubereitet, in welchen ungemein zarte Stäubchen gebildet werden? und welche sich aufschließen, wenn diese Stäubchen reif sind? Mit welcher Kunst sind nicht unsre Griffel verfertigt? Sehet nur, wie einige Fasern von unsern Stengeln abgeleitet werden, die mit einander genau verbunden und doch so weit von einander abgesondert sind, daß zwischen ihnen noch die zärtesten Hölen und Canäle bis zu dem Samen fortgehen. Wer ist unter euch, der den Ruhm des witzigsten und künstlichsten hat? Lasset es ihn versuchen, ob er durch die Kunst solche Dinge hervorbringen kann, die uns ähnlich sind. Erweget doch, wie viel Mühe die Natur sich mit uns giebt, ehe sie uns in den Stand setzet, daß wir uns vor euch sehen lassen können, welches sie doch alle Jahre thut. Aber bedenket auch, wie erstaunend die Mannigfaltigkeit unsrer Gestalt ist. Unsre Anzahl ist unendlich groß: Doch sind wir unter einander so sehr unterschieden. Wir theilen uns in fast unzählige Arten ein, davon eine jede in der Beschaffenheit der Theile, in ihrer Proportion, in ihrer Zusammensetzung, in ihrer Figur, in ihren Farben etwas besonders hat. Uns alle, die wir so künstlich gebildet sind, hat unser Schöpfer in so erstaunender Mannigfal-

tigkeit hervorgebracht. Bewundert ihr nicht, o ihr Menschen, in uns, so klein wir sind, die Größe seiner Macht? Oder bildet ihr euch wohl ein, daß wir Wirkungen eines ungefähren Zufalles und einer blinden Nothwendigkeit wären. Was unstreitig wegen eines andern ist, und was augenscheinlich auf einen gewissen Nutzen zielet, kann das von ungefähr geschehen, oder muß es mit Fleiß und Ueberlegung gemacht worden seyn? Sehet ihr nun aber nicht, daß uns der, der uns im Anfange gemacht hat, zum Nutzen des Samens hervorgebracht hat? Deswegen hat er unsre Blätter aus Röhrchen und Bläschen zusammen gesetzet, wodurch sie von außen Luft und Säfte an sich ziehen und in den Samen fortleiten könnten, damit seine Behältnisse ernähret und erweitert würden. Was hätte aber der Same genützet, wenn er nicht fruchtbar gewesen wäre? darum müssen unsre Fäden in ihren Häuptchen eine Menge der zärtesten Körnchen tragen, in welchen eine fruchtbarmachende Kraft verschlossen ist. Und was hätten diese Körnchen dem Samen geholfen, wenn sie nicht in ihr hinein gebracht worden wären? Hier sehet ihr aber unsre Griffel, welche mit ihren Häkchen diese Stäubchen, wenn sie von den Gipfeln der Fäden herunter fallen, oder in die Höhe springen, auffassen und vermittelst des Saftes, womit sie überzogen sind, dieselben genau an sich leimen, und durch ihre inwendigen Canäle in die Samenkörnchen leiten, die so fest und genau an ihnen liegen; weil sie von ihnen gleichsam ihr Leben hoffen. Erkennet ihr nicht eine weise Ueberlegung, die auf dieser Einrichtung hervorleuchtet? Ueber dieses scheint euch das nicht den Werke einer Fürsehung ähnlich zu seyn, daß die meisten unter uns, da ihre Theile anfangs allzuzart sind, die

Kelche

Kelche gleichsam zu Windeln bekommen haben, worinnen sie so lange eingewickelt liegen, bis sie einige Festigkeit erlanget, und von außen eine gelindere Luft empfinden; andere hingegen, die ohne Kelche sind, mit dichteren und stärkeren Blättern versehen sind, die noch dazu so künstlich gebildet worden *, daß sie von der äußern Luft aufgethan und zugeschlossen werden können, damit der noch junge Same nicht nur genähret, sondern auch beschützet werde? Findet ihr nicht die Spuren einer Weisheit, die nichts umsonst thut, hierinnen, daß diejenigen von unsern Theilen, welche zur Nahrung des Samens und zur Bildung der Stäubchen das Ihrige beygetragen haben, ersterben, und die übrigen noch bleiben, die zum Nutzen des Samens noch länger nöthig sind? Zudem erweget die Verknüpfung, die wir mit eurem eignen Leben haben. Wir sind des Samens wegen hervorgebracht: Aber der Same ist deswegen alle Jahre, so lange die Erde steht, erneuert worden, damit die Geschlechter der Pflanzen nicht untergiengen. Nun denket nach, daß ihr alles verlieren würdet, wenn ihr die Pflanzen verlieret. Mit ihnen würdet ihr das entbehren müssen, was die mannigfaltigen Krankheiten eures Leibes heben kann, was euch bekleidet, was euch vor Wind und Wetter, Frost und Hitze decket; mit ihnen würde das Geschlecht der Thiere, ja alle eure Nahrung untergehen. Ist es nicht augenscheinlich, daß die Pflanzen deswegen da sind, damit ihr diese Erde bewohnen könnet? Ist das aber nicht ein unverwerfliches Zeugniß von der Weis-

* Siehe Herrn Wolfs Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge. 3. Cap. §. 133.

Weisheit dessen, der uns die Pflanzen, und euch gemacht hat, daß er zu seinen Absichten so vollkommne Mittel wählet, und so mannigfaltige Absichten so genau mit einander verknüpfet? Gönnet uns noch einen Augenblick eure Aufmerksamkeit: So sollet ihr auch die Güte unsers Schöpfers sehen, die sich in uns spiegelt. Denn erstlich wenn ihr dasjenige Wesen für gütig haltet, welches Dinge hervorbringt, die alle Vollkommenheiten besitzen, welche sie nur haben können: So nennet uns etwas, das ihr in der Natur vollkommen haltet, dem wir in diesen Ruhme weichen müßten. Alles was in uns ist, trägt das Seinige zu dem Endzwecke bey, weswegen wir gemacht sind. Nichts dürfte in uns fehlen: Sonst würde das Wachsthum, und die Fruchtbarmachung des Samens nicht erhalten. Keines von unsern Theilen ist den andern in ihren Wirkungen zuwider; es ist in uns die schönste Ordnung, die schönste Zusammenstimmung. So vollkommen euer Auge, so vollkommen euer ganzer Leib gebauet ist, so vollkommen sind wir auch in unsrer Art. Hernach wenn ihr nur denjenigen für gütig erkennen wollet, der euch selbst Wohlthaten erzeiget: Wieviel Gutes können wir euch nicht erzählen, das euch der Schöpfer durch uns wiederfahren läßt? Sehet ihr nicht, wie viel Gutes ihr von den Pflanzen ziehet, die durch uns erhalten werden? Dienen euch nicht unsre Blätter zu heilsamen Arzneyen. Sind es nicht unsre Säfte, aus welchen euch die Bienen das Honig zur Speise und Erquickung zubereiten? Hat uns nicht der gütige Schöpfer mit ganz besonderer Sorgfalt zu Zierrathen eures Wohnplatzes und zur Lust eurer Augen gemacht? Daß euch diese Lust überall nachfolgete, wohin ihr nur gehen möchtet: So müssen wir überall auf den Bergen

so wohl, als in den Thälern, auf den Auen, mitten in den Feldern, ja auch in den Wäldern und Wüsten zu eurem Vergnügen bereit stehen. Damit ihr aber dieses Vergnügen durch das größte Theil des Jahres genießen möchtet: So hat uns die Vorsehung, da sie wußte, wie kurz unsre Dauer wäre, verbothen, auf einmal zu erscheinen, und uns beständige Gesetze vorgeschrieben, nach welcher wir uns in unsrer Folge auf einander richten müssen, bis uns der Winter gänzlich euren Augen entzieht, der euch unsre Schönheit, wenn wir wiederkommen, durch das Verlangen nach uns von neuem desto angenehmer machen muß. Endlich damit euch unsere Aehnlichkeit keinen Ekel erweckete: So müssen diejenigen von uns, die zugleich auf den Schauplatz treten, in tausend unterschiedenen Gestalten erscheinen, und durch ihre mannigfaltigen Farben, die theils einander erheben, theils sich in einander verlieren, theils gegen einander streiten, euren Augen den allerangenehmsten Anblick verschaffen. Ueber dieses alles empfindet ihr noch unsre Geschicklichkeit, euch auch durch den Geruch zu ergötzen. Aber erweget doch auch dabey, wie gütig Gott hierinnen für euch gesorget hat, daß euch auch dieses Vergnügen recht empfindlich werden möchte. Denn da die zarten Theilchen, welche aus uns beständig ausdünsten, keine Empfindung bey euch verursachen können, woferne sie nicht in der Luft enge beysammen gehalten und bis zu den Gliedmaßen des Geruches getragen werden: So hat er die Natur der Dinge so eingerichtet, daß er in den Morgenstunden und Abendstunden, in welchen euch aus vielen Ursachen das Spatzierengehen am angenehmsten seyn muß, unsre Ausdünstungen, die sich des Tages über hin und her zerstreuen, in der kühlen Luft enger zusammen

gebracht werden, * damit eure Nasen lebhafter von ihnen gerühret, und eure Sinnen des Morgens zur Arbeit gestärket, des Abends aber nach der Last und Mühe des Tages wieder erquicket würden. Könnet ihr nun bey so vielem Guten, das ihr durch uns erlanget, bey so vielen Ergötzungen, die wir euch machen, uns für etwas anders als für Werkzeuge der Güte eures Schöpfers halten, welcher gewollt haben muß, daß ihr diese Erde, darauf ihr herrschet, glücklich und vergnügt bewohnen solltet?

Mit so wichtigem Unterrichte lassen uns die Blumen von sich. Vortreffliche Lehrerinnen! Wie reichlich belohnet ihr uns die Mühe, die wir angewendet hatten, euch zu betrachten! Ihr erfüllet nicht allein unsern Verstand mit den angenehmen Vorstellungen der größten Vollkommenheiten: Sondern eure Lehren lassen auch in unsern Herzen solche Triebe zurück, welche den Grund zu unsrer Glückseligkeit legen! Wir würden nicht würdig seyn, den Namen vernünftiger Seelen zu führen, woferne wir diese Triebe in uns ersticken wollten. Es ist eine nothwendige Verknüpfung der Vollkommenheiten Gottes mit unsern Pflichten, und die heilsamste Anwendung der Vernunft besteht in der Bemühung, diese Verknüpfung zu entdecken. Dadurch erlangen wir Bewegungsgründe, die uns zur Bestärkung im Guten dienen, und die Ausübung der Tugend erleichtern, welche der einzige Weg ist, den uns Gott zu unsrer Wohlfahrt gegeben hat. Mit welchem Rechte könnten wir uns vernünftige

---

* Siehe Herrn Wolfs Gedanken von den Absichten. 3. Capitel §. 131.

künftige Schüler der Blumen nennen, wenn wir den wichtigen Nutzen ihres Unterrichts unbedachtsamer weise aus den Händen ließen, und da sie uns von einigen Vollkommenheiten Gottes so lebhaft überzeuget haben, die Pflichten nicht in Erwegung zögen, die damit verknüpfet sind?

Es ist fast nicht möglich, aus der Schule der Blumen wegzugehen, und nicht in dem Herzen die Regungen der Dankbarkeit und Liebe gegen den Schöpfer mit sich zu nehmen. Die Regungen der Dankbarkeit, da sie uns so viele Wohlthaten zu Gemüthe führen, womit uns Gott beglücket; die Regungen der Liebe, da sie uns die lebhaftesten Bilder seiner Schönheiten eindrücken. Denn was ist schöner, als die Weisheit? Was ist herrlicher, als die Macht? Was ist aber liebenswürdiger, als eine Macht, die zu unserm Besten wirket, eine Macht, die nur durch die Güte belebt wird? Da uns nun die Blumen diese Vollkommenheiten in Gott mit einander verbunden zeigen: Wie lebhaft erinnern sie uns nicht unsrer Pflicht, ihn zu lieben? Zudem, da wir an den Blumen so viel Schönheiten wahrnehmen, die uns allen so reizend vorkommen: Wie billig ist es nicht, zu schließen, daß Gott, dessen Verstand die Quelle alles Schönen ist, unendlich schöner seyn muß. Ja, preiswürdiger Schöpfer, wir müssen dich schon hier bey der schwachen Erkenntniß von deiner Vollkommenheit mehr als alles lieben! Aber, o wie liebenswürdig wirst du uns erst werden, wenn unser Geist, der deine Schönheit itzt nur noch als durch Wolken und Nebel schauet, dereinst von den Stralen deines Lichtes umgeben sich in deiner Erkenntniß ohne Aufhören vollkommner machen wird!

Die zweyte Pflicht, wozu uns der Unterricht der Blumen Bewegungsgründe ertheilet, ist das Vertrauen auf Gott. Diese kann ich hier um so viel weniger mit Stillschweigen übergehen, da der größte Lehrer unsrer Pflichten, Christus selbst, diese Pflicht als eine Folge aus einer vernünftigen Betrachtung der Blumen angeführet. Denn da er uns zu dem Vertrauen auf Gott ermahnen will: * So befiehlt er uns die Lilien zu betrachten, die mit solcher Zierde in ihren Blättern und Blumen prangen, daß auch, nach seinem Urtheile, der größte unter den morgenländischen Königen in seinen prächtigsten Kleidern ihre Schönheit nicht erreichet hat. Und in der That hat die Natur in nichts eine kräftigere Ermunterung zu dieser Tugend geleget, als in die Blumen. Denn was ist in uns eine gewisse und freudige Hoffnung des Guten, des wir von Gott zu erlangen wünschen, zu erwecken geschickter, als dasjenige, was uns von seiner Weisheit, Güte und Macht zugleich überzeuget? Kennet seine Weisheit nicht nur alles, was uns gut ist, sondern auch die besten Mittel, solches zu erhalten; machet ihn seine Güte willig, uns alles Gute zu verleihen, dessen wir nur in Ansehung der Umstände darinnen wir uns befinden, theilhaftig werden können; setzet ihn seine Macht auch wirklich in den Stand, uns das Gute zu geben, das er uns zu geben geneigt ist: Was können wir mehr für Gründe zu der Gewißheit dieser Hoffnung verlangen? Aber mit welchem Rechte können wir zweifeln, ob derjenige, der die Blumen mit vieler Weisheit zur Beförderung, zur Beschützung, zur Frucht=

---

* Matth. VI. 28. 29. 30.

Fruchtbarmachung des Samens geschickt gemachet, der zur Erhaltung unsers Lebens so vollkommene Mittel erwählet, und mit einander verknüpfet hat, auch das andere verstehe, was uns gut ist, und die Mittel kenne, die uns dazu führen, und das Uebel, das uns begegnet, zu guten Absichten lenken werde? Mit welchem Scheine der Wahrheit können wir uns überreden, daß Gott, der unsern Sinnen an den Blumen so viel Vergnügen gegönnet hat, unserm Geiste ein wahres und ewiges Vergnügen misgönnen werde; oder da es seine Lust gewesen ist, das Gras, welches heute blühet, und morgen in den Ofen geworfen wird, so prächtig zu zieren; wie können wir uns einbilden, daß es nicht auch sein ernster Wille sey, unsre Seelen, die vollkommensten Werke seiner Hände, mit allen Vollkommenheiten zu zieren, deren sie fähig sind, woferne wir uns nur nicht selbst dazu unfähig machen? Und endlich da er uns in den Blumen solche Geschöpfe darstellet, die keine menschliche Kunst nachzumachen vermögend ist; wie sollte er nicht auch in andern Dingen, die unsre Wohlfahrt betreffen, eine Macht besitzen, die alles unendlich übertrifft, was die engen Grenzen unsers Verstandes uns zu begreifen erlauben?

Die Liebe gegen die Menschen ist die dritten Pflicht, die ich hier noch anzeigen muß. Eine vernünftige Betrachtung der Blumen verbindet uns dazu durch die stärksten Bewegungsgründe; indem sie uns zu der Liebe Gottes ermuntert, und von seiner Güte gegen die Menschen zugleich überzeuget. Man setze einen Menschen, der seinen Freund aufrichtig liebet; wird er nicht alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts vornehme, was seinem Freunde misfallen könnte; wird er nicht alle Gelegenheit ergrei-

fen, sich seinem Freunde gefällig zu erzeigen? Muß nicht in uns die Liebe gegen Gott gleiche Wirkung haben, wofern sie nur aufrichtig und wahr ist? Werden wir nicht durch diese heilige Leidenschaft angetrieben werden, alles zu thun, wovon wir versichert sind, daß es dem höchsten Wesen gefällig sey? Nun ist die ganze Natur eine Zeuginn der gütigen Neigungen des Schöpfers gegen seine vernünftigen Geschöpfe, und die Blumen insbesondere versichern uns auf das deutlichste, daß ihm das Vergnügen und die Glückseligkeit der Menschen gefällig sey? Wofern wir also die wahren Regungen der Liebe gegen Gott bey uns verspüren: So müssen wir auch die stärksten Triebe empfinden, so viel, als uns möglich ist, nach der Glückseligkeit andrer Menschen zu streben, und dasjenige eifrigst zu befördern, wofür selbst die Güte Gottes so viel Sorge trägt. Ueber diese Bewegungsgründe zur Liebe des Menschen, so stark sie auch sind, finde ich noch eine besondere Ermunterung dazu, wenn ich den Unterricht der Blumen genauer bey mir überlege. Die Blumen geben mir ein so vollständiges Bild der göttlichen Güte, daß ich immer mehr darinnen entdecke, je aufmerksamer ich es betrachte. Gütigster Schöpfer! war es nicht genug, die Menschen damit zu versehen, was die Nothdurft ihres Lebens erfordert? Allerdings war das an sich selbst genung. Denn die Bedürfnisse des menschlichen Lebens sind fast unendlich. Gleichwohl überredet mich deine gütige und weise Einrichtung der Blumen, daß es dir gefallen hat, noch mehr zu thun. Du wolltest uns zum Ueberflusse auch mit dem beglücken, was zu einem bequemen und vergnügten Leben gehöret. Darum hast du die Blumen mit so reizenden Schönheiten geschmücket, den ganzen Wohnplatz der

Menschen mit diesen Zierrathen aufgepußet, sie fast durch alle Zeiten des Jahres vertheilet, und ihren Ausdünstungen die Kraft gegeben, uns die angenehmsten Empfindungen und Erquickungen beyzubringen. Was kann ich anders daraus schließen, als daß du, gleichwie an den Vollkommenheiten deiner Werke überhaupt, so auch ins besondere an den zufälligen Vollkommenheiten, an der Glückseligkeit, an dem Vergnügen deiner vernünftigen Geschöpfe ein wahrhaftiges Vergnügen haben mußt? Richte ich andern theils meine Gedanken auf die Natur der menschlichen Seele: So finde ich sie so beschaffen, daß ihre Glückseligkeit das letzte Ziel ihrer Bemühungen ist. So uneinig die Menschen in ihren Neigungen, Begierden, und Wünschen sind: So sehe ich doch, daß sie alle in diesem Wunsche zusammen stimmen, daß sie beständig vergnügt leben wollen. Alle ihre Arbeit, alle ihre Mühe richtet sich endlich gegen diesen Endzweck. Obgleich die Begriffe, die wir von dem Vergnügen haben, insgemein so irrig sind, daß unser Herz von ihnen nach solchen Dingen getrieben wird, welche nicht vermögend sind, uns die Ruhe und das Vergnügen zu geben, das wir suchen: So bleibt doch die Natur unsers Willens allezeit so, daß wir ein wahres und vollkommenes Vergnügen einem eingebildeten und falschen vorziehen würden, so bald wir die Wahrheit und Beständigkeit des einen und die Nichtigkeit des andern mit gleicher Gewißheit erkenneten. Es scheint also, daß uns unsre eigne Natur verbindet, ein solches Vergnügen zu suchen, welches dem göttlichen Vergnügen ähnlich ist; denn welches Vergnügen kann edler, unschuldiger, vollkommener und beständiger seyn? Wie können wir aber hierzu besser gelangen, als wenn wir unser Herz in eine solche

Verfassung setzen, daß die Glückseligkeit und das Vergnügen andrer Menschen unser eigen Vergnügen wird? Nimmermehr werde ich denjenigen, auch in dem größten Ueberflusse der Glücksgüter, glücklich und vergnügt schätzen können, der in seiner Brust ein Herz ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Erbarmen trägt, der bey fremdem Glücke weinet, und bey fremdem Schmerzen lachet, den eine unmenschliche Begierde alles zu besitzen beweget, andern Menschen kaum so viel übrig zu lassen, als die Nothdurft ihres Lebens erfordert. Denn das Elend andrer Menschen, worein er sie gesetzet hat, wird ihn zu seinem Schaden vergnügen, die Glückseligkeit derjenigen, die er nicht hat unterdrücken können, wird seiner Brust zu Dornen werden, und die Unersättlichkeit seiner Begierde wird ihm eine beständige Quelle von Martern seyn. Hingegen werde ich von demjenigen glauben müssen, daß er das süßeste und edelste Vergnügen auf Erden schmecket, welcher so gesinnet ist, daß er alle Menschen glücklich machen wollte, wenn es ihm möglich wäre, welcher sein Vermögen nicht für sich allein, sondern auch für die Dürftigen, besitzet, welcher das Vergnügen andrer Menschen nicht nur nicht störet, sondern auch zu vermehren oder zu verbessern beflissen ist, und in seiner eignen Vollkommenheit desto mehr zugenommen zu haben glaubet, je vollkommener der Zustand andrer Menschen durch ihn geworden ist. Gleichwie man schon längst angemerket hat, daß der Mensch durch nichts Gott ähnlicher werden kann, als durch Wohlthun: So kann man auch sagen, daß das menschliche Vergnügen durch nichts näher zu dem göttlichen Vergnügen erhoben wird, als durch die Liebe des Nächsten.

Dieses sind die drey so hohen als seltenen Pflichten der Menschen, die aus der Erwegung der Absichten Gottes, bey Darstellung der Blumen, und seiner Vollkommenheiten, die sie uns lehren, ungezwungen zu fließen scheinen. Ich habe mich nicht einlassen wollen, auch der guten Gedanken Erwähnung zu thun, darauf man bey dem Anschauen der Blumen fallen kann. Es ist wahr, es kann seinen Nutzen zu unsrer Erbauung im Guten haben, wenn wir bey den Blumen uns der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens erinnern, oder die Nichtigkeit des sinnlichen Vergnügens überlegen, oder den Gedanken des Plinius nachhängen, welcher über die Blumen diese Anmerkung machet: Das übrige von den Pflanzen hat die Natur zum Gebrauche und zur Nahrung erzeuget: Darum hat sie ihm ganze Jahre, ja ganze Jahrhunderte gegeben. Die Blumen aber und ihren Geruch erzeuget sie nur auf wenige Tage, um dabey, wie man leicht sehen kann, die Menschen nachdrücklich zu erinnern, daß das, was am prächtigsten blühet, am geschwindesten verwelket. Doch wenn ich dieses hätte ausführen wollen: So würde ich mich von meinem Vorhaben zu weit entfernet haben. Ich bin zufrieden, wenn man aus dieser Abhandlung, als aus einer geringen Probe, erkennen kann, daß eine vernünftige Betrachtung der natürlichen Dinge, und der Absichten, die der Schöpfer damit verknüpfet hat, von dem wichtigsten Nutzen sey, und so wohl zur Erweiterung der Vollkommenheiten unsers Geistes, als zur Beförderung unserer äußerlichen Glückseligkeit diene. Denn dieses scheinen die wenigsten zu bedenken: Wie könnten sie sonst so kaltsinnig bey Betrachtung der natürlichen Dinge seyn? Wer nicht gewohnt ist, mehr zu sehen, als

ihm die Sinnen vorstellen, die gar bald gesättigt werden, und nur immer nach neuen Empfindungen streben, der hat viel zu wenig Aufmerksamkeit bey dem Anschauen der Dinge in der Natur, als daß er dasjenige darinnen entdecken könnte, was dem Verstande ein wahres Vergnügen, und dem Willen Besserung bringt. Wer nicht überleget, worauf man Acht haben muß, woferne die Betrachtung natürlicher Dinge nützlich seyn soll, dem geht es wie dem Pöbel auf dem Schauplatze, welchen der wahre und versteckte Endzweck der Schauspiele unbekannt ist. Gleichwie die meisten in ihrem Leben wohl selbst in das Lächerliche verfallen, das sie auf dem Schauplatze in allem Ernste mit hatten verspotten helfen; weil sie nicht sich zu bessern, sondern nur zu lachen, dahin gegangen waren: So gehen auch viele von dieser großen Schaubühne ungebessert weg; ob sie gleich alle Tage ihres Lebens die Schauspiele der Natur mit angesehen, ja auch wohl oft bewundert haben. Die Natur will bey ihren Wirkungen keine schläfrige Zuschauer haben; denn diesen zeiget sie nicht ihre verborgene Schönheiten: Sie verlanget auch keine niederträchtigen Zuschauer, die sich nur ein sinnliches Vergnügen zum Ziele setzen; denn der Schöpfer hat mit den natürlichen Dingen weit höhere Absichten verknüpft. Welche sich bestreben, diese Absichten zu erreichen, denen wird die Betrachtung der Natur zu einer reichen Quelle eines beständigen Vergnügens, der edelsten Regungen, und des herrlichsten Nutzens, der sich oft auf das ganze Geschlecht der Sterblichen erstrecket.

* *

Bey der

G. und K. Verbindung,

von

D. H. G. Schellhafer.

In Leipzig klagt man nicht, wie man zu Rom geklagt.
Was ein Horatius von seinen Zeiten sagt:
Man lebt nicht mehr vergnügt und niemand ist
zufrieden,
Weil Ordnung oder Glück ihm eben das beschieden,
Was er nunmehr besitzt; sein Stand wird ihm zur Last;
Das fremde wird gesucht, das eigne wird gehaßt:
Das schickt sich nicht auf uns. Zu unsern güldnen Zeiten
Ist jedermann gefaßt, für seinen Stand zu streiten:
In Sachsens Tyrus liegt die allerbeste Kraft.
Was nimmt die Länder ein? Was ist das Friede schafft?
Was unterhält ein Heer? Was helfen uns die Prahler
Mit Feder und Pappier? Die klugerworbnen Thaler,
Die schützen unser Land; die schrecken unsern Feind;
Die machen, daß noch nicht die junge Witwe weint.
So ruft das reiche Heer mit fast vereinten Stimmen.
Die leichten freuen sich, indem sie oben schwimmen.
Hier zittert mir der Kiel. Die Wespe zieht den Gift
Aus reinen Blumen ein. Wie wird es meiner Schrift,
Die itzt die Nester stöhrt; wie wird es mir ergehen?
Sehr gut. Die Wahrheit kann bloß durch sich selbst bestehen.
Ein Blatt, das Laster straft, beschimpft die Tugend nicht:
Wer nichts von Fehlern weis, den schreckt auch kein Gericht,
Der Gute sucht umsonst sein Bild bey meinen Bildern;
Ich will nur bloß den Geiz und Neid und Hochmuth schildern.

So

So führt Mercurius (so heißt bey uns kein Mann)
Denn nur, wenn was geschieht, sich als den Ursprung an?
Er treibt das ganze Werk; und ruhten seine Hände,
So fehlte das Gewicht; es würden alle Stände
In Noth und Kummer seyn. Er wird mit recht verehrt;
Weil aller andern Wohl ihm eigen zugehört.
„Wenn wir, so klingt sein Ton, nicht unsre Kasten füllten;
„Und unsre Töchter euch nicht Durst und Hunger stillten;
„Wo bliebt ihr Armen doch, die ihr mit Weisheit prahlt?
„Mit euren Grillen wird der Becker nicht bezahlt.
„Versuchts! Kauft euch einmal für eure Tugend Kleider!
„Sucht eure Schätze vor, bezahlt damit den Schneider,
„Seht, was der Schuster doch von euren Lehren hält!
„Nimmt sie der Fleischer an? Nicht wahr, er fodert Geld?
„Und sonderlich, mein Herr, ihr nasenweiser Dichter,
„Ihr Mann von Witz und Kraft, ihr strenger Sittenrichter,
„Nährt euch denn euer Wind? Eßt doch, was ihr gedenkt?
„Stillt ihr den euren Durst, wenn ihr die Leute kränkt?
„Sind unsre Töchter reich, so heißts: der Vogelbauer
„Stellt uns den Ehstand vor. Ja wohl; die Frucht ist sauer,
„Die ihr nicht haben könnt. Denn läßt man euch nur ein:
„So muß der Ehestand das beste Leben seyn.
„Baut immer euer Korn auf ungedüngten Feldern,
„Der Handel macht uns reich; drum soll von unsern Geldern
„Auch einer glücklich seyn, der durch Verstand und Fleiß
„Das zugebrachte Gut noch zu vermehren weis.
Nun ist die Hoffnung aus! es fehlen uns die Weiber!
Umsonst hat die Natur die wohlgemästen Leiber
Uns leider zugetheilt; zum Singen sind wir alt;
Es schickt sich auch nicht wohl zum Alter und Gestalt.
Ins Kloster darf man nicht: Und vor Verdruß zu sterben,
Verbietet die Vernunft. So viel noch zu erwerben,

Daß man ein Weib ernährt, das geht sehr schwerlich an;
Weil man in unsrer Stadt nicht sparsam leben kann.
Kein Hauswirth kann bey uns bloß bey zwey Nullen bleiben;
Die Richter unsrer Stadt befehlen drey zu schreiben.
Ach! Tyrus, deine Pracht, ach! deine Kinderzucht
Erregt uns manche Noth. Dieß ist die schöne Frucht,
Das ists, warum man stets von bösen Leuten klaget,
Erst nach der Mitgift forscht, und denn nach Tugend fraget!
Dieß Blatt faßt nicht den Staat, womit die Thorheit prangt;
Je mehr der Mann verschafft, je mehr die Frau verlangt.
Doch wer wird diesen Tand vollkommen zeigen können;
Man braucht ein ganzes Jahr, um alles zu benennen.

Was aber fängt man an? Mein Freund, du bist gelehrt;
Gut. Wenn du dieses bist; so hast du ja gehört,
Was unsre Pflichten sind. Es muß in allen Stücken
Das Glück sich nicht in dich, du dich in jenes schicken.
Nichts stöhrt den weisen Mann; ihn schreckt so gar kein Tod,
Bey dem doch jeder lebt; ein Stückchen trocknes Brodt,
Mehrt auch den Nahrungssaft. Und ist sonst nichts zu haben;
So kann sich unser Durst an schlechtem Wasser laben.
Die Decke für den Leib weist uns noch jeder zu:
Ist auch das Erdreich hart; so dient es doch zur Ruh.
Wie mancher schläft nicht so? Ein wohlgelenkter Wille
Verlangt nur, was er kann; und darum bleibt er stille;
Weil er den Zweck erreicht. Dieß ist das höchste Gut;
Wovon man Regeln schreibt, wornach man selten thut.

Dieß, Freund, ist auch dein Zweck. Du sollst dich stets bezwingen,
Durch Arbeit und Verstand in jede Wahrheit dringen;
Vom Pöbel abgetrennt, der Welt ein Muster seyn;
Dir aber fallen stets ganz andre Regeln ein.
Stax schmaust; ich schmause mit: das ist bey deinen Sätzen
Ein ausgemachter Spruch. Mops legt zu seinen Schätzen

Stets alte Thaler bey; da spricht dein toller Sinn:
Seht, dieser ist ein Mann, nicht anders, als ich bin,
Und willst, was Mops besitzt, in gleicher Anzahl haben.
Die Weisheit bleht dich auf; du prahlest mit den Gaben:
Dein Witz ist Mosis Stab, der alle Stäbe frißt!
Warum? Weil man von dir in einer Zeitung liest:
Lauft zu! hier steht der Mann, der kann euch Bücher schreiben,
Der wird den Unverstand aus Deutschlands Gränzen treiben.
Ich fordre zwar von dir nicht jede Eigenschaft,
Die uns der Weise zeigt: Ich weis, es ist die Kraft
Der Tugend in uns schwach: Doch alles zu verwerfen,
Und andern Leuten nur die Regeln einzuschärfen,
Wornach man niemals lebt; das geht fürwahr nicht an:
Da man, wenn man nur will, sich wohl beherrschen kann.
In uns liegt selbst der Grund, wenn andre übel denken.
Die Reichen, die den Blick auf unsre Thaler lenken,
Die nur das Aeußre rührt, die nie aufs Innre gehn;
Die können folglich nicht den wahren Grund verstehn.
Sie müssen unser Werk verjährte Grillen nennen;
Indem sie den Gebrauch nicht an uns selbst erkennen.
Lehrt: aber thut esauch: Uebt die Geselligkeit.
Sind unsre Gegner stolz; so seyd zu erst bereit
(Ihr wollt ja klüger seyn) bescheiden nachzugeben;
Und glaubt, wenn das geschieht, wir werden friedlich leben.
Und mancher, der den Schatz noch itzt vor euch verschließt,
Besinnt sich, wenn er merkt, woher sein Wohl entsprießt.
Undeutlich heißts bey ihm: Wir brauchen alle Stände.
Dann reicht er euch mit Lust die wohlgefüllten Hände;
Und ihr könnt glücklich seyn. Seyd ihr nicht Crösо gleich,
So ist, wer sich vergnügt, begütert, groß und reich.
Empfangt ihr denn ein Amt, den Lohn gezeigter Kräfte,
Mehrt sich von Tag zu Tag die Menge der Geschäffte,

Die niemals fruchtlos sind: Alsdenn faßt den Entschluß,
Und nehmt euch eine Frau; weil man sie haben muß.
Wählt euch ein kluges Kind, das harte Thaler zieren,
Der Vater giebt es gern, er kann ja nichts verliehren.
Doch wenn gleich euer Amt euch völlig nicht ernährt:
So weis er, daß ihr doch die Zinsen nur verzehrt,
Man haßt Gelehrte nicht; man flieht die stillen Fänger,
Die aufs Vermögen gehn. Man haßt die Müßiggänger.
Doch geht auch das nicht an, so nehmt ein armes Kind,
Wo Tugend und Verstand, an statt der Mitgift, sind.
Und sagt ihr zum Voraus, sie müsse sich bequemen,
Euch stets getreu zu seyn, mit euch vorlieb zu nehmen.
Eßt wenig, liebet mehr: erspart ist auch verdient:
Und hofft; wer weis wo euch ein besser Glücke grünt.
Bey Arbeit und Gebeth kann niemand Hungers sterben;
Laßt ihr den Kindern nichts, so lehrt sie, was erwerben.
Geht gleich in dieser Stadt kein Mädgen dieses ein:
So merkt, daß in der Welt noch andre Städte seyn.
Seht unsern G = = an, er hohlt sein schönes Glücke
So gar aus D = = her. Die K = = deren Blicke
Ihm unvergleichlich sind, entzücket itzt sein Herz:
Es labt ihn seine Frau durch Klugheit, Treu und Scherz.
Sein Auge zeigt uns stets ein inniglich Vergnügen;
Wir alle sind bereit, viel Wünsche beyzufügen.
Der Höchste, der dieß Band so wunderlich gestift,
Der schütze dieses Paar, daß es kein Unfall trifft.
Es müsse fernerhin ein stetig Beyspiel geben;
Wie herrlich, wie vergnügt zwey kluge Leute leben.
Ich führte zwar noch viel von deiner Schönen an;
Allein mein G = = weis, daß ich nicht loben kann.
Zudem so hat man dir so manches vorgetragen;
Sprich nun das Urtheil selbst; kann ich was neues sagen?

* *

Bey dem Geburtstage eines guten Freundes

zeigte

seine Zärtlichkeit über den Tod einer von ihm in ihrem Leben verehrten Freundinn.

D. H. G. Schellhafer.

Wie gerne wünscht ich mir an diesem Freudentage,
Geehrter Freund, so froh wie jeder Freund zu seyn;
Doch ach! es ist umsonst; das Recht, womit ich klage,
Stößt die gewagte Lust auf einmal wieder ein.
Ich zwinge mich umsonst. Das Lächeln meiner Mienen
Verräth nur durch den Zwang der Seelen stillen Schmerz.
Wem kann bey wahrer Noth wohl die Verstellung dienen?
Ein oft erfahrnes Ach entdeckt das bange Herz.
Mein stolzer Eigensinn verhindert zwar die Thränen,
Es wählt mein Selbstbetrug die Unempfindlichkeit:
Doch kaum entschließ ich mich, die Freude zu erwähnen:
So sagt dir jedes Wort: Die Thränen sind nicht weit.
Die Weisheit will uns nie zu todten Steinen machen;
Sie treibt uns mehr und mehr zu der Empfindung an.

Sie

Sie schätzt nur Schmerz und Lust stets nach dem Werth der Sachen,
Und fordert nichts von uns, was nie die Menschheit kann.
Laß werther St = = zu, daß ich aus Freundschaft weine;
Ich weis doch, daß bey dir nicht die Verstellung gilt.
Gesetzt, daß ich dabey nicht klug und höflich scheine:
So sieh die Zärtlichkeit, die aus der Freundschaft quillt.
Auch dieses ist ein Dienst, womit ich dich verehre;
Der dir entdeckte Schmerz zeigt den ergebnen Sinn.
Ich klage dir die Noth, weil ich dir zugehöre;
Da ich sonst nie vertraut, als nur bey Freunden, bin.
Dein edles Beyleid soll den herben Gram vermindern:
Mein Jammer wird mir leicht, wenn du das mindste trägst.
Es ist genung für mich, den ersten Schmerz zu lindern,
Wenn du von meiner Noth ein wahres Urtheil hegst.
O widriges Geschick! Eilf Jahre nährt mein Hoffen
Mit gleicher Lust den Wunsch, die Freundinn nur zu sehn.
Und itzo sprech ich schon, es ist mir eingetroffen;
Und gleichwohl kann es nicht durch ihren Tod geschehn.
Ist dieses nun der Lohn, eilf Jahr erhaltner Triebe?
Ist das der hohe Preis für die Beständigkeit?
Daß mein gebeugter Sinn der allererstен Liebe
Ein jammervolles Lied zum Angedenken weiht?
O Muse! lege nur den Kiel zum Grabe nieder,
Du hast mit dieser Pflicht das schönste Werk gethan.
Doch wenn du singen willst, so singe Trauerlieder,
Und führe jederzeit die liebste Doris an.
Ach Doris! die ich stets aus reiner Absicht ehrte,
Die mein noch junges Herz, und auch allein, besaß;
Ach Doris! die in mir den Trieb zur Tugend mehrte,
Um die ich sonst mit Lust mein Vaterland vergaß;

Dir, Liebste, soll dein Freund nicht mehr sein Herz entdecken?
Dein Freund, der itzt weit mehr, als ehmals, reden kann?
An statt verhoffter Lust führ ich mit Furcht und Schrecken
Den überdachten Lauf verstrichner Zeiten an.
Drey Tage, die ich mir erst durch drey Jahr erworben,
Die sollen mir nur bloß die güldne Zeiten seyn.
Es geht unmöglich an, du bist noch nicht gestorben;
Ach seht! die Doris kömmt, sie stellt sich bey mir ein!
Ach ja, sie ist es selbst! die Sittsamkeit der Mienen,
Die stille Freundlichkeit stellt sich lebendig dar;
Ich sehe, was mir einst verwundernswerth geschienen;
Ja Doris ist so schön, als wie sie sonsten war.
O! Freundinn, laß dir doch den Lebenslauf erzählen,
Den ich seit dem geführt, da ich dich nicht gesehn.
Du bliebst zu jederzeit das Labsal meiner Seelen;
Und hab ich ja geliebt so ists um dich geschehn.
Ein Kind, das mir dein Bild in ihren Zügen zeigte,
Das hab ich so, wie dich, und auch um dich verehrt.
Wenn mich die Wollust sonst zu falschen Trieben neigte,
So hat doch stets dein Bild den falschen Zug verstöhrt.
Es hatte dich dein Glück an meinen Freund verbunden:
Drum schränkten meinen Trieb der Tugend Regeln ein.
Ich habe deinen Geist in Daphnens Brust gefunden,
In der will ich mit dir noch einst verbunden seyn.
Für dich bleibt jederzeit die Freundschaft aufgehoben;
Ein solcher reiner Trieb steht stets der Tugend frey.
Du wirst die Zärtlichkeit der ächten Freundschaft loben;
Sprich selbst, ob dieser Trieb mit Recht zu tadeln sey?
Doch wie? die Doris schweigt; und ach! ihr Bild verschwindet!
Es hat ein süßer Traum den müden Geist bethört.
Doch gut, wenn auch ihr Leib sich nicht bey mir befindet;
Hat doch vielleicht ihr Geist mein Reden angehört.

Fahr wohl, geliebter Geist! genieße jener Freude;
Doch wenn es möglich ist, so gönne mir dein Ohr;
Hör meinen Seufzern zu, und komme bey dem Leide
Mir, weil du sonst nicht kannst, doch stets im Schlafe vor.
Du aber, schönstes Kind, das ihr vortrefflich gleichet:
Du sollst für meinen Schatz das Mausoleum seyn.
Hat hier mein reiner Trieb nicht seinen Zweck erreichet;
So trifft vielleicht bey dir der Tugend Hoffnung ein.
Nun hab ich ausgeklagt. Das andre will ich denken;
Nun sprich, geehrter Freund, mir auch ein Trostwort zu.
Erwege nur bey dir mein so gerechtes Kränken;
Vermehre durch dein Wort die zweifelhafte Ruh.
Es ist ein Trost für mich, von deinem Glück zu schreiben,
Es mindert deine Lust in mir die Traurigkeit,
Laß mich nur fernerhin dein treuer Diener bleiben;
Verachte nicht den Dienst, den wahre Freundschaft weiht.
Erkenne, daß mein Herz stets reine Triebe hege;
Es nährt die Redlichkeit für dich auch gleiche Pflicht.
Hier ist die Neigung stark. Sonst ist sie matt und träge;
Und Damon bleibt ein Freund, liebt er gleich weiter nicht.

* *

Die Glückseligkeit eines Weisen,

von

D. Michael Morgenbesser.

Haller.

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äußern Sachen;
Zur Lust und zum Verdruß, nur die Gelegenheit.
Ein wohl gesetzt Gemüth kann Galle süsse machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut.

Bethörte Sterbliche! kehrt in euch selbst zurück!
Vergeßt den alten Weg! ihr sehet euer Glück
Nur nach Gewohnheit an. Ihr messet seine Größe
Nur nach den Sinnen ab. Die kleinsten Unglücksstöße
Benehmen euch den Muth, und machen euch so weich,
Als raubte man euch Luft, und Welt, und Gott zugleich.
O lernet doch einmal des Schicksals Güte kennen!
O lernt das Glücke schlim, das Unglück nöthig nennen!
Wenn jenes lockt, so weint. Wenn dieses schreckt, so lacht.
Wenn dieser Wechsel euch nicht mehr bekümmert macht:
Alsdann könnt ihr euch erst den Glücks- und Unglücksfällen,
Durch diesen festen Schild, getrost entgegen stellen.
Doch Menschen! denket nicht, dieß sey so bald gethan,
Strengt eure Seelen Kraft mit allem Nachdruck an.
Wagt noch einmal so viel. Nehmt eure ganze Stärke.
Ihr findet doch in euch die stärksten Gegenwerke.
Der Höf und Städte Pracht nimmt eure Sinnen ein.
Ihr denkt: Wie könnte dieß kein wahres Glücke seyn?

Ihr seht die Götter selbst der Wollust unterliegen.
Ihr seht, ein Streiter dringt durch Blut und Tod nach Siegen,
Nur daß er einen Ruhm auf späte Zeit erhält.
Ihr seht, der magre Geiz giebt Schlaf und Lust für Geld.
Ihr seht, daß Thorheit itzt mit Gold und Purpur prahlet,
Wenn einem Weisen kaum sein Fleiß das Brodt bezahlet.
O! denkt ihr, dumme Welt! Du bist ja nur ein Spiel.
Was uns Vergnügen schafft, ist unsrer Mühe Ziel.
Ein angenehmes Weib, ein Kasten voll Ducaten,
Ein Stand, der Ehre bringt, die können besser rathen,
Als wenn man seinen Kopf mit Grillen überhäuft.
Die Weisheit ist ein Weib, die meistens betteln läuft.
Wer ihren Locken folgt, der sammlet lauter Grillen,
Die zwar den wüsten Kopf, doch nicht den Magen, füllen.
Behaltet euren Wahn. Erwählet diesen Stand;
Gebt Lüsten aller Art mit Willen eure Hand;
Wachst bald von Jugend auf an Lastern wie an Jahren;
Laßt endlich die Vernunft und alle Weisheit fahren,
Und opfert Leib und Geist nur den Begierden auf;
Verschwendet so mit Lust den ganzen Lebenslauf;
Irrt wie der meiste Theil; bemüht euch nur um Güter.
Erlaubt euch die das Glück; Erhebet die Gemüther,
Thut mit euch selber groß, verlacht die ganze Welt;
Setzt den den Thoren bey, dem dieses nicht gefällt,
Und haltet euren Stand vor vielen andern besser.
Allein? Ihr habt ihn kaum; so wird er schon zum Messer
Das, durch den eignen Wanst, durch Fleisch und Adern, fährt.
Die Schönheit ist ein Gut, das niemals lange währt.
Die Wollust hält ihr Gift zwar lange Zeit verborgen;
Doch endlich bricht es aus. Da stellen sich die Sorgen
Bey euch mit Haufen ein. Ein innerlicher Schmerz
Zerrüttet euren Leib. Das sonst gesunde Herz

Pocht ungewöhnlich stark, drauf mindert es die Schläge,
Und endlich seht ihr euch an jenem langen Wege,
Der euren Fuß zwar fort, doch nicht zurücke, führt.
O Himmel! wie wird da der schwache Geist gerührt!
Ihr habet, was ihr wünscht und nichts kann euch ergötzen.
Stand, Ansehn, Ehre, Ruhm, die Pracht von euren Schätzen,
Der Kinder Munterkeit, ein holdes Ehgemahl,
Der Diener lange Reih, der Freund und Gönner Zahl,
Durch die muß eure Zeit zu güldnen Jahren werden,
Durch die stund euer Glück. Schafft itzt euch die Beschwerden
Durch ihren Beystand fort. Wenn ihr durch sie gewinnt:
So geb ich willig zu, daß sie euch nützlich sind.
Doch ach! die Qual nimmt zu. Ihr könnt euch nicht mehr fassen.
Ihr müßt zu früh davon. Ihr müßt zuviel verlassen.
Dieß rührt, dieß quälet euch. Dieß martert euren Sinn.
So fahrt ihr ohne Trost bey eurem Wohl dahin.

So ängstlich bringt der Mensch sich selbst zu seinem Grabe,
Wenn ihn des Glückes Gunst die zugetheilte Gabe
Bis an den Lebensschluß, ohn allen Abgang, läßt,
Und ihn noch keine Noth die Thränen ausgepreßt!
Allein! entzeucht das Glück die angenehmen Blicke:
Erboßt sich wider ihn das mächtige Geschicke;
Verkehrt sich seine Pracht in Mangel und in Noth;
Würzt ihm der Thränen Salz sein Wasser und sein Brodt;
Sind Weib und Kind erblaßt, die seine Freunde waren;
Sind keine Gönner da, die sonst, bey großen Schaaren,
Sein Wohl, als er noch stand, doch nur zum Schein gesucht;
Nimmt, wer ihm sonst gedient, nimmt jeder Freund die Flucht;
Wird Haus und Hab und Gut von Flammen aufgerieben;
Wird endlich noch der Rest von Fluthen weggetrieben;
Nimmt das, was ihm noch blieb, des Räubers wilde Hand;
Wird endlich gar das Kleid, so ihn bedeckt, entwandt:

Da ist er erst bedrängt; da muß sein Muth verschwinden;
Da wird er keinen Trost als in Verzweifeln finden.
So grausam stürzt der Mensch sich selber in Gefahr!
So martert er sein Herz, wo es nicht nöthig war!
So leget er sich selbst die ihm verborgnen Netze!
So mühsam sucht er Pracht, Lust, Ansehn, Aemter, Schätze!
Er denket, diese sind die Pfeiler seiner Ruh,
Und richtet sich dadurch doch sein Verderben zu.
Sie haben keinen Grund. Wie könnten sie uns schützen,
Und unser Wohlergehn vor einem Falle stützen?
Ihr Gut ist nur ein Glanz, der zwar die Sinnen rührt;
Doch wenn ein Wölkchen kömmt, sich alsobald verliehrt.
Die alle sind daher kein wahres Glück zu nennen,
Was recht vergnügen soll, muß immer helfen können,
Nicht Wechseln unterthan, nicht selber eitel seyn.
Denn, was es nicht besitzt, das bringt es auch nicht ein.
O seliges Geschlecht der klug und wahren Weisen!
Ihr könnt des Himmels Gunst für eure Schätze preisen.
Ihr seyd es, die allein ein solcher Stand beglückt.
Ihr bleibet immer groß. Ihr werdet nie berückt.
Der Mangel kann euch nicht aus eurer Ruhe bringen.
Der Reichthum kann euch nicht zu einer Thorheit zwingen.
Ihr bleibt bey Lust und Schmerz, wie Felsen, unbewegt.
Der siegt erst, der sein Glück mit gleichen Sinnen trägt.
Ihr könnt durch diese Kunst die ganze Welt verlachen,
Euch Meister von euch selbst und den Begierden machen.
Ihr zwinget jeden Feind, der euch entgegen dringt.
Dieß eben ist der Sieg, der so viel Vortheil bringt.
Ist dieser nur erlangt; Denn könnt ihr alles wagen;
Denn könnt ihr jeden Fall mit neuem Muthe tragen;
Denn seht ihr allererst des Himmels Fügung ein.
Ihr wißt, was dieser schreibt, das müsse weise seyn.

Die Welt hat nicht von sich ihr Wesen hergenommen;
Ihr Daseyn ist also von etwas hergekommen
Das höher ist, als sie, und dessen weise Macht,
Aus Absicht, nicht umsonst, den Bau hervorgebracht.
Die Absicht muß sich nun in den Geschöpfen finden,
Die jene wiederum durch solche Mittel gründen,
Die alle nach und nach in einer Ordnung gehn,
Und dann der Menschen Wohl, des Schöpfers Gröss erhöhn;
Dieß ist des Schöpfers Grund. Wer wollte nun nicht schließen,
Daß Wechsel aller Art zum Besten dienen müssen.
Ihr thuts und seht daher nichts für gefährlich an:
Weil auch das Uebel selbst dem Ganzen nützen kann.
Und dieß muß euren Geist in allen Plagen trösten.
Habt ihr das schlimmste Looß: Ist doch das Wohl am grössten.
Es wälzet sich die Fluth aus tiefen Gründen her,
Sie hebt bey heitrer Luft das aufgebrachte Meer
In kleinen Wogen auf, es kommen grössre Wellen,
Die Fluth fängt endlich an fast himmelhoch zu schwellen,
Die Wolken werden dick, der Tag wird gar zur Nacht,
Man zieht die Seegel ein, der Fleiß des Schiffers macht,
Was immer möglich ist, ein Unglück abzuwenden,
Der Wind nimmt heftig zu, der Sturm will sich nicht enden,
Die Fluth rast immer fort, die Nacht ist bald vorbey,
Doch bleibt die Noth noch groß und immer einerley;
Ja fängt das Licht gleich an von weiten durchzuschimmern,
So zeigt sich wohl ein Fels. Da geht das Schiff zu Drümmern.
Wie kläglich sieht alsdenn das Volk den Himmel an?
Es seufzt, es klagt, es schreyt, nun ists um uns gethan.
Es windet voller Angst die fast erstarrten Hände,
Zerbricht verzweiflungsvoll des eignen Schiffes Wände,
Und sucht ob noch ein Brett sein Leben retten kann.
Dieß sieht es in der Noth für seinen Schutzgott an.

Auf diesem wird sein Geist nichts von sich selber wissen,
Der Körper von der Fluth erbärmlich hingerissen:
Bis endlich, wenn das Brett den Hafen nicht erreicht,
Der ganz verwirrte Geist aus seinem Körper weicht.
So ängstlich, so bestürzt, pflegt auch in andern Fällen
Des Menschen eitler Sinn sich immer anzustellen;
Er schätzt des Goldes Schein, der Ehre Werth zu hoch,
Und überlegt doch nicht, was für ein schweres Joch
Dergleichen schlechtes Glück auf seine Schultern ziehe.
Mit was für Emsigkeit, mit was für saurer Mühe
Erhält er, was er sucht! wie bald ist es geschehn;
So muß er sich allein und in Verzweiflung sehn!
Ein Weiser hat dafür ein besser Glück in Händen,
Ihn können weder Pracht, noch Stand, noch Reichthum blenden:
Dieß alles sieht er nur als Nebensachen an,
Davon ihn nichts erhöhn, auch nichts verringern kann.
Dräut ihm die wilde See: Gut, er kann ihren Wellen
Den stets gesetzten Geist getrost entgegen stellen.
Ist ihm das Land verhaßt: Der Himmel liebet ihn.
Kränkt ihn die Vaterstadt: Er kann ja weiter ziehn.
Liebt ihn der Fürst nicht mehr: Er kann die Gunst entbehren.
Wird ihm sein Glück geraubt: Er kann sich selbst ernähren.
Verzehrt die Gluth das Haus: Die Welt bleibt dennoch stehn.
Verläßt ihn mancher Freund; Er kann zum andern gehn.
Ist seine Tafel schlecht: Brodt kann ja Nahrung geben.
Ist auch kein Brodt mehr da: Sein Geist braucht nicht zu leben.
Und muß er nackend gehn: Die Tugend hüllt ihn ein.
Sagt, Menschen, was kann wohl dem Weisen schädlich seyn?
Der Geist ermuntert ihn bey Jammer und Beschwerden,
Sein Gut muß ewig seyn. O laßt uns Weise werden!

❀ ❀ ❀

* *

Daß niemand suchen solle, klüger zu werden, als seines gleichen.

Bey dem Geburtstage

der Hochedelgebohrnen Frauen,

Luisen Adelgunden Victorien Gottsched, geb. Kulmus,

1737 den 11 Apr. dargethan,

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Si saperemus,
Quis ferret miserae tot tantaque taedia vitae?
Tristitiam, curasque graues sapientia gignit.

Palingen. Lib. VII.

Hochedelgebohrne,

Hochzuehrende Frau Professorinn,

Der gegenwärtige Tag, an dem sich dieselben ihrer Aufnahme unter die vernünftigen Einwohner unserer Erdkugel erinnern, giebt mir das Recht, denenselben einen schriftlichen Aufsatz zu überreichen. Das alte Herkommen erforderte zwar,

zwar, daß ich diesem Tage eine gebundene Lobschrift weihen sollte. Allein wie Madame selbst die eingeführten Gewohnheiten nicht durchgängig billigen können: So werden es dieselben auch mir nachsehen, daß ich davon abgegangen bin. Ich schicke mich auch nicht zu einem poetischen Lobredner für dieselben. Denn ich habe bereits allen Vorrath, welchen ich zu einem Lobliede gebrauchen könnte, verschwendet; und es reuet mich bey meiner itzigen reifern Erkenntniß, daß ich einst diese Thorheit begangen und meine Schwäche so merklich verrathen habe.

Heute muß ich die Schmeicheley bey Seite setzen, und so unhöflich werden, daß ich einem Frauenzimmer die Wahrheit sage. Ein ungewöhnliches Verbrechen bey Leuten von meinem Alter und Stande! welches mich aber in das Ansehen eines aufrichtigen Menschen bringen wird. Zu diesem Unternehmen konnte ich nur die ungebundene Schreibart brauchen, damit ich ordentlicher und gründlicher in der Ausführung meiner Absicht verführe. Ueberdem sind Madame eine eben so große Kennerinn und Liebhaberinn der Beredsamkeit als der Poesie, und ich hätte mich aus diesem Grunde keines Unwillens zu befürchten, daß ich mich der erstern, anstatt der letztern, bedienet. Der Inhalt meiner Abhandlung nur macht mich etwas schüchtern. Ich weis nicht, wie Madame einen ungebethenen Unterricht annehmen werden. Es geschehe aber gut oder übel; so muß ich dennoch den Anforderungen meines Gewissens Gehör geben. Ich würde mir einen ewigen Vorwurf machen, wenn ich länger säumte, Madame, in der Unwissenheit einer Sache zu lassen; wodurch dero Glückseligkeit Schaden leiden könnte.

Sie werden es nicht läugnen, Madame, daß sie bedacht gewesen sind, ihre Kenntnisse täglich zu erweitern. Sie werden es auch zugestehen, daß sie durch diese Bemühung einen bessern Begriff von vielen Dingen erlangt haben, als der gemeine Haufe davon hat. Sie werden sich es aber wohl nicht einbilden, daß eben dieses das Uebel ist, welches mich oftmals zum Seufzen bewogen hat, und welches dero Wohlfahrt nothwendig über kurz oder lang einen gewaltigen Stoß geben wird. Und doch ist nichts gewisser, als dieses. Ich werde es ihnen zeigen, Madame, wenn ich ihnen darthue, daß niemand suchen solle, klüger zu werden, als diejenigen sind, mit denen er in Gesellschaft leben muß.

Dieser Satz wird denselben vermuthlich neu und ungegründet vorkommen. Sie werden also für sich selbst schon begierig genug seyn, Achtung zu geben, wie ich solchen ausführen könne. Ich habe mir daher von ihnen weiter nichts auszubitten, Madame, als daß sie nicht ungütig deuten wollen, wenn ihnen irgend der gemeine Vortrag der Sachen und die schlechte Einkleidung meiner Gedanken anstößig seyn möchte. Sie können daraus sicher schließen, daß ich von der Wahrheit meines Satzes völlig eingenommen seyn müsse. Denn diese ganze Abhandlung wird ihnen einen Beweis geben, daß ich mit aller Sorgfalt vermieden habe, klüger als meines gleichen zu werden, ja, daß ich ihnen nicht einmal habe gleich kommen wollen.

Wie wenig aber Madame dieser Meynung sind, das ist allen offenbar, welche die Ehre haben, dieselbe zu kennen. Dero scharfsinniger Geist, dero geübter Verstand, dero gereinigte Vernunft, dero mit so manchen fremden Sprachen angefülltes Gedächtniß, dero gründ-

liche

liche Wissenschaft in den freyen Künsten, dero Fertigkeit, ihre Gedanken lebhaft, richtig und zierlich auszudrücken, dero von aller Eitelkeit entferntes Herz beweisen solches sattsam. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß sich Madame unterwunden hätten, es den größten Meistern in der Musik nicht nur nach, sondern einst gar zuvor zuthun; daß sich dieselben nicht mit dero wundersamen Geschicklichkeit die Saiten zu rühren begnüget, sondern selbst musikalische Stücke zu setzen getrachtet; daß dieselben den Helikon hinan geklettert, dessen wahre Spitze so leicht nicht zu erreichen ist, als man sich es wohl einbildet; daß sich dieselben gewaget, den Herodot, Homer, Longin, Plutarch und Lucian zu lesen, Bücher, die auch vielen Studierenden verschlossen und manchem so genannten Gelehrten kaum dem Titel nach bekannt sind; daß sich dieselben an die Erlernung der gelehrten Sprachen gemacht, und nicht eine flüchtige Kundschaft davon erworben; daß dero Feder die Ausarbeitung einiger Reden mit so gutem Fortgange über sich genommen; daß dieselben die Sätze der Weltweisen untersucht, und sich diejenigen zugeeignet, deren Wahrheit sie am besten gegründet zu seyn befunden. Daß dieselben ein Belieben gehabt, den tiefen und wahren Grund der Philosophie, nemlich die Lehren der Mathematik, einzusehen; kurz, damit ich dieß lange Register dero kühnen Unternehmungen in eins fasse, und nicht viele davon besonders erwähnen dürfe, daß dieselben es für einen Ruhm gehalten, immer vollkommener oder klüger zu werden?

Ich begreife unter diese Benennung alle diejenigen Arten der Bemühungen, die ich von Madame angeführet habe; ob ich gleich noch mehrere dergleichen nicht

davon

davon ausschließe. Wer seine Einsichten zu verbessern, seine Wissenschaften zu erweitern, seine Geschicklichkeiten zu vermehren, seine Gemüthsgaben zu verstärken, und es sey nun, worinn es wolle, weiter zu kommen sucht, von dem wird alle Welt sagen, er suche klüger zu werden. Ein solcher Mensch ist es auch, den ich ernstlich warne, von seinem Fleiße abzustehen.

Ich erlaube es gar gern, daß man sich so weit geschickt zu machen suchet, als die meisten unter uns sind. Wer weiter geht, der sündiget. Ein unverheyrathetes Frauenzimmer mag sich also befleißigen, einen deutschen Roman lesen zu lernen, ihren Wäschzettel halbigt in Ordnung zu bringen, ihre Ausgaben auf den Fingern zusammen zu rechnen, ein Liebesbriefchen mit zerrissenen und nicht recht buchstabirten Worten unleserlich abzufassen, und, wenns hoch kömmt, eine leichte Menuet heraus zu stümpern. Eine verheyrathete Dame kann sich über dieses noch eine Fertigkeit in Mischung und Austheilung der Karten, in Beurtheilung der Güte des Caffees, in Erfindung neuer Mittel, Geld von ihrem Eheherrn heraus zu locken, in Erdichtung neuer Muthmaßungen von den Umständen ihres Nachbars, und in Hervorbringung vieler Schimpfwörter wider ihr Gesinde, erwerben. Ein junger Kaufmannssohn darf sich angewöhnen, Schriften, die er nicht versteht, dreiste zu verlästern, die Schönheiten der neuen Moden zu bestimmen, den Schustern, Schneidern und Perrückenmachern Vorschriften zu geben, und das erschundene Geld des Vaters auf eine artige Art zu zerstreuen. Ein Arzt mag sich die Geschicklichkeit erwerben, den Puls zu beklammern, seine Fragen ordentlich hinter einander zu thun, einen länglichten Zettel zu schneiden, und ein auswendig

gelern-

gelerntes Recept darauf zu schreiben. Ein Hofmann wisse nur ein Paar verstümmelte französische Redensarten herzusagen, die Residenzstädte der Großen zu nennen, mit dem Worte Schulfüchserey um sich zu werfen, von dem Geschmacke eines Weines richtig zu urtheilen, vom Jagen und Palzen zu reden, und zu einer gewissen Zeit des Tages der höflichste Diener, zu einer andern aber der hochmüthigste Herr zu seyn. Ein Sachwalter darf nur eine grobe Feder schneiden können, gewisse Formeln abzuschreiben wissen, einige Ränke zu ersinnen vermögen, und sich so viel Witz anschaffen, als zum Aufschlagen seines Volkmanns, Carpzovs und Spathens nöthig ist. Ein Prediger braucht nichts weiter, als seinen Catechismus halb zu verstehen, aus zehn Postillen hier und dar einige Sätze zu nehmen, verschiedene Sprüche und Reime darunter zu mischen, sie nach einer unnatürlichen Ordnung seinem Gedächtnisse anzuvertrauen und mit einer schleppenden Sprache wieder von sich zu geben. So viel Wissenschaft ist einem jeden dienlich. So viel Geschicklichkeit haben die meisten noch. Mehr ist überflüssig; und niemand, er sey von was für einem Stande oder Geschlechte er wolle, darf sich bestreben, höher zu fliegen.

Die Natur hat gewollt, daß die Menschen alle gleich seyn sollen. Sie läßt uns daher auch alle gleich gebohren werden. Wer kann sich rühmen, daß er mit vier Augen, drey Ohren und fünf Händen von ihr begabet sey? Fände sich ja jemand: So würde man ihn für ein Ungeheuer halten müssen. Fürwahr eine schöne Abbildung für euch Ueberkluge, die ihr mehr wissen wollt, als andre eures gleichen! Ihr seyd ebenfalls Ungeheuer der Natur. Eure Seele muß wohl nothwendig zwiefach

seyn. Denn wäre sie so einfach, als der andern Menschen ihre ist: So sagt mir doch, was euch für ein unglücklicher Trieb ankömmt, mehr zu fassen, als sie? Befürchtet ihr nicht, daß ihr dadurch die allgemeine Gleichheit aufhebt? Wie lieblos müßt ihr doch seyn, daß ihr das festeste Band der Republiken zerreissen wollt! Seht nur an, wodurch sich der spartische Staat erhielt. War es nicht durch die Gleichheit, welche Lykurgus unter die Glieder desselben eingeführet? Verschiedene Stände und Ordnungen mögen in einer Bürgerschaft wohl seyn: Aber in den Ordnungen muß keiner sich mehr hervorthun, als der andre. Man hat die Republiken schon vor Alters mit Gärten verglichen; und diese Vergleichung ist so uneben nicht. Gleichwie nun in einem Garten wohl Spatziergänge und lebende Wände von unterschiedener Art seyn können, in keinem aber ein Baum vor den andern hervorwachsen darf, sondern alle gleich gezogen werden: So müssen auch in den Ständen alle Theile fein unter einer Schnur bleiben. Der kaiserliche Philosoph, Antonin, treibt diese Gleichheit noch höher. Wir müssen alle Zweige von einem Baum seyn, sagt er. Ist das nun wahr, wie denn niemand einen großen Herrn wird Lügen strafen können: So folgt ja, daß wir auch alle einerley Gedanken und Verstand besitzen, und einerley Urtheile fällen müssen; wie die Zweige einerley Saft haben, einerley Blätter und Früchte tragen. Gewiß, das Volk hat das Recht zu fordern, das diejenigen, die mit ihm einerley Luft genießen, einerley Pflaster betreten, in einerley Ringmauern eingeschlossen sind, auch einerley Gedanken und Kenntnisse mit ihnen haben sollen. Ich lobe hierinn die Athenienser; weil sie alle diejenigen ver-

ban-

banneten, welche sich durch Klugheit, Verstand, Gerechtigkeit und dergleichen vor andern hervor thaten; wie man an dem Themistokles, Aristides, Cimon und andern siehet. Noch besser gefallen mir die Epheser, welche den Hermodor, einen Mann, der alle andre übertraf, nicht allein ins Elend trieben, sondern auch eine Verfassung machten, daß niemand den andern an Kunst und Wissenschaft vorgehen sollte. Heraklitus mag immer glauben, daß sie dadurch ihre Bosheit und ihren Unverstand der Nachwelt verrathen haben: Ich glaube hingegen, daß sie dadurch ihre Einsicht in die tiefste Staatskunst an den Tag gelegt haben. Es ist gar leicht zu beweisen, daß nichts einem Staate gefährlicher sey, als Leute, welche mehr verstehen, als die übrigen Einwohner. Athen hat es an seinem Perikles erfahren. Sollten wir nicht so redliche Patrioten seyn, und unsere unnütze Lehrbegierde zur Erhaltung des Vaterlandes aufopfern, da Heiden gar ihr Leben für dasselbe in die Schanze geschlagen?

Wie aber, wird man sagen, wenn man nun um die Gleichheit in den Ständen nicht zu zernichten, nichts mehr lernen soll: So wird man ja die Aufnahme der Wissenschaften nicht befördern können; so werden ja keine Muster da seyn, denen man nacheifern kann. Ach wollte der Himmel! daß auch beydes nicht wäre! Der Lauf der Wissenschaften möchte nur gehemmet werden. Was für Unheil ist nicht durch sie schon erwachsen? Unsere Tage empfinden das Uebel. Man seufzet über die vielen Vernünftler, welche von denselben gebohren worden. Was wird nicht erst werden, wenn die Wissenschaften weiter um sich fressen? Man gedenke an Rom.

Als die freyen Künste auf den höchsten Grad gestiegen waren, erhob sich ein Julius Cäsar, und die Freyheit gieng zu Grunde. Wer weis, was für ein Schwerdt auf unsre Hälse geschliffen ist, da auch Jünglinge klüger sind, als bärtige Männer? O ein trauriges Zeichen! Was die Nacheiferung betrifft: So darf ich nur anzeigen, daß solche aus der Ehrsucht entspringt. Die Ehrsucht aber ist ein Laster; soll man nun deren Wirkung ausbreiten helfen? Verdammte Bemühung! Ich will lieber nichts mehr lernen, als ein Werkzeug der Laster, als ein Beförderer des hereinbrechenden Unglücks, als ein Zerstörer der allgemeinen Gleichheit werden.

Doch diese Vorstellung rührt noch nicht genug. Ich muß näher treten. Sammlet euch doch, ihr Klüglinge, die ihr es euch so sauer werden laßt, um eure Nachbarn durch euren Klugdünkel zu beschämen! Saget mir doch, was suchet ihr darunter? Ist es nicht ein gewisses Vergnügen? Die Absicht ist natürlich. Denn das erste Grundgesetz der Natur ist: Thue alles, was dich glücklich macht; und das heißt so viel: Suche dir ein beständiges Vergnügen zu erwerben, und alles Misvergnügen von dir abzuwälzen. Wie ist es aber möglich, daß ihr solches bey eurem Unternehmen finden könnt? Wo ich hinsehe, entdecke ich lauter Unlust dabey. Ich sehe einen Menschen von eurer Art in seinem Zimmer ganz einsam sitzen. Er unterstützet sein Haupt und sieht starr vor sich nieder. Er murmelt, als wenn er Geister beschwören wollte, und redet mit sich selbst. Itzt lieset er mit einer solchen Mine, woraus seine Achtsamkeit hervor blickt. Itzt nimmt er die Feder in die Hand, sieht in die Höhe, und schreibt darauf ein paar Zeilen. Er

über-

übersieht sie, und streicht sie wieder aus. Itzt hört er die trockenen und verdrüßlichen Erinnerungen eines Lehres über seine Arbeit gelassen an. Er verbessert sie. Man bittet ihn zu einem guten Freunde: Er entschuldigt sich mit der Menge seiner Geschäffte. Die ganze Stadt bedient sich der Lieblichkeit eines schönen Tages, und thut eine Lustreise, fährt ums Thor oder besucht die Gärten. Er wird die Heiterkeit des Himmels kaum genug gewahr; so sehr hänget er seinen Bemühungen nach. Alle Welt schläft bereits. Er hat noch mit seinen Uebungen zu thun; und selbst, wenn er sein Lager betreten, kann er des süßen Schlafes nicht genießen, sondern hat den Kopf voll und fängt erst recht an nachzusinnen. Kaum läßt sich der Tag blicken, da ist er schon munter, und mit seinem Vorhaben beschäfftigt. Und so geht es täglich fort. Wie traurig ist nicht eine solche Lebensart? Fallen nicht alle Ergötzungen, alle Lustbarkeiten gänzlich dabey weg?

Man sage mir nicht, daß man in einer solchen Aufführung sein Vergnügen finde. Man muß einen wunderlichen Begriff davon haben, wenn man das behauptet. Arbeiten ist nach dem Urtheile so vieler tausend Leute keine Lust. Was ist das angeführte Leben aber anders, als eine stetige Arbeit? So habe ich mir auch sagen lassen, je mehr man lernete, desto mehr sähe man seine Unvollkommenheiten ein. Erkenne ich nun dieselben: So kann ich mir nicht länger gefallen; und alsdenn ist es mit allem meinen Vergnügen gethan.

Der Umgang und die Gesellschaft mit andern ist wohl die schönste Versüßung unsers mühseligen Wandels. Was für eine Anmuth schmecket unser Herz nicht,

wenn es sich durch anderer freundlichen Zuspruch erholen kann? Allein auch dieser Annehmlichkeit müssen diejenigen entbehren, die klüger sind, als ihre Brüder. Unsere Gesellschaften müssen ihnen ganz ekelhaft werden. Alles, was wir darinnen vornehmen, muß ihnen unerträglich fallen. Sie haben ihren Verstand aufgeklärt; sie wissen das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; sie sind von Vorurtheilen frey; sie erkennen den innerlichen Werth einer jeden Sache; und verstehen tausenderley, daran in unsern Zusammenkünften nie kann gedacht werden. Wir sprechen von Kleinigkeiten aus unserer Haushaltung; wir lachen bey den Erzählungen von der Kurzweil unsers Hündchen mit der Katze; wir reden von der Kleidung, und dem Aufputze, womit ein paar junge Leute Gevatter gestanden; wir sagen einander, was in den Häusern unsrer Nachbarn heimlich vorgeht; wir sehen die Venus für einen Cometen an, und prophezeyen daraus den Einfall der Türken; wir entdecken, daß sich die Welt umgekehrt; weil wir einen so gelinden Winter gehabt haben: Lauter Unterhaltungen, welche sie ohne Verdruß nicht anhören können. Müssen sie ehrenhalber einmal bey uns seyn: So wissen weder sie, noch wir, was anzufangen ist, damit die Zeit doch hingehe. Sie können ihre Einsichten nicht verleugnen, und wir unsern Verstand nicht offenbaren. Wir sprechen mit ihnen von dem fremden Herrn in der Veste von Drap d'or; und den haben sie nicht gesehen. Wir erzählen ihnen von dem Frauenzimmer, welches die meisten Anbether hat; und das kennen sie nicht. Wir versichern sie von der Erscheinung eines grauen Männchens bey Halle; und das glauben sie nicht. Wir scherzen natürlich und frey; und dessen schämen sie

sich.

sich. Wir setzen uns nieder zu spielen; und das gefällt ihnen nicht. Wir jagen einander über Tische und Bänke; und das wollen sie nicht. Was für Lust können sie nun in Gesellschaften haben? Wem es also in der That ein Ernst ist, ein vergnügtes Leben zu führen, der muß ja nicht klüger werden.

Ich sage noch mehr. Wem seine Ehre, seine Wohlfahrt, sein Leben lieb ist, der unterlasse diese Bemühung. Man darf es uns nicht verdenken, wenn wir einen Haß auf diejenigen werfen, denen der Maaßstab unserer Vernunft zu klein ist, und unsere Klugheit zu wenig dünkt. Wir sind uns selbst die nächsten; wir müssen uns selbst lieben. Wie könnten wir denn wohl geruhig ansehen, daß uns andere übertreffen, und damit gleichsam die Kleinigkeit unsers Geistes und die Dürftigkeit unserer Seele vorrücken sollen? So viel Niederträchtigkeit muß man von uns nicht erwarten. Das Gesetz der Natur erlaubet uns das Recht der Wiedervergeltung. Wer also den Umfang unserer Wissenschaften verachtet, wer unsere Begriffe verschmähet; sollten wir den nicht wieder verschmähen und verachten? So einfältig sind doch meine Geschwister noch nicht, daß sie dergleichen Verspottung so ungeahndet sollten hingehen lassen. Welcher Schimpf ist wohl größer, als der, da man einen für dumm und unvernünftig hält? Und dafür halten doch diejenigen ihre Mitbürger, welche klüger werden wollen, als sie. Aber man lasse sie nur gehen. Es sind schimpfliche Namen genug da, womit man sie belegen kann. Die Verleumdung hat sattsame Mittel, sie zu bestrafen. Alle Gelage sind ihre Richtstühle, und alle Zechen die fürchterlichen Rabensteine ihrer Ehre. O

greuliche Vorstellung! Wer wollte sich dadurch nicht abschrecken lassen?

Man weis, wozu Neid und Misgunst fähig sind; und man weis auch, daß dieselben durch nichts heftiger erreget werden, als wenn man an andern größere Vollkommenheiten wahrnimmt. Sie sind die rechten Erhalter der Einfalt. Aus Furcht vor ihrer Strenge bleibt mancher in seinen Schranken. Sie haben auch vorlängst schon gezeigt, wie hart sie den Uebermuth belohnen. Sokrates mag hier ein Exempel werden. Nimmermehr wäre er von dem Aristophanes in einem öffentlichen Schauspiele zum Gelächter gemacht werden; nimmermehr hätte man ihn vor Gerichte gezogen; nimmermehr würde er den Schierlingssaft verschlungen haben, wenn er nicht durch seinen höhern Verstand, und durch seine größere Weisheit die Feindschaft, Misgunst und Verfolgung der Sophisten über sich gezogen hätte.

Sichere Faulheit! glückselige Unwissenheit! Ihr Mütter der angenehmsten Vergnügungen, der süßesten Ruhe, der unbeneideten Ehre! Wer sollte euch nicht lieben? Ihr schützt uns, wie eine Henne ihre Küchlein, vor allen Unfällen, denen die unersättlichen Freunde der Wissenschaften ausgesetzt sind.

O! Madame, erkennen sie doch endlich die Schädlichkeit ihrer Lehrbegierde; erkennen sie doch meine aufrichtige Sorge für dero Wohlfahrt; erkennen sie doch meine unumstößlichen Gründe von der Wahrheit, daß man nicht suchen solle, klüger zu werden, als andre sind. Verlassen sie dero edles Herz, wenn ich das anders edel nennen darf, was sich von den Sitten, auch der vornehmsten

nehmsten unterscheidet. Denken sie nur ja nicht, daß man aufgehört habe, diejenigen zu verfolgen, deren Wissenschaft vor andern hervorleuchtet. Haben sie es noch selbst nicht erfahren, welches mir kaum glaublich vorkömmt: So sehen sie nur einmal um sich. Wie löblich raset nicht aller Orten der Geist der Verfolgung, vom Neide angetrieben, wider diejenigen, deren Erkenntniß sich von den gemeinen Meynungen erhebt? Denken sie nicht, daß man so höflich seyn, und einige Hochachtung für ein Frauenzimmer haben werde. Stellen sie sich das jämmerliche Schicksal der Hypathia, des eclectischen Philosophen Isidors Eheliebsten, vor die Augen. Wie scharf wurde sie nicht bestraft? Die reinen Tugenden, und die ausnehmende Gelehrsamkeit derselben in der platonischen und aristotelischen Philosophie, ihre tiefe Wissenschaft von der Mathematik und ihre durchdringende Beredsamkeit brachten ihr erstlich den Neid ihres ehrwürdigen Bischofs, Cyrillus, und dadurch den Haß aller Einwohner in Alexandrien über den Hals. Petrus, ein vermeyntlicher frommer Lector daselbst, flammete denselben noch mehr an. Wer getraut sich, von solchen Männern etwas unrechtes zu vermuthen? Hypathia verachtete ihre Misgunst. Sie unterbrach ihren Fleiß nicht; aber zu ihrem Untergange. Denn, als sie einst durch die Stadt fuhr: So fiel das erhitzte Volk auf sie los, zog sie von dem Wagen, schleifete sie in eine Kirche, riß ihr die Kleider vom Leibe, und zerfleischte sie auf das erbärmlichste mit irdenen Scherben, schleppte darauf den zerfleischten Körper weiter und verbrannte ihn mit der größten Beruhigung. Was kann erschrecklicher, als ein solcher Lohn seyn? Allein, was ist auch gerechter, als derselbe? Hat man das Herz, einer

ganzen Stadt mit der Höhe seiner Wissenschaften zu trotzen: So mag man auch die Rache dafür von derselben empfinden.

Madame dürfen zwar ein solches Verfahren von unsern leutseligen Bürgern nicht befürchten. Sie sind viel zu menschlich, solche Grausamkeit auszuüben. Allein so wohlgesittet müssen sie sich auch nicht alle von uns vorstellen, daß wir unsere Zungen nicht zu zweyschneidigen Schwerdtern machen, und dero Ruhm auf das lästerlichste zerreissen können. Sie mögen immer so viel Großmuth haben, und das Gerede der Stadt, wie ein edles Roß das Bellen der Hunde, verachten. Es wird ihrer Unschuld doch empfindlich werden, und einige Kränkung verursachen. Trösten sie sich nicht mit dem unpartheyischen Urtheile der Nachwelt. Der Trost ist sehr leidig. Sie werden nichts empfinden, ob man dero Namen rühmlich erwähnt oder nicht. Itzt aber können sie die Süßigkeiten derer Lobsprüche schmecken, welche ihnen unsere jungen Kenner der Verdienste und Vorzüge geben werden; wofern sie nur ihrer Klugheit absagen und eben so wenig Gehirn, als diese Herren, haben wollen. Ohne diese Bedingung können Madame denselben nicht gefallen. Es ist aber ein Großes, ihren Beyfall zu besitzen. Denn sie sind die Orakel an unsern Caffeetischen.

Treffen sie doch immer den so erseufzten Wechsel, Madame! Unsere Schönen werden sich dabey mit neuen Thorheiten hervorthun. Unsere Vergnügungen werden ungezwungener, unvernünftiger, jedoch reizender werden. Die Vernunft ist allemal eine gar zu eigensinnige Mutter, welcher wenig Ergötzlichkeiten recht sind

Könnten Madame wohl so unbarmherzig seyn, und uns an dem Genusse eines Gutes verhindern, das uns dieselben so leicht verschaffen können? Unmöglich. Der Grund ihres Herzens ist viel zu gut dazu. Wie wünschte ich doch, daß es dieselben nur erkennen möchten!

Madame haben die Deshouliers gelesen. Nehmen sie doch die Vermahnungen derselben an, welche sie an ihre gute Freundinn geschrieben, um solche von dem Studiren abzuhalten. Geben sie doch der Vorstellung eines Frauenzimmers nach: Ich will gern schweigen. Dienen Madame lieber der gegenwärtigen, als der zukünftigen Welt, zum Muster. Was für Verbindlichkeit haben sie gegen dieselbe?

O möchte ihnen doch die neue Wohnung, welche sie heute bezogen; o möchte ihnen doch das neue Lebensjahr, welches sie heute angefangen, und zu welchen beyden Stücken wir ihnen Glück wünschen sollen, o möchte ihnen doch dieses einen neuen Geschmack und veränderte Neigungen geben! Würde es nicht schön seyn, wenn wir künftig von ihnen sagen würden: es ist alles neu? Wir haben Ostern vor der Thüre. Man feget den alten Unrath nunmehr gegen die Feyertage aus unsern Häusern weg: Und Madame wollten den alten Unrath ihrer Lust an der Klugheit und Weisheit behalten?

Kömmt doch alles zusammen, was irgend jemand bewegen kann, sich zu verändern: Und sie können unerweicht bleiben, Madame? Sie? deren Herz, deren Seele zur Annehmung so vieler Wissenschaften so weich gewesen ist? O welch eine Verstockung! Ich beschwöre sie, Madame, bey denen Pflichten, die sie dem Vaterlan-

de

de schuldig sind, bey denen Pflichten, die sie ihren Nächsten schuldig sind, bey denen Pflichten, die sie sich selbst schuldig sind, von nun an von ihrem bisherigen Wandel umzukehren. Das Vaterland hat sonst den Verfall seiner Ruhe, der Nächste seine Verachtung, und sie selbst haben Haß und Neid zu befürchten.

Was für eine Länge von Lebensjahren wird man ihnen nicht für diese Veränderung gönnen? Ich bin zweifelhaft, ob ich ihnen itzo dergleichen wünschen soll. Doch ja, ich will es thun. Vielleicht lesen Madame meine Vorstellungen noch einmal; vielleicht haben sie alsdenn ihre Wirkung; vielleicht spüre ich alsdenn das Glück, daß Madame auf den vorgeschlagenen Weg gerathen. Seyn sie denn also noch lange ein Trost, ein Labsal ihres Vertrautesten, ihres liebsten Freundes, meines theuersten Gönners! Gönnen sie mir noch lange die Ehre dero Gewogenheit! Werden sie aber auch eine neue Zierde unserer Stadt und ein neuer Spiegel unsers schönen Geschlechts!

— — Nunc te melioribus offer. *Hor. Ep. 2. Lib. I.*

Zum

* *

Zum Andenken

des

Vergnügens über den Geburtstag

Frauen

Louise Gleditschinn, geb. Langinn,

übergab ihr

nebst des Horazens Gedichte und der französischen Uebersetzung des Tartarons

folgende Verse

M. Johann Friedrich May.

Der treffliche Horaz, der voller Weisheit ist,
Und dem auch du nunmehr, Hochwerthe, günstig bist,
Erscheint durch mich vor dir und wünscht bey dir zu bleiben,
Du sollst ihn deinem Schatz der Bücher einverleiben.
Er sollte kostbarer dazu gekleidet seyn:
Denn heute fällt dein Fest, dein größter Festtag, ein,
Der manches Herz erfreut, das deinen Werth erkennet,
Und dich aus Schuldigkeit des Glückes würdig nennet.
Er achtete die Pracht so wenig, als wie du,
Und sah der Eitelkeit mit stiller Regung zu;

Er

Er war in sich vergnügt, mit allem stets zufrieden,
Was ihm die weise Macht auf seinen Theil beschieden.
Er sorgte für den Geist; doch zwang er sich auch nicht
Nach eines jeden Wort, er suchte Kraft und Licht
Da, wo sich die Vernunft in ihrer Stärke zeigte,
Und ihn durch ihren Zug auf ihre Seite neigte.
Was ihm das Schicksal gab, das wurde durch ihn sein.
Er selber richtete sein eignes Wohlseyn ein.
Der gründliche Verstand und seines Herzens Güte
Verschafften ihm dabey ein ruhiges Gemüthe.
Er war ein harter Feind der niedern Schmeicheley,
Sein Urtheil ohne Gift; jedennoch scharf und frey,
Er redlich und gerecht, nicht mürrisch, nicht gezwungen.
Sein Witz, wodurch er sich so hoch empor geschwungen,
Ist noch ein Wunderwerk. Verzeih, o Freundinn, mir,
Ich stelle dir sein Bild nur dessentwegen für;
Weil mich die Aehnlichkeit mit dir darauf geführet,
Weil dieses Löbliche man auch bey dir verspüret.
Mein Weidner hat dir viel von seinem Sinn erklärt,
Du hast das übrige zu wissen auch begehrt,
Es kömmt mit ihm zugleich ein Freund an seiner Seiten,
Der wird dich weiter noch in seine Schriften leiten.
Er redet zwar nicht deutsch: Allein dein schöner Fleiß
Den Wissenschaft und Kunst nie zu ermüden weis,
Versteht, was dieser spricht. Du kannst des Franzmanns Wesen,
Wodurch sein Geist sich zeigt, in seiner Sprache lesen.
Der legt dir deutlich aus, was der Poet gedacht,
Wodurch sich seine Schrift zur Sittenlehre macht,
Zum Spiegel unsrer Welt, das Schöne zu bemerken,
Wodurch die Geister sich, wie du, im Guten stärken.

O! könnte mir Horaz itzt seine Kraft verleihn:
So wollt ich dir ein Lied zu deinem Feste weihn,
Das aller Welt gefiel, wie mich dein Ruhm ergötzet,
Der dich, geschickte Frau, weit über andre setzet.
Doch weil er mir nicht selbst den Wunsch gewähren kann:
So nimm inzwischen doch den neuen Vorschlag an:
Wenn er die Tugend rühmt, die wir an dir auch lieben,
So denk, er hat allda zugleich dein Lob beschrieben.
Er sagt dir nicht zuviel, was nicht zugleich dein Freund,
Wenn er an dich gedenkt, auch in dem Herze meynt,
Der alle Schmeicheley, wie deine Feinde, hasset,
Und was dich freuen soll, in seine Wünsche fasset.
Ich folge dem Horaz, in seiner Andacht nach,
Der um zwey Dinge nur die Gottheit einst ansprach,
Wie ichs für dich itzt thu: Herr, gieb ihr Gut und Leben,
Ein ruhig Herz wirst du dir durch die Weisheit geben.

* *

Als er

keine Satiren schreiben wollte.

von

D. H. G. Schellhafern.

Schweigt endlich doch einmal von dem Satiren schreiben,
Ihr Freunde, laßt mich dumm in meiner Unschuld bleiben:
Ich will kein Dichter seyn. Mein ungekämmtes Haar
Wird durch den Kranz nicht schön; stellt keinen Phöbus dar.
Ein Verschen, so zum Trunk, ein nettes Leberreimchen,
Und wenn ich ernsthaft bin, ein Lied von Hopfenkeimchen,
Und wie der Spargel wächst; das mach ich noch zur Lust;
Wie man Satiren schreibt, das ist mir unbewußt.
Und wenn ich auch den Kiel recht scharf zu schneiden wüßte,
So gar, daß mich dafür zum Lohn Minerva küßte;
Minerva, deren Kuß so schön, so angenehm:
So schlag ichs dennoch aus. Es fällt mir unbequem,
Um andre nur den Weg zu ihrem Wohl zu lehren,
Mir selbst die eigne Ruh, mein eignes Glück zu stören.
Erst fang ich bey mir an, und bin mir selbst ein Thor;
Ich halte mir bald das, bald wieder jenes vor:
Und weil ich da genug an mir zu tadeln finde:
So sorg ich nur für mich, und strafe meine Sünde.
Und wenn mein Bruder fehlt, so klag ich ihn nicht an,
Denn mein Gewissen spricht: Das hast du auch gethan.

Gesetzt, ich könnte mich wohl nach und nach verbessern,
Hab ich deswegen recht, die Fehler zu vergrößern,
Womit mein Nächster irrt? Versäumt er seine Pflicht:
Bin ich nicht schuld daran, und auch sein Richter nicht.
Was hab ich wohl davon, wenn ich die Laster strafe;
Und da ich itzt so gut, so sanft und ruhig schlafe;
Weil mich kein böser Traum von einem Feinde schreckt:
So müßt ich, hätt ich mir erst andrer Haß erweckt,
Mich auch in meiner Ruh mit bösen Larven kränken,
Wenn ich den ganzen Tag mit sorgenvollem Denken
Unruhig zugebracht. Man klopft an meine Thür:
Ich mache willig auf. Denn keiner kömmt zu mir,
Der mich um meine Schrift zur Rede setzen sollte,
Und mir durch Wort und Schlag den Schimpf bezahlen wollte.
Mich geht kein Stichelwort von starken Geistern an.
Man rede, was man will, ich habe nichts gethan.
Wie aber würd ich mir die süße Ruhe stören,
Läs man erst meine Schrift: was müßt ich da nicht hören?
Es würde ja die Stadt von meinem Namen voll,
Und ich selbst vor Verdruß bey ihrem Urtheil toll.
Nein, wer die Ruhe liebt, der muß verborgen bleiben:
Und keine Stachelschrift, zu seinem Schaden, schreiben.
Der irrt, wer bey sich denkt, ich bin allein der Mann,
Ich bin allein der Held, der alle hecheln kann.
Ach glaube, was du kannst, daß das auch andre können.
Denn wer mit Nesseln peitscht, der kann sich selber brennen.
Die Schlangen sind nicht todt: Sie haben Gift und Blut,
Wenn gleich ihr starrer Balg in kühlem Grase ruht.
Die Spötter schlafen nicht, wenn sie die Augen schließen:
Die Kugel, die nur graft, die kann uns doch erschießen,
Kömmt man ihr nur zu nah, nimmt man sich nicht in Acht.
Das ist der stärkste Feind, an den man nicht gedacht.

Du sprichst, das acht ich nicht, kann ich nur das vollbringen,
Daß man mich fürchten muß; so will ich sie schon zwingen.
Vergebens ist der Haß, wo man sich fürchten muß:
Wer sich nur an mich wagt, der darf vor den Verdruß,
Ich gebe Wort und Hand, nicht eine Stunde sorgen.
Wer heute mich verlacht, der denke, daß er morgen
An meiner Stelle steht, da wird er so, wie ich,
Wär er auch Sokrates, durch mich doch lächerlich.
Wie artig ist es nicht, wenn uns so manche scheuen,
Die sonst nicht blöde sind, bloß weil wir etwan dräuen;
Weil wir im Scherz gesagt, wir hätten was entdeckt,
Das noch zu tadeln sey. Sie werden gleich erschreckt;
Sie fürchten uns weit mehr, als wie die eignen Sünden;
Sie meiden jeden Ort, so bald sie nur befinden,
Daß wir zugegen sind. Es schweigt ein jeder still
In unsrer Gegenwart; weil keiner zeigen will,
Wie er beschaffen sey. Heißt das denn nicht regieren?
Kann man ein größer Werk zu seinem Ruhm vollführen?
Ja, ja vollführ es nur, o du betrogner Thor,
Und stelle dir dabey die größte Herrschaft vor.
Ich bin ein Menschenfreund, ich muß mit Menschen leben,
Sie sollen mir das Herz, ich will es ihnen geben.
Das ist nun freylich wahr, ich muß es selbst gestehn,
Es klingt mir angenehm, es klingt vortrefflich schön,
Wenn man das Urtheil hört: Daß unsre Schrift fast allen,
Die sie nur angesehn, recht gut und wohl gefallen.
Der Hochmuth kützelt sich, man bleht sich selber auf,
Und läßt der Tadelsucht nunmehr den freyen Lauf.
Das aber merkt man nicht, daß die, die uns erhoben,
Nur bloß mit uns gescherzt: Sie wollen uns nicht loben!
Wem ist es nicht bekannt, daß der Philister lacht,
Wenn Simson, der nicht sieht, so manchen Possen macht?

Das schickt sich nicht für mich. Will man die Zeit vertreiben,
Sucht man was Lustiges, so mag man selber schreiben.
Drum sprecht nur, was ihr wollt, ich bleibe doch dabey:
Mein Kiel trägt vor der Schrift, die andre tadelt, Scheu.
Allein da schärf ich ihn; da brech ich erst mein Schweigen:
Wenn ich kann meine Pflicht und meine Treue zeigen.

Lob der Weiber.

Erster Versuch.

von

D. H. G. Schellhafern.

Wie fällt mirs doch so schwer, daß ich nicht lästern soll.
Ich bin der Weiberfreund: Doch der verjährte Groll
Wacht immer wieder auf: Die schon gewohnte Sünde
Läßt mir kaum so viel Kraft, daß ich mich überwinde.
Nunmehr bedenk ich erst den strengen Friedensschluß,
Nachdem ich leider ach! die Weiber loben muß.
Mein Vorzug fällt nun hin, durch den ich stark gewesen:
Wer wird nun wohl von mir die trocknen Blätter lesen?
Wer dichtet ferner hin mir Witz und Feuer an,
Da ich nicht mehr, wie sonst, natürlich schreiben kann?
Doch wo wird auf der Welt ein weiser Mann gefunden,
Den keine Thorheit je, kein Irrthum überwunden?
Ihr habt einmal das Wort, und das soll feste stehn,
Und sollte gleich dabey mein Dichten untergehn.
Vor dem ließ euch mein Kiel nicht allzu sicher schlafen,
Jetzt aber will ich mich durch euer Lob bestrafen.

Der Hochmuth, den man euch als eigen zugetheilt,
Stammt nicht aus eurer Brust, man hat sich übereilt;
Und den verhaßten Trieb der Unschuld zugeschrieben:
Wir Männer haben Schuld. Nur das verkehrte Lieben,
Das von uns selbst entspringt, erweckt den falschen Schein,
Was ihr gezwungen thut, soll eure Neigung seyn.
Zwingt Daphnis Selanorn, sich knechtisch zu geberden?
Nein, sie muß bloß durch ihn zu einer Göttinn werden.
Wünscht sich die Livia die Alabasterbrust?
Sie hat, eh Thyrsis kam, noch nichts davon gewußt.
Daß Myrthens Augenlicht wie eine Sonne stralet;
Lernt sie vom Floramor, der sie so abgemalet.
Daß die Natur aus ihr ein Meisterstück gemacht,
Das hört sie erst von ihm; Sie hat es nie gedacht.
Wer aber wird wohl nicht das, was man wünschet, glauben,
Und sich aus Eigensinn des hohen Ruhms berauben?
Gesetzt, daß sich dabey zu leicht der Beyfall findt;
So ist das ein Beweis, daß Weiber Menschen sind.
Und gleichwohl findet sich der Beyfall nicht bey allen:
Sie wenden Glauben vor, um besser zu gefallen.
Wird die Gefälligkeit zu Tugenden gezählt?
Warum verhöhnt man die, die diesen Zweck erwählt?
Gesetzt, daß Ehr und Ruhm der Weiber Herzen lenken;
Darf unser Eigensinn sie wohl darum verdenken?
Wodurch wird manches Werk so weislich ausgeführt?
Bloß weil ein edler Trieb die großen Herzen rührt.
Wodurch die Männer sonst am allermeisten gelten:
Das will man ohne Grund an einem Weibe schelten.
Man spricht: Kein Weib ist mehr den Männern unterthan.
Das führt man ungescheut, sie zu verhöhnen, an.
Doch wo ist wohl ein Mensch, der sich nicht selber liebet,
Und gerne das empfängt, was man ihm willig giebet?

Erfor-

Erfordert nicht ein Staat zugleich ein kluges Haupt?
Nun gleicht dem Staat ein Haus: Drum ist es ja erlaubt.
Noch mehr; es muß ein Weib das schwere Ruder fassen,
Das der erschrockne Mann aus Trägheit fahren lassen.
Drum, daß ein Weib regiert, das macht die Herrschsucht nicht;
Es ist die Schuldigkeit; weil sonst ein Haupt gebricht.
Und da wir andern sonst, was schwer ist, überlassen:
Warum will man hierbey die tapfern Weiber hassen?

Hört ferner, was man spricht: Der Weiber Ebenbild
Sey ein durchlöchert Faß, das man mit Wasser füllt,
Das alles zu sich nimmt, um alles zu verlieren;
Ein laufend Stundenglas; ein Schatzhaus voller Thüren.
O höchst verkehrter Wahn! der List für Tugend hält,
Der keine Klugheit kennt, wo man sich nicht verstellt!
O Sitten! die nunmehr verderblich eingerissen,
Da unser Freund nicht darf das, was wir denken, wissen.
Erfordert die Natur nicht die Geselligkeit?
Ist nicht ein Mensch ein Freund? Was ists nun, das verbeut,
Was unsre Herzen drückt, den Freunden frey zu sagen?
Nur der, der schaden will, darf es nicht sicher wagen,
Zu reden, wie er denkt, zu denken, wie er spricht:
Die Menschenliebe braucht dergleichen Mantel nicht.
Auf! träge Deutschen, auf! laßt euch einmal ermahnen,
Die Weiber zeigen euch ein Bild von euren Ahnen.
Versteckte man sich da? war nicht ein Wort ein Mann?
Und itzo seht ihr dieß gar für ein Laster an?
Wer nicht die Thaten scheut, der darf sich nicht entblöden,
Zu sagen, was er thut. Drum laßt die Weiber reden.
Wie? schüttelt ihr den Kopf? Ich weis schon euren Sinn.
Ihr denkt, ein redend Weib wird gleich zur Richterinn.
Ihr fürcht euch; und mit Recht: Denn bey dem Caffetische
Fragt man nicht allemal, was kosten Fleisch und Fische?

Es geht auch über euch. Und das ist ärgerlich.
Ich weis es, wie es kränkt. Sonst gieng es über mich;
Allein ich hatte Schuld. Seit dem ich mich verglichen;
Hat mancher schöner Mund mich auch heraus gestrichen.
Folgt meiner guten Spur: macht euch nur recht bekannt.
Denn wie man mir gesagt, so haben sie Verstand.
Wer nun verständig ist, der kann ja Regeln geben;
Weil Menschen andern auch zu ihrer Beßrung leben.
Und such ich fernerhin die, die ich sonst verlacht;
So wird noch wohl aus mir ein kluger Mensch gemacht.
Erkennt ihr, wie ihr irrt? Doch sind die Tändeleyen
Noch euer Augenmerk, die pflegt ihr auszuschreyen.
Ihr redet, wie ihr sprecht, mit wenig Worten viel:
Und bey den Weibern sey hiervon das Widerspiel.
Sie reden viel von nichts: Ihr vieles sagt sehr wenig;
Der Inhalt des Gesprächs ist oft ein Kartenkönig,
Den eine falsch gespielt: Oft eine weiche Hand,
Womit Menalcas prahlt: Oft nur ein schlechtes Band,
Das Damon halb entzückt um Daphnis Hände knüpfte:
Oft nur ein kleiner Floh, der übern Busen hüpfte;
Und denn die Jungemagd; und endlich auch der Knecht.
Doch alles dieses ist ja sinnreich, schön und recht.
Von großen Dingen viel, von hohen prächtig denken:
Das kann ein jeder Mensch, der nur die Sinne lenken
Und viel begreifen kann, und alles überlegt;
Es ist das Hohe selbst den Dingen eingeprägt.
Dann aber zeigt ein Geist erst seine rechte Stärke,
Wenn er alleine wirkt; wenn er von seinem Werke
Der Grund und Meister ist. Er ändert die Natur
So, wie er selber will. Die andern lernen nur.
So ist der Weiber Art, die Dinge zu verkehren,
Und wenn es möglich wär, selbst die Natur zu lehren.

* *

Zweyter Versuch.

Ihr Männer, schweigt einmal. Laßt doch die Weiber ruhn.
Der Stärkre hat kein Recht, den Schwächern Tort zu thun.

Kehrt nur einmal in euch, ihr eingefleischten Engel,
Sagt, seyd ihr ganz gerecht, und jene voller Mängel?
Die Einsicht, die sogleich der Weiber Fehler findt,
Wird, wenn es uns betrifft, durch Eigenliebe blind.
Ihr tadelt gar zu gern, und nennt es große Thaten:
Ist euch ein Stachelwort auf eine Frau gerathen,
Nicht nur der Caffetisch ist, wo man Urtheil spricht:
Wenn eure Pfeife raucht, wird eben das verricht.
Sitzt dort der weise Rath verschmitzter Richterinnen:
So sitzt hier eine Schaar, die mit den erleuchten Sinnen
Der Weiber Fehler merkt, der Jungfern Mängel zählt;
Und stets aus ihrem Thun das allerschlimmste wählt.
Wer sie zu schützen sucht, dem wird nicht widersprochen:
Es heißt, sie sind verklagt: Drauf wird der Stab gebrochen.
Erschreckliches Gericht, vor dem man zittern muß!
Ist denn, was jeder spricht, ein überlegter Schluß?
Muß nicht das Richteramt erst die Beklagten hören?
Ihr seyd gewiß geschwind, man darf sich nicht beschweren,
Als würde nichts vollbracht, als hieltet ihr den Lauf
Von Recht und Billigkeit durch Sportelmachen auf.
Wer aber hat euch wohl hierzu die Macht gegeben?
Sinds denn die Weiber nicht, wodurch wir Männer leben?
Sagt, hätte die Natur nur einen Mann gemacht,
Wer hätte mich und euch auf diese Welt gebracht?

Doch dieses brauch ich nicht. Es sind noch andre Gründe.
Die Weiber sind gerecht: Nur ihr begeht die Sünde.

Ihr tadelt ihre List. Doch denkt nur selber nach:
Ihr wißt, was Selanor zu seiner Daphnis sprach.
Er fiel aufs rechte Knie, und faltete die Hände.
Sie war das Sonnenlicht; er ihre Sonnenwende;
Er schwur; und sagte viel, woran er nie gedacht.
Kaum glaubte Daphnis das, so wurde sie verlacht,
Da gieng das Lästern an. So gehts, die Herzenszwinger
Die nennen jederzeit die Mädgen dumme Dinger,
Die sie nur angehört. Drum ist es wohl erlaubt,
Wenn uns das Frauenvolk nicht das geringste glaubt.
Wir nennen sie ja dumm, wenn sie die Kunst nicht wissen,
Wie sie die Schmeicheley mit List bezahlen müssen.
Es hat die Schülerinn, was sie gelernt, gethan,
Ihr habt sie klug gemacht. Was klagt ihr sie noch an?

Sie wollen schöne seyn. Gut, dieses sollt ihr loben.
Wird durch das Häßliche wohl die Natur erhoben?
Ihr sprecht! Sie schminken sich: Auch gut; bedenkt doch nur;
Hilft man nicht durch die Kunst der wirkenden Natur?
Wer schilt der Künstler Fleiß? Doch das sind eure Brüder.
An Weibern ist euch das, was ihr sonst lobt, zuwider.
Und was ist wohl der Zweck, warum ein Weib sich ziert?
Durch euch, nur bloß durch euch, wird dieses Volk verführt.
Nicht andern ihrer Art, nur euch will es gefallen.
Ihr zieht die Schönste vor, und liebt sie ja vor allen.
Wo bleibt die Dankbarkeit, verdrießliches Geschlecht?
Man thut, was dir gefällt, und thut dir doch nicht recht.

Die Weiber kosten Geld. Ist das nicht eine Klage!
Was wiederholt ihr sie? Ihr mehrt ja nur die Plage.
Die Grillen helfen nichts; die Noth wird nicht gestillt;
Sucht vielmehr Mittel vor, womit man Beutel füllt.
Ist es nicht eure Pflicht, die Weiber zu ernähren?
Nur eure Trägheit sucht die Ordnung umzukehren.
Müßt ihr im Ehstand seyn? Ach nein, es steht euch frey,
Daß ihr noch ledig bleibt. Doch denket ihr dabey,
Die Weiber sind doch gut: So müßt ihr euch bequemen,
Wenn ihr das Gute wollt, das Böse mit zu nehmen.
Zudem erwegt es selbst: Wer schließt wohl einen Stein,
Der nicht das mindste gilt, in sichre Kasten ein?
Was man umsonst erlangt, pflegt man für nichts zu schätzen.
Wir pflegen ja den Werth den Kosten nachzusetzen.
So wird die Kostbarkeit der Weiber auch vermehrt:
Wenn Kost und Tracht und Schmuck den vollen Beutel leert.
Ihr müßt den tollen Wahn, der euch verführt, verbessern.
Was ihr zum Tadel braucht, das dient, sie zu vergrößern.
Ich schriebe wohl noch mehr: Wer aber sieht denn nicht:
Es sey der Weiber Lob der Männer größte Pflicht.
Die Ordnung der Natur hat uns dazu erkohren:
Wir sind zu ihrem Ruhm, und nicht zur Schmach, gebohren.

* *

Herbstgedanken.

von

L. C. F. Drollingern.

Der schwüle Sommer ist verschwunden,
Die Sonne läuft der kühlen Wage zu!
Die Erde neiget sich zur Ruh,
Nach ihren arbeitsvollen Stunden,
Ihr bunter Schmuck wird blöd und alt,
Und was sich nächst im Flor befunden,
Verändert Farben und Gestalt.
Der Himmel trübet sich. Es haucht ein frischer Duft,
Gleich einer kühlen Abendluft,
Und will des Jahres Abend kühlen.
Der Bäume Zierrath weicht. Die leichten Winde spielen
Mit dem entlaubten Schmuck. O welch ein Unbestand!
Doch nein! ich kenne deine Hand,
Du großer Schöpfer und Erhalter!
Des Laubes Schirm, die schattenvolle Wand,
Die ihrer Früchte zartes Alter
Vor Hitz und Sturm in Sicherheit beschloß,
Hat nun die treue Hut vollendet,
Da der verwahrte Schatz gezeitigt und geendet.
Drum fällt sie weg, und stellt ihn frey und bloß.
O reicher Schatz, den wir bewundern müssen!
Schau, wie die süße Last die schwanken Aeste beugt.
Es scheint, als wollen sie die werthe Mutter küssen,
Die Mutter, welche sie gezeugt.

Der Blätter Schmuck, der allgemach verfleugt,
Erscheinet nun noch einst so prächtig.
Die schlanke Rebe steht in Frucht und Zierrath trächtig.
Schau, wie sie ihre grüne Pracht
Mit Gold und Purpur ausgesticket,
Wie sich ihr sterbend Laub zu guter letzt noch schmücket,
Und seinen Abschied herrlich macht!
Wie aber, welch betrübtes Bild
Erblick ich voller Scham und Schanden!
Ich Armer ach! Mein Herbst ist auch vorhanden,
Mein Sommer ist bereits erfüllt!
Wie darf ich, Höchster? vor dir stehn,
Und mein beschämtes Haupt nach deinen Wolken strecken.
Ich bin ein kahler Baum, gleich einer dürren Hecken,
Von keinen Früchten reich, von keiner Zierrath schön.
O wehe mir! die Axt die blinket schon,
Und dräuet mit verdientem Lohn
Mir schnödem Holz, das faul und unnütz bliebe.
Erbarme dich, erwecke deine Kraft!
Du Wesen voller Huld und Liebe!
Und fülle mich mit neuem Saft,
Mit einem gnadenvollen Triebe,
Eh mich dein Grimm zur Straf und Flamme rafft.
Herr! laß mich noch in dieser Zeit,
Obgleich mit später Frucht, zu deinem Ruhme dienen;
So werd ich dort in Ewigkeit
Bey dir im Paradiese grünen.

* *

Mittel zur Glückseligkeit,

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Es ringt zwar aller Müh bloß nach Zufriedenheit.
Wer aber sucht sie da, wo sie sich selber beut,
Und unverborgen wohnt? Die Blindheit unsrer Seelen
Pflegt stets aus Vorurtheil ein falsches Gut zu wählen:
Wie oft ein Wandersmann, der Nachts im Walde schweift,
Für eines Dorfes Licht, nach einem Irrwisch läuft.
Ein jeder dünkt sich klug, wiewohl ihn Irrthum bindet,
Und er den rechten Pfad zu seiner Ruh nicht findet.

Kann der zufrieden seyn, der an der Erde klebt,
Mit steter Aemsigkeit nach ihren Schätzen strebt,
In tiefe Schachten fährt, der Berge Bauch durchwühlet,
Und deren bestes Mark aus ihren Knochen stiehlet;
Der, wenn ers nun erraubt, aus Ehrfurcht nicht genießt,
Voll Sorgen und voll Furcht in Stahl und Eisen schließt,
Sich selbst zur Wache stellt, und in vertieften Sinnen
Noch manchen Anschlag macht, was mehrers zu gewinnen?

Kann der zufrieden seyn, der nach der Hoheit ringt,
Und sich, durch andrer Fall, zu Königsthronen dringt,
Das aufgeschwollne Herz mit hohen Bildern nähret,
Der Großen Sclave wird, durch Misgunst sich verzehret;
Der, wenn ihn nun das Glück aus seinem Staub erhöht,
Sich einen Adler glaubt, und nach der Sonne geht?

Kann der zufrieden seyn, der seinen Körper weidet,
Und ihn aus Zärtlichkeit in weiche Seide kleidet,

In Schwanenfedern legt; der Kehle Lüsternheit
Durch weitgehohlte Kost noch kaum genug erfreut;
Der auf die Reizung sinnt, die durch die Lüst entspringet,
Und, niemals daran satt, sich immer neu erzwinget?
Unmöglich findet ihr, die ihr so ängstlich thut,
Wornach ihr doch verlangt, der Seelen wahres Gut.
Ihr kennt nicht, was ihr sucht, und suchet nur vergebens
Der Menschen irdisch Wohl, die Süßigkeit des Lebens.
Es kostet nicht so viel, was uns hier selig macht.
Was hilfts, wenn wir die Zeit in Unruh zugebracht,
Und dann am Ende doch nichts mehr dadurch gewonnen,
Als daß die Leidenschaft sich mehr und mehr entsponnen
Und nicht geleget hat? Ein so bestürmter Geist
Sieht endlich selbst nicht mehr, was ihn dem Glück entreißt,
Das er zu haben denkt, und wirklich nicht besitzet.
Er folgt dem Triebe nach, der ihn zuerst erhitzet:
Nicht anders, als ein Schiff auf einem strengen Fluß,
Das, ohne Ruderknecht, dem Strome folgen muß;
Erst fliegts mit Lust dahin, wohin es dieser reisset,
Bis daß er es zuletzt auf eine Sandbank schmeisset.
O unglückseligs Volk! geh doch in dich zurück;
Erkenne, was du hast; es fehlet dir kein Glück.
Laß dich nur der Natur bewährte Vorschrift leiten,
Und such, aus Eigensinn, ihr nicht zu widerstreiten.
Es liegt bloß an dir selbst, ob du willst ruhig seyn.
Es kann dein sehnend Herz ein wahres Gut erfreun,
Das im Besitz auch bleibt, nicht wie ein Schatten weichet,
Den, wenn man nach ihm greift, die Hand doch nicht erreichet.
Sey nur der Tugend hold, die ist es, die vergnügt;
Die ist es, deren Werth in allen Stürmen siegt.
Gebrauche was du hast, und trage kein Verlangen,
Nach dem, was dir gebricht: So kannst du Ruh empfangen.

❀ ❀ ❀

* *

Fabel.

von

L. C. F. Drollingern.

Die Eule saß in einer holen Kluft,
In welcher sie mit klugem Auge wachte,
Und hörte da, wie in der freyen Luft
Auf einem Baum die Elster sie verlachte.
Du Nachtgespenst, so sprach die Plauderinn,
Du Schattenfroh, der keine Sonne kennet!
Wie daß der Mensch dich voller Eigensinn
Der Weisheit Bild, Minervens Vogel, nennet?
O dummer Wahn, der die für weise hält,
Die für und für im dunklen Schatten sitzen,
Du thörichte! Was nützest du der Welt?
Was mag sie dir in deinem Kerker nützen?
Nein, meinen Leib belebt ein andrer Sinn;
Ich freue mich der Sonnen holder Blicken;
Und weil ich noch bey guten Tagen bin,
So mag ich nicht in einer Gruft ersticken.
So machte sich die Plaudertasche groß.
Doch als ihr Lied sich allzu lang verweilet,
So hatte sie, mit einem grimmen Stoß,
Der Vögel Prinz, der Adler, schnell ereilet.
Er riß sie weg. Die Eule ruft ihr zu:
Erkennst du nun, wer besser oder schlimmer
Von uns gethan: Denn warlich hättest du
Wie ich gelebt, so lebtest du noch immer.

* *

Einige Sinngedichte
von
L. C. F. Drollingern.

Auf Rimificum.

Rimificus will Verse machen,
Und bringt in alle seine Sachen
Fast nichts, als Sonn und Sternen, ein.
Wie kömmt es, hocherleuchter Dichter!
Dein Werk, das hat so viele Lichter,
Und siehet doch so dunkel drein.

Grabschrift auf einen guten Mann.

Hier liegt ein Mann, von klugem Rath,
Der zweyerley begangen hat,
Damit er Ruhm erwarb.
Denn erstlich lebt er manche Stund;
Und da er nicht mehr leben kunnt,
Bedacht er sich, und starb.

Auf N. N.

A. Ach Nachbarinn! der Kummer bringt mich um,
Denk, was ich heut von Sylvien erfuhre,
Ein Bösewicht, der Henker lohn ihn drum,
Der hieße mich, mit Züchten, eine Hure.
B. Wer war es denn? A. Crispin, der Lumpenhund!
Ach hätt ich ihn, ich brächt ihm Arm und Knochen.
B. Nein, Freundinn, nein! der hat es nicht gesprochen,
Kein wahres Wort gieng je aus seinem Mund.

* *

Auf Megären.

Xuffine sprach zur zänkischen Megären:
Hör Junge, schweig, und laß mich ungeplagt:
Denn schweigst du nicht, so sollt du etwas hören,
Das dir kein Mensch noch jemals nachgesagt.
Sag immer her, du altes Ungeheuer!
Denn was du sagst, ist doch nur Lug und Trug.
Ey nicht so schnell, was nützt das viele Feuer?
Ich sage nur: Dein Thun ist keusch und klug.

❀ ❀ ❀

Ein Bettelmann warf seine Krücke
Voll Unmuth in den tiefen Rhein,
Und sprach, erzürnt auf sein Geschicke,
O Tod, verkürze meine Pein!
Der Tod erschien ihm, aus Erbarmen.
Ey, sprach der Bettler, bist du hier?
Mein Trost und Stab entfiel mir Armen.
Ach schwimm ihm nach, und hol ihn mir.

❀ ❀ ❀

Ein Bauer machte sich vom Fieber
Mit Wein und Pfeffer glücklich frey.
Ein junger Doctor lachte drüber,
Und sprach, daß das unmöglich sey.
Ja, sagte jener, der genesen,
An diesem liegt mir nicht ein Haar.
Obs möglich oder nicht gewesen,
Genug für mich: Es ist doch wahr.

❀ ❀ ❀

Der
Deutschen Gesellschaft
in Leipzig
Uebersetzungen.
Dritter Theil.

Abhandlung
von dem rechtschaffnen Wesen
aus dem Französischen
des Herrn Chevalier de Meré
übersetzt
von
Christianen Marianen von Ziegler.

Ich habe diesen Morgen dem Worte, was das heißt, ein rechtschaffner Mann, nachgedacht, welches wir aus der lateinischen Sprache genommen. Es ist wahr, daß wir ihm eine neue Bedeutung gegeben, und es in weitläuftigerm Verstande nehmen. Weder die Lateiner, noch die Griechen, hatten ein eigentliches Wort, dasjenige anzuzeigen, was wir durch das Wort, rechtschaffner Mann, verstehen. Die Italiäner haben so wenig eins, als die Spanier, Engelländer, und Deutschen. Ich bilde mir auch ein, so viel als ich weis, daß am Hofe des Großsultans, die Sache so wenig bekannt, und so selten mag ausgeübet werden, daß man sich nicht die Mühe nimmt,

es zu sagen. Dieser Ausdruck ist wohl werth, daß man ihn verstehe, und die Sache ist so selten, und so schön, daß man nicht genug darüber nachdenken kann.

Woher kömmt es doch, daß wir den Vortheil haben, durch ein einiges Wort anzuzeigen, was man in andern Sprachen nur durch eine lange Reihe Worte ausdrücken kann? Was mir am wahrscheinlichsten davon geschienen, ist dieses, daß sich, bey nahe an allen Höfen der Welt, ein jeder eine gewisse Lebensart erwählt, und daß diejenigen, welche sich in ein gewisses Werk einlassen, nicht leichte eine andere Absicht haben, als darinnen nur fortzukommen. Aber der französische Hof ist unter denen, welche wir kennen, der allergrößte und schönste, und der sich oftmals so ruhig finden läßt, daß die besten Arbeiter nichts zu thun haben, als nur müßig zu gehen. So hat es allezeit gewisse Faullenzer gegeben, welche nichts gekonnt, die aber auch ihren Werth hatten, und auf nichts anders dachten, als wohl zu leben, und sich auf eine angenehme Art zu zeigen: Dergleichen Leute könnten es wohl seyn, von welchen dieses Wort hergekommen, und das uns nun so unentbehrlich ist. Es sind gemeiniglich sanftmüthige Leute, und zärtliche Herzen, stolz und höflich, kühn und sittsam, die weder geldgeizig, noch ehrgeizig sind, welche sich nicht darnach drängen, zu regieren, und die erste Stelle bey dem Könige zu haben. Ihre Absicht ist nichts anders, als Vergnügen überall zu verursachen, und ihre größte Sorge gehet nur dahin, sich Hochachtung zu erwerben, und sich beliebt zu machen. Es kömmt mir auch vor, als ob die Damen, um die man sich am meisten zu seyn wünschet, fast eben dergleichen Meynungen und Gedanken hätten. Es ist also kein gewisses Handwerk, ein rechtschaffner Mann zu seyn,

und

und wenn mich jemand fragte, worinnen das rechtschaffne Wesen bestehe, so würde ich sagen, es bestehe in nichts anders, als sich in allem hervor zu thun, was die Annehmlichkeit und den Wohlstand des Lebens betrifft: Daher rühret auch, wie ich meyne, der vollkommenste und liebenswürdigste Umgang von der Welt.

Ich habe einigemal gesehen, daß man darüber gestritten hat, ob diese so seltne Eigenschaft, hauptsächlich einer glücklichen Geburt, oder einer trefflichen Auferziehung zuzuschreiben sey; und ich glaube, es sey nöthig, wenn man vollkommen darinnen werden will, daß die Natur das Ihrige dazu beytrage, und daß die Kunst, wie überall, dasjenige ausführe, was jene angefangen hat. Das Herz muß edel seyn, und der Verstand gelehrig, und sie hernach auf den rechten Weg bringen. Ich sehe niemand der sich angeben sollte, dieses Geschenke des Himmels anzuwenden, und es in dem größten Lichte zu zeigen: Und es kömmt dieses von der Vortrefflichkeit der Sache her, die so herrlich ist, daß man selbst sehr von sich eingenommen seyn müsse, wenn man nur sagen wollte, man hielt sich für geschickt dazu.

Wenn ein junger Mensch singen, tanzen, reiten, voltigiren, oder fechten lernen will: So kann er solche Meister dazu erwählen, die ihre Wissenschaft nicht verhehlen. Wenn sie ihre Kunst sehr wohl verstehen, so können sie sich derselben rühmen, ohne roth zu werden. Mit dieser an sich selbst so seltnen Eigenschaft ist es nicht so beschaffen; man muß sich hüten zu sagen, daß man ein rechtschaffner Mann sey, wenn man es auch nach dem Geständnisse der wunderlichsten Leute wäre. Man würde sich andern vorzuziehen, und dadurch dem Neide ausgesetzt seyn. Man findet wenig solche vortreffliche Meister des

rechtschaffnen Wesen, und man siehet keinen, welcher sich rühmte, es zu haben. Man muß es also versuchen, es von sich selbst zu entdecken, oder durch diejenigen, welche wohl zu urtheilen wissen, und sich nach dem Vollkommenen richten. Denn es wird sehr schwer seyn, etwas Gutes hervor zu bringen, es möchte auch seyn, was es wollte, wenn man nicht die besten Muster vor sich hat. Allein wenn man denkt, ein rechtschaffner Mann zu werden, indem man sich nach einem rechtschaffnen Manne richtet, so muß man nicht auf geringe Sachen Achtung geben, ich will sagen, seine Mine, seine Stimme, oder seinen Gang annehmen; sondern man muß dem Vortheile nachahmen, und wenn es möglich ist, die Vorzüge zu übertreffen suchen, die ihn vor andern unterscheiden. Denn die Hofleute des Alexanders sollten sich bestrebt haben, seine außerordentliche Tapferkeit zu erlangen, und noch viel andere Eigenschaften, welche man an ihm bewunderte, an statt daß sie nur nachmachten, wie er seinen Kopf trug, der mehr auf die eine Seite als auf die andere hieng, und wie er im überflüßigen Trinken eine Lust fand. Dieser Prinz hatte darinnen seine größte Ergötzlichkeit, und hat man nicht gesagt, daß er bey einem Feste demjenigen einem güldenen Becher versprochen, welcher am stärksten trinken könnte, worinn vier Maaß Wein giengen, darvon dieser zwey oder drey Tage hernach starb, und von den andern seiner Trinkgesellen, kostete es mehr als vierzigen das Leben.

Ich kann mir nichts in der Welt vorstellen, welches über das rechtschaffne Wesen gehet. Es ist solches der Kern aller Tugenden, und diejenigen, welche es nicht besitzen, sind bey Leuten von gutem Geschmacke, übel angesehen. Wenn sie auch von allerhand Welthändeln reden; so geschieht es gemeiniglich auch auf eine schlechte Weise, daß man es nicht aus-

ausstehen kann. Diese Wissenschaft gehört eigentlich für den Menschen; weil sie in der Lebensart bestehet, und in der Gefälligkeit, auf eine bescheidene und vernünftige Art mit einander umzugehen. Derjenige, welcher sie von Natur hat, wie man sie denn ohne besonderen Fleiß erhalten kann, wann er auch sonst nichts wüßte, als das, so wäre er nicht unwissend. Doch glaube ich auch, daß man sich in dieser Wissenschaft sonderlich hervorzuthun nicht Erkenntniß genug haben kann, und alles, was man nur seltenes und liebenswürdiges lernet, trägt etwas dazu bey: Es giebet aber eine gewisse Kunst, welche die Welt betrifft, und ich sehe, daß die besten Köpfe, und die gelehrtesten Leute, wenn sie nicht drauf Achtung geben nicht leicht fortkommen, ohne einen Fehltritt zu thun.

Man muß sich also, so viel man kann, um die Handlungen der Welt bekümmern, und das ist nicht, was man sonst die Sittenlehre und Weltklugheit nennet, zum wenigsten nicht wie man Regeln davon giebet. Denn ich habe Leute gesehen, welche alles wußten, was man davon zeigete, welche aber doch nicht leidlich in Gesellschaft waren; weil sie nicht zu leben wußten. Hingegen habe ich andere gekannt, welche nichts gelernet hatten, als die Welt zu kennen, und sie waren überall gern gesehen. Dieser Vortheil scheinet auf eine angenehme Art die Manieren in Gang zu bringen, die man im Umgange liebet, und ich habe angemerket, daß dergleichen Gaben selten sind, und sehr gesucht werden müssen; weil sie nicht vom Geschmacke und Meynungen herstammen; sondern von dem Witze und der Einsicht. Das ist eben die Geschicklichkeit, nach welcher man das Verborgenste einsiehet, welche durch eine richtige und genaue Unterscheidung entdeckt, was diejenigen denken, mit welchen man sich unter-

terhält, und ich bin überzeugt, daß man weder ein rechtschaffener noch ein in der Gesellschaft angenehmer Mann ohne diese Geschicklichkeit, etwas bey vieler Gelegenheit errathen zu können, seyn kann.

Es ist wahrscheinlich, daß dieses die schöne Gabe seyn müsse, welche den tapfern Ulysses unter den Helden, und griechischen Prinzen, in so großes Ansehen brachte. Er kannte die Welt, wie Homerus davon redet; aber ich glaube, daß er wohl wenig gelesen hat. Ich bilde mir noch dazu ein, so viel ich aus dem Plato habe merken können, daß dieses auch des Alcibiades sein Bestes war, und welches verursachte, daß ihn rechtschaffene Mannspersonen und schöne Frauen gerne bey sich wünschten. Meiner Meynung nach muß man sich um nichts mehr Mühe geben, als um solche Sachen, die uns beliebter und angenehmer machen, und weil dieser Vortheil bloß von einem wohleingerichteten Verstande herkömmt, so möchte ich nicht gerne etwas versäumen ihn zu erlangen.

Die meisten glauben ganz gewiß, wenn man ein rechtschaffner Mann seyn wolle, so sey schon genug, daß man den Hof sehe, nur müßte man sich nicht weit von demselben entfernen, wegen der Veränderungen der Scenen und spielenden Personen, und weil die Moden nicht von langer Dauer sind. Wenn dieses genug wäre, wie leicht würde es doch seyn, eine solche schöne Wissenschaft zu lernen, und wie wohlfeil würde sie doch zu stehen kommen. Aber der Grieche, welcher nach Africa übersetzte, und eine Reise nach Indien that, die geschicktesten Leute kennen zu lernen, oder die Klügsten dieses Landes, hatte nicht eine solche eingeschränkte Meynung. Dieser Mann wurde auf seinen langen Reisen so außerordentlich, und alles, was man davon erzählte, so wunderbar, daß

man

man glaubte, er wäre ein großer Hexenmeister; und vielleicht würde ich selbst den Argwohn haben, wenn er nicht überall Gutes gethan, ich auch nicht alles Gutes von ihm gehört hätte.

Diejenigen, welche die Dinge nicht anders urtheilen, als nach dem, was bey Hofe geschieht, so groß er auch sey, haben keine Kenntniß weder von allem Guten noch von allem Schlechten, und die Allerverständigsten, welche sich darauf verlassen, haben keine große Einsicht davon. Wenn das Glück sie aus ihrem Lande bringen, und in eine andere Gegend führen sollte; so sind sie nicht mehr so rechtschaffene Leute. Alles, was sie nicht gewohnt sind zu sehen, darüber erstaunen sie, und das misfällt ihnen. Aber ein rechtschaffener Mann von großer Einsicht ist so wenig mit Vorurtheilen eingenommen, daß er, wenn ein Indianer von seltner Eigenschaft an den französchen Hof käme, und sich nur ausdrücken könnte, bey ihm nicht das geringste von seinen Vorurtheilen verlieren würde. Denn so bald sich die Wahrheit zeigt, hat ein vernünftiger Mensch Lust, sie zu erkennen, ohne sich ein Bedenken zu machen.

Ich sehe gewisse Leute, welche in Dingen, die geschehen sind, wenig lügen, aus Furcht, wie ich glaube, daß man sie ertappen möchte: Die aber niemals sagen, was sie denken, und nur aus eigennützigen Absichten reden, sind mir noch unerträglicher, als diejenigen, welche aus dem Lügen ein Handwerk machen. Indessen muß man sie erdulden, wenn sie einen nicht sollen beschwerlich fallen. Diejenigen, welche diesen Fehler nicht haben, besitzen einen andern, und dieses rühret aus bloßer Unwissenheit her: Denn die meisten Leute sind so wenig erfahren in den guten Wissenschaften, daß einer, der den Werth von al-

len einsieht, sich nicht einbilden darf, viel schönes anzutreffen, wo er sich solches nicht selbst verschafft. Wenn wir also mit Leuten in guter Gesellschaft umgehen wollen; so muß man durch gute Erfindungen versuchen, ihnen den Irrthum auf geschickte Art zu benehmen, und einen rechten Begriff vom Guten und Bösen beyzubringen, und vornehmlich ihren Geschmack zu verbessern, das ist sehr schwer; weil man viel Mühe hat, das zu verachten, was man sonst werth gehalten hat, ob es gleich sehr verächtlich wäre, nemlich aus Sachen viel zu machen, welche man verachtet hat, wenn sie auch aller Hochachtung würdig wären.

Das rechtschaffne Wesen sich zur Natur zu machen, wollte ich wohl, daß man es in einer Wüsten eben so sehr liebte, als mitten am Hofe, und daß man es unaufhörlich vor Augen hätte. Denn je natürlicher es ist, desto mehr gefällt es, und das ist der Hauptpunct des Wohlstandes, wenn man dasjenige auf eine angenehme Art zu thun weis, was uns natürlich ist. Dieses ist so gewiß, daß, wenn der Geiz was angenehmes in sich haben kann, es sicher in dem Verfahren eines Geizigen zu finden ist; und daß derjenige, welcher es ist, wenn er in gewissen Fällen für freygebig angesehen seyn will, noch weit lächerlicher und verächtlicher wird, als wenn er seiner Neigung folgt.

Ich habe auch angemerkt; daß es, wenn man überall gern gesehen zu seyn wünscht, nicht genug ist, nur mit Mannspersonen umzugehen, welche die Welt kennen, sondern daß man den Umgang mit Frauenzimmer noch mehr zu suchen habe. Die Mannspersonen sind insgemein bey einander eins, ohne viel Umstände zu machen: Und wenn der eine dem andern gefallen will; so geschieht es nicht anders, als durch eine gründliche Tugend, oder durch einige

wirkli=

wirkliche Dienste. Auch die zärtlichsten Artigkeiten sind nicht an ihrer rechten Stelle, wenn Mannspersonen bey Mannspersonen, und Frauenzimmer bey Frauenzimmer sind. Sie scheinen alle zu gezwungen zu seyn.

Alexander las einen Brief, in welchem einigen Sachen enthalten waren, davon er nichts wollte wissen lassen: Und da er gewahr wurde, daß Hephästion ihn auch gelesen hatte; so drückte er ihm sein Petschaft auf den Mund: Und das hieß ihm das Geheimniß auf eine sehr höfliche Weise anbefehlen. Diese Höflichkeit gefiele mir sehr wohl, wenn er sie bey der Roxane, oder bey der Prinzessinn Statira angebracht hätte, und ich gedenke mit Vergnügen, an eine schöne, und aufgeweckte Dame, welche sich die Hände mit Orangen wusch, und sie mit den Haaren einer Mannsperson, weil er sie liebte, abtrocknete.

Man muß also wohl, wie ich meyne, den Umgang rechtschaffener Leute suchen. Die Gesellschaft der Dames aber, bey deren Höflichkeit man an den Wohlstand denken muß, ist noch weit nöthiger, zu der Vollkommenheit im rechtschaffenen Wesen zu gelangen. Diejenigen, welche sich nicht nach ihrer zärtlichen und verschwiegenen Art gewöhnet haben, wissen oft nicht, was sie sprechen sollen: Und ob es ihnen gleich sonsten nicht an guten Eigenschaften mangelt: So sind sie es doch eben nicht, nach welchen die Damen ein sonderliches Verlangen bezeigten. Hingegen ein artiger Mensch, welcher sich nach ihrer Art gewöhnet, verlanget ihre Gunst zu erhalten, und dieses verursachet, daß er eine schmeichelnde Art an sich nimmt, und die macht ihn ganz anders. Denn von der Liebe kommen doch die meisten wahren Annehmlichkeiten her, und eben deswegen wird eine Dame

nie=

niemals vollkommen liebenswürdig seyn; wenn sie nicht den Vorsatz gehabt hat, einen rechtschaffenen Mann an sich zu ziehen.

In der That ist dieses Mittel das allersicherste, sich liebenswürdig zu machen, wenn man das thut, was einem wohlgeübten Geiste gefällt: Und wenn man ein rechtschaffner Mann werden will, so muß man sich an die besten Muster halten. Leute, welche keinen Geschmack daran finden, wenn sie auch lange in der großen Welt gelebt haben, sind doch nicht angenehmer, als wenn sie ihr Leben in einem kleinen Städtchen zugebracht hätten: Und ich bin der Meynung, daß junge Leute von guter Geburt in einer Wüsten bey einem rechtschaffenen Manne, oder bey einer rechtschaffenen Frau, die Lebensart besser, als an dem listigsten Hofe, lernen können, wo sie nicht einen verständigen Freund haben, welcher ihnen so wohl das Gute, als das Schlimme anzeigt.

Ich kann nicht zu viel hiervon erinnern, daß viel daran liegt, die Geister zu unterscheiden, welchen man gefallen will, und daß denjenigen, die vielen Fleiß anwenden, sich hervor zu thun, nichts so sehr schaden kann, als wenn man sie zu unrechter Zeit lobt, oder zu ungelegner Zeit verdrießlich macht. Man siehet auch, daß die Hofleute bey einem Prinzen, welche nichts billigen, als was gut ist, weit rechtschaffener Leute sind, als diejenigen an andern Höfen; weil sie keine andre Ursache haben, seiner Gnade sich zu nähern, als durch ihr Verdienst allein, weswegen auch der französische Hof der angenehmste von der Welt seyn muß.

Ich erinnere mich dessen, was Sokrates, oder Plato sagte: Diejenigen, welche sich auf eine lange Reise zu Schiffe begeben, nehmen nicht solche Leute an, die am

besten

besten versehen sind, sie dahin zu führen, sondern sie sehen sich nach dem erfahrensten Steuermann um. So würde ich auch sagen, wenn sich einer finden sollte, der es wissen wollte, es wäre besser, die rechtschaffensten Leute zu wählen, als große Herren, wenn junge Prinzen wohl angeführet werden sollen. Ob man gleich an einer so augenscheinlichen Sache nicht zweifeln kann, so richtet man sich doch nicht leicht darnach, und daher kömmt es auch vielleicht, daß es nicht so leicht auszuführen ist, als man sich wohl einbilden könnte. Denn wenn ein großer Prinz in seinem Reiche bekannt machen ließe, daß er seine Kinder unter der Anführung eines rechtschaffenen Mannes seiner Unterthanen wollte auferziehen lassen, und daß er ohne Ansehen des Standes, worein ihn das Schicksal gesetzt, versichert seyn könnte, wohl aufgenommen zu werden, wenn dieser Prinz über dieses noch hinzufügte, was man nur verbindliches und rührendes sagen kann, so würde mir diese rechtschaffene Erklärung sehr bescheiden vorkommen, und ich würde ganz gerne glauben, daß der allerrechtschaffenste Mann dieses nicht wagen würde.

Die guten Zuhörer machen gute Redner, und ich erinnere mich, daß einer von den besten Köpfen des Hofes mich versicherte, er hätte niemals etwas so sehr gewünschet, als ein rechtschaffener Mann zu seyn; und was ihm am meisten davon zurück gehalten hätte, wäre bloß die heftige und unmäßige Neigung, allerley Leute zu ergötzen, so daß wenn er wieder anfangen sollte, dieses nur sein Endzweck seyn würde, Leuten von gutem Geschmacke angenehm zu seyn. Ich würde seiner Meynung beytreten, wenn ich die Vollkommenheit erreichen wollte, und sollte ich darinnen ja nicht weiter fortkommen,

men, so würde ich mich doch zum wenigsten bemühen, keinem Menschen zu misfallen.

Es ist sehr nützlich, auch von denen geringsten Sachen Kenntniß zu haben, welche das Leben betreffen, und es scheint, als wenn es so gar unumgänglich nöthig sey, es zu verlangen. Doch halte ich es noch für wichtiger, sich dessen zu rechter Zeit und bey Gelegenheit zu bedienen: Und obgleich ein vortrefflicher Meister seinen Lehrling alle seine Wissenschaften aufrichtig zeiget; so kann es doch gar wohl geschehen, daß er den Lehrmeister nicht gleich kömmt, wenn er nicht auch das Naturell und die Geschicklichkeit dabey hat. Das rechtschaffene Wesen, wie ich gesagt habe, ist die Verherrlichung und die Krone aller Tugenden. Denn es fehlet nicht viel, daß wir nicht unter diesen Worten die allerschönsten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes, ja alles verstehen sollten, was man nur zu einem liebenswürdigen Umgange so wohl mit Mannspersonen als Frauenzimmer wünschen kann. Ein gewisser König in Lacedämonien wollte einige Leute auslachen, die den Prinz von Persien **den großen König** nennten; darum sagte er zu ihnen, indem er sich nach seiner Art ausdrückte, was meynt ihr wohl? Sollt er größer seyn, als ich, wenn er nicht rechtschaffener ist, als ich. Wenn der König betrachtet, wie es die verständigsten und wunderlichsten Leute zugeben, daß er der rechtschaffenste Mann von der Welt sey, so zweifle ich nicht, er werde damit sehr zufrieden seyn; und unter vielen Lobsprüchen, welche man ihm giebt, halte ich die für die rühmlichsten, eine so seltne Eigenschaft zu haben, als wenn er mehr Schlachten gewonnen hätte, denn Cäsar, und mehr Reiche erobert, als Alexander.

Es ist nicht genug, sich von demjenigen loszumachen, was man übels an sich hat. Man muß es suchen in allen Vortheilen des Herzens und des Verstandes weit zu bringen, und zwar mehr auf eine thätige und bequeme Weise, als nach einer grübelnden und ungesitteten Weltweisheit. Es stehet wohl, tugendhaft zu seyn und sich zu verbergen. Dieses giebt sich bald zu erkennen, ohne daß man es darf merken lassen; und was braucht man nicht dazu ein rechtschaffener Mann zu seyn!

So viel herrliche Eigenschaften schweben mir vor Augen, daß ich nicht weis, wie ich mich erklären soll, und ich habe nöthig, daß man mir hilft, und ein wenig räth, das zu verstehen, was ich sagen will. Ein Mensch muß, ohne ein Prinz, oder Staatsminister, oder General zu seyn, so edle und seltne Eigenschaften haben, als ein König. Er muß noch weit verständiger seyn, als derjenige, dessen große Weisheit die Prinzessinn von Mittag, von so weiten an sich zog, und welche machte, daß eine Königinn, die noch feiner, als die angenehme Cleopatra war, ihn allen denjenigen vorziehen konnte, die sich zu ihm nahen, ohne das diejenigen, welche alles beneiden, etwas darwider zu sagen finden. Es müssen alle Personen von gutem Geschmacke ihn weder sehen, noch so gar von ihm können reden hören, daß sie ihm nicht viel Gutes gönnen, oder seine Freundschaft verlangen sollten.

Es kann keine Seele so wilde seyn, so wenig sie auch nur Verstand und Vernunft hat, die nicht durch eine so liebenswürdige Eigenschaft sollte können gezähmet werden: Und man weis ja, daß der grausame Tyrann von Syracus, den Plato, nachdem er ihn hatte reden hören, so hoch und werth gehalten, daß er recht von ihm eingenommen wurde: Und wenn er ihn nicht sah,

so

so traurig, so betrübt war, als es ein Liebhaber über die Abwesenheit einer Person ist, die ihr am Herzen liegt.

Ich gestehe es, ich rede aus einem sehr hohen Tone. Es werden wenig Leute mit mir zufrieden seyn können, und mancher wird so gar sagen, daß ich solche Abbildungen machte, die man niemals in der That gesehen hätte, dergleichen die Republik des göttlichen Plato und der beredteste Redner der Römer ist. Es ist auch mein Vorsaz nicht, in allen so genau und richtig zu folgen. Der Weltbrauch verträgt nicht allezeit eine solche Erhebung, und vielleicht würde man auch allzubewundernswürdig seyn, wenn man so wäre, wie ich verlangte. Es ist wahr, wir sehen so wenig solcher Leute, daß man nicht weis, wie man sich dabey befinden sollte: Doch glaube ich, je mehr man sich diesem Vorbilde nähern würde; desto angenehmer u. geschicklicher würde man seyn: Denn das rechtschaffene Wesen zeigt sich darinnen in seiner Vollkommenheit, daß es die besten Wege erwählt, glückselig zu leben, und diejenigen, welche es verdienen, glückselig macht, und das beruhet sonderlich darauf, zu wissen, was in allen Fällen am besten steht, um es ausüben zu können.

Meines Erachtens scheinet mir dieses rechtschaffene Wesen in seiner Vollkommenheit zu fordern, daß man mit Leuten umgehe, ja sich so gar darein vertiefe; und ich bin überzeugt, daß man einiges Zeichen der Gedanken oder der Regung des Herzens auch in der geringsten Sache, welche sich ereignet, zeigen muß, so weit es der Wohlstand erlaubt. Das Schläfrige ergötzet nicht, und wenn man durch nichts gerühret wird, so ist es allzeit, als ob man todt wäre, wenn man es auch gleich nicht ist. Die Annäherung des Winters betrübet uns;

weil

weil er so viel angenehme Sachen vertilget, die auf der Erde zu sehen waren, und die Zurückkunft des Frühlings, welcher sie wieder belebt, scheinet uns selbst zu erwecken, und reizet alle unsre Sinne. Was thut man nicht, den Winter zu vermeiden, und ihn von unserm Gesichte zu entfernen. Man verläßt das Land, man begiebt sich in die Stadt, auf die Bälle, zu den Spielen, und andern Lustbarkeiten: So daß man gemeiniglich nicht zu munter und lebhaft seyn kann, wenn man es nur auf eine angenehme Art ist, und es ist auch nächst diesem ein gutes Mittel, die Person, welche man liebt, zu gewinnen, wenn man alle ihre Lustbarkeiten mitmacht.

Ich habe Leute gekannt, welche machten, daß gewisse Frauenzimmer, die sehr besonders thaten, in Ansehn kamen; weil sie einen ganzen Tag zubrachten, ohne was zu sagen; es wäre denn, daß sie eine von ihrer Art angetroffen hätten: Und diejenigen, welche sie deswegen lobeten, wußten es ihnen großen Dank, daß sie sich in ihrer Abwesenheit die Zeit lang werden ließen. Ich wundere mich nicht darüber, und finde nur so viel dabey, daß es für solche Personen, die mit Leuten umgehen sollen, sehr übel stehet, so stille zu seyn. Dergleichen Menschen möchten gerne allezeit alleine seyn, als ob sie etwas Geheimes zu sagen hätten. Man hat mich zuweilen, nebst einer kleinen auserlesnen Anzahl auf die Seite gezogen, und mirs geklagt, daß man eine halbe Stunde sehr übel zugebracht hätte. Alleine außer dem, daß ich nicht so verdrüßlich seyn kann, und mich also nach allen richte, habe ich gemeiniglich wahrgenommen, daß diejenigen, welche ich verlassen hatte, so viel galten, als die andern, die mit ihnen nicht zufrieden waren; und wenn man nur ein wenig besser wäre, als andere, (welches man

aber nicht leicht glauben soll) so dünkt mich, daß wenn man eine edlere und angenehmere Aufführung hat, als alle diejenigen, die zugegen sind, derjenige, welchen man gewinnen will, diesen Unterschied niemals so lebhaft merkt, als zu der Zeit, wenn er einen von geringerm Werthe siehet. Außer diesem finde ich, daß diejenigen Leute, die man immer siehet, unerträglich fallen. Es ist dieses eine glückliche Erfindung, wenn man sich bey dem meisten Frauenzimmer unerträglich machen will; weil sie immer gerne die Wahl haben.

Es ist nichts liebenswürdigers, als dergleichen feines Frauenzimmer, welches die Menge verabscheuet, und die Wahrheit zu sagen, ein Frauenzimmer, welches mit einer artigen Mannsperson umgehen kann, ist nicht zu entschuldigen, wenn sie sich mit einem ungezogenen ergötzet. Man hat so gar eine gewisse Art der Höflichkeit, welche nicht eben etwas Sonderbares ist, und wo sich weniger Geschmack als Gewohnheit findet. Ich rede von derjenigen Höflichkeit, welche verursachet, daß man in einer Gesellschaft ganz wohl aufgenommen wird, etwas zu rechter Zeit zu sagen weis, und gewisse wohlanständige und geringe Höflichkeiten beobachtet, die man bald lernet, so wenig man sich auch Mühe nimmt, auf den Hof Achtung zu geben. Die meisten bilden sich ein, diese Höflichkeit reiche zu, bey den Leuten wohl aufgenommen zu werden; und viele andere Dinge, welche man so neugierig sucht, gäben mehr Mühe als Vergnügen. Ich bin der Meynung nicht, diese Artigkeit kömmt mir sehr geringe und zuweilen gar lächerlich vor, wenn sie ganz alleine und von den übrigen entblößet ist.

Ich will nicht sagen, daß man dasjenige, wovon ich geredet, verabsäumen soll; im geringsten nicht. Man

soll

soll sich dasselbe vielmehr auf eine freyere und vollkom̃nere Art angewöhnen, als diejenigen, welche keine andere Vortheile haben; vor allen Dingen aber sich in Acht nehmen, unhöflich zu seyn. Nichts mehr als dieses zeigt an, daß wir nicht zu leben wissen; doch muß man sich dabey erinnern, daß es eine große Unhöflichkeit ist, zur Unzeit höflich zu seyn. Die großen Herren wollen nicht, daß gemeine Leute in ihrer Gegenwart einander höflich begegnen. Man hat sie von ihrer Kindheit an auf die Gedanken gebracht, die Höflichkeiten gehörten nur für sie, und seit der Zeit haben sie auch nicht mehr daran gezweifelt. So vertragen sie es auch nicht, daß man in ihrer Gegenwart vertraut thue; auch verliehret man, so bald man zu ihnen kömmt, alle sein Ansehn und alles Recht zu befehlen, so gar auch über seine Bedienten. Ich rathe hierbey diesen großen Herren, daß sie nicht Zeugen von den Verrichtungen und Sachen geringerer Leute seyn; weil sie dadurch verursachen, daß diese ebenfalls nur sehr wenig durch ihre Sachen gerührt werden. Man braucht also Geschicklichkeit und Verstand zu rechter Zeit, und auf eine angenehme Weise, höflich zu seyn. Alexander, welcher sich bemühete so zu seyn, traf es zuweilen sehr schlecht. Er dachte, die große Prinzessinn aus Persien zu ehren; indem er sie seine Mutter nennte, und ich zweifle sehr, daß ihr dieser Name mag angenehm gewesen seyn. Denn außer dem, daß diese Liebkosung etwas Vertrautes war, so konnte eine Mannsperson, ob sie gleich jung, wie dieser Prinz war, keine Mutter haben, die nicht schon viel Jahre hätte, und das Frauenzimmer liebt die Dinge nicht, welche sie erinnern, daß sie nicht jung sind. Was mir hierbey lächerlich vorkömmt, ist auch sonderlich dieses, daß er nach dieser

Vertraulichkeit, die nur in einem übel angebrachten Namen bestund, allzeit aufgerichtet stehen blieb, wenn er bey dieser Prinzessinn war, wofern sie nicht darauf drang, daß er sich niedersetzen sollte: Weil er gehört hatte, daß die Kinder in diesem Lande die Ehrerbietung bey Seite setzten, wenn sie in Gegenwart ihrer Mütter einen Stuhl forderten, und das hieße in Wahrheit zu viel Umstände machen. Ich verwundere mich auch, daß er diese Königinn so hoch hielt und es niemals zugeben wollte, daß sie, ihn zu verehren auf das Knie fallen durfte. Dieses war eine falsche und übel angebrachte Höflichkeit, welche ihm nicht von Herzen gieng. Wenn man als ein artiger Mensch höflich seyn will: So muß man es mehr in der That als zum Scheine seyn. Da er so viel Umstände mit dieser persianischen Princessinn machte, und von ihrem Unglück so sehr gerühret zu seyn bezeigete; hätte er sie nicht sollen großmüthig in Freyheit setzen, oder sie zum wenigsten in eine Stadt schicken, die ihm unterworfen war? Was konnte ihm verbinden, dergleichen zarte Personen auf dem Marsche mit sich herum zu führen, und zu machen, daß diese junge und schöne persianische Königinn wegen der vielen Beschwerlichkeiten und Unruhe sterben mußte.

Ich finde auch, daß er verliebt thun wollte, sich aber dabey nicht besser aufführte, als bey der Höflichkeit. Er verliebte sich in ein griechisch Frauenzimmer, die nicht lange warten durfte, ein schön Königreich zu haben. Denn ihr Liebhaber war bey seinen andern Fehlern sehr freygebig. Diese schöne Königinn war leckerhaft, und weil sie gern was Gutes essen wollte, so bildete sie sich ein; Alexander hätte auch einen Gefallen daran, deswe-

gen

gen schickte sie ihm, was sie für seine Tafel am raresten zu seyn glaubte. Dieser Prinz, der die Bemühung, welche sie sich gab, etwas zu seinem Vergnügen beyzutragen, auf eine artige Manier hätte annehmen sollen, ließ ihr ganz ernstlich befehlen, daß sie sich deswegen nicht mehr Mühe geben sollte, und daß ihm sein Hofmeister vor diesem zu seiner Mahlzeit Dinge, von einem bessern Geschmacke geschenkt hätte; indem er ihm gerathen, des Nachts so wohl als am Tage zu gehen, und des Morgens wenig zu essen, damit er desto größer Verlangen darnach hätte. Dieser Hofmeister hat ihn nicht gelehrt, mit dem Frauenzimmer so artig zu leben, daß er nichts abschlagen sollte, was man ihm gäbe, und das hieße, sich zur Unzeit rühmen, daß er nüchtern und nicht verdrüßlich wäre. Die Dinge, welche zur Unzeit geschehen, sind niemals angenehm, und ich sehe so gar, daß es übel läßt, mehr Tugend zu zeigen, als die Sache oder die Gelegenheit erfordert.

Wollte man gleich anführen, der Wohlstand selbiger Zeiten habe es so mit sich gebracht, so heißt das nichts gesagt: Was zu einer Zeit angenehm ist, das ist es auch zur andern. Man fand damals bey nahe keinen andern Unterscheid als heute zu Tage, nemlich daß nur zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas weniger geschah, nach Beschaffenheit der Höfe und der Personen; denn die Welt vergehet nicht, sie kehrt sich nur um.

Wenn man mir Dinge erzählt, welche mir an solchen großen Leuten misfallen: So bilde ich mir ein, der Fehler könnte wohl an dem Geschichtschreiber liegen. Denn die gelehrtesten Bücherschreiber wissen zuweilen sehr schlecht, worinnen der Wohlstand bestehet: Und ich sehe, daß sie oft, dem Ansehn eines Prinzen schaden, wenn sie

ihn durch gewisse Umstände zu ehren gedenken, welche ihnen die schönsten von der Welt zu seyn scheinen.

Damit sich also Cäsar nicht in die Gefahr setzte, so gab er seinem Ruhme einen großen Zusatz, indem er seine große Heldenthaten selbst beschrieb: Und da man weis, daß unser großer König nicht weniger tapfer und beredt ist, als es Cäsar war, so bilde ich mir ein, es sey zu wünschen; er käme auf den Einfall, sich zur Vergrößerung seines Ruhmes dessen eben so, wie Cäsar, zu bedienen.

Man hat die Beredsamkeit dieses berühmten Redners allzeit bewundert, so wohl was die Stärke seiner Gründe als auch die Reinlichkeit seiner Sprache anbetrifft. Er schrieb in Eil und doch sehr wohl; es ist auch nicht so wohl an der großen Arbeit eines Verfertigers, als an der großen Wissenschaft gelegen, was ein Werk beliebt macht, dergestalt, daß wenn man bey einem Meisterstücke wohl zu rechte kommen will, es nicht eben nothwendig ist, viel Zeit und Mühe darauf zu wenden, die man sehr selten anlegt. Das läßt sich auch von den schönsten Redensarten sagen, welche mehr merkwürdig, als mittelmäßig sind, so daß man sie nicht allzusehr abwechseln kann. Man muß sich auch in Acht nehmen, nichts auf eine ungeschickte Art vorzubringen, und das geschieht gemeiniglich, wenn man es vermeiden will, ein Wort zu wiederholen, oder eine vortreffliche Periode zu Ende zu bringen. Je besser das Gehör hierbey ist; desto mehr ist man diesem Fehler unterworfen, wenn man nicht recht genau darauf Achtung giebt.

Die Schreibart des Cäsars ist edel, und diese edle Schreibart rührt hauptsächlich daher, daß er von großen Sachen auf eine bescheidene und gemäßigte Art schreibet.

bet. Damit man merken möge, was ich damit sagen will, so will ich dieses anführen. Seit langer Zeit regierte Ariovistus, welcher sich bey ganz Frankreich furchtbar gemachet hatte, über den Rhein. Cäsar ließ ihm sagen, daß, wenn er mit seinen Gewaltthätigkeiten wider die Bundsgenossen des römischen Volks fortführe, so würde er nicht verabsäumen, ihr Bestes zu besorgen, und er nahm sich auch ihrer in der That an. Denn wenig Tage hernach lieferte er diesem deutschen Prinzen eine Schlacht, und schlug 60000 Mann Fußvolk, und mehr den 10000 Reuter. Diejenigen, welche nicht wohl urtheilen können, möchten vielleicht dasjenige, was Alexander dem Könige in Persien sagen ließ, für etwas weit edlers halten, nämlich, daß die Erde so wenig zween Herrn vertragen könnte, als der Himmel zwo Sonnen. Allein kann man wohl etwas finden, das ungekünstelter und edler wäre, als diese Worte des Cäsars, wenn seine Feinde eine Meuterey machten, ihm die Herrschaft zu nehmen; weil wenn er nicht genug Ruhm erlangt hatte, ein Kriegesheer anzuführen, er zum wenigsten doch hoffe, seine Pflicht ohne Beschimpfung beobachtet zu haben.

Wie ich von diesem großen Manne rede, sollte man glauben, daß ich ihn in allem bewunderte, was man von ihm sagte. Ob ich ihn gleich bewundere; so geschiehts doch nicht in allem, und wenn ich alles anmerken wollte; was mir dabey misfällt; so würde ich nicht so bald damit fertig werden, und die Wahrheit zu sagen, es ist was sehr schweres gewesen, sich zum größten Officier von der Welt zu machen, und dabey auf alles Achtung zu geben, was man wissen muß, vollkommen zu schreiben. Mich dünkt, wenn ich damals bey ihm gewesen wäre, als er

mit seiner Geschichte beschäfftiget war; so sollte sie noch weit edler und angenehmer geworden seyn. Denn es ist beynahe unmöglich, in allen Dingen, und auf alle Art vortrefflich zu seyn; und zuweilen kann auch ein mittelmäßiger Arbeiter dem besten Meister viel nutzen. Er hatte zu viel Gefallen daran, seine Kriegserfindungen zu beschreiben, wie auch die kriegerischen Werkzeuge, so gar, daß er uns die Namen sagt, welche ihnen seine Soldaten gaben, da man dieser umständlichen Beschreibung gerne wäre überhoben gewesen. Seine Wiederholungen der Wörter und Redensarten kommen so oft vor, daß die lateinische Sprache, die man für so reich hält, sich in seiner Beschreibung oft sehr arm zeigt. Er bringt auch gerne einerley Gedanken an, ohne daß sie zu seiner Sache dienen, wie er denn an vier oder fünf Stellen sagt, **man glaube gerne, was man wünschte.** Ich weis nicht, ob dieser Satz gewiß genug ist, und ich wollte wohl glauben, je mehr man eine Sache verlangt, desto mehr hat man Mühe derselben gewiß zu seyn. Die Deutschen, sagt er, und die Gaulen, weil sie von einer ansehnlichen Länge sind, verachten unsere kleine Gestalt. Der Wohlstand verstattete nicht, daß Cäsar sich unter die Menge der Römer stellete, und auf der andern Seite muß auch ein Historienschreiber, so viel, als ihm möglich ist, das Ansehn haben, daß er ohne Vaterland, ohne Vortheil, ohne Parteylichkeit, und, so zu reden, vom Himmel gefallen sey.

Was seine kriegrische Werkzeuge anbetrifft, die er weitläuftiger beschreibt, als man verlangt, so darf man hierinnen nichts mehr tadeln, als die gewöhnliche Gefälligkeit, die wir für uns selbst haben. Das ist die Quelle der meisten Fehler, welche in dem Umgange mit andern Leu-

Leuten schadet, und dieser Fehler kömmt nicht so wohl von einer allzugroßen Selbstliebe, sondern vielmehr daher, daß man es nicht recht anfängt. Denn wenn man sich liebt, wie man soll; so hat man keine größere Lust, als wenn ein rechtschaffener Mann leben und sich angenehm machen kann. Diese Gefälligkeit, welche man sich so viel als möglich ist, abgewöhnen soll, ist oft Ursache, daß, wenn man redet, die Leute, mit welchen man spricht, nicht mit Dingen unterhält, die sie gern hören würden; sondern mit solchen, die man im Herzen hat, dergleichen seine Glücksumstände, seine Forderungen bey Hofe, oder diejenigen Dinge sind, welche bey dem Kriegsheere vorgehen. Solche Gespräche, worüber andere einschlafen, verursachen, daß man schließen kann, man schicke sich nicht in Gesellschaft, man müsse sehr selten von sich selbst reden, in so weit es der Wohlstand erlaubt, oder bis man sich durch eine sichtliche Nothwendigkeit darzu gezwungen sieht.

Die meisten Leute, wenn sie alt sind, mögen gerne sagen, daß sie zu nichts mehr gut sind, dadurch anzuzeigen, daß ihre Jugend was Sonderbares gewesen sey, und wenn man darnach fragt; so findet sichs gemeiniglich, daß sie junge Thoren gewesen, und itzo alte Narren geworden sind. Was die wahre Ehre anbetrifft; so kann man sich darinnen niemals zu viel thun. Sie ist ein wahres Gut, welches man zu suchen verbunden ist; ich möchte aber gerne, daß man die falsche Freude fahren ließe, sich sehen zu lassen, und alles, was sich zeiget, auf seine Sache zu ziehen. So wollte ich auch gerne, daß man, um sich in der Welt beliebt zu machen, nicht so viel auf sein eigenes Vergnügen dächte, als vielmehr auf derjenigen, mit denen man umgeht; es wäre denn,

daß man das Vergnügen überall anträfe. Es geschieht auch sehr oft, daß es leichter ist, andern Leuten, die man liebt, zu gefallen, als sich selbst.

Das rechtschaffene Wesen zeiget sich überall so angenehm, daß es wohl verdient gesucht zu werden; und wenn man es findet, und es niemals aus den Augen läßt, so wird man es allezeit erreichen können. Wir wollen es also stets vor Augen haben, und wenn unsere Leidenschaften uns von dem, was es uns befiehlet, abwenden wollen, dieselben mit allem Ernste unterdrücken. Der Zorn treibet uns zur Rache, und das rechtschaffene Wesen setzet sich dargegen. Wir wollen die Süßigkeit der Rache meiden, und mit einem lächelnden Gesichte und aufrichtigem Herzen verzeihen. Eben diesem Rathe wollen wir auch in Dingen folgen, die wir auf das zärtlichste lieben, und dasjenige, was wohl stehet, allen unsern Begierden vorziehen. Anfangs wird es uns wohl einigen Zwang kosten, allein er wird nicht lange dauren: Und wenn wir auch unser empfindlichstes Vergnügen betrachten; so vergeht es sehr geschwinde, bey nahe wie ein angenehmer Traum; und von allen vergangnen vergnügten Ergötzlichkeiten wollen wir dasjenige nur schmecken, was wir in einem rechtschaffenen Leben gefunden haben. Es wäre denn vielleicht, daß uns zuweilen die Süßigkeit der Liebe, auf eine angenehme Weise, einfiele; wofern man nur noch in eben dieselbe Person verliebt ist. Denn so bald man es nicht mehr ist, so kann man sich bey nahe kaum einbilden, daß man es bey ihr war, ob man es gleich in der That ist.

Es fällt mir eine Ursache ein, welche scheinet die Eigenschaft eines rechtschaffenen Mannes über alles zu setzen. Ich sehe, daß die größten Lobsprüche, welche man den

den vortrefflichsten Männern geben kann, darinnen bestehen, daß man sich von ihnen, ohne zu irren, versprechen kann, sie würden bey aller Gelegenheit thun, was das Herze und der Verstand erfordert, mit Ehren daraus zu kommen; und wer sollte sich nicht darauf verlassen können, wenn man nur recht davon überführet ist, daß dieses rechtschaffene Leute sind. Ich setze noch hinzu, daß sich vielerley Arten der Verachtung bey den besten Werkmeistern finden können, wenn ihnen dieser Vortheil fehlet: Wie zum Exempel bey den besten Poeten, bey den vortrefflichsten Rednern, bey dem geschicktesten Staatsmanne, und bey dem tapfersten Ueberwinder, ja so gar bey dem Alexander. Ich behaupte, daß es unmöglich ist, einen rechtschaffenen Mann mit Rechte zu verachten, wenn er auch mit allem Unglücke sollte überhäufet werden. Auf dieser herrlichen Tugend beruhet das angenehmste des Lebens, und es würde der Welt überaus nützlich seyn, wenn man vieles beytrüge, die Leute darinnen rechtschaffen zu machen. Ich höre, daß einige Leute dieser Zeit sagen, man müsse suchen, in der großen Welt für einen rechtschaffenen Mann angesehen zu werden. Alleine, an entlegnen Orten, wo niemand ist, der auf uns Achtung giebt, halten sie es nicht für gut zu seyn, und es kostete zu viel. Diejenigen, welche dergleichen Meynung haben, besitzen weder Verstand noch ein rechtschaffenes Wesen. Ein guter Musicus singt nicht allezeit, ob man ihn gleich darum bittet, und hört unterdeß doch nicht auf, ein guter Musicus zu seyn. Mit dem rechtschaffenen Wesen ist es nicht so beschaffen. Dieses kann nicht bestehen, wenn es sich nicht allemal zeigt, so bald es die Schuldigkeit oder der Wohlstand verlangt; so, daß ein rechtschaffener Mann sich eben so wenig ent-

enthalten kann, eine rechtschaffne That zu thun, als ein Held von ungemeiner Tapferkeit, sich einer herzhaften That entschlagen kann, wenn es die Gelegenheit verlangt. Sie haben in dieser Absicht keiner den freyen Willen. Denjenigen Leuten, welche nichts als Ansehn und eitlen Ruhm suchen, sage ich hiermit, daß diejenigen Dinge, welche den feinsten und höchsten Ruhm bringen, nicht am Hofe, noch in dem Angesichte zweyer Kriegsheere zu finden sind; weil man sie der Eitelkeit wegen verdächtig hält, sondern vielmehr in dem, was im Verborgnen geschieht, und das man ohne eine gewisse Art der Offenbarung nicht wissen kann.

Mich dünkt, die Neigung zum Ruhme, und der Abscheu vor dem Schimpfe ist den Menschen eben so natürlich, als die Vernunft. Das niederträchtigste, und feigeste Herz hat allzeit Mühe, sich zu etwas Schimpflichem zu entschließen: Und es ist nicht nur ein Mittel, sich davor zu bewahren, wenn man ein rechtschaffener Mann ist, sondern auch ein sicherer Weg, Ehre zu erlangen.

Es ist ein großer Unterscheid zwischen einem rechtschaffenen Manne, und einem rechtschaffenen Weltbezwinger, ob man gleich alles beydes seyn kann. Der rechtschaffene Mann ist es allezeit, und der rechtschaffene Weltbezwinger kann es wohl nicht zu seyn scheinen, wenn er nichts mehr zu befehlen hat. Pompejus war nach dem Urtheile der Römer ein rechtschaffener Feldherr, wenn er mit seinen Eroberungen bis in das Morgenland eindrang, und die Könige im Triumphe einführte. Allein, dieser Ueberwinder so vieler Völker, weil er nur den Schein eines rechtschaffenen Mannes hatte, fand Gelegenheit seine Freude zu mäßigen. Denn nach einer so langen Abwesenheit traf er seine Frau,

in

in welche er unsterblich verliebt war, schwanger an. Dieses Unglück setzte ihn in Verzweiflung, und den Augenblick, als er seine hohe Würde nicht hatte, verachtete ihn das römische Volk. Es sagt auch einer, Pompejus wäre ein Werk des Glücks, und Cäsar wäre der Werkmeister des Seinigen. Scipio aber, welcher ungemeine Verdienste hatte, zeigte sich weder in seinen Siegen noch im Triumphe niemals so groß, als zu der Zeit, da er er als eine Privatperson, und als ein Verbrecher, angeklagt wurde. Denn er sah seine Ankläger mit demjenigen edlen Trotze, welchen die Unschuld des Herzens und die Größe der Seelen giebt, verächtlich an, ohne daß er sich die Mühe gab, ihnen zu antworten. Er redete nur zu dem Volke von einigen Vortheilen, welche er über die Africaner gehabt hat, und indem er die Papiere zerrieß, welche ihn rechtfertigten, sagte er, dieß wäre eben ein Tag als derjenige war, woran er Carthago eingenommen, und man sollte auf das Capitol gehen, den Göttern dafür Dank zu sagen. Hier schien er über das Glück zu seyn, und seine Feinde wurden zu einem tiefen Stillschweigen gebracht. Man sagt auch, der Rath wäre durch eine so große Tugend überwältiget worden.

Ich habe gesagt, ich wäre mit dem Cäsar nicht recht zufrieden, ich bin es mit dem Scipio noch weniger, ich suche es sehr genau, ich gestehe es: Allein, ich glaube man kann hierinnen nicht scharf genug seyn, wenn man von dem Werthe einer jeglichen Sache aufrichtig urtheilen, und doch hierinnen viel nachsehn und die größten Fehler entschuldigen will. Ich finde, daß der Scipio zu viel Umstände macht, und alles zu hoch treibt, daß ich ihn nicht für einen Menschen gehalten hätte, der sich in gute

Gesellschaft schickte. Es finden sich wenig Gelegenheiten, wo man so viel Tugend braucht, und außer diesen erschrecken Leute von einer gelindern Art überall darüber. Ich wollte wohl, daß ein rechtschaffener Mann mehr gelinde und liebkosend sey, als hart und ernsthaft, und sich lieber auf eine artige und bequeme Weise, bey allerhand Leuten angenehm zu machen suchte, wie es Sokrates that. Ich erinnere hierbey, daß solche strenge Leute, die niemals von ihren Regeln abweichen wollen, ob sie gleich voller Ehre sind, oft lächerlich werden, wie es dem Cato von Utica wiederfuhr, welcher der ansehnlichste und tugendhafste Mann seiner Zeit war.

Die Römer machten sonsten aus nichts, als aus ihrer Republik etwas, und die meisten Völker, welche von ihnen Barbaren genennet wurden, waren es nicht so sehr, als sie. Cäsar sagt, die Soldaten erdulden bey der Belagerung einer Stadt das größte Elend, und doch hörte man bey allem diesen Uebel keine Klage, ja nicht ein Wort, welches der Majestät des römischen Volkes unanständig gewesen wäre. Der andere hält es in seinem vollkommenen Redner auch für den größten Fehler, welchen man in der Beredsamkeit begehen könnte, woferne man nicht die prächtigsten Wörter, oder die herrlichsten Figuren braucht, wenn man von einer so hohen Majestät redet. Würde man wohl zu scharf tadeln oder zu strenge seyn, wenn man diese römische Majestät für einen unerträglichen Hochmuth hielte? Denn ohne Vorurtheil davon zu reden, was war sie anders, als eine offenbare Ungerechtigkeit, und als ein unersättlicher Geiz der hochmüthigen Bürger, welche bey einiger Geschicklichkeit Krieg zu führen, und durch die Zucht

ihrer

ihrer Herrn, alle Völker der Erden beraubten und plünderten?

Bey diesen großen Begebenheiten der Welt sehe ich fast allezeit, daß es mehr Geräusche giebt, als wirkliche That, und daß wir hingegen nicht, wie wir sollten, weder die Größe des Herzens noch des Verstandes betrachten; und ich bin versichert, daß Sokrates, welchen man so hoch schätzt, noch nicht alle den Ruhm hat, den er verdienet. Wenn man von den Thaten der Ueberwinder recht urtheilen will; so muß man nicht so wohl den Werth und die Zahl derer Sachen zählen, die sie gethan haben, sondern vielmehr mit einem ruhigen und uneigennützigen Urtheile untersuchen, ob es leicht oder schwer war, darinnen fortzukommen; denn auf die Schwierigkeit kömmt es hauptsächlich an, welche die Handlungen unterscheidet, und zuweilen ist es weit beschwerlicher, die Witwe einer Privatperson zu regieren, als eine regierende Königinn: Und eine kleine Stadt zu erobern, als ein großes Reich einzunehmen. Ein macedonischer Hauptmann, welcher lange Zeit in Italien ein Kriegsheer angeführet hatte, sagte, er hätte Männer angetroffen, und Alexander hätte im ganzen Morgenlande nur Weiber gefunden, und wenn man den August loben hört, daß er im Seetreffen gewonnen hatte, worauf die Herrschaft der Welt ankam; so muß man sich zugleich erinnern, daß er es nicht so wohl war, der sie gewonnen hatte, als Antonius, der sie verlohr.

Wenn man es mehr in Privatsachen, als in öffentlichen Handlungen zeigt, daß man ein rechtschaffener Mann sey; so ist das ein untrügliches Merkmaal, daß man es nicht mittelmäßiger Weise ist. Gleichwie der Auspuß der größte ist, welchen man mehr in Dingen

sucht,

sucht, die kein großes Aufsehn machen, als in Dingen, die in das Gesichte fallen; und ich habe gemerkt, daß die Leute, welche nur die Eitelkeit lieben, bey einander beliebt sind; und daß man nicht verdrießlich wird, man mag sich von ihnen entfernen, oder sie verlieren. Es ist über dieses ein sicheres Zeichen einer hohen und großmüthigen Seelen, wenn man sich nicht für die Partey erkläret, die das größte Ansehn macht, ja in gewissen Gelegenheiten nicht einmal für den Gerechtesten, sondern vielmehr vor denjenigen, der am meisten verlassen ist. Die Unglückseligen sind allemal zu beklagen, und ihre Sache ist sehr oft gut: Und wenn sie es auch nicht wäre; so würde man es doch glauben. Die alten Helden durchstrichen nur die Welt, dem Unterdrückten zu helfen: Und das vollkommne Muster der seltenen Tugenden hatte mit allen Betrübten Mitleiden, und tröstete sie in ihrem Elende.

Wenn man das wahre rechtschaffne Wesen von dem falschen entdecken will; so muß man darinnen gewiß seyn, daß es nichts anders als ein wirkliches Gut habe, nichts anders, als was an allen Orten der Welt recht vernünftig ist. Denn dieses ist etwas allgemeines, und seine Arten sind in allen Höfen, von einem Ende der Erden, bis zum andern. Sie gelten nichts mehr bey Hofe, als in der Einöde. Weder die Veränderung der Oerter, noch die Abwechselung der Zeit, auch nicht der Unterscheid der Gewohnheit, rauben ihm bey nahe nichts. Es ist wie das gute Gold, welches allezeit seinen Werth gilt, und die Gebräuche sind in Ansehung der Ehrbarkeit, was das Gepräge auf dem Golde, das ist, sehr wenig. Es rühret bloß von dem Herzen, und von dem Verstande her, der Hauptgrund ist in dem Herzen, und der Ver-

stand giebt ihr die Annehmlichkeit. Mich dünkt auch, daß unsere Handlungen bloß deswegen angenehm sind; weil sie ehrlich sind: Es wäre denn, daß man es wollte umkehren, welches mir noch gerechter zu seyn scheinet, nämlich daß sie nur so viel ehrlich sind, als sie angenehm sind; so daß die Ehrlichkeit mir allezeit falsch zu seyn vorkömmt, wenn sie denjenigen nicht gefällt, die davon urtheilen können.

Alle verständige Leute sind darinnen eins, daß wir nichts vortheilhafters wünschen können, als die Hochachtung und Gewogenheit solcher Personen zu verdienen, welche wissen, was Gut und Böse ist. Die Schwierigkeit bestehet nur darinne, zu wissen, was wir thun sollen, uns in diesen Verdiensten vollkommner zu machen. Es ist bey nahe unendlich, und ich finde doch, daß es was großes ist, wenn man entdecken kann, was nach einer aufrichtigen und natürlichen Vernunft am besten zu seyn scheinet. Und wenn man sich dessen, so viel es möglich ist, bedienet, in so weit es die Gewohnheiten zulassen. Auch die geschicktesten Damen sagen zuweilen bey sich selbst, daß mir nicht, wenn man nichts darwider zu sagen hätte. Inzwischen da die Verordnungen derjenigen, welche vor uns gewesen sind, uns wider unsern Willen, etwas vorschreiben: So muß man dasjenige in Acht nehmen, was man an denen Höfen und in denen Ländern billiget, wo wir unser Leben zubringen sollen, und nichts wider die öffentlichen Ehrerbiethungen thun. Damit man aber keinen übeln Geschmack habe, so muß man sich wohl in Acht nehmen, in seinem Herzen solche Dinge zu lieben, welche die Vernunft nur deswegen verstattet, weil sich die Leute dazu gewöhnet haben.

Viele ausschweifende Handlungen scheinen dem Ansehn nach ganz gut zu seyn, sonderlich denjenigen, die weiter keinen Vortheil dabey haben, als daß sie zusehen; und wenn man dasjenige, was man am meisten liebt, verabsäumen wollte, so würde dieses anzeigen, daß man wenig Verstand hätte, wenn man auf dergleichen Weise gefallen wollte. Zum wenigsten wenn man sich davon los machen könnte; denn es ist nichts unanständiger als ein Narr zu seyn. Ich bemerke, daß man in den Ländern und Gewohnheiten eine gewisse Pflicht beobachtet, welche nur gemeinen Leuten gefällt; das ist ein falscher Wohlstand, welchen wir verabscheuen sollen. Denn außer dem, daß er uns die rechte Meynung von dem wahren rauben sollte: So würde er in uns auch alles Licht verlöschen, welches uns die Natur mittheilt, und uns als Gefangne in einem Winkel der Erden verschlossen halten. Das hieße sich zu sehr einschränken lassen, wenn man nicht über sein Vaterland hinaus sehen könnte. Und es ist ein Zeichen eines vortrefflichen Verstandes, wenn man von allen ohne Vorurtheile seine Meynung hat.

Es ist nicht lange, da es noch nöthig war, daß ein Mensch in besondern Umständen seyn mußte, einen Zweykampf auszuschlagen, ohne sich unglücklich zu machen. Unsere Könige erduldeten diese Barbarey, und billigten sie in gewissen Fällen als ein öffentliches Schauspiel. Weis man nicht so gar, daß Franciscus der erste Carl den fünften heraus fordern ließ, welcher die Tapferkeit dieses Prinzen zu spotten, ihm durch einen Herold sagen ließ, es wäre nur auf ihn angekommen, einen so berühmten Streit unter sich alleine auszumachen. Diese ungezähmte Gewohnheit würde noch immer ihren

ren Weg fortgehen, wenn die Klugheit unsers großen Monarchen, welchen alles wohl von statten gehet, sie nicht aufgehalten hätte. Dieses führet mich auf die Gedanken, daß nichts so wunderbar und unvernünftig ist, welches nicht durch einen langen Gebrauch könne eingeführet werden.

Cäsar berichtet uns, es hätte sich, da er in Franken Krieg führte, eine ungemeine Anzahl junger Leute zu den Vornehmsten des Landes gehalten, unter der Bedingung, nicht einen Augenblick länger als sie zu leben: Und sie hätten auch alle ihr Wort gehalten. Sieht man nicht auch heute zu Tage in einem großen Reiche junge Prinzeßinnen, welche schön und ansehnlich sind, in einem Aufputze, der schöner ist, als ihr Hochzeitkleid: Sieht man nicht, sage ich, daß sie sich in ein erschreckliches Feuer stürzen, wo die Leichname ihrer Männer verbrannt werden: Und worüber ich mich am meisten wundere; sie sind bloß durch einen falschen Wohlstand, welchen ihnen die Gewohnheit eingiebt, dazu verbunden. Doch was ich sagte, daß der falsche Wohlstand uns den Geschmack an dem Wahren benähme, ist an diesen armen Weibern klärlich zu ersehen, welche auf eine so grausame Weise für ihre Männer sterben, denen es nichts hilft, und die sie auch vielleicht niemals geliebt haben, an statt daß sie ihnen zu Ehren leben sollten, oder ihren Kindern zum besten, die ihnen lieb sind, und welche sie erziehen könnten. Man weis auch, daß die klügsten Indianer in der festen Meynung sind, der rühmlichste und glücklichste Tod sey, im Feuer umzukommen. Auf diese Art starb auch derjenige Philosoph, dessen schrecklichen Vorsatz Alexander bewunderte, und ein anderer, welcher dem

Cäsar lange Zeit nachgefolget war, ließ sich in Athen verbrennen.

Mich dünkt, die Könige in diesen Ländern sollten eine solche Grausamkeit abschaffen, und die Prinzen, welche die Welt beherrschen, sind gewisser maßen an alle dem Uebel Schuld, welches unter ihrer Regierung geschieht; weil sie es verhüten können. Man könnte nicht zu viel Gefälligkeit haben, ihnen das Leben angenehm zu machen, noch zu viel Eifer, ihnen zu dienen: Was aber ihren Ruhm anbetrifft, so ist es meines Erachtens ein Laster, wenn man ihnen etwas verbirgt, sonderlich wenn es sie nicht mehr kostet, den rechten Weg zu wählen, als sich zu verirren. Die Prinzen, welche sich über andere erheben wollen, folgen nur allzuselten den besten Wegen, und diejenigen, welche den aufgeklärten Verstand haben, und sie **weise Staatsmänner** nennen, sagen ihnen nicht, es mag nun aus Eigennutz, oder aus Unwissenheit geschehen, daß die Ehrlichkeit allein, sie mit Ruhm und Vergnügen überhäufen kann.

Wenn man auch unter den Prinzen einen von seltnen Verdiensten entdecken soll; so muß ihn der Himmel unterrichtet haben, oder er muß es von sich selbst geworden seyn, wie derjenige, den wir bewundern, der sich, ohne jemands Hülfe, zum größten Manne, den die Welt trägt, gemacht hat. Es wäre sehr unrecht, wenn man nichts sagen wollte, was einem so wunderbaren Monarchen anständig wäre. Allein man bemerkt an ihm so viel Wunderswürdiges, daß ein jeder nach seiner Art sich unternimmt, ihm einiges Lob zu geben. Ich selbst, der ich nur allzu wohl weis, daß ich bey einem ehrerbiethigen Stillschweigen bleiben soll, lasse doch ofte etwas von mir hören, ohne daran zu gedenken, und vor

kurzen

kurzen sagte eine sehr schöne Dame, die einen feinen Geschmack hat, und nur wenig Sachen nach ihrem Sinne antrifft, zu mir, daß dieser Prinz das liebenswürdigste Geschöpfe wäre.

Noch ein Wort von diesen Staatsleuten zu sagen, so wissen die wenigsten, was die reine und aufrichtige Freundschaft sey. Sie haben bloß ihren Eigennutz vor Augen und allemal eine Erfindung ihren Handel zu treiben oder aufzuheben. Wie die guten Eigenschaften ihn nicht hervor bringen, so stören ihn auch die bösen nicht. Das Glücke allein ist der Bewegungsgrund davon, nachdem es ihnen günstig oder zuwider ist; und ich sehe fast allezeit, daß sie durch den wahren Ruhm wenig gerühret werden. Ihre Grundregeln, sagt man, hätten gewollt, daß der junge Pompejus, welcher den Antonius und Augustus auf seinem Kriegsschiffe hatte, sie in das Meer hätte stürzen lassen, damit er sich zum Herrn des römischen Reichs machen könnte. So viel ich an ihnen merke, wäre dieses kein großer Schade gewesen: Nichts desto weniger, weil diese Handlung ihm für einen so bekannten Namen, als der Name Pompejus war, viel zu unanständig zu seyn schien: So verwarf er diejenigen mit allem Ernste, welche ihm diesen Rath gaben. Und hätte sich nicht Franciscus der erste an Carl den fünften, als er durch dieses Reich gieng, wegen der harten und grausamen Aufführung gegen ihm rächen können? Dieser Prinz, ob er gleich bey den Beleidigungen sehr empfindlich war, überwand doch den gerechten Trieb und nahm den Kaiser auf, als wenn er Ursache gehabt hätte, sich deswegen zu loben. Wenn auch ein Mann, der die Ehre liebt, etwas

berathschlagt: So erwählt er allzeit den ehrlichsten Weg; und es mag geschehen, was da will, so läßt sich ein edles Herze dasselbe nicht gereuen.

Die meisten Leute urtheilen so übel von dem wahren Verdienste, daß man alle Augenblicke Leute deswegen lobt, wodurch sie sich unerträglich machen. Dieser, sagt man, weis seinen Leib wohl zu tragen: Er will in allen die Oberhand haben, und das ist doch nichts anders, als ein unmäßiger Ehrgeiz. Wenn man einen auf solche Weise angenehm machen will: So hasse ich ihn ohne ihn zu kennen, nur wegen des Lobes, das man ihm giebt. Die wahre Ehrliebe ist niemals ungerecht; und können wir einen Ruhm erlangen, wenn wir thun, was wir nicht sollen, und was uns die Vernunft verbiethet? Alle Art der Ungerechtigkeit misfällt mir, und nichts scheinet mir unmenschlicher zu seyn, als Böses zu thun, damit man bloß das Vergnügen habe, es zu thun. Ich gestehe auch, daß mir die närrische Gütigkeit ebenfalls zuwider ist. Wer seine Person wohl spielen will, der muß weder betrügen, noch sich betrügen lassen. Und wieder auf die Geschicklichkeit zu kommen: So ist das rechte Mittel, dieselbe zu erhalten, wenn man viel gute Eigenschaften hat. Man kann deren eine große Zahl entdecken, die man zu erlangen versuchen, und sie, so viel als möglich ist, ausüben muß, damit sie recht natürlich werden mögen. Man darf sich aber nicht einbilden, sie alle in einem zu finden; weil das vollkommenste Muster sich nicht auf alle erstreckt. Man muß sie an unterschiedenen Orten suchen, und so gar in den Begriffen der Vollkommenheiten.

Ich kenne solche vernünftige Leute, welche die Vernunft niemals verläßt; das ist ein großer Vortheil, und ich wollte wohl, wenn es möglich wäre, noch etwas höhers erreichen, welches darinnen bestehet, daß man allezeit in den Schranken des Wohlstandes verbleibet. Das ist nicht leicht, weil man sehr ofte, wenn man mit Verdruß und Traurigkeit überhäuft ist, noch dazu solche Leute antrifft, die so verdrießlich und zum Misfallen gebohren sind, daß es sehr schwer ist, in ihrer Gesellschaft nicht in Verwirrung zu gerathen. Sich nun so gut, als möglich ist, davon zu befreyen, muß man sich darauf vorbereiten, und diejenige Art eines edlen und beständigen Verfahrens suchen, welches sich niemals verräth. Die alten Helden, und so gar die Ritter der alten Romanen können viel zu diesem Vorsatze dienen; zum wenigsten wird man fast allezeit in ihren Unternehmungen Zeichen eines sonderbaren Heldenmuthes gewahr. Man hat hierbey die Exempel in seinem Hause nicht zu versäumen. Ein Vater, eines Vaters Bruder, ein Großvater, der viele Zeichen seiner Verwundung an sich trägt, und niemals von einer niederträchtigen oder einem braven Manne unanständigen Handlung kann reden hören, ohne wie ein alter Löwe dabey roth zu werden, giebet einer jungen und zarten Seele solche Triebe der Ehre, welche die Zeit nicht vertilgen kann. Diese erste Erziehung scheinet mir viel auf sich zu haben, und ich glaube, daß dieses die beste Auferziehung sey, jungen Leuten, man mag sie auch zu einer Lebensart bestimmen, zu welcher man wolle, eine gute Geschicklichkeit zu geben, wenn man sie für den Hof, und für den Krieg erzieht. Diejenigen welche darinen nicht unterrichtet sind, so viel Verstand und Verdienste man auch bey ihnen

nen findet, zeigen in ihren Geberden und Handlungen, daß ihnen diese Nahrung fehlet, und diese stehet ihnen allezeit übel an.

Die Ehrlichkeit scheinet mir die liebenswürdigste Sache von der Welt zu seyn, und verständige Leute zweifeln gar nicht daran, daß wir sie nur deswegen lieben sollen, weil sie uns glückselig macht. Denn die Glückseligkeit, wie man sagt, ist der letzte Zweck der Dinge, die wir unternehmen. Daher ist alles dasjenige, was hierzu nichts beyträgt, ob man sich schon einen ehrlichen Schein dabey einbildet, allezeit eine falsche Ehrlichkeit, sie ist aber noch weit falscher, wenn man zugleich findet, das sie beschwerlich und verdrüßlich ist. Denn wenn wir auch alle Tugenden wohl untersuchen: So haben wir uns nur deswegen darnach zu bestreben, weil sie zu unsrer Glückseligkeit dienen können. Die Nüchternheit macht uns gesünder, und erhält uns den Sinn; und wenn wir sie ausüben, so leben wir von wenigen, und können denjenigen, welche es brauchen, von unsern übrigen etwas geben. Die Tapferkeit ist gut, dem Unterdrückten beyzuspringen oder Gerechtigkeit zu handhaben, und so gar die Gerechtikeit ist deswegen eine wahre Tugend; weil sie uns in unsre vernünftige Natur führet, die Bösen vertilget, und überall, wo sie herrscht, den Frieden und die Bequemlichkeit des Lebens mit sich bringet.

Da sich die wahre Ehrlichkeit in alles menget: So kann man hieraus wohl urtheilen, daß sich die falsche überaus weit erstreckt; und ich wollte lieber nichts Ehrliches haben, als eine falsche Ehrlichkeit. Dieses trifft man in allen Dingen an, welche auf das empfindlich-

ste

ste rühren. Was kann man sich wohl für einen üblern Geschmack einbilden, als die falsche Beredsamkeit von Personen, welche eine große Erkenntniß davon haben? Oder was kann man sich unangenehmer vorstellen, als die falschen Annehmlichkeiten? Ich sehe auch nicht, was mir anstößiger wäre, oder gemeine Leute so leicht betrüget, als gewisse verstellte Tugenden, welche durch die Unwissenheit in die Welt eingeführet werden. Man muß sie mit allem Ernste verwerfen, zum wenigsten in seinem Herzen. Ein Irrthum ziehet viel andre nach sich, und man hat niemals einen richtigen Verstand, wenn man ihn nicht von allen falschen Bildern gereiniget hat.

Sonderlich soll man sich wohl in Acht nehmen, daß man sich nicht durch diese Exempel einnehmen lasse. Ob gleich der gute Verstand zuweilen die Mode anfängt und sie in Gang bringt: So ist es doch gemeiniglich der Eigensinn des Glücks, und ich sehe, daß die meisten Gebräuche, so wohl von einer als der andern Art hätten seyn können, und zuweilen besser, wenn die Leute nur gewollt hätten. Es giebt auch solche erschreckliche Gewohnheiten, wobey man weder Vernunft noch Menschlichkeit haben müßte, wenn man sie nicht verwerfen wollte; und kann man wohl diese barbarische Prinzen erdulden, welche wider den natürlichen Trieb ihre Brüder gefangen halten, und ihnen Gnade zu erweisen denken, wenn sie dieselben nicht tödten lassen. Die Gewohnheiten lernen sich leicht. Der erste, der sie weis, kann sie zeigen, und die Schwierigkeit bestehet nur darinne, sie mit einer guten Art auszuüben. Man kömmt den Augenblick gut darinne fort, und deßwegen muß man

sich auch hauptsächlich hierinnen um gute Meister bestreben. Man muß sich zu denjenigen halten, welche die Sachen, welche sie lehren, am besten in Uebung bringen, wie zum Exempel an dem Cäsar, wenn man ein großer Kriegsmann werden will. Man muß auch merken, daß dieses noch nicht alles ist, wenn man einer Mode folgt, und sich geschickt darein zu finden weis. Das Wichtigste bestehet darinne, eine unzählige Menge Dinge zu wissen, die nichts mit den Moden zu thun haben, das ist, welche weder von der Mode, noch wider die Mode sind, damit man aber theils in der Welt fortkommen, theils aber nicht damit fortkommen kann; darinnen beruhet das ganze Geheimniß, recht zu leben, und sich angenehm zu machen.

Die Erfahrung ist hierinnen eine gute Meisterinn; sie scheinet mir aber sehr langsam zu seyn, wo man sie nicht durch fleißige Ueberlegung treibt, oder die Meynung von einer verständigen Person annimmt, welche von allen wohl urtheilet.

Ich halte mich nicht gerne bey denjenigen auf, was man Lebensregeln nennet; weil die meisten dergleichen Dinge, da vieles bey ihnen auf die Zeit und Umstände ankommt, sehr ungewiß sind: Nichts desto weniger habe ich eine angemerkt, die niemals betrügt, und die man leicht ausübt, welche darinnen bestehet, daß man sich wohl in Acht nehmen soll, nicht überlästig zu seyn, und ich kann wohl sagen, daß ich dasjenige, was Cato sagt, sehr bewundere. Es ist kein Frauenzimmer so ehrbar, und so strenge, bey welcher ein Liebhaber, welcher sie unaufhörlich mit seinem Liebesanfällen plaget, nicht zu seinem Zwecke kommen

men sollte. Denn wenn man sich in der Welt überlästig macht; so misfällt man allezeit, man mag so viel Eigenschaften haben, als man wolle. Darf ich wohl bey Gelegenheit sagen, daß Gott der einzige ist, welcher will, daß man ihn mit Ungestüm angehen und niemals ermüden soll, ihn um Gnade zu bitten. Wir wollen ihn also jederzeit bitten, daß er in unsre Herzen komme, damit wir ihn beständig lieben und auf ihn alle unsre Hoffnung setzen. Dieses ist ein gewisses und sichres Mittel, in diesem und in jenem Leben glückselig zu seyn. Ich sehe nichts, was deutlicher wäre, als dieses.

Ich merke auch, daß die Andacht und Ehrlichkeit fast einerley Wege gehen, und einander helfen. Die Andacht macht die Ehrlichkeit weit gründlicher und zum Vertrauen geschickter, und die Ehrlichkeit überhäufet die Andacht mit Geschicklichkeit und Annuth. Sie vereinigen sich also sehr wohl mit einander. Denn da Gott lauter gerechte Sachen gebiethet, und nichts verbiethet, was nicht Böse sey; so werden auch unter allen göttlichen Geboten sehr wenige seyn, welche ein Mensch, wenn er auch diese nicht wüßte, nicht von sich selbst beobachtete. Ueber dieses bin ich auch überzeuget, daß ein ehrlicher Mann nur sehr selten in Unordnung geräth: Und wenn ihn dieses Unglück betrifft, so braucht es nicht lange Zeit, dasselbe zu bewundern. Daß also das rechtschaffne Wesen nicht unnützlich zur ewigen Seligkeit ist, und überaus viel dazu beyträgt, ob gleich die Andacht die vornehmste Ursache davon ist. Ich wollte aber doch nicht gerne, daß man im gemeinem Leben in seiner Lebensart einen Andächtigen vorstellen wollte. Der Heiland befiehlet uns, unsere gute Werke zu verbergen; sonder-

derlich billige ich nicht, daß weltliche Personen sich ins Lehren mengen, das steht ihnen nicht wohl an, und hat das Ansehen einer Scheinheiligkeit. Ich rathe dieses hauptsächlich den frommen Hofdamen; denn was die auf dem Lande anbelangt, so deucht mich, daß sie sich nur als liebenswürdige Zauberinnen zeigen können: Und da die Zauberinnen gerne andächtig seyn wollen, so wird man in allen Romanen nicht eine finden, die nicht ein wenig der schwarzen Kunst und Zauberey geneigt sey. Wenn ich diese Stelle, mit einem ernsthaften Tone endigte; so könnte sich einer einbilden, ich übte dasjenige nicht aus, was ich Privatpersonen anrathe, nur in ihren Häusern gute Vermahnungen zu geben, und an andern Orten die Sorge, und Anführung so vielen geschickten Leuten zu überlassen, die dazu bestimmet sind.

Die

* *

Die erste Satire
aus dem andern Buche Horatii,

übersetzt

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Horaz und Trebaz.

Horaz. Man denkt, ich sey zu scharf in strafenden Satiren,
Und pflege meinen Scherz zu weit und hoch zu führen.
Ein andrer Haufe meynt, mein Vers sey ohne Kraft:
Man schreibe tausend Stück von solcher Eigenschaft
In einem Tage hin. Trebaz, du magst mir zeigen:
Was ist dabey zu thun? **Treb.** Du kannst nur immer schweigen.
Hor. So meynst du denn, ich soll im Dichten nichts mehr thun?
Treb. Ja. **Hor.** Freylich wär es gut; könnt ich des Nachts nur ruhn.
Treb. Wer tiefen Schlaf bedarf, der salbe seine Glieder,
Und schwimme dann dreymal die Tyber auf und nieder;
Der trinke kurz vor Nachts ein gutes Gläschen Wein.
Doch nimmt dich ja so stark die tolle Schreibsucht ein:
So wag es, Augusts Ruhm und Thaten zu besingen;
Das wird dir vielen Lohn für deine Mühe bringen.

Hor.

Hor. Ach Vater! herzlich gern. Es ist mir nur zu schwer;
Denn nicht ein jeder kann ein wohlgerüstet Heer,
Das Spieß und Schrecken führt, den Versen einverleiben,
Noch auch die Gallier und ihren Tod beschreiben,
Und wie des Parthers Rumpf verwundt vom Pferde fällt.
Treb. Du könntest doch auch wohl den unbesiegten Held
Und sein gerechtes Thun und tugendhafes Leben,
So wie Lucilius den Scipio, erheben.
Hor. Ich will mir nicht entstehn, kömmt nur Gelegenheit.
Doch soll des Flaccus Lied, zu unbequemer Zeit,
Des Kaisers achtsam Ohr, aus Frechheit, niemals rühren:
Denn wer ihm schmeicheln will, wird seinen Zorn verspüren.
Treb. Das wird weit besser seyn, als wenn dein traurig Lied
Auf den Pantolabus und Nomentanus sieht,
Und ihrer Fehler lacht; da sich ein jeder scheuet,
Wenn du ihn gleich nicht triffst, und dir die Rache dräuet.
Hor.. Was soll ich aber thun? sieh, Milon tanzt und springt,
So bald des Weines Glut sein schwindelnd Haupt durchdringt,
Und er gedoppelt sieht. Sieh, Castor liebt die Pferde,
Sein Bruder Streit und Kampf. So viel man auf der Erde
Nur Menschen zählen mag, so vielfach ist ihr Sinn.
Mich reißt ein holder Trieb zu solcher Schreibart hin,
Wo ich, nach Art Lucils, den ich weit besser finde
Als ich und du wohl sind, die Wörter zähl und binde.
Er hat den Büchern sonst, was sein Geheimniß war,
Wie Freunden, anvertraut. In Unglück und Gefahr,
Und auch in guter Zeit, hat er sie nicht verlassen;
Daher sie ganz und gar sein Leben in sich fassen,
Gleich einer Schilderey, die man den Göttern bringt.
Dem Greise folg ich nach. Doch diese Schreibart dringt
Auf keine Seele los, die mir nicht Zorn erwecket.
Sie schützt mich, wie ein Schwerdt, das in der Scheide stecket,

Was darf ich solches ziehn, wo ich von Mördern frey,
Und sicher leben kann? O Jupiter! verleih,
Daß den verlegten Stahl ein scharfer Rost verzehre,
Kein Mensch mir schädlich sey, weil ich sonst nichts begehre,
Als lauter Fried und Ruh. Doch wer mich aufgebracht,
(Wiewohl es besser ist, man nehme sich in Acht,)
Der soll es bald bereun. Ich werd ihn so beschreiben,
Daß noch ganz Rom mit ihm soll sein Gespötte treiben.
Es drohet Servius, so bald sein Zorn uns trifft,
Mit Richter und Gesetz; Canidia mit Gift,
So bald sie Feindschaft hegt; Und dem wirds übel gehen,
Der bey dem Turius muß vor Gerichte stehen.
Nun schließ, ob jeder nicht dem Feinde damit droht,
Worinn er Kraft besitzt; ob der Natur Geboth
Nicht dieses anbefiehlt? Ein frecher Wolf wird beissen,
Der Stier gebraucht sein Horn. Wer hat es ihm geheissen?
Nicht wahr, der innre Trieb? Vertrau dem Scäva doch,
Der alles durchgebracht, die alte Mutter noch,
Die ihm zu lange lebt. **Treb.** Er wird nichts böses wagen,
Noch seine fromme Hand sie mit dem Schwerdt erschlagen.
Hor. Ey! wie kein Wolf uns schlägt, und wie kein Stier uns beißt:
Doch tödtet sie sein Gift, das er in Honig geußt.
Drum kurz, ich mag nun einst ein ruhig Alter schmecken;
Es mag ein früher Tod mich heute noch erschrecken;
Ich sey nun reich und arm, zu Rom, und auch verbannt,
Wenn dieß mein Schicksal will; ja, was für einen Stand
Mein Leben haben mag: So werd ich dennoch schreiben.
Treb. O Sohn, ich fürchte sehr, du wirst nicht leben bleiben;
Ein Freund der Großen stürzt vielleicht dich vor der Zeit.
Hor. Ey was! da sich Lucil am ersten nicht gescheut,

Durch Lieder solcher Art die Larve wegzureissen,
Worunter viele gehn, die vor den Augen gleissen,
Von innen häßlich sind; ward da wohl Lälius
Und Scipio gekränkt? Empfanden sie Verdruß,
Wenn sein gespitzter Kiel bald den Metell verlachte;
Bald ein beschrienes Lied des Lupus oft gedachte?
Und gleichwohl griff Lucil des Volkes Häupter an,
Ging alle Zünfte durch, und nahm sie Mann für Mann,
Wo er der Tugend nur und ihrer Freunde schonte.
Noch mehr, wenn Lälius auf seinen Gütern wohnte,
Und, nebst dem Scipio, sich der Geschäfft entschlug:
So pflegten sie, bis man den Kohl zu Tische trug,
Vertraut und frey mit ihm zu scherzen und zu spaßen.
Nun muß ich dem Lucil zwar einen Vorzug laßen,
An Witz und an Geburt. Doch muß der Neid gestehn:
Es sey auch mir vergönnt, mit Großen umzugehn,
Wie sehr es ihn verdreußt. Er suche meine Schwäche,
Damit er seinen Zahn auch daran selbst zerbreche.
Verständiger Trebaz, sieh, was mein Vorsatz ist,
Wofern du irgend nicht noch andrer Meynung bist.

Treb. Ich kann dir freylich wohl hier weiter nichts verbiethen:
Jedoch vermahn ich dich, du magst dich immer hüten,
Daß dir nicht das Gesetz, weil du davon nichts weist,
Etwas zu schaffen macht. Vernimm, wie solches heißt:
Wer böse Verse schreibt, der werde scharf gerichtet.

Hor. Gar recht, wer böse macht: Allein, wer gute dichtet,
Den lobt der Kaiser selbst. Und greifst du jemand an,
Der Schande würdig ist, wenn nichts dich tadeln kann:
So wird die Klageschrift mit Lachen durchgerissen;
Der Richter spricht dich los, du gehst auf freyen Füssen.

* *

Des

römischen Consuls M. T. Cicero

älterer Cato

oder

Gespräche von dem hohen Alter

an den

T. Pomponius Atticus

von

Johann Heinrich Winkler, Prof. Phil.

Die Personen, welche dieses Gespräche halten, heißen Scipio, Cato, Lälius.

O! Titus, nehm ich dir in etwas Sorg und Pein,
Die durch dein Herze gehn: Was wird mein Vortheil seyn?

Denn dich, mein lieber Atticus, mag ich mit eben den Versen anreden, mit welchen Ennius,

Der zwar in Worten schlecht, jedoch voll Wahrheit ist,

den Flaminius anredet. Wiewohl ich versichert bin, daß du, mein lieber Titus, nicht wie Flaminius

So Tag als Nacht mit Reiz und Angst erfüllet bist.

Denn ich kenne deine Gelassenheit und Gleichmüthigkeit, und weis, daß du nicht den bloßen Zunamen, sondern Vernunft und Klugheit von Athen mitgebracht hast. Dennoch aber sorge ich, daß eben das, was mich selber quälet, auch dich zuweilen ziemlich bekümmern und ängstigen mag. Hier hätten wir viel zu thun, wenn wir uns recht trösten sollten. Und die Umstände sind so beschaffen, daß wir diese Sache auf eine andere Zeit verschieben müssen. Itzo aber habe ich es für gut befunden, von dem hohen Alter etwas an dich zu schreiben. Denn von dieser Last, die ich mit dir gemein habe, und die entweder von dem bereits drückenden, oder doch wirklich herannahenden hohen Alter herrühret, möchte ich so wohl dich, als mich selber entledigen. Ich bin zwar gewiß, daß du dieselbe, wie alles andere, mit einem gemäßigten und weisen Gemüthe nicht nur trägest, sondern auch tragen wirst. Da ich aber von dem hohen Alter etwas schreiben wollte: So fand ich, daß du derjenige wärest, welchem ich eine Arbeit zu überreichen hätte, die wir beyde gemeinschaftlich gebrauchen könnten. Was mich betrifft, so ist mir die Verfertigung dieses Buches so angenehm geworden, daß sie mir nicht nur alle Verdrüßlichkeiten vertrieben, welche von dem hohen Alter verursachet werden, sondern mir so gar dasselbe sanft und angenehm gemachet hat. Man kann also die Weltweisheit niemals genug loben: Indem derjenige, welcher ihr gehorsam ist, seine ganze Lebenszeit ohne Verdruß zubringen kann. Von ihren übrigen Eigenschaften habe ich bereits vieles gesagt, und werde auch noch öfters vieles davon reden. Dieses Buch von dem hohen Alter habe ich dir zugeschickt. Aber ich habe nicht, wie der Aristo Chius, den Tithonus redend eingeführet. Denn

eine

eine Fabel möchte gar wenig ausrichten. Nein, es redet der ältere Marcus Cato, damit die Abhandlung von desto größerer Wirkung seyn möge. Bey diesem lasse ich den Lälius und Scipio sich verwundern, daß dieser Mann das hohe Alter so leicht und gelassen erträgt, und ihn auf ihre Rede antworten. Sollte es den Schein haben, als wenn er gelehrter spräche, als er selbst in seinen Büchern gewohnt gewesen: So mußt du solches dem Griechischen zuschreiben, auf welches er, wie bekannt ist, in seinem hohen Alter besondere Mühe gewendet hat. Jedoch was brauche ich mehr zu sagen? Itzo soll des Cato eigne Rede meine ganze Meynung von dem hohen Alter erklären.

II. **Scipio.** Mein lieber Marcus Cato, ich pflege mich oft mit diesem Cajus Lälius sowohl über die vortreffliche und vollkommene Weisheit, die du in andern Stücken besitzest, als auch absonderlich darüber zu verwundern, daß ich niemals wahrgenommen, daß dir das hohe Alter beschwerlich fiele, da es doch den meisten Greisen dermaßen verhaßt ist, daß sie sprechen, sie hätten eine Last zu tragen, die schwerer, als der Aetna, wäre. **Cato.** Mein lieber Scipio und Lälius, es scheinet mir, ihr verwundert euch über eine Sache, die in Wahrheit nicht beschwerlich ist. Wer die Kräfte zu einem vergnügten und glückseligen Leben nicht in sich selber hat, demselben ist ein jedes Alter beschwerlich. Wer aber alles, was gut ist, aus seinem eignen Vermögen hernimmt, dem kann nichts, was die Natur nothwendig mit sich bringet, als böse vorkommen. Hierunter gehöret vornehmlich das hohe Alter, welches alle Menschen zu erlangen wünschen, und dennoch, wenn sie es erlangt haben, dasselbe schelten und anklagen. So groß ist die

Unbeständigkeit thörichter und verkehrter Gemüther. Sie sagen, es käme eher daher geschlichen, als sie es gemeynet hätten. Erstlich wer heißt sie falsch denken? Denn, wie kann das Alter die Jugend eher, als die Jugend die Kindheit, erschleichen? Zum andern, wie sollte das hohe Alter solchen Leuten weniger beschwerlich seyn, wenn sie in das achthunderte Jahr giengen, als itzo, da sie im achzigsten leben? Denn wenn auch die vergangene Zeit noch so lange gedauret hätte: So könnte sie dennoch, wenn sie verflossen wäre, einen thörichten Menschen in dem hohen Alter mit keinem Troste erquicken. Wenn ihr also meine Weisheit bewundert (ich wünschte nur, daß sie eurer Meynung und meinem Zunamen gemäß seyn möchte): So sind wir darinn weise, daß wir die Natur für die beste Führerinn erkennen, und ihr als einem Gotte folgen und gehorchen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sie nach Art eines trägen und ermüdeten Poeten, auf die letzte Handlung nicht Fleiß genug sollte gewendet haben, da die übrigen Theile des Alters so wohl geordnet und eingerichtet worden sind. Es hat aber ein letztes seyn müssen, gleichwie es den Baumfrüchten und Erdgewächsen ergehet, die zur Zeit ihrer Reife die Kräfte des Wachsthumes verlieren, und sich zum Abfalle neigen. Und dieses muß ein Weiser gelassen ertragen. Denn, nach Art der Riesen, mit den Göttern kriegen, was ist das anders, als der Natur widerstreiten? **Lälius.** Jedoch, mein lieber Cato, weil wir hoffen, zu einem hohen Alter zu gelangen (zum wenigsten wollen wir es): So wirst du uns, daß ich dich auch von Seiten des Scipio dessen versichere, einen höchst angenehmen Dienst erweisen, wenn wir lange zuvor, ehe wir alt werden, von dir lernen werden,

wie

wie wir die Beschwerlichkeiten des zunehmenden Alters am leichtesten dürften ertragen können. **Cato.** Ja, lieber Lälius, ich will es thun, wenn es nach deiner Versicherung euch beyden gefallen sollte. **Lälius.** Allerdings, mein lieber Cato, wenn es dir nicht beschwerlich fällt: So wollen wir dir folgen, und wenn du gleichsam einen langen Weg, den auch wir betreten müssen, wirst zurück gelegt haben, daselbst, wohin du gekommen bist, sehen, was es damit für eine Beschaffenheit hat.

III. **Cato.** Lieber Lälius, ich will thun, was mir möglich seyn wird. Denn ich bin oft dabey gewesen, wenn diejenigen geklaget haben, die in meinem Alter sind. Es schicket sich aber, nach dem alten Sprüchworte, gleiches und gleiches am besten zusammen. Also die Consulares, Cajus Salinator und Sp. Albinus, die mir an Jahren fast gleich waren, pflegten darüber zu weinen, daß sie theils derer Wollüste ermangeln müßten, ohne welche sie das Leben für nichts hielten; theils daß sie nunmehr von denjenigen Menschen verachtet würden, von welchen sie sonst wären verehret worden. Aber mir kam es vor, als wenn sie nicht dasjenige anklagten, was eigentlich angeklagt werden sollte. Denn, wenn das hohe Alter daran schuld wäre: So müßte mir und allen übrigen betagten Menschen eben das wiederfahren. Aber ich habe ihrer viele gekannt, die über ihr hohes Alter keine Klage führten, die sich nicht wiedersinnisch bezeigten, daß sie von den Banden der Lüste frey geworden, und die auch von den ihrigen gar nicht verachtet würden. Nicht das Alter, sondern vielmehr die Aufführung ist an allen diesen Klagen schuld. Denn, was gesetzte, bescheidne und vernünftige Greise sind, denen ist das hohe Alter gar erträglich. Hinge-

gen ein unbändiges und mürrisches Wesen verursachet in einem jeden Alter eine Beschwerlichkeit. **Lälius.** Es ist wahr, lieber Cato, was du sprichst. Aber, es könnte vielleicht jemand sagen, dir käme das hohe Alter erträglich vor, weil du Reichthum und Vermögen und Ehre genug hättest. Hierzu aber könnten wenige gelangen. **Caro.** Lieber Lälius, das ist zwar etwas, aber es beruhet nicht alles darauf. Als einsmal ein gewisser Seriphier zum Themistokles gesagt hatte, daß er dergleichen Ansehen und Ehre hätte, das käme nicht von seinen Verdiensten her, sondern von dem Ruhme seines Vaterlandes: So soll ihm Themistokles im Gezänke zur Antwort gegeben haben; weder ich hätte dieses Ansehen, wenn ich ein Seriphier wäre; noch du würdest jemals berühmt geworden seyn, wenn du ein Athenienser wärest. Auf eben diese Weise kann man von dem hohen Alter reden. Denn dieses kann weder leicht seyn, wenn man gleich noch so viel Weisheit hat, und dabey blutarm ist; noch auch erträglich, wenn man in dem größten Ueberflusse lebt, aber dabey der Weisheit ermangelt. Lieber Scipio und Lälius, die geschicktesten Waffen des hohen Alters sind Künste und Uebungen in den Tugenden. Wenn man diese beständig getrieben hat: So belohnet sie einem, er mag noch so lange gelebt haben, die Mühe mit wunderbaren Früchten. Es geschiehet solches nicht nur dadurch, daß sie einen niemals verlassen, (welches das vornehmste ist) sondern auch, weil das Andenken eines wohlgeführten Lebens und vieler wohl vollbrachten Verrichtungen ein überaus großes Vergnügen giebet.

IV. Den Quintus Maximus, welcher die Stadt Tarent wieder eingenommen, habe ich in meiner Jugend

gend so lieb gehabt, als wenn er in gleichem Alter mit mir wäre, ob er gleich bereits ein Greis war. Denn, das ernsthafte Wesen dieses Mannes war mit Artigkeit und Freundlichkeit gewürzet, und das hohe Alter hat sein gutes Naturell in nichts verändert. Er war zwar nicht so gar alt, aber doch schon bey Jahren, als ich ihn zu lieben und zu verehren anfing. Denn das Jahr nach meiner Geburt, ist er zum erstenmale Consul gewesen. Und da er es zum viertenmale war: So gieng ich als ein junger Soldate mit ihm nach Capua, und im fünften Jahre darauf als Questor nach Tarent. Nach diesen bin ich Aedilis, und vier Jahre hernach Prätor geworden. Damals, als ich dieses obrigkeitliche Amt verwaltete, waren Tuditanus und Cethegus Consules, unter welchen sich jener als ein sehr alter Mann für das cincische Gesetze von den Gaben und Geschenken erklärte. Maximus führte die Kriege, und zwar so munter, als ein junger Mensch, da er doch sehr betagt war; und machte durch seine Geduld den jungen und muthigen Hannibal weich und zahm. Unser lieber vertrauter Ennius beschreibet uns solches vortrefflich.

„Ein einziger hat uns durch Zaudern und Verziehn
„Die Scharten ausgewetzt. Sein Sorgen und Bemühn
„Gieng nur auf Glück und Heil, und nicht auf Schreyn und Loben;
„Drum wird auch itzt sein Ruhm noch mehr u. mehr erhoben.

Durch was für Wachsamkeit und durch was für kluge Anschläge hat er nicht Tarent wieder bekommen? Als damals Salinator nach dem Verluste der Stadt auf das Schloß geflohen war, und sich mit den hochmüthigen Worten verlauten ließ; Quintus Fabius, du hast

durch mich Tarent einbekommen: So hörte ich ihn mit lachendem Munde sagen; es ist wahr. Denn wenn du die Stadt nicht verlohren hättest: So hätte ich sie niemals wieder eingenommen. Aber so rühmlich er sich im Kriege erwies; so trefflich verhielt er sich auch in Frieden. Denn, da er zum andernmale Consul gewesen, und sein College Sp. Carvilius ruhig gesessen, und der Tribunus Plebis, Cajus Flaminius, das picertinische und gallische Gebiethe dem Rathe zum Trotze unter einzelne Personen vertheilt hat: So hat er sich denselben mit allen Kräften widersetzet. Und da er Vogeldeuter gewesen: So hat er sich nicht gescheuet, zu sagen; dasjenige wäre den Vogeldeutungen am gemäßesten, was man zum Besten der Republik vornähme. Was hingegen der Republik zum Nachtheile geschähe, das wäre auch den Vogeldeutungen zuwider. Ich habe viele herrliche Dinge an diesem Manne wahrgenommen. Aber nichts ist mehr zu bewundern, als wie er sich bey dem Tode seines Sohnes Marcus, eines berühmten Mannes und Consularis, bezeiget hat. Wir haben seine Lobrede in Händen. Wenn man sie liefet, was sind die Weltweisen gegen ihn? Er war aber nicht nur öffentlich, und in den Augen der Bürger groß, sondern im Verborgenen, und zu Hause noch weit vortrefflicher. Wie wußte er zu reden? Was für Lehren gab er? Wie groß war seine Erkenntniß in den Alterthümern? Welche Wissenschaften hatte er in den Gebräuchen und Rechten? Er besaß auch viele Gelehrsamkeit, wenn ich darauf sehe, daß er ein Römer war. Er wußte von allen Kriegen zu erzählen, nicht nur von denen, die von den Römern waren geführet worden, sondern auch von den Kriegen ausländischer Völker. Ich hörte damals seinen Reden

und

und Gesprächen mit großer Begierde zu, und es war, als wenn es mir gleichsam ahnte, wie es auch wirklich geschehen ist, daß nach seinem Tode niemand seyn würde, von dem ich solches würde lernen können.

V. Aber, worzu dient es, daß ich von dem Maximus so viel Redens mache? Ihr sehet augenscheinlich, daß es unbillig wäre, wenn man sagen wollte, ein dergleichen Alter wäre elend und mühselig gewesen. Jedoch, es können nicht alle Menschen Scipions oder Maximi seyn, die an die Eroberungen der Städte, an die gehaltenen Feld- und Seeschlachten, an ihre geführten Kriege und an die Triumphe zurück denken können. Man hat auch ein stilles und friedsames hohes Alter, da man sich seines ruhigen, reinen und ehrbar geführten Wandels erinnert. Wie man von dem Plato weis, der im achzigsten Jahre mitten im Schreiben gestorben ist. Und wie von dem Isokrates bekannt ist, welcher sein Buch Panathenaikus im vier und neunzigsten Jahre geschrieben haben soll, und darauf noch fünf Jahre gelebt hat. Sein Lehrmeister Leontius Gorgius, hat es auf hundert und sieben Jahre gebracht, und von seiner Arbeit und Bemühung niemals abgelassen. Als man ihn fragte, warum er so lange leben wollte; so sagte er: Ich habe keine Ursache über das hohe Alter zu klagen. Das war eine vortreffliche Antwort, die sich für einen gelehrten Mann überaus wohl schickte. Denn unweise Leute schieben ihre Laster und Verbrechen auf das hohe Alter. Dieses that der vorgedachte Ennius nicht.

Wie itzt ein muthig Pferd, nachdem es oft gesiegt,
Und seine Bahn durchrennt, in grauer Ruhe liegt.

Er vergleichet sein hohes Alter mit dem hohen Alter eines

muthigen Pferdes, das auf der Rennbahn den Sieg erjagt hat. Ihr könnt euch seiner gar wohl erinnern. Denn im 19ten Jahre nach seinem Tode, wurden Tullius, Flaminius und Marcus, und Marcus Acilius mit einander Consules. Aber Ennius ist gestorben, da Crepio und Philippus, und zwar dieser zum andernmale Consules gewesen, als ich im sechs und sechzigsten Jahre meines Alters für das voconische Gesetze mit starker Stimme und völligen Kräften gesprochen hatte. Als er aber siebenzig Jahr alt war (denn so lange hat Ennius gelebt,) so trug er die beyden Lasten, welche man für die größten hält, die Armuth und das hohe Alter, dergestalt, daß es fast das Ansehen hatte, als wenn er an ihnen sein Vergnügen fände. Wenn ich die Sache mit meinen Gedanken betrachte: So finde ich vier Ursachen, warum uns das hohe Alter elend und mühselig vorkömt. Zum ersten hat es diesen Schein, weil es uns von unsern Verrichtungen abhält; zum andern, weil es den Leib entkräftet; zum dritten, weil es uns bey nahe aller Wollüste beraubet; zum vierten, weil es vom Tode nicht weit entfernet ist. Wenn es euch gefället: So wollen wir sehen, wie groß und richtig jede Ursache insbesondere sey.

VI. Das hohe Alter soll uns von unsern Verrichtungen abhalten. Von welchen? Etwan von denen, welche man in der Jugend vornimmt, da man noch Kraft und Stärke besitzt. Giebt es also für alte Leute nichts, was auch so gar bey einer schwachen Leibesbeschaffenheit dennoch durch die Kräfte des Gemüthes verrichtet werden könnte? That also Quintus Maximus nichts? That Lucius Paulus, dein Vater, that Scipio, meines Sohnes, des wackren Mannes Schwiegervater, thaten die übri-

gen

gen Greise, die Fabricii, die Curier, die Coruncani, thaten diese Männer nichts, da sie die Republik durch Rath und Klugheit vertheidigten? Zu dem hohen Alter des Appius Claudius kam noch dieses, daß er blind war. Aber als man im Rathe auf den Entschluß fallen wollte, mit dem Pyrrhus den Frieden einzugehen, und ein Bündniß zu machen; so trug er dem ungeachtet kein Bedenken zu sagen, was Ennius in folgenden Versen ausgedrückt hat:

„Wohin verirrt ihr euch? Wo ist der rechte Steg,
„Dem ihr vordem gefolgt? Ist Witz und Klugheit weg?

Seine übrigen Worte sind alle voll Kraft und Nachdruck. Denn das Gedichte ist euch bekannt, und wir haben auch die Rede des Appius selber. Und diese hat er gehalten, nachdem er zum andern male Consul gewesen, da zwischen den zweyen Consulaten zehn Jahre verstrichen waren, und er, ehe er zum erstenmale Consul geworden, die Censur gehabt hatte. Er muß also zur Zeit des pyrrischen Krieges sehr alt gewesen seyn. Und doch haben wir es also von unsern Vätern gehöret. Man richtet demnach nichts aus, wenn man vorgiebt, daß man im hohen Alter nichts verrichten könne. Es ist eben, als wenn man sagte, daß der Schiffer bey der Schiffahrt nichts thäte; weil seine Leute theils auf die Mastbäume stiegen, theils durch die Schiffgänge liefen, theils aus dem Boden das Wasser ausschöpften; er aber das Steuerruder hielte, und im Hintertheile des Schiffes in stiller Ruhe säße. Was junge Leute thun, das thut er freylich nicht. Aber er verrichtet weit größere und bessere Dinge. Denn wenn Sachen von Wichtigkeit ausgeführet werden sollen: So ist es mit Leibesstärke,

stärke, oder Geschwindigkeit und Eilfertigkeit nicht ausgerichtet; sondern es gehöret Klugheit, Rath und Vernunft dazu. Und das sind Sachen, deren das hohe Alter nicht pfleget beraubet zu werden. Es nimmt vielmehr daran zu. Es wäre denn, daß es schiene, als wenn ich nach den Jahren, da ich als Soldate, als Tribunus, als Legatus, und als Consul in verschiedenen Kriegen gewesen bin, nunmehr nachließe, da ich keinen Krieg mehr führe. Aber ich zeige dem Rathe, was er vornehmen, und wie er die Sachen anstellen soll. Ich kündige der Stadt Carthago, die schon längst nichts gutes im Schilde geführet, den Krieg lange zuvor an. Und ich will nicht eher aufhören, ihrentwegen besorgt zu seyn, als bis ich wissen werde, daß sie zerstöret worden. Ich wünsche nur, lieber Scipio, daß die unsterblichen Götter dir diesen Sieg aufbehalten mögen, damit du dasjenige, was dein Großvater übrig gelassen hat, vollends ausführen kannst. Er ist nunmehr zwey und dreyßig Jahre todt. Aber das Andenken dieses Mannes wird in alle folgende Zeiten fortdauren. Er starb ein Jahr vor meiner Censur, neun Jahre nach meinem Consulate, als er unter meinem Consulate zum andern male war zum Consul gemacht worden. Wenn er nun also bis in das hunderste Jahr gelebt hätte: Sollte es ihn wohl gereuet haben, daß er so alt geworden wäre? Freylich würde er weder Ausfälle gethan haben, noch von den Mauren gesprungen seyn, noch von ferne mit Wurfspießen, oder in der Nähe mit Degen gestritten haben. Aber er würde Klugheit, Vernunft und Ueberlegung gebraucht haben. Wenn man nicht dieses bey den Alten (senibus) anträfe: So hätten unsere Vorfahren die höchste Rathsversammlung

nicht

nicht den Senat genennet. Bey den Lacedämoniern werden diejenigen Personen, welche das höchste obrigkeitliche Amt führen, Greise genennet; und sind es auch wirklich. Wenn ihr von auswärtigen Sachen lesen und hören wollet: So werdet ihr finden, daß die größten Republiken von jungen Leuten zerrüttet und kraftlos gemacht, von den Alten aber unterstützt, und wieder in guten Stand gesetzet worden.

„Wie ist denn eure Republik so bald um Stärk und Macht gekommen?

So fragt man, wie es bey dem Näbius in seinem Lustspiele heißet. Man antwortet verschiednes darauf, insonderheit aber dieses:

„Es hat ein neu und thöricht Chor beredter Knaben Platz genommen.

Nemlich das blühende und wachsende Alter ist rasch und unbedachtsam: Das grauende und abnehmende klug und vorsichtig.

VII. Aber das Gedächtniß wird schwach. Ich glaube es, wenn man es nicht übt, oder wenn man von Natur etwas langsam ist. Themistokles hatte sich die Namen aller seiner Bürger gemerket. Meynet ihr wohl, daß er, da er alt geworden, im Grüßen den Aristides werde Lysimachus genennet haben? Was mich betrifft, so kenne ich nicht nur diejenigen, die noch am Leben sind, sondern ich erinnere mich auch ihrer Väter und Großväter. Und wenn ich die Schriften auf ihren Gräbern lese: So besorge ich niemals, daß ich, nach der gemeinen Sage das Gedächtniß verliehren werde.

Denn,

Denn, eben indem ich diese Ueberschriften lese, so bringe ich die Verstorbnen wieder in das Gedächtniß. Und ich habe nicht gehöret, daß ein Greis den Ort vergessen hätte, wo er einen Schatz aufgehoben. Sie denken an alles, was sie vorhaben, an die angesetzten Gerichtstage, wer ihnen schuldig sey, und wem sie schuldig sind. Was soll ich von den alten Rechtsgelehrten, den alten obersten Priestern, den alten Vogeldeutern, den alten Weltweisen sagen? Wie vieler Sachen erinnern sie sich nicht? Die Alten behalten wohl ihren Verstand, wenn nur Fleiß und Mühe nicht nachlässet. Und das findet man nicht nur bey Leuten, die in ansehnlichen Ehrenämtern sitzen; sondern auch bey denjenigen, die für sich und in der Stille leben. Sophokles hat bis an die letzte Zeit seines hohen Alters Trauerspiele gemacht. Und als man meynte, daß er aus allzugroßem Fleiße für sein Hauswesen nicht recht sorgte: So ward er von seinen Söhnen vor Gerichte gefordert. Wie es nun bey uns gebräuchlich ist, daß man denen Vätern, die übel haushalten, die freye Gewalt über ihr Vermögen benimmt: So wollten auch die Richter den Sophokles, als einen Mann, der seinen Verstand verlohren hätte, seiner Güter entsetzen. Da soll der Greis die Fabel, welche er damals in Händen hielt, und erst geschrieben hatte, den colonischen Oedipus, den Richtern vorgelesen und sie gefragt haben: Ob man dieses für ein Gedichte eines Menschen ansehen könnte, welcher seinen Verstand verlohren hätte? So bald er es abgelesen: So ward er von den Richtern losgesprochen. Nehmet also diesen Mann, den Homerus, Hesiodus, Simonides, Stesichorus, und die ich vorher genennt, den Isokrates und Gorgias; die Fürsten unter den Weltweisen,

den Pythagoras, Demokritus, Plato, Xenokrates; und endlich den Zeno, Kleanthes, oder den stoischen Diogenes, welchen ihr auch in Rom gesehen habt: Haben diese Leute in ihren gelehrten Bemühungen verstummen müssen, weil sie ein hohes Alter gehabt? Sind sie nicht insgesammt mit ihren gelehrten Sachen so lange beschäfftiget gewesen, als ihre Lebenszeit gedauret? Jedoch man lasse diese göttliche Bemühungen seyn. Ich kann aus dem sabinischen Gebiethe verschiedene Landleute, die meine Nachbaren und guten Freunde gewesen sind, namhaft machen, welche ihre Felder so wohl bestellt haben, daß man nach ihrer Abwesenheit niemals größere Arbeit angewendet hat, man mag entweder die Pflanzung, oder den Genuß, oder die Verwahrung der Früchte betrachten. Jedoch man hat sich hierüber so sehr nicht zu verwundern. Denn niemand ist so betagt, daß er nicht noch ein Jahr zu leben gedächte. Aber, das ist was wunderbares, daß ein solcher alter Mann auf dergleichen Sachen Mühe wendet, von welchen er weis, daß er dafür nichts zu gewarten hat. Denn er

„pflanzt Bäume, die man erst nach hundert Jahren nützt;

wie unser Statius in den Ephebis spricht. Ja, wenn man einen solchen alten Feldmann fragt, für wen er säe und pflanze? so giebt er wohl gar zur Antwort: Für die unsterblichen Götter, die mir nicht nur das, was ich itzo habe, von meinem Vorfahren haben zukommen lassen, sondern die auch haben wollen, daß ich es den Nachkommen überliefern soll.

VIII. Auf diese Art werden die Alten, welche für das künftige Jahrhundert sorgen, vom Cäcilius besser beschrieben, wenn er sagt:

Und

„Und bringt ein graues Haar auch sonst nichts schlimmes mit:
„So ist schon das genug, daß man die Bahn betrit,
„Da man durch Lang und Zeit viel Widriges erlebet;

und auch vielleicht viel Angenehmes. Auch die Jugend verfällt zum öftern in dergleichen Verdrüßlichkeiten. Eben dieser Cäcilius machet es noch schlimmer, wenn er spricht:

„Und was ein graues Haupt am meisten kränken muß,
„So lebt es jedermann zum Ekel und Verdruß.

Es ist vielleicht mehr zum Vergnügen als zum Verdrusse da. Denn, wie verständige Greise an wohlgearteten jungen Leuten ihre Lust haben, und ihr hohes Alter dadurch, daß sie von der Jugend geehret und geliebet werden, eine Erleichterung erhält: Also erfreuen sich junge Leute über die Lehren der Alten, wodurch sie zu tugendhaften Bemühungen angeführet werden. Und ich merke nicht, daß ihr an mir weniger Anmuth findet, als ich an euch habe Aber, ihr sehet, wie das hohe Alter nicht nur nicht träge und müßig ist, sondern sich vielmehr geschäfftig bezeiget, und immer etwas thut und vornimmt: Worauf sich nemlich ein jeder in seinem vorigen Leben geleget hat. Ja alte Leute lernen auch etwas. Wir sehen solches an dem Solon, der sich in etlichen Versen rühmt, daß er ein graues Haupt bekomme, indem er täglich etwas lerne. Ich habe es auch so gemacht, da ich in meinem hohen Alter die griechische Sprache gelernet. Und ich habe sie so begierig gefasset, als wenn ich einen lang erlittenen Durst stillen wollte, damit mir die Exempel bekannt werden möchten, die ich itzo anführe. Ja, da ich hörte, daß sich Sokrates auf dem

Saiten=

Saitenspiele geübt hätte: So wünschte ich, daß ich es auch gelernet hätte (denn vor Alters lernte man das Saitenspiel.) Aber in der Sprache habe ich es wirklich gethan.

IX. So verlange ich auch itzo nicht einmal die Kräfte der Jugend. Denn dieses war das andere, was man an dem hohen Alter ausetzt. Ich verlange sie eben so wenig, als ich in meiner Jugend die Stärke eines Stieres oder Elephantens begehrte. Denn man soll sich dessen bedienen, was man hat, und das, was man thun soll, so gut machen, als man kann. Milo von Kroton hatte gar schlechte Gedanken. Als er alt war, und den Fechtern zusah, wie sie sich auf dem Kampfplatze übten: So soll er seine Arme angesehen, und mit Thränen gesagt haben: **Diese sind nunmehr todt.** Nicht die Arme sind todt, sondern du bist todt, du unbedachtsamer Schwätzer; denn nicht du hast dir jemals einen Ruhm erworben, sondern deine Seiten und Arme haben es gethan. So bezeigte sich weder Sextus Aelius, noch der weit ältere T. Coruncanius, noch auch der P. Crassus. Diese haben den Bürgern Gesetze vorgeschrieben, und ihre Klugheit ist bis auf den letzten Augenblick gewachsen und gestiegen. Ein Redner dürfte vielleicht im hohen Alter schwach und kraftlos werden. Denn bey demselben kömmt es nicht bloß auf Witz und Verstand an, sondern er muß auch Stärke und Athem haben. Ganz wohl, das Reine und Klingende in der Stimme behält auch in dem Alter, ich weis zwar nicht wie, seine Kraft. Ich habe sie noch nicht verlohren; und ihr sehet doch, wie alt ich bin. Jedoch stehet auch eine gelinde und gedämpfte Stimme einem Greise sehr wohl an. Eine zierliche und gelinde Sprache eines beredten

Greises ist oftmals selbst Ursache, daß man ihm gerne zuhört. Kann man selber etwas nicht ausführen: So kann man doch solches dem Scipio und Lälius zeigen. Denn, was ist angenehmer, als ein hohes Alter, da man mit jungen Leuten umgeben ist, die sich zu allem willig beweisen? Sollte das hohe Alter nicht die Kraft haben, junge Leute zu lehren, zu unterweisen, und zu allerley Aemtern und Verrichtungen geschickt zu machen? Was kann vortrefflicher, als dieses seyn? Mir kamen die Scipionen, Cneus und Publius, und deine zween Großväter, Lucius Aemilius, und Publius Africanus, glücklich vor, daß sie von jungen Leuten bedienet und begleitet wurden. Ja, alle Lehrmeister guter Künste sind für glückselig zu achten, obgleich ihre Kräfte alt und schwach geworden sind. Diese Schwäche und Abnahme der Kräfte rühret öfters mehr von dem üblen Leben in der Jugend, als von dem hohen Alter her. Denn eine wollüstige und unmäßige Jugend überliefert dem hohen Alter einen entkräfteten Leib. Der alte Cyrus sagt beym Xenophon in der Rede, die er in seinem Sterben gehalten; er habe niemals empfunden, daß er in seinem hohen Alter schwächer geworden, als er in der Jugend gewesen wäre. Ich besinne mich, daß ich in meinen ganz jungen Jahren den Lucius Metellus in seiner letzten Lebenszeit bey so guten Kräften gesehen, daß er nicht jung zu seyn verlangte. Und gleichwohl hat er in dem 5ten Jahre nach Verwaltung seines zweyten Consulats dem ihm aufgetragnen hohen Priesteramte zwey und zwanzig Jahre vorgestanden. Es ist nicht nöthig, daß ich von mir selber rede. Jedoch ist solches die Art der Greise, und wird unserm Alter zu gute gehalten.

X. Sehet ihr nicht, wie oft Nestor bey dem Homerus seine tapfre Thaten heraus streicht? Denn er hatte schon das dritte Mannsalter erlebt, und durfte nicht besorgen, daß, indem er die Wahrheit von sich sagte, solches entweder zu ruhmredig, oder zu plauderhaft heraus kommen würde. Denn die Rede, welche von seiner Zunge floß, war, nach dem Zeugnisse des Homerus, süßer als Honig. Und zu dieser Lieblichkeit hatte er keine Leibesstärke vonnöthen. Der griechische Kriegsheld Agamemnon wünscht sich nirgends, zehn Helden zu haben, wie Ajax war; aber wohl zehn Männer, welche dem Nestor gleich kämen: Und glaubt daher, daß Troja hierdurch in kurzem zu Grunde gehen würde. Aber ich komme wieder auf mich. Ich gehe in das vier und achtzigste Jahr. Ich wollte, daß ich mich dessen rühmen könnte, wessen sich Cyrus rühmte. Ich habe zwar nicht diejenigen Kräfte, die ich gehabt, da ich entweder im punischen Kriege Soldate, oder in eben demselben Quästor, oder in Hispanien Consul gewesen bin, oder da ich vier Jahre hernach, unter dem Consulate des Manlius Acilius Glabrio, als Tribunus Militum, bey Thermopyle gefochten habe. Aber das kann ich doch sagen, wie ihr es selber sehet, daß mich das hohe Alter nicht ganz entkräftet, oder darnieder geschlagen hat. Meine Kräfte vermisset niemand, man mag entweder das Rathhaus, oder mein Hauswesen, oder meine Freunde, oder meine Clienten, oder die Fremden fragen. Ich habe niemals dem alten und belobten Sprüchworte beygepflichtet, nach welchem man sich hüten soll, zeitig ein Greis zu werden, wofern man lange einer bleiben wolle. Ich wollte lieber nicht so lange ein Greis seyn, als einer seyn, ehe ich es wäre. Daher hat zur

Zeit niemand zu mir kommen wollen, dem ich nicht hätte dienen können. Es ist wahr, ich habe weniger Kräfte, als jeglicher von euch hat. Und ihr habt nicht einmal die Kräfte des Hauptmanns Tullius Pontius. Aber ist derselbe deswegen vortrefflicher? Ein jeglicher muß nur seine Kräfte recht anzuwenden wissen, und sich nichts unterwinden, als was ihm möglich ist: Er wird gewiß kein so großes Verlangen nach Kraft und Stärke haben. Milo soll zu Olympia mit einem lebendigen Ochsen auf seinen Schultern einen Feldweges weit gegangen seyn. Was begehrtest du wohl lieber, entweder eine dergleichen Leibesstärke, oder die Gemüthskräfte des Pythagoras? Man gebrauche die Kräfte des Leibes, so lange sie da sind. Wenn sie aber nicht mehr vorhanden sind: So verlange man sie auch nicht. Es wollten denn Jünglinge wieder Knaben, und Leute, die etwas zu Jahren gekommen, wieder Jünglinge werden. Das Alter hat seinen gewissen Lauf, und die Natur hat nur einen Weg, auf dem sie gerade fortgehet, und jeder Abtheilung des Alters ist ihre gehörige Zeit gesetzt. Die Schwäche der Knaben, das wilde Wesen der Jünglinge, die Ernsthaftigkeit des stehenden Alters, und die Reife des hohen haben etwas natürliches, was man zu seiner Zeit gewahr werden soll. Lieber Scipio, du höreſt wohl, was Masinissa, dein großväterlicher Gastfreund, der neunzigjährige Greis anitzo, macht; wie er auf kein Pferd kömmt, wenn er eine Reise zu Fuße angetreten hat; wie er den ganzen Weg durch nicht absteigt, wenn er einmal zu Pferde sitzet; wie er sein Haupt niemals bedeckt, es mag noch so stark regnen, und noch so kalt seyn; so wie sein Leib ganz dürre und ausgetrocknet ist; und wie er dem ungeachtet alles ausrichtet, was einem

Könige

Könige oblieget. Uebung und Mäßigung können also auch dem hohen Alter etwas von der vorigen Stärke aufbehalten.

XI. Man spricht, das hohe Alter sey ohne Kraft und Stärke. Es soll aber auch keine haben. Daher ist unser Alter, vermöge der Gesetze und Verordnungen, von denen Diensten frey, die man ohne Kräfte nicht verrichten kann. Also wird uns nicht nur nichts aufgedrungen, wozu wir unvermögend sind, sondern wir werden nicht einmal dazu angehalten, was wir thun können. Es ist wahr, viele Greise sind so schwach, daß sie zu keiner Bedienung mehr fähig sind, oder überhaupt zu keiner Verrichtung im menschlichen Leben können gebraucht werden. Aber das ist kein eigenthümlicher Fehler des hohen Alters, sondern ein jedes Alter nimmt Theil daran, wenn die Gesundheit fehlt. Wie schwach war des Publius Africanus Sohn, der dich an Kindesstatt angenommen? Wie schlecht war seine Gesundheit, oder wie gar ungesund war er? Wäre er auch nicht so schwach gewesen: So wäre er das andere Licht unseres Staats geworden. Denn er besaß nicht nur die Großmuth seines Vaters, sondern auch eine weit größere Gelehrsamkeit. Was darf man sich also über Greise wundern, wenn sie bisweilen schwach sind, da nicht einmal Jünglinge diesem Zufalle entgehen können? Mein lieber Lälius und Scipio, man muß dem hohen Alter widerstehen, und seine Mängel durch Fleiß ersetzen. Wie man wider eine Krankheit streitet: Also muß man sich auch wider das hohe Alter streuben. Man muß der Gesundheit wahrnehmen. Man muß sich mäßiger Uebungen bedienen. Man muß so viel Speise und Trank zu sich nehmen, daß sich die Kräfte erholen,

nicht aber verlieren. Man muß auch nicht bloß dem Leibe zu Hülfe kommen, sondern noch weit mehr der Seele und dem Gemüthe. Denn auch diese Dinge verlöschen gleichsam im hohen Alter, wenn man ihnen als einem Lichte kein Oel zugießet. Der Leib wird zwar durch ermüdende Uebungen träge und langsam: Aber die Seele wird dadurch hurtig und leichte. Wenn Cäcilius die alten Leute comische Narren nennet: So verstehet er unter ihnen leichtgläubige, vergeßliche und liederliche Menschen. Und das sind nicht Laster des hohen Alters, wenn man es an und für sich betrachtet, sondern eines trägen, faulen und schläfrigen. Wie Muthwille und Geilheit mehr bey Jünglingen, als bey Greisen, und doch nicht bey allen, sondern nur bey verderbten jungen Leuten gefunden werden: Also trifft es nicht bey alten Greisen ein, daß sie alte Narren sind, sondern nur bey denen, die in ihrem Thun und Lassen ohne Vernunft und Nachdenken handeln. Appius war alt und blind, und konnte gleichwohl vier starke Söhne, fünf Töchter und ein so großes Hauswesen regieren, und für eine so große Menge Schutzverwandten sorgen. Denn sein Gemüthe war wie ein Bogen gespannet, und er ließ sich von seinem hohen Alter nicht müde machen und überwältigen. Er stund bey den Seinigen nicht nur in großer Hochachtung, sondern hatte auch Macht und Gewalt über sie. Seine Knechte fürchteten sich vor ihm. Seine Kinder ehrten ihn, und alle hielten ihn lieb und werth. Es waltete in seinem Hause eine recht väterliche Zucht und Ordnung. Denn da ist das hohe Alter geehrt, wenn es sich selber bey Kräften erhält, wenn es sich sein Recht nicht nehmen lässet, wenn es niemand unterthan ist, und wenn es bis auf den letzen

Athem

Athem seine Macht und Gewalt behauptet. Denn wie ich auf einen Jüngling viel halte, wenn er etwas von dem gesetzten Wesen der Alten an sich hat: Also schätze ich auch einen Greis sehr hoch, wenn er noch von der Jugend etwas an sich blicken lässet. Solchergestalt kann er dem Leibe nach ein Greis seyn; aber sein Gemüthe kann immer stark und munter bleiben. Ich arbeite itzo an dem siebenten Buche von den Ursprüngen. Ich sammle alle Denkwürdigkeiten des Alterthumes. Ich verfertige itzo mit großem Fleiße Reden von denen berühmten Händeln, die ich ehemals vertheidiget habe. Ich untersuche das Recht der Vogeldeuter, der obersten Priester, der Bürger. Ich sehe mich in den griechischen Schriften um. Ich wiederhole, nach Art der Pythagoräer, des Abends, was ich des Tages über geredet, gehöret und gethan habe, damit mein Gedächtniß immer etwas zu thun haben möge. Das sind die Uebungen meines Verstandes, das ist die Laufbahn meines Gemüthes. Darinn schwitze und arbeite ich, und habe kein so großes Verlangen nach den Kräften des Leibes. Ich bin meinen Freunden behülflich, ich komme zum öftern in die Rathsversammlung, und bringe da aus freyer Bewegung meine Gedanken von der und jener Sache vor, die ich in reife Ueberlegung gezogen, und behaupte dieselben bloß durch die Kräfte meines Gemüthes, ohne daß ich die Kräfte des Leibes dazu nöthig habe. Und wenn ich auch nichts thun könnte: So sollte mich doch mein Bettchen vergnügen, und ich wollte darauf in Gedanken erwegen, was ich nicht wirklich vornehmen könnte. Aber ich kann noch arbeiten, und das macht mein zurückgelegtes Leben. Denn wer beständig in dergleichen Bemühungen und Arbeiten lebt, der merkt

es nicht, wenn das hohe Alter daher schleicht. Das Alter nimmt also allmählich und unvermerkt ab. * Es ist nicht auf einmal mit ihm aus, sondern es vergehet und verlöschet durch die Länge der Zeit.

XII. Das dritte, was man an dem hohen Alter aussetzt, ist dieses, daß es der Wollüste ermangele. O! das ist ein herrliches Geschenke des Alters, wenn es von uns dasjenige wegnimmt, was an der Jugend das lasterhafteste ist. Denn, liebsten Jünglinge, leset nur die alte Rede des Archytas Tarentinus, des großen und vortrefflichen Mannes, die ich in meiner Jugend, als ich mit dem Quintus Maximus zu Tarent war, empfangen habe. Er sagte, die Menschen hätten von der Natur keine schädlichere Seuche, als die Wollust des Leibes, bekommen. Denn dadurch würden die darnach begierigen Lüste dergestalt gereizet, daß man ohne Nachdenken handelte, und sich nichts wehren ließe, derselben theilhaftig zu werden. Daher kämen die Verrätherenen des Vaterlandes, die Umkehrungen der Republiken, die heimlichen Unterredungen mit den Feinden. Ja es wäre kein Laster, kein Bubenstück, zu dessen Ausübung die wollüstigen Begierden einen Menschen nicht reizten und antrieben. Schändungen, Ehebrüche, und alle dergleichen Schandthaten würden durch keine andere Reizungen erwecket, als durch die Wollüste. Und da der Verstand das Vornehmste wäre, was entweder die Natur, oder ein gewisser Gott, dem Menschen gegeben hätte: So wäre diesem göttlichen Geschenke nichts mehr zuwider, als die Wollust. Denn, wo die Geilheit herrschte,

da

* Cicero sagt im Lateinischen: Sensim sine sensu senescit, und spielt also mit den Wörtern sensim, sensus und senescere.

da hätte keine Mäßigkeit statt, und in dem Reiche der Wolluſt könnte gar keine Tugend beſtehen. Dieſes deſto deutlicher zu machen, ſagte er, man ſollte ſich nur in ſeinen Gedanken einen Menſchen vorſtellen, der von einer ſo großen Wolluſt des Leibes gereizet würde, als man nur empfinden könnte. Niemand würde zweifeln, daß ein ſolcher Menſch, ſo lange er von dieſer Luſt getrieben würde, nichts mit Verſtande, mit Vernunft und Nachdenken würde vornehmen können. Daher wäre nichts ſo abſcheulich und ſchädlich, als die Wolluſt: Indem ſie endlich das ganze Licht der Seele auslöſchte, wenn ſie allzugroß wäre, und zu lange daurete. Dieſes ſoll Archytas mit dem Cajus Ponticus Samnites, dem Vater desjenigen, von welchem die Conſules Speratus Poſthumius und Titus Veturius im caudiſchen Treffen überwunden worden, im Beyſeyn des athenienſiſchen Plato, von dem ich finde, daß er unter dem Conſulate des Lucius Camillus und Appius Claudius nach Tarent gekommen iſt, geredet haben; wie mir Nearchus von Tarent, unſer Wirth und beſtändiger Freund des römiſchen Volkes, ſagte, daß er ſolches von alten Leuten gehöret hätte. Worzu führe ich dieſes an? Ihr ſollet daraus ſehen, wenn nicht Vernunft und Weisheit uns die Wolluſt verächtlich machten: So wären wir dem hohen Alter großen Dank ſchuldig, daß es uns in den Stand ſetzte, da uns nicht nach dem gelüſtete, wornach uns nicht gelüſten ſollte. Denn die Wolluſt hindert die Ueberlegung; ſie iſt eine Feindinn der Vernunft, ſie blendet, ſo zu reden, die Augen des Verſtandes, und hat mit der Tugend nicht die geringſte Gemeinſchaft. Ich habe den Lucius Flaminius, des tapferen Titus Flaminius Bruder, ungern aus dem Rathe geſtoßen, nachdem er ſieben

Jahre zuvor Consul gewesen war. Aber die Geilheit mußte gestraft werden. Denn als er in Gallien Consul war: So hatte er sich bey einem Gastmahle von seiner Hure bewegen lassen, daß er einen mit den Gefangnen, die eines Hauptverbrechens wegen waren verurtheilet worden, mit dem Beile hingerichtet. Unter der Censur seines Bruders Titus (der nächst vor mir gewesen war) kam er davon. Aber ich und Flaminius konnte eine so schändliche und so verruchte Geilheit, die nicht nur ihm zur Schande gereichte, sondern auch sein hohes Amt beschimpfte, unmöglich billigen.

XIII. Mir haben alte Leute aus dem, was sie, ihrem Geständnisse nach, als Knaben wiederum von den Alten gehöret, oftmals erzählet, wie sich Cajus Fabricius hätte zu wundern pflegen, daß er in seiner Gesandschaft bey dem Könige Pyrrhus von dem Thessalier Cynea gehöret hätte, daß jemand zu Athen wäre, der sich für einen Weisen ausgäbe, und dabey spräche, man müßte in allem, was man thäte, die Wollust zur Hauptabsicht haben. Als nun Manlius Curius und Titus Coruncanius von dem Fabricius solches gehöret hätten: So wäre ihr Wunsch gewesen, daß doch jemand die Samniter und den Pyrrhus selber dieses bereden möchte. Denn so würden sie desto leichter überwunden werden, wenn sie sich den Wollüsten ergeben würden. Es hatte dieser Manlius Curius zur Zeit des Publius Decius gelebt, welcher fünf Jahre, ehe jener Consul geworden, sich in seinem vierten Consulate für die Republik aufgeopfert. Eben denselben hatten Fabricius und Coruncanius gekannt. Diese urtheilten so wohl aus ihrem Leben, als aus der That des gedachten Publius Decius, daß es allerdings etwas für sich schönes und herrliches

gäbe,

gäbe, was man freywillig suchte, und wornach allemal die besten Menschen, mit Verachtung der Wollüste, gingen. Zu was Ende rede ich so viel von der Wollust? weil es dem hohen Alter nicht nur keine Schande ist, sondern zum größten Lobe gereichet, daß es nach keinen Wollüsten ein sonderliches Verlangen trägt. Man spricht, die Alten könnten nicht mehr bey Gastereyen seyn, wo man wacker äße und tränke. Aber sie werden auch nicht vom Weine trunken, und dürfen nicht über Magendrücken, Unverdaulichkeit und Schlaflosigkeit klagen. Soll man aber ja der Wollust etwas verstatten, indem man freylich ihren Schmeicheleyen nicht so leicht widerstehen kann (denn, nach dem göttlichen Ausspruche des Plato, ist die Wollust eine Lockspeise zu allem Bösen, indem die Menschen dadurch, wie die Fische mit einem Hamen, gefangen werden): So können sich doch die Alten bey mäßigen Gastmahlen ergetzen, wenn sie gleich die unmäßigen Schmausereyen entbehren müssen. In meiner Jugend sah ich den alten Cajus Duilius, des Marcus Sohn, der zuerst die Pöner mit seiner Flotte überwunden hatte, öfters mit einer vorgetragenen Fackel und einem vorangehenden Pfeifer von der Abendmahlzeit zurück kommen. Und dieses hatte er sich, da er für sich lebte, heraus genommen, ob er gleich kein Exempel aufweisen konnte. So viel Freyheit verstattete ihm sein erworbener Ruhm. Jedoch was führe ich andere an? Ich will wieder auf mich kommen. Im Anfange habe ich eine Gesellschaft gehabt. Es wurden aber die Gesellschaften * unter meiner Quästur gestiftet, da wir das

idäische

* Sodalitates. Bey uns würden wir eine solche Gesellschaft ein Kränzchen nennen. Es wurden aber dergleichen Gesellschaften zur Ehre einer gewissen Gottheit aufgerichtet.

idäische Fest der großen Mutter zu feyern anfingen. Ich aß und trank also mit meiner Gesellschaft, jedoch ganz mäßig. Aber ich hatte damals noch Feuer. Indem nun mein Alter weiter gehet: So läßet alles von Tage zu Tage nach. Denn das Vergnügen, welches ich auf den Gastereyen hatte, bestund bey mir nicht in den Wollüsten des Leibes, sondern ich hatte meine Freude an der Versammlung und an den Gesprächen guter Freunde. Denn unsere Vorfahren haben die Zusammenkünfte guter Freunde, die mit einander gegessen und getrunken, sehr wohl ein Conuiuium genennet, weil man da mit einander in guter Einigkeit lebet. Sie haben einen bessern Namen, als die Griechen gemacht, die es eine Zeche genennet, da man mit einander tapfer isset und trinket.* Es scheint, diese Leute achten das für das größte und beste, was das geringste dabey ist.

XIV. Was mich betrifft, so habe ich an Gastereyen, da man die rechte Zeit beobachtet, deswegen meinen Gefallen, weil ich ein angenehmes Gespräche dabey führen kann. Und ich freue mich nicht nur, wenn ich mit denjenigen rede, die in gleichem Alter mit mir sind, (von denen sind ihrer wenig mehr am Leben), sondern auch, wenn ich mit euch, und mit Leuten von eurem Alter, spreche. Ich weis es dem hohen Alter großen Dank, daß es mir die Begierde zu guten Gesprächen vermehret, und zu Trank und Speise genommen hat. Und wenn auch Essen und Trinken jemanden ergötzen (denn ich will nicht das Ansehen haben, als wenn ich der Wollust den

---

* Hoc idem tum compotationem tum concoenationem vocant.

den Krieg angekündiget hätte, indem die Natur auch ihr vielleicht beschieden): So sehe ich nicht, daß nicht auch das hohe Alter einige Empfindung von diesen Wollüsten haben sollte. Mich aber vergnügen theils die von unsern Vorfahren eingeführten Magisteria; * theils die Gesundheiten, die man nach Art der Alten vom obersten bis zum untersten zu trinken pflegt; theils die kleinen Becherchen, aus welchen man nur ein wenig kostet, wie man solches bey dem Gastmahle des Xenophon findet; theils die Erfrischungen im Sommer, und im Gegentheile im Winter die Sonne oder das Feuer. Und so mache ich es auch unter meinen Sabinern. Da habe ich alle Tage einen Schmaus mit meinen Nachbaren, da wir in die späte Nacht, so viel uns möglich ist, allerhand mit einander schwatzen. Ja, spricht man, alten Leuten thun die Wollüste nicht so wohl. Ich glaube es. Aber sie verlangen es auch nicht. Und es ist nichts beschwerlich, wenn man es nicht begehret. Als Sophokles bereits bey Jahren war, und von jemand gefragt wurde: Ob er sich auch der Venus bediente; so sagte er sehr wohl: Behüte Gott, ich bin froh, daß ich ihr als einem wilden und wütenden Herrn entflohen bin. Denn wer nach solchen Dingen begierig ist, dem ist es vielleicht verdrüßlich und beschwerlich, wenn er derselben ermangelt. Wer aber damit erfüllet und gesättiget ist, dem ist es angenehmer, daß er sie nicht hat, als daß er sie genießet.

Jedoch

---

* Bey den Gastereyen pflegte jemand gewisse Regeln abzulesen, nach welchen man sich darauf verhalten sollte. Derjenige, welcher diese Regel verlaß, ward Magister genennet. Und die ganze Gewohnheit hieß Magisterium.

Jedoch man hat keinen Mangel, wenn man nach nichts ein Verlangen trägt. Und dieses Nichtverlangen halte ich für weit angenehmer. Genießet ja das gute Alter diese Wollüste lieber; so genießet es anfangs, wie ich sagte, nur Kleinigkeiten; hernach aber solche Sachen, deren das hohe Alter, wenn es gleich nicht dieselben im Ueberflusse hat, nicht ganz und gar ermangelt. Gleichwie einer an dem Comödianten Turpio Ambivius mehr Vergnügen findet, wenn er auf der Schaubühne vorne ansitzet; ein anderer aber, der zu hinterst sitzet, auch sein Vergnügen findet: Also hat die Jugend vielleicht größere Freude, indem sie die Wollüste von nahem siehet; aber auch das Alter ergetzet sich, wenn es dieselben von weitem anschauet, so viel als genug ist. Aber, wie eine große Sache ist es, wenn das Gemüthe für sich ist, und, wie man sagt, für sich lebt, nachdem es der Wollust, der Ehrsucht, den Sorgen, den Feindschaften und allen Begierden gleichsam ausgedient hat. Besitzet es aber einige Gelehrsamkeit und Wissenschaft, woran es gleichsam sein Futter findet: So ist nichts angenehmers, als ein ruhiges hohes Alter. Mein lieber Scipio, ich habe es gesehen. Cajus Galbus, deines Vaters vertrauter Freund, war in der Bemühung, Himmel und Erde auszumessen, fast wie begraben. Wie vielmal hat ihn der Tag übereilet, wenn er des Abends angefangen hatte, etwas zu messen und zu zeichnen? Wie vielmal hat ihn die Nacht überfallen, wenn er des Morgens angefangen hatte? Wie vergnügte es ihn, daß er uns die Mond- und Sonnenfinsternisse lange vorher verkündigen konnte? Wir wollen die leichten, aber doch sinnreichen Wissenschaften ansehen. Wie freute sich Näbius über seinen Truculentus und Pseudolus!

dolus! Ich habe auch den alten Livius gesehen, der bis an die Jahre meiner Jugend gelebet, da er sechs Jahre vor meiner Geburt, unter dem Consulate des Centho und Tuditanus, die Regeln der Fabel gelehret hatte. Was hat nicht Publius Licinius Crassus für Fleiß auf das priesterliche und bürgerliche Recht gewendet? Wie arbeitsam ist nicht dieser P. Scipio, der itzo vor wenigen Tagen zum obersten Priester gemacht worden? Alle diese Leute, die ich genennet, habe ich gesehen, daß sie in ihrem hohen Alter in den angenehmen Wissenschaften voll Feuer gewesen. Ich denke an den Marcus Cethegus, welchen Ennius das Mark der Svada nennet. Wie mühsam bezeigte er sich im Reden, auch da er schon ein alter Mann war! Nennt mir eine Wollust bey Gastereyen, bey Spielen, bey Huren, welche mit diesen Wollüsten könnte verglichen werden! Das sind die gelehrten Bemühungen, welche bey klugen und wohl angeführten Leuten zugleich mit dem Alter wachsen und zunehmen. Solon redet sehr vernünftig, wie ich bereits gedacht habe, wenn er sagte, daß er alt würde, indem er täglich viel lernte. Ueber diese Gemüthswollust kann in Wahrheit keine größer seyn.

XV. Ich komme nun auf die Wollüste des Ackerbaues, an welchen ich mich unglaublich ergötze. An diesen hindert uns das hohe Alter niemals. Und mich dünkt, sie kommen dem Leben eines Weisen am nächsten. Denn bey diesen Vergnügungen kömmt es auf die Erde an, welche sich niemals widerspenstig bezeiget, und niemals, was sie empfangen, ohne Wucher wiedergiebt. Und wenn derselbe auch zuweilen geringer ist: So ist er doch meistentheils größer. Jedoch mich ergötzet nicht bloß die Frucht, sondern die Kraft und

die

die Natur der Erde selber. Wenn diese locker gemacht und wohl umgearbeitet worden ist, und den ausgestreuten Samen in ihren Schooß empfangen hat: So schließet sie anfangs denselben in sich, da er unter ihr verborgen worden ist, wie denn daher das Egen, wodurch er eingescharret wird, seine Benennung hat.* Wenn er hernach durch ihre Dünste und ihre Zusammendrückung warm und feuchte gemacht worden: So zerspaltet sie ihn, und bringet ein grünendes Kraut hervor, welches sich auf die Zäserchen der Wurzel stützet, und allmählich aufschießet und in einen knotichten Stengel wächset, und in die Schoßbalken eingeschlossen wird, in welchen es gleichsam mannbar wird. Wenn es hervor kriecht: So bringt es die Aehre hervor, die auf das ordentlichste gebauet, und wider den Biß der kleinen Vögel mit Spitzen verwahret und verschanzet ist. Ich denke an das Pflanzen, das Hervorkommen und das Wachsthum der Weinstöcke. Ich kann in meinem Vergnügen nicht satt werden. Sehet nur, was ich in meinem hohen Alter für Ruhe und Ergetzlichkeit habe. Ich will nicht an die Kraft aller derjenigen Dinge gedenken, die aus der Erde gezeuget werden. Ich will nicht sagen, wie diese Kraft aus einem so kleinen Feigenkörnchen, oder aus dem Kerne einer Weinbeere, oder aus dem kleinesten Samen der übrigen Früchte und Gewächse, so große Stämme und Aeste hervorbringt. Was haben nicht die Schößlinge, die Zweige, die Reiser, die lebendigen Wurzeln, die Reben für Kraft und Stärke? Niemand kann es ohne

Verwunde-

---

* Quae cum gremio mollito ac subacto semen sparsum excepit, primum id occaecatum cohibet, ex quo occatio, quae hoc efficit, nominata est.

Verwunderung und Ergötzen betrachten. Der von Natur hinfällige Weinstock legt sich auf die Erde, wenn er nicht unterstützt wird. Hingegen ergreift er gleichsam mit Händen alles, was er erreicht, damit er sich, durch Hülfe seiner Gäbelchen, aufrichten möge. Indem er sich ausbreitet, und da und dorthin schleicht: So muß er von dem Messer und der geschickten Hand des Bauers beschnitten und eingezäumet werden, damit seine Reben nicht zu einem Walde werden, und auf allen Seiten gar zu sehr auslaufen. Bey angehendem Frühlinge entspringet an den übrig gelassenen Reben, als wie an Gelenken, das so genannte Auge. Hierauf zeiget sich die hervorkommende Traube, welche so wohl durch den Saft der Erde, als auch durch die Wärme der Sonne immer größer wird, und anfangs sehr herbe schmeckt, aber hernach, wenn sie reif geworden, einen sehr süßen Geschmack hat. Sie ist mit Rebenblättern bekleidet, damit sie nicht an mäßiger Wärme einen Mangel leiden darf, und doch auch wider die allzu große Hitze der Sonne verwahret ist. Sagt mir, was kann uns mehr als sie vergnügen, wenn wir ihre Frucht betrachten, und was ist schöner anzusehen? Und wie gedacht, ich ergötze mich nicht bloß an dem Nutzen, welchen wir von ihr haben, sondern auch an dem Baue und der Natur selber. Ich freue mich über die Ordnung der Rebstützen, und wenn ich sehe, wie die Reben angebunden sind, und fortwachsen, und wie man die Reiser beschneidet und absenket. Erweget nur, wie man das Feld wässert, wie man es umgräbt und umhackt, und hierdurch erst recht fruchtbar macht. Ich geschweige des Nutzens, welchen die Düngung hat. Ich habe ihn in dem Buche gezeiget, welches ich von dem Feldwesen geschrieben, und

wovon der gelehrte Hesiodus in seiner Abhandlung von dem Ackerbaue nicht ein Wort gedacht hat. Aber Homerus, der nach meinem Bedünken viele Jahrhunderte vor ihm gelebet, stellt den Laertes als einen Mann vor, der in der Absicht, sich in dem Verlangen nach seinem Sohne einige Linderung zu schaffen, das Feld bauet und düngt. Und man hat in dem Feldwesen nicht nur an Saaten, Wiesen, Weinbergen und Gehölze seine Freude, sondern man vergnügt sich auch an dem Viehweiden, Bienenschwärmen und mancherley Arten Blumen. Ja man ergötzet sich nicht nur, wenn man pflanzt, sondern auch wenn man pfropft, welches in dem Feldbaue das künstlichste und sinnreicheste ist.

XVI. Ich könnte noch ein Langes und ein Breites von den Ergötzlichkeiten des Feldwesens reden. Aber, ich habe mich vielleicht schon zu lange aufgehalten. Jedoch ihr werdet mir es nicht übel nehmen. Denn einmal bin ich von der Liebe zum Feldbaue so weit getrieben worden; und andern Theils ist es die Art der Alten, daß sie gerne schwatzen. Denn, ich will das hohe Alter nicht von allen Fehlern frey sprechen. In diesem Loben hat Manlius Curius nach seinem Triumphe über die Samniter, die Sabiner und den Pyrrhus seine letzte Zeit zugebracht. Und wenn ich sein Landgut betrachte, welches nicht weit von mir ist: So kann ich weder die Mäßigkeit dieses Mannes, noch die gute Gewohnheit der damaligen Zeiten genugsam bewundern. Als er bey der Heerde saß, und ihm die Samniter eine große Last Goldes brachten: So wurden sie von ihm abgewiesen. Denn er sagte: Gold haben, hielt er für nichts herrliches; aber über die Besitzer des Goldes herr-

herrschen, das wäre was vortreffliches. Hätte ein so großer Geist sich nicht sollen das hohe Alter angenehm machen? Jedoch ich komme auf die Ackerleute. Ich will mich nicht gerne vergessen. Damals lebten die Rathsherrn, und zwar die Greise, auf den Feldern. So wurde dem Lucius Quinctius Cincinnatus, gleich da er pflügte, die Nachricht gebracht, daß er zum Dictator wäre gemacht worden. Das ist der Dictator, auf dessen Befehl der Magister Equitum C. Servilius Ahala, den Speratus Mälius, als er nach dem Reiche stund, überfallen und umgebracht hat. Curius und andere Greise sind von ihren Landgütern in den Rath gezogen worden. Daher haben die Viatores ihren Namen; weil sie dieselben geholet. Sollten also diese Leute in ihrem hohen Alter elend gewesen seyn, da sie sich mit dem Ackerbaue so ergötzet haben? So viel ich verstehe, so weis ich nicht, ob irgend ein Leben glückseliger seyn könne, als dieses ist? ich mag nun entweder die uns obliegende Pflicht bedenken, indem der Ackerbau dem ganzen menschlichen Geschlechte ersprießlich ist; oder ich mag das gedachte Vergnügen und den reichen Ueberfluß aller Sachen erwegen, welche zum Leben der Menschen, und zur Verehrung der Götter nöthig sind. Denn ich muß mich bey der Wollust wieder in Gunst setzen, absonderlich da einige diese Dinge vermissen. Denn ein guter und fleißiger Hausvater hat Wein- und Oelkeller immer voll, und seine ganze Haushaltung mit allen Sachen wohl versehen. Er hat einen guten Vorrath an Schweinen, Böcken, Lämmern, Hühnern, Milch, Käse und Honig. Man bedenke, was ein Garten gutes hat. Selber die Landleute nennen ihn die

andere Speckseite. * Alle diese Dinge werden noch angenehmer und gleichsam gewürzt, wenn man bey müßigen Nebenstunden Vogel fängt, und das Wild jagt. Bedenkt nur die Anmuth der grünen Wiesen, die Ordnungen der Bäume, die Schönheit der Weinberge und Oelgärten. Ich will kurz abbrechen. Wenn wir den Nutzen betrachten; so ist nichts reichers, als ein wohl angebautes Feld: Und wenn wir das Vergnügen der Augen bedenken; so ist nichts schöners, als dasselbe. Und von dem Genusse hält uns das hohe Alter gar nicht ab. Es locket und reizet einen vielmehr dazu. Und wo können die Alten sich entweder besser erwärmen, es mag nun entweder an der Sonne, oder an dem Feuer geschehen; oder im Gegentheile durch Schatten und Wasser auf eine heilsame Weise erfrischet werden, als auf dem Lande? Die Waffen, die Pferde, die Spiesse, die Streitkolben, den Ball, das Schwimmen und Rennen, wollen wir den jungen Leuten gerne lassen. Wir wollen ihnen gerne in vielen Dingen den Vorzug gönnen. Wir Greise wollen uns nur das Würfel- und Brettspiel vorbehalten. Jedoch auch hierbey soll es auf unsern Gefallen ankommen. Denn das hohe Alter kann ohne diese Dinge glückselig seyn.

XVII. Die Bücher des Xenophon sind zu vielen Dingen nützlich. Ihr möget fortfahren, sie immer fleißig zu lesen. Wie trefflich lobt er den Ackerbau in dem Buche, welches von der Haushaltung handelt, und den Titel Oekonomikos hat. Ihr könnt leicht schließen, daß ihm nichts so königlich vorkömmt, als die Liebe

---

* Iam hortum ipsi agricolae suecidiam alteram appellant.

Liebe und Sorge für den Feldbau. Sokrates redet in demselben Buche mit dem Kritobulus, und erzählt ihm, was der jüngere Cyrus, der Perser König, der verständige, kluge und berühmte Regente, dem tapfern Lysander von Lacedämon, da er mit Geschenken von seinen Bundesgenossen zu ihm kam, gezeigt hätte. Er wäre überhaupt ungemein freundlich und höflich gegen ihn gewesen, und hätte ihn umzäuntes und mit Fleiß besetztes und bepflanztes Feld gewiesen. Da hätte sich Lysander anfangs über die langen und geraden Bäume, über die Ordnungen, da man allemal eine gerade Linie von Bäumen sah, man mochte stehen, wo man wollte, über die ungearbeitete und reine Erde, über den lieblichen Geruch und Hauch der Blumen gewundert, und so dann gesaget: Er wunderte sich nicht nur über den Fleiß, sondern auch die Geschicklichkeit des Künstlers, welcher diese Dinge abgemessen und eingetheilet hätte. Da hätte Cyrus ihm zur Antwort gegeben: Alles dieses habe ich abgemessen, es sind meine Ordnungen, es ist meine Abtheilung, und unter diesen Bäumen sind ihrer viele, die ich mit meiner Hand gepflanzt habe. Hierauf hätte Lysander, bey Betrachtung seines Purpurs, und der Schönheit seines Körpers, und des mit Gold und Edelsteinen reich besetzten persischen Schmuckes, gesagt: Cyrus, man hält dich mit Recht für glückselig; weil Glück und Tugend bey dir mit einander verbunden sind. Diese Glückseligkeit haben also die Greise zu genießen. Das Alter hindert uns gar nicht, daß wir uns nicht nur überhaupt um andere Sachen, sondern auch absonderlich um den Ackerbau bis an die letzte Zeit des hohen Alters sollten können Mühe geben. Marcus Valerius Corvinus war schon bey Jahren, als er sich auf das Land begab,

und anfing das Feld zu bauen, und soll bis in das hundertste Jahr gelebt haben. Zwischen seinem ersten und sechsten Consulate sind sechs und vierzig Jahre verstrichen. So lange also die Zeit ist, die unsere Vorfahren dem Alter gesetzet, ehe das hohe seinen Anfang nimmt; so lange hat dieser Mann in den hohen Ehrenbedienungen gestanden. Und das letztere Alter ist hierinn glückseliger, als das mittlere; weil es mehr Ansehen und Hochachtung hat, und im Gegentheile weniger arbeiten darf. Diese Hochachtung ist der Gipfel, auf welchen das hohe Alter gelangen kann. Wie hoch ist nicht Lucius Cäcilius Metellus, wie hoch ist nicht Atilius Calatinus geachtet worden! der letztere hat den Lobspruch erhalten: Viele Völker sind darinnen einstimmig, daß er ein Mann gewesen, der in der Republik recht viel gegolten. Das Gedichte, welches man auf sein Grab gehauen, ist euch bekannt. Das ist also mit Rechte ein ansehnlicher Mann, den alle Menschen mit einhälliger Stimme loben. Was haben wir nicht an dem letzten obersten Priester, dem Publius Crassus, und hernach an dem Marcus Lepidus, seinem Nachfolger in dem hohen Priesteramte, für Männer gehabt! Ich erstaune wenn ich an den Paulus, oder Africanus gedenke, oder mich des gedachten Maximus erinnere. Diese Leute durften nur ein Wort sagen, ja nur einen Wink thun: So war man ihnen gehorsam. Das hohe Alter, sonderlich bey Männern, die in großen Ehren stehen, hat eine so große Gewalt, daß man es höher, als alle Wollüste der Jugend, zu achten hat.

XVIII. Aber wenn ich von dem hohen Alter rede: So müßt ihr beständig erwegen, daß ich nur dasjenige lobe, wozu man in der Jugend den Grund geleget hat. Es

ist

ist daher ganz richtig, und finde ich bey jedermann Beyfall, daß es ein elender Zustand ist, wenn man sich im Alter mit seinen eignen Worten vertheidigen muß, die grauen Haare und die Runzeln machen es nicht aus, daß man einen hochachtet. Nein, die Jahre, welche man auf eine tugendhafte Weise zurück gelegt hat, lassen einen die letzte Frucht genießen. Denn daß man uns grüßt, daß man uns gerne sieht, daß man uns weicht, daß man uns auf das Rathhaus begleitet, daß man uns zurück begleitet, daß man uns um Rath fraget: Das sind die Dinge, die man sich für eine Ehre zu schätzen hat, ob sie gleich etwas schlechtes und gemeines zu seyn scheinen. Hierüber wird so wohl bey uns als in andern Städten mit allem Fleisse gehalten. Ja je vernünftiger eine Stadt eingerichtet ist; desto gewöhnliches ist solches. Der gedachte lacedämonische Lysander soll haben zu sagen pflegen: Zu Lacedämon wäre die geehrteste Wohnung des hohen Alters. Denn nirgends wird so viel auf das Alter gehalten, nirgends ist es geehrter, als daselbst. Man hat eine artige Erzählung. In den Spielen zu Athen soll ein sehr alter Mann auf die Schaubühne gekommen seyn, welchem niemand von seinen Bürgern in der großen Versammlung hätte einen Platz geben wollen. Aber als er zu den Lacedämoniern gekommen wäre, die als Abgeordnete an einem gewissen Orte beysammen gesessen hätten: So wären sie alle aufgestanden, und hätten den Alten niedersitzen lassen. Da hätte nun die ganze Versammlung ihr vielfältiges Frohlocken darüber bezeiget; hingegen hätte einer aus den Lacedämoniern dabey gesagt: Die Athenienser wüßten, was recht wäre, aber sie wollten es nicht thun. In unserm Collegio wird nebst vielen andern herrlichen

Dingen vornämlich dieses, wovon ich itzo rede, beobachtet. Derjenige, dem das Alter den Vorzug giebt, muß allemal seine Meynung zu erst sagen. Die ältern Vogeldeuter werden nicht nur denen vorgezogen, welche ihnen in der Ehre vorgehen, sondern auch Regimentspersonen. Nennt mir also eine Wollust des Leibes, welche mit dem zu vergleichen sey, was uns Ansehen und Hochachtung geben. Wer sich dieses Vorzugs bedienet hat, der hat, nach meinem Urtheile, seine Person recht gespielet, und hat nicht, wie ein ungeübter Schauspieler in der letzten Handlung, Schande eingelegt. Es giebt freylich wunderliche, verdrüßliche und jachzornige Greise, denen man nichts zu danke machen kann. Ja man findet so gar Geizige unter ihnen. Allein diese Fehler muß man der üblen Gewohnheit, und nicht dem hohen Alter zuschreiben. Jedoch kann man das verdrüßliche Wesen und die gedachten Fehler auf gewisse Maaße entschuldigen. Ganz und gar kann man sie wohl nicht recht sprechen. Aber doch muß man es nicht so genau nehmen. Die Alten denken, man achte sie nicht, man mache sich nichts aus ihnen, man halte sie für einfältige Leute. Und wenn man einen gebrechlichen Körper hat: So ist einem alles, was ihm zustößet, verdrüßlich. Aber, freylich gehet es sich mit einem Alten besser um, wenn er gute Arten und Sitten an sich hat. Man kann solches so wohl im Leben, als auf der Schaubühne, an den Brüdern lernen, die in den Adelphis vorgestellet werden. Wie rauh und hart ist der eine? Wie milde und freundlich der andere? So gehet es. Denn wie nicht jeder Wein durch die Länge der Zeit versäuret: So wird auch nicht jede Natur durch das lange Alter murrisch. Ein alter Mann mag wohl ernsthaft seyn,

wenn

wenn er nur gehörige Maaße brauchet. Wenn er aber murret und brummet, das kann ich nicht loben. Wenn er sich nun vollends den Geiz einnehmen lässet, da weis ich gar nicht, was ihm fehlen muß. Denn kann etwas abgeschmackters seyn, als wenn man mehr Zehrung auf den Weg suchet, je kürzer die Zeit ist, welche man noch zu leben hat?

XIX. Wir haben das vierte Stück noch zu beantworten, was unser Alter am meisten zu ängstigen und zu verunruhigen scheinet: Die Annäherung des Todes, welcher ganz gewiß vom hohen Alter nicht weit seyn kann. O! der Greis ist elend, der in einem so langen Alter nicht gelernt hat, daß man sich aus dem Tode nicht so viel machen müsse. Denn, entweder er tödtet die Seele; so hat man ihn gar nicht zu achten: Oder er bringt sie dahin, wo sie ewig seyn wird; so hat man ihn zu wünschen. Ein drittes ist in Wahrheit nicht zu finden. Was soll ich mich also fürchten, wenn ich nach dem Tode entweder nicht elend, oder gar glückselig seyn werde? Jedoch, wer wollte so thöricht seyn, und sich, wenn er auch noch jung wäre, versichert halten, daß er bis auf den Abend leben würde. Ja die Jugend ist weit mehrern Fällen des Todes unterworfen, als unser Alter. Junge Leute fallen leichter in Krankheiten; ihre Krankheiten sind gefährlicher, und sie werden schwerer gesund. Daher kommen ihrer wenige zu einem hohen Alter. Und wenn dieses nicht geschehe: So würde man besser und klüger leben. Denn bey den Greisen ist Verstand, Vernunft und Ueberlegung. Und wären sie nicht gewesen: So würden nirgends Gesellschaften und Städte gefunden werden. Aber ich will mich wieder auf den bevorstehenden Tod wenden. Wie kann

man seinetwegen dem hohen Alter einen Vorwurf machen, da ihr sehet, daß es ihn mit der Jugend gemein hat? Lieber Scipio, ich habe es bey meinem lieben Sohne, und bey deinen Brüdern, von welchen wir die gute Hoffnung hatten, daß sie zu den herrlichsten Bedienungen gelangen würden, ich habe es, sage ich, bey ihnen erfahren, daß jedes Alter dem Tode unterworfen ist. Es ist wohl wahr, ein Jüngling hofft, daß er lange leben werde: Und ein Greis hat diese Hoffnung nicht. Aber jener hoffet unweislich. Denn was ist thörichter, als ungewisse Dinge für gewiß, und falsche Sachen für wahr halten? Ein Greis hat freylich nichts, was er hoffen könnte. Aber er ist desto besserer daran, als ein Jüngling: Indem er das, was dieser hoffet, bereits erhalten hat. Jener will lange leben: Dieser hat lange gelebt. Jedoch, sagt mir, ihr gütigen Götter, was ist das Lange in menschlichen Leben? Laßt es seyn, einer lebt noch so lange; laßt es seyn, daß wir die Hoffnung hätten, so lange zu leben, als der König der Tartessier soll gelebt haben. Denn wie ich in den Schriften lese, so ist zu Gades ein gewisser Arganthonius gewesen, welcher achtzig Jahre regieret, und hundert und zwanzig gelebt hat. Allein, das scheint mir gar nicht langwierig zu seyn, was ein Ende hat. Denn wenn dieses herbey kömmt: So ist das Vergangene verflossen. Es bleibt nichts weiter zurück, als was man durch Tugend und löbliche Thaten erhalten hat. Stunden, Tage, Monate und Jahre verfliegen, und die vergangene Zeit kehret niemals zurück; man kann auch nicht wissen, was künftig folgen wird. Ein jeder soll mit der Zeit zufrieden seyn, welche ihm zu seinem Leben gegeben wird. Wer auf die Schaubühne tritt, der muß eben

nicht

nicht bis zum Ende des Schauspieles seine Person spielen, wenn er Ehre und Ruhm einlegen will: Es ist genug, wenn er das Seinige thut, er mag nun in einer Handlung seyn, in welcher er will. Gleichergestalt muß auch ein Weiser nicht so lange leben, bis man in die Hände klopft. Denn auch die kurze Zeit des Alters ist lang genug, wohl und tugendhaft zu leben. Kömmt man aber etwas zu weit: So muß man nicht ärger klagen, als die Ackersleute, daß die Lieblichkeit des Frühlings vergangen ist, und Sommer und Herbst gekommen sind. Denn der Frühling zeiget und weiset, wie die Jugend, die künftigen Früchte. Die übrigen Zeiten sind zum Einerndten und zum Genusse der Früchte bestimmt. Aber die Frucht des hohen Alters bestehet, wie ich gesagt habe, in dem Andenken und dem Vorrathe der zuvor erworbnen Güter. Man hat aber alles darunter zu rechnen, was der Natur gemäß geschiehet. Aber was ist den Alten natürlicher, als der Tod? Es sterben zwar auch junge Leute: Nur ist solches wider ihre Natur. Wenn Jünglinge sterben: So kömmt es mir vor, als wenn eine starke Flamme mit einer Menge Wasser ausgegossen wird. Aber ein Greis stirbt dahin, als wie ein verzehrtes Feuer von sich selbst, ohne daß man Gewalt braucht, auslöscht. Und gleichwie die unreifen Aepfel nicht können ohne Gewalt abgerissen werden; hingegen die reifen und milden abfallen: Also nimmt jungen Leuten die Gewalt, den Alten die Reife, das Leben. Und dieses kömmt mir so angenehm vor, daß, je näher ich dem Tode komme, desto mehr deucht es mich, als wenn ich das Land sähe, und, nach einer langen Schifffahrt, nun einmal in den Hafen gelangen würde.

XX. Ein jedes Alter hat sein gesetztes Ziel: Aber das hohe hat keines; und man lebt wohl in demselben, so lange man seine schuldige Pflicht beobachten, und dabey den Tod verachten kann. Daher ist man im hohen Alter auch muthiger und beherzter, als in der Jugend. Das ist es, was der Tyranne Pisistratus vom Solon zur Antwort bekam, da er ihn fragte: Was er denn hoffte, und worauf er sich verließe, daß er so trotzig gegen ihn wäre? Auf das hohe Alter, soll Solon gesagt haben. Jedoch das beste Ende des Lebens ist dieses, wenn die Natur ihr Werk, welches sie zusammen gefüget, dergestalt auflöset, daß man bey völligem Verstande und unverrückten Sinnen ist. Wie derjenige, der ein Schiff oder ein Gebäude zusammen gesetzet hat, dasselbe am leichtesten niederreißet: Also kann auch diejenige Natur, welche den Menschen zusammen geleimet hat, ihn am besten zertrennen. Was erst zusammen geleimet worden, das lässet sich nicht ohne große Mühe zerreissen. Aber, was lange zusammen geleimt gewesen, und alt geworden ist, das lässet sich leicht auflösen. Ein Greis soll also nach der kurzen Zeit, die er noch zu leben hat, kein so großes Verlangen tragen. Er soll sie aber auch nicht ohne Ursache verlassen. Ein jeglicher Mensch ist in seinem Leben, wie ein Soldate, an einen gewissen Ort gestellet worden. Von diesem soll er, nach des Pythagoras Ausspruche, ohne Befehl seines Feldherren, das ist, Gottes, nicht gehen. Der weise Solon sagte: Er wollte nicht gerne ohne Schmerzen und Klagen seiner Freunde sterben. Ich glaube, er wollte von den Seinigen geliebt werden. Ich weis nicht, ob Ennius besser redet:

„Mein

„Mein Grabmaal soll kein Mensch mit Klag und Thränen
netzen,
„Und um mich ängstlich thun.

Er hält nicht dafür, daß man des Todes wegen trauren soll, da die Unsterblichkeit auf ihn folgt. Im Tode kann man zwar einige Empfindung haben, und zwar auf eine kurze Zeit, absonderlich wenn man alt ist. Aber nach dem Tode hat man sich entweder eine Empfindung zu wünschen, oder es ist gar keine. Allein, da soll man von Jugend auf seine Gedanken darauf gerichtet haben, daß man sich aus dem Tode nicht viel mache. Denn ohne diese Betrachtung kann niemand ein ruhiges Gemüthe haben. Denn sterben muß man gewiß: Nur das ist ungewiß, ob es den und den Tag geschehen wird. Wenn sich also einer vor dem Tode fürchtet, der ihm alle Stunden bevorstehet: Wie kann ein solcher Mensch ein gesetztes Gemüthe haben? Und es ist gar deutlich, daß man hierzu keine so lange Untersuchung nöthig hat. Ich denke an den Brutus, der um sein Leben gekommen ist, da er das Vaterland in Freyheit hat setzen wollen; an die beyden Dacier, die ihre Pferde angespornet haben, und freywillig in den Tod gegangen sind; an den Marcus Atilius, der sein Leben dargebothen, damit er dem Feinde sein Versprechen halten möchte; an die zween Scipionen, die sich den Pönern entgegen gestellet, und ihnen gleichsam mit ihren Leibern den Weg haben verbauen wollen; an deinen Großvater den Lucius Paulus, der die Schande, welche sein College durch sein unbedachtsames Verfahren bey Cannä eingelegt hatte, mit seinem Tode gebüßet hat; an den Marcus Marcellus, dessen Fall nicht einmal der

grau-

grausamste Feind der Ehre des Begräbnisses hat ermangeln lassen. Bedenkt endlich nur unsere Legionen, die mit munterm, aufgewecktem und fröhlichem Gemüthe (wie ich solches in meinen Ursprüngen beschrieben) an denjenigen Ort gegangen sind, aus welchem sie niemals wieder zu kommen gedachten. Sollten also gelehrte Greise vor einer Sache erschrecken, aus welcher sich junge Leute, welche nicht studieret, und noch darzu auf dem Lande gelebt haben, nichts machen? Mich dünkt, man wird allerdings des Lebens satt, wenn man alles zum Ueberflusse genossen hat. Die Knaben haben ihre gewisse Sachen, mit welchen sie die Zeit zubringen. Aber verlangen die Jünglinge darnach? Die Jugend hat ihre eigne Ergötzlichkeiten. Aber ist das bereits stehende und mittlere Alter darnach begierig? Auch dieses hat sein bestimmtes Vergnügen. Aber auch dieses wird nicht einmal von dem hohen Alter gesuchet. Dieses hat gewisse Dinge, welche der Mensch zuletzt vornimmt. Wie nun die Bemühungen und Ergötzlichkeiten dem vorigen Alter ihr Ende nehmen: So hören auch die Beschäfftigungen und Vergnügungen des höhern auf. Und wenn dieses geschiehet: So ist man des Lebens satt, und zum Tode reif.

XXI. Jedoch ich dürfte euch auch wohl meine eigne Gedanken vom Tode entdecken. Und mich dünkt, meine Einsicht ist hierinnen um so viel besser, da ich von demselben nicht mehr weit entfernt bin. Lieber Publius Scipio, und du, lieber Cajus Lälius, eure Väter, die berühmten Männer, die meine besten Freunde gewesen sind, leben ohne Zweifel, und zwar in einem solchen Leben, welches allein für ein Leben zu achten ist. Denn so lange wir in diesen Banden des Leibes eingeschlossen sind:

sind: So sind wir mit schweren Dingen beläſtiget, die uns sauer ankommen. Denn das himmlische Wesen, die Seele, ist von ihrer höchsten Wohnung herab gestoßen, und auf die Erde gleichsam versenkt, und an einen Ort gebracht worden, welcher ihrer göttlichen und ewigen Natur zuwider ist. Jedoch glaube ich, die unsterblichen Götter haben die Seelen deßwegen zerstreuet, und in die menschlichen Leiber verschlossen, daß sie das Erdreich bauen und regieren, und, in Betrachtung der Ordnung, welche unter den himmlischen Körpern gefunden wird, ihr Leben darnach einrichten, und sich gewöhnen sollen, in ihren Thaten nach beständigen Gesetzen zu handeln. Auf diese Meynung bin ich nicht nur durch vernünftiges Nachdenken gebracht worden; sondern mich haben die gültigsten Ausſprüche der berühmtesten Weltweisen überzeuget. Ich habe in meiner Jugend gehöret, daß Pythagoras und die Pythagoräer, die fast unsere Einwohner gewesen, und vor Zeiten die italiänischen Weltweisen genennet worden, niemals gezweifelt hätten, daß unsere Seelen aus dem göttlichen Wesen entsprungen wären. Ueber dieses wurde mir gezeiget, was Sokrates an letzten Tage seines Lebens von der Unsterblichkeit der Seelen gesprochen hätte; der Sokrates, welchen das Orakul des Apollo für den weiſesten unter allen Menschen soll erkläret haben. Mit einem Worte: Ich bin davon überzeugt, und stelle mir die Sache folgender Gestalt vor: Da die Seelen im Denken so geschwinde sind; da sie ein so großes Gedächtniß in den vergangnen Dingen, und eine so große Klugheit in dem, was zukünftig ist, so viele Künste, Wissenschaften und Erfindungen besitzen: So kann dasjenige Wesen, welches diese Vollkommenheiten in sich begreift, unmöglich

sterb-

sterblich seyn. Und da die Seele immer in Bewegung ist, und doch keine äußerliche Ursache hat, indem sie sich selber beweget: So kann ich mir nimmermehr einbilden, daß sie in ihrer Bewegung ein Ende nehmen sollte; weil sie sich doch niemals selbst verlassen wird. Ja, da die Seele ein einfaches Wesen ist, und also nicht aus ungleichen und unähnlichen Dingen bestehet: So kann sie nicht getheilet werden. Ist aber dieses nicht möglich: So kann sie auch nicht untergehen. Und das sollte uns zu einem großen Beweise dienen, daß die Menschen das meiste bereits wüßten, ehe sie gebohren werden; weil sie in ihrer Kindheit, da sie schwere Künste lernen, unzählige Sachen so geschwinde fassen, daß es scheint, als wenn sie dieselben da nicht erst faßten, sondern sich ihrer nur erinnerten, und an sie zurücke dächten. So urtheilet unser Plato.

XXII. Bey dem Xenophon sagt der sterbende ältere Cyrus: Liebsten Söhne, denkt nicht, daß ich, nach meinem Abschiede von euch, nirgend wo, oder gar nicht seyn werde. Habt ihr doch meine Seele nicht gesehen, da ich bey euch gewesen bin. Ihr schlosset nur aus meinen Thaten, daß dieselbe in meinem Leibe seyn müßte. Also mögt ihr auch glauben, daß eben dieselbe noch seyn werde, wenn ihr gleich keine sehen werdet. Die Ehre und Herrlichkeit der berühmten Männer würden nach ihrem Tode keinen Bestand haben, wenn ihre Seelen nichts thäten, wodurch sie ihre Andenken erhalten und fortpflanzen könnten. Das hat man mich niemals bereden können, daß die Seelen nur lebten, so lange sie nur in den sterblichen Leibern wären; und hingegen stürben, wenn sie dieselben verließen: Noch auch; daß sie ohne Verstand seyn sollten, wenn sie aus dem unverständigen Leibe gegangen wären. Das ist weit gefehlt.

fehlt. Da wird die Seele erst recht verständig, wenn sie von dem Leibe gänzlich frey ist, und rein und vollkommen zu seyn anfängt. Man weis auch gar wohl, wo die Theile des Menschen hinkommen, wenn sein Leib durch den Tod aufgelöset wird. Sie gehen alle dahin, wo sie ihren Ursprung her haben. Aber, die Seele allein bleibet unsichtbar, sie mag nun entweder da seyn oder davon gehen. Da sehet ihr also, daß dem Tode nichts so ähnlich, als der Schlaf, sey. Wenn wir aber schlafen: So beweiset die Seele ihre Göttlichkeit auf eine recht besondre Art; denn indem sie ruhig und frey sind: so sehen sie viele zukünftige Dinge vorher. Hieraus ist klar, wie sie einmal beschaffen seyn werden, wenn sie sich gänzlich von den Banden des Leibes werden losgemacht haben. Bey so gestalten Sachen sollt ihr mich als einen Gott verehren. Sollte aber meine Seele zugleich mit dem Leibe untergehen: So werdet ihr doch, aus Ehrfurcht gegen die Götter, welche die ganze Schönheit dieser Welt erhalten und regieren, mein Andenken ehrerbietig und unverletzt bewahren. Das sagte Cyrus auf seinem Sterbelager.

XXIII. Wenn es euch gefällig ist, so will ich euch meine Gedanken sagen. Scipio, dein Vater Paulus, deine zween Großväter, Paulus und Africanus, des Africanus Vater des Vatern Bruder, und die vielen berühmten Männer, die ich nicht alle zu erzählen nöthig habe, würden nimmermehr so große Dinge unternommen haben, wenn sie nicht in ihren Gedanken gesehen hätten, daß sie an der Nachkommenschaft Antheil haben würden. Ich muß mich einmal etwas selber rühmen, wie es die Alten zu machen pflegen. Meynest du wohl, daß ich bey Tage und bey Nachte, zu Hause und im Kriege, so große Ar-

beiten hätte ausstehen wollen, wann ich wüßte, daß sich mein Ruhm an eben denjenigen Grenzen endigen sollte, an welchen ich mein Leben beschließen werde? Wäre es nicht weit besser gewesen, ich hätte müßig und ruhig gesessen, und ohne einige Arbeit und Streit mein Leben zugebracht? Aber ich weis nicht, wie es gekommen ist. Meine Seele richtete sich auf, und sahe beständig von weiten auf die Nachkommenschaft, gleich als wenn sie alsdann fest leben würde, wenn sie aus diesem Leben würde gegangen seyn. Und wenn es sich nicht also verhielte, daß die Seelen unsterblich wären: So würden sich nicht allemal die Seelen der besten Menschen am meisten nach einem unsterblichen Ruhme bestreben. Ja, warum sterben allemal die Weisesten mit dem gelassensten Gemüthe, hingegen die thörichsten mit dem ungeduldigsten? Meynt ihr nicht, daß diejenige Seele, welche mehr siehet, auch weiter hinaus siehet, daß sie eine Reise zu bessern Dingen vorhabe; und im Gegentheile diejenige, welche nicht so scharf siehet, davon nichts siehet. Es kömmt mich eine rechte große Begierde an, eure Väter zu sehen, die ich geehret und geliebet habe. Ich begehre aber nicht nur meine Bekannten, sondern auch diejenigen zu sehen, von welchen ich gehöret, und gelesen, und selber geschrieben habe. Wenn ich dahin reisen werde: So soll mich gewiß nicht leicht jemand zurücke ziehen, wenn er mich auch wie den Pelivs wieder aufkochte. Und wenn mir ein Gott die Gnade verleihen wollte, daß ich aus diesem Alter zurück gehen, und wieder ein Knabe werden, und in der Wiege schreyen sollte: So würde ich mich sehr dafür bedanken. Nachdem ich gleichsam in meinem Laufe an das Ende gekommen: So mag ich nicht wieder an die Schranken

zurück

zurück gerufen werden, und von neuem anfangen. Denn was hat das Leben für Bequemlichkeiten? Man hat nichts als Arbeit und Mühe. Und es mag noch so gut seyn: So wird man seiner doch satt. Es hat sein bestimmtes Maaß. Denn ich bin nicht willens, das Leben zu beweinen, wie viele, und so gar gelehrte Leute zum öftern gethan haben. Es gereuet mich nicht, daß ich gelebt habe: Weil ich also gelebt, daß ich glaube, ich sey nicht vergebens gebohren worden. Ich scheide dergestalt aus dem Leben, nicht, als wenn ich aus einem Hause, sondern nur aus einer Herberge gienge. Denn die Natur hat uns ein Gasthaus gegeben, in welchem wir nicht wohnen, sondern uns nur eine Zeitlang darinn aufhalten sollen. O! herrlicher Tag, da ich zu der göttlichen Versammlung der Seelen reisen, und aus diesem unruhigen Haufen Abschied nehmen werde! Denn, ich werde nicht nur zu denjenigen Männern kommen, deren ich bereits gedacht habe, sondern auch zu meinem Cato, dem Manne, außer welchen keiner gebohren worden, der aufrichtiger und ehrlicher gewesen wäre. Ich habe zwar seinen Leichnam verbrannt, da er wohl meinen hätte verbrennen sollen: Aber seine Seele, die mich nicht verließ, sondern auf mich zurück sah, ist ganz gewiß dahin gegangen, wo sie sahe, daß ich selber nachkommen würde. Und mich dünkt, ich habe mich in diesem traurigen Falle standhaft erwiesen. Es gieng mir wohl nahe. Allein, ich tröstete mich damit, daß zwischen uns kein so weiter Weg wäre, und daß wir nicht so lange von einander würden geschieden seyn. Scipio, das sind die Dinge, welche mir mein Alter leichte machen. Denn das kam dir und dem Lälius so wunderlich vor. Ja, es ist mir nicht nur nicht be-

schwerlich, sondern noch dazu angenehm. Woferne ich darinn irre, daß ich glaube, die Seelen der Menschen wären unsterblich: So irre ich gerne, und ich will mir, so lange ich lebe, diesen angenehmen Irrthum nicht abstreiten laßen. Sollte ich aber, wie etliche kleine Weltweisen denken, nach dem Tode ohne Empfindung seyn: So besorge ich doch nicht, daß mich die verstorbnen Weltweisen dieses meines Irrthums wegen auslachen werden. Sollten wir nicht unsterblich seyn: So mag sich ein Mensch doch gar wohl wünschen, zu gehöriger Zeit zu sterben. Denn die Natur hat, wie in allen andern Dingen, also auch hierinn ihr Maaß und Ziel. Das hohe Alter ist der Beschluß des Lebens, welches einem Lustspiele ähnlich ist, in welchem man aufhören soll, ehe man matt wird, absonderlich, wenn man desselben satt ist. Dieses sind meine Gedanken von dem hohen Alter. Ich wünsche nur, daß ihr zu demselben kommen möget, damit ihr das, was ihr von mir gehöret, mit eurer Erfahrung beweisen könnet.

* *

Des

Proteus Rede an den Aristäus,

aus Virgils IV Buche

der Georgicorum übersetzt,

durch

M. George Friedrich Bärmann.

So wisse, daß dein Schmerz von einer Gottheit stammet.
Dein Laster ist nicht klein, das ihren Zorn entflammet.
Des Orpheus herber Gram erregt dir diese Pein:
Und dein Verbrechen wird noch mehr bestrafet seyn;
Er wird, wenn seine Wuth die Parcen nicht noch schwächen,
Euridicens Verlust an dir aufs schärfste rächen.
Als sie vor deinem Arm in Angst und Furcht entwich,
Und mit behender Flucht durch jenes Ufer strich:
Sah sie die Schlange nicht, die dort vor ihren Füssen
Im hohen Grase lag, und ihr mit Gift und Bissen,
So war des Schicksals Schluß, den schnellen Tod gebar.
Das Chor der Dryaden, das immer um sie war,
Erhub ein Klaggeschrey, davon der Hämus schallte,
Und das vom Rhodope in Thal und Wäldern prallte.
So weit der Hebrus fließt, ward auch ihr Tod bekannt.
Ihr Unglück rührete des Rhesus kriegrisch Land
Die Felder um Athen, der Geten wilde Herzen.
Er selbst ergab sich nun der kranken Liebe Schmerzen.

Die Leyer in der Hand, die Lindrung seiner Qual,
Ging er, und sang darauf dich, werthestes Gemal,
Am Ufer ganz allein, umringt mit Gram und Sorgen,
Dich in der spaten Nacht, dich an dem frühen Morgen.
Ja durch des Tänars Kluft, und durch des Pluto Thor
Ging er, und stellte sich dem strengen König vor,
Drang durch den schwarzen Hayn, wo Furcht und Nacht regieret,
Zu denen, derer Brust kein menschlich Flehen rühret.
Doch eine ganze Schaar von dünnen Schatten kam
Vom tiefsten Abgrund her, als sie sein Lied vernahm,
Und ließ den süssen Klang der Leyer sich bewegen.
Wie bey der Dämmerung, bey Sturm, und kaltem Regen
Der Vögel Scharen sich von Bergen niederziehn,
Und bey viel tausenden in dicke Bäume fliehn;
So zog auch sein Gesang unzählig viele Schatten.
Da sah man Weib und Mann, Sohn, Tochter, Ehegatten,
Viel Helden alter Zeit, viel junge Leute gehn,
Wovon die Eltern selbst die Asche noch gesehn;
Um die der Höllenstrom sein neunfach Ufer schlinget,
Und des Cocytus Sumpf, durch die kein Schwimmer dringet,
Mit häßlich faulen Schilf die bangen Gränzen zieht.
So weit als Orpheus ging, ging die Erstaunung mit;
Selbst die Eumeniden sahn sich davon betroffen;
Der Cerber hielt erstaunt die schwarzen Rachen offen;
Und des Ixions Rad blieb in dem Schwunge stehn.
So konnt er der Gefahr nun unverletzt entgehn,
Und führt Euridicen mit sich, doch hinterm Rücken:
Weil ihn Proserpina verboth nach ihr zu blicken.
Er bringt sie ganz beglückt schon an die Oberwelt:
Als Lieb und Sehnsucht ihn auf einmal überfällt,

Und

Und zu der Thorheit zwingt, die man verzeihen müßte,
Wenn man in Plutus Reich nur vom Verzeihen wüßte.
Er steht, und sieht sich um beym ersten Blick des Lichts,
Er giebt der Sehnsucht Raum, und denkt an weiter nichts,
Er sieht Euridicen,; und alles ist verlohren;
Auf einmal bricht der Bund, den Pluto ihm geschworen;
Ein dreyfach Krachen giebt der Höllen Schlund von sich.
Drauf, welche Raserey, sprach sie, stürzt dich und mich,
Mich Unglückselige? Mein grausames Geschicke
Ruft mich, mein Orpheus, ach! schon wiederum zurücke.
Mein Auge, das vor dir in heissen Thränen schwimmt,
Schließt nun die Todesnacht, die mich dir wieder nimmt.
Mein Orpheus; welche Kraft läßt mich dich nicht umfassen?
Ach! ich bin nicht mehr dein. Leb'wohl, ich muß dich lassen!
So sprach sie: Und alsbald verschwand sie, wie ein Rauch,
Der in der Luft vergeht. Sie hat ihn nachmals auch
Nie wiederum gesehn. Er griff nach ihrem Schatten;
Weil Herz und Lippen ihr noch viel zu sagen hatten:
Umsonst. Und Charons Kahn ward ihm nicht mehr erlaubt.
So war ihm sein Gemahl zum zweytenmal geraubt.
Was sollt er thun? wohin konnt itzt sein Schmerz sich kehren?
Kein Flehen konnt ihm nun der Götter Trost gewähren.
Kein Weinen machte mehr das Herz des Pluto weich.
Sie schwamm schon durch den Styx erblaßt ins Todtenreich.
Drum ging er wehmuthsvoll bey Strimons ödem Flusse
In einer kalten Kluft an eines Felsen Fusse.
Daselbst hat, wie man sagt, sein kläglicher Gesang
Ohn Unterlaß gewährt, und sieben Monat lang
Die Eichen selbst bewegt, der Tieger Grimm bezwungen.
So weint die Nachtigall um die geliebten Jungen,
Die sie begierig sucht, und nicht mehr finden kann:
Weil ungefähr ihr Nest ein harter Ackersmann

Gesehen und beraubt. Sie sitzt voll Gram verborgen
Auf einem Pappelast bis an den frühen Morgen,
Und stimmt ein traurig Lied, und weint, und kluckst, und schlägt,
Daß ihr betrübter Ton das Land umher bewegt.
Kein Trieb der Liebe war so stark, sein Herz zu ändern,
Er zog allein herum in den beschneiten Ländern,
Am Rand der Tanais, und kam in jenes Feld,
Das der Riphäen Eis stets unter Wasser hält,
Und klagte, wo er ging, das schmerzliche Geschicke,
Euridicens Verlust und sein zu kurzes Glücke.
Doch dieses theure Pfand verachtete die Schar
Der Weiber Thraciens, die voll und rasend war,
So daß an einem Fest, das sie dem Bacchus weihte,
Sie seinen Leib zerriß, und auf die Aecker streute.
Sein Haupt, das ihre Wuth ihm von den Körper schlug,
Als es der Hebrus schon in seinem Strome trug,
Rief noch Euridicen. Die starren Lippen sprachen;
Ach! ach! Euridice! als Mund und Augen brachen:
Das Ufer schallte noch: ach! ach! Euridice.
Hier hörte Proteus auf, und warf sich in die See.

* *

Abhandlung von der Poesie

aus

den Werken des Herrn Temple

übersetzt

von

M. Johann Friedrich May.

Die meisten Menschen wenden ihre größte Mühe und Sorge gemeiniglich auf diese zweene Götzen, den Vortheil und die Lust: Und da sie sich zu einem oder dem andern davon halten; so theilet man sie auch gemeiniglich in zwo Secten ab, davon die eine geschäfftige Leute, und die andere müßige Leute in sich fasset. Man könnte, wie ich meyne, fragen, ob diese Worte nur nach einer gewissen Erklärung oder in der That unterschieden wären; weil vielleicht ein Geiziger nicht weniger Vergnügen in dem erhaltenen Vortheile und Gewinnste findet, als ein Wollüstiger in seiner Wollust. Wenn er wirklich nicht so viel Vergnügen daran fände; so würde er sich die Mühe nicht geben, die er sich doch in seinen Geschäfften giebt, und er würde weder so viel Verlangen haben, noch so viele Anschläge fassen, sein Glücke zu vergrößern, wenn er sich nicht vorstellte, in dem einen oder andern viel Vergnügen anzutreffen; dahero kann man wohl sagen, daß das Vergnügen der Zweck ist, welchen er sich vorsetzet, er mag es nun finden oder nicht. Man hat schon seit lan-

langer Zeit viel in der Welt davon gesprochen, oder wenn ich es mit andern für die Philosophen anständigern Worten ausdrücken soll, man hat über diese Sache schon lange Zeit gestritten: Meines Erachtens aber ohne sonderlichen Grund und vielmehr seinen Verstand zu üben, als die Wahrheit zu suchen: Und es wäre vielleicht besser, daß man alle dergleichen Streitigkeiten, worinnen man nicht eins werden kann, niemals angefangen hätte. Das Beste ist, man nehme die Worte nach ihrer Bedeutung und nach ihrem gewöhnlichen Gebrauche und mache es in diesem Stücke, wie man es mit dem Gelde macht, welches man nach seinem gangbaren Werthe nimmt, ohne sich über das Gewichte und die Materie zu streiten, woferne man nur nicht augenscheinlich sieht, daß es falsch oder beschnitten ist. Wenig Dinge in der Welt oder vielmehr keine können es leiden, daß man sie sehr genau betrachte, und so sehr darüber künstele. Ein Faden, den man zu klar spinnet, zerreißt, und eine Nadelspitze, wenn sie zu zart ist, bricht. Nach dem gewöhnlichen Gebrauche drücken das Wort Vortheil, und das Wort Vergnügen, zwo unterschiedene Sachen aus, und man nennt nicht nur die geschäfftigen und müssigen Leute Personen, die zu einem oder dem andern Neigung haben, mit besondern Namen; sondern man giebt auch dem Vermögen der Seele, was man dazu braucht, verschiedene Namen. Denn Weisheit nennet man die fleißige Besorgung der Geschäffte: Und das andere drücken wir in unserer Sprache durch das Wort Wit aus, welches ein sächsisches Wort ist, welches wir gebrauchen, dasjenige dadurch anzuzeigen, was die Spanier und Italiener Ingenio, und die Franzosen Esprit nennen, zwey Wörter, welche aus dem Lateini-

schen

schen gemacht worden sind. Was das Wort Wit anbelangt, so glaube ich, daß es ehedem insbesondere für poetische Stücke bestimmt gewesen, wie man es in den Anmerkungen siehet, welche über die runische Sprache gemacht worden. Man ist gewohnt, unter dem ersten dieser zwey Wörter, nemlich unter Weisheit (Sageſſe) alle Erfindungen oder alle Stücke der zum Leben nöthigsten Dinge zubringen, wie auch diejenigen, welche entweder für einen jeden, besonders aber für das gemeine Beste von großem Nutzen sind: Und unter dem andern, nemlich unter dem Verstande (Esprit) die Schriften oder Unterredungen, welche denjenigen, die sie lesen oder hersagen hören, überaus angenehm sind. Die Meynung derjenigen, welche diese zwey Dinge mit einander verbinden, ist diese: Wie die Werke der Weisen, und so gar der Gesetzgeber Leuten, welche ihren Werth erkennen, und sich darum bekümmern, eben so angenehm, als nützlich sind: So ist es auch wahr, daß die Schriften der Poeten fast eben so viel erbauen und fruchten, als sie denjenigen gefallen, die darinnen sehr geübt sind. Eben diese glückliche Mischung des Nützlichen und Ergötzenden macht die Schönheit und den Werth in dergleichen Schriften aus, und dieses ist auch die Ursache gewesen, warum man der heroischen Tugend und der Poesie den Namen göttlich beygelegt hat.

Die Namen, womit die Griechen und Lateiner die Poeten benennt haben, zeigen an, daß sie eben dieser Meynung gewesen sind. Die Griechen haben sie mit einem Namen belegt, welcher in ihrer Sprache einen Menschen bedeutet, der etwas hervorbringt oder schaffet: Als wollten sie sagen, die Poeten wären Leute, welche gewisser maßen aus Nichts, die angenehmsten

und

und vortrefflichsten Sachen hervorbrächten, welche die Augen derjenigen, die von ihnen aufgehalten werden, und die Schönheit ganz wohl daran erkennen, auf eine angenehme Weise rühren: Und die Lateiner haben ihnen eben den Namen gegeben, womit sie die Propheten belegt. Da nun die Schöpfung das höchste Werk der göttlichen Macht ist; so ist die Prophezeyung ebenfalls ein Ausfluß des Geistes Gottes, und das größte und wundersamste von der Welt. Allein wenn diese zwo gelehrten Sprachen den Poeten göttlichen Namen beygelegt; so haben auch ihre Bücherschreiber so vortheilhaft von der Poesie geredet, daß sie selbige einem ganz himmlischen Ursprunge zugeschrieben, und gesagt, daß sie von einem himmlischen Feuer und einer göttlichen Eingebung herrührte: Und nach der Meynung des gemeinen Mannes, wie verschiedene Männer solches anführen, thut die Poesie ganz göttliche und übernatürliche Wirkungen, und man eigne ihr die Kraft zu, andere zu reizen und zu bezaubern:

Carmina vel coelo possunt deducere lunam,
Carminibus Circe socios mutauit Vlyssis,
Frigidus in pratis cantando rumpitur anguis

Durch Verse kann man ja den Mond vom Himmel bringen
Und Circ' Ulyssens Volk in Thiergestalten zwingen,
Die kalte Schlang im Gras durch den Gesang zerspringen.

Ich meines Orts bewundere die Poesie sehr, bin aber kein Anbether von ihr. Ich erkenne es ganz leicht, daß man ein sehr glücklich Naturel und den größten und erhabensten Geist, der nur seyn kann, haben müsse, ein großer Poet zu seyn; ich werde aber in diesen allen nichts gewahr, was nicht menschlich sey, und dem göttlichen

chen nahe komme. Mich dünkt vielmehr, das heiße die Gottheit erniedrigen und verunehren, wenn man ihr etwas beylegen will, es sey auch, was es wolle, welches mit unsern Handlungen und Begriffen eine Aehnlichkeit haben möchte, wenn es nicht Sachen sind, welche unmittelbar von ihr selbst herkommen und Eingebungen ihres Geistes sind. Eben dieses sage ich auch von den Wirkungen der Poesie; sie sind so wenig göttlich als ihre Ursachen, und es ist bey der ganzen Sache nichts, das nicht bloß natürlich sey wie die Wirkungen der Musik oder der natürlichen Zauberey, es mögen auch Leute, welche in der Erkenntniß und Betrachtung der Natur, in dem, was man die verborgnen Eigenschaften und die Kraft der Zusammenstimmung nennet, wenig geübt sind, hiervon sagen, was sie wollen. Denn diejenigen, welche sich rühmen, daß sie durch die Gewalt ihrer Verse oder ihrer Zaubereyen den Mond vom Himmel herab bringen könnten, glauben es entweder selbst nicht, oder sie glauben allzuleicht, was ihnen andere sagen. Es ist ein Irrthum, welcher dem einfältigen und leichtgläubigen Volke durch die Geschicklichkeit und Spitzfindigkeit eines Poeten kann beygebracht worden seyn, welcher die Zeit wußte, in welcher der Mond verfinstert werden sollte, und sich rühmte, er hätte ihn zu der Zeit durch die Zauberey seiner Verse vom Himmel weggebracht, und da der Mond verschwand, so bildete man sich ein, es geschähe dieses durch die Kraft der Verse, welcher dieser Poete hergesagt hatte, der ihn von seinem Platze vertrieben.

Wenn ich in dem achten Hirtengedichte des Virgils die angenehme Beschreibung lese, die er von allen den unterschiedenen Arten der Hexereyen oder Zaubereyen giebt, welche durch Verse, durch Bilder, durch Knoten, durch Zahlen,

len, durch das Feuer, durch Kräuter geschehen, und die gewöhnliche Hülfe der Eifersüchtigen und sterblich Verliebten waren, die sich in Gunst setzen wollten; so kann ich dieses nicht anders als eine Wirkung des starken uud tiefen Eindruckes ansehen, welchen die Fabeln und Gedichte in den Gemüthern selbiger Zeit gemacht hatten, und als eine Wirkung der starken Einbildungskraft: Oder sie aufs höchste der verborgenen Kraft einiger Kräuter und der Musik zuschreiben. Es wäre hierbey zu wünschen, daß ein geschickter und gelehrter Mann sich die Mühe geben wollte, alles zu sammlen, was man in den Schriften der Alten von der Materie der Zauberey und Hexerey findet, und etwas richtiges davon abzufassen, wie Casaubonus es in Ansehung der Entzückungen gethan hat, wovon er eine sehr artige und nützliche Schrift aufgesetzt, in welcher er uns die verborgenen Quellen dieser Blendwerke und Betrügereyen entdeckt, die in allen Ländern und in allen Religionen der Welt so gebräuchlich gewesen, und zu allem Unglücke zu der Zeit, als Casaubonus diese vortreffliche Abhandlung schrieb, sehr gemein geworden waren. Es ist ein großer Schade, daß er nicht lang genug gelebt hat, ihn vollends zu Ende zu bringen. Er hatte den andern Theil dazu versprochen, welchen seine Freunde herauszugeben versäumt haben, den sie aber doch hätten bekannt machen können, wo sie ihn unter seinen Schriften gefunden haben, ob er gleich nicht völlig damit zu Stande gekommen. Ich glaube, wenn man aus natürlichen Ursachen den Grund der Entzückung und der Hexerey deutlich angeben könnte; so würde dieses überhaupt für das gemeine Wesen und insbesondere für die Gelehrten überaus nützlich seyn: Man würde dadurch viel Unordnung in der Welt verhüten, und

vielen

vielen unschuldigen Personen das Leben retten können, welche man oft als Hexen und Hexenmeister hat ums Leben bringen lassen. Ich habe viel betrübte Exempel von dergleichen zum Tode verdammten Leuten gesehen, sonderlich in meiner Jugend: Und ob man gleich seit dreyßig oder vierzig Jahren nicht viel dergleichen Urtheile mehr spricht, und sie schon lange aus der Welt gebannet hat: So trifft man sie doch noch allezeit in einigen entlegnen Theilen Deutschlandes, auch in Schweden, und einigen andern Ländern an.

Aber wiederum auf die Zauberey der Poesie zu kommen: Wenn in dem Hirtengedichte des Virgils eine von ihrem Liebhaber vergeßne und verlaßne Geliebte bloß die Hoffnung gehabt hätte, daß sie durch die Macht ihrer Zauberey den Daphnis aus dem Dorfe, wo er sich in ein neues Liebesverständniß eingelassen hatte, wieder an sich ziehen könnte, was würde sie vorgenommen haben, wenn sie nur verlangt hätte, seine vorige Liebe wieder zu entzünden, oder, die neue auszulöschen, die sich in dem Herze des ungetreuen Daphnis entzündet hatte, sie konnte, wie mich dünkt, mit dergleichen Reizungen zum Zwecke kommen, und brauchte keine andre als natürliche Bezauberung. Denn es ist kein Zweifel, daß die Poesie vermögend ist, die Leidenschaften zu erregen und sie zu stillen: Freude und Traurigkeit zu mäßigen, Liebe und Furcht zu erwecken, und so gar Furcht in Kühnheit, und Liebe in Gleichgültigkeit auch zuweilen in Abscheu zu verwandeln. Ich glaube ganz gerne, daß die erschrocknen und verzagten Lacedämonier durch die Lieder des Tyrtäus wiederum Muth bekommen haben; daß die Grausamkeit des Phalaris durch die Oden des Stesichorus in Mitleiden und Hochachtung für ihn ver-

wan-

wandelt worden; und daß viele Leute eben so sehr von den Versen der Sappho, als von der Schönheit der Floren, oder Thais eingenommen worden. Nicht nur die Schönheit erweckt Liebe; sondern die Liebe theilt auch ihres Orts der Sache, die man liebt, gewissermaßen Schönheit mit, und wenn die Leidenschaft stark ist, sie mag herkommen, woher sie will; so findet sie allezeit Schönheit in der Person, von welcher sie ihren Ursprung nimmt. Es ist auch übrigens so was wunderbares nicht, daß die Poesie so viel wirkt; weil sie in sich selbst alles dasjenige zusammen nimmt und vereiniget, was man in der Beredsamkeit, Musik und Malerey, welche wie jedermann weis, den lebhaftesten Eindruck in der Seele geben, schmeichelndes und kräftiges findet. Diejenigen, welche die Kraft entweder aller drey zusammen oder nur einer derselben empfunden haben, werden es nicht verlangen, daß man ihnen von dem, was ich gesagt habe, Proben und Zeugnisse gebe. Die Exempel davon sind in Griechenland und Italien bekannt genug, wo man gesehen hat, daß gewisse Leute aus Liebe zu gewissen Bildern, die von der Hand eines geschickten Malers verfertiget worden, ganz außer sich gekommen sind. Die Maler selbst haben sich zuweilen nicht enthalten können, in die Schönheiten verliebt zu werden, die sie nach ihrer Phantasie mit ihrem Pinsel entworfen, ja so närrisch, als von einer Liebste, zu werden. Daher machen die Italiener gemeiniglich einen Unterscheid unter den Bildern, die von einer Hand sind. Es giebt einige, welche con studio mit einer großen Kunst verfertiget worden; andere, welche eben der Maler con diligenza mit einer freyen Hand gemacht hat, und noch andere, welche er con amore mit Liebe gemacht hat, in welchen

man

man siehet, daß er sich selbst darinnen gefallen. Und diese letztern hat man allezeit für die schönsten gehalten. Man darf dieses zu rechtfertigen nur einige Exempel hier anführen, welche in den Geschichten so bekannt sind, dergleichen unter andern das von den zwey jungen Leuten ist, davon der eine mit Lebensgefahr eine ganze Nacht im Tempel zubrachte, eine Bildsäule der Venus daselbst zu umarmen, in welche er heftig verliebt war: Und der andere aus Verzweiflung starb, weil man ihn hindern wollte, seine Augen beständig auf eine Bildsäule in Athen zu richten, sie zu bewundern, und beständig zu umarmen.

Was die Musik anbetrifft, so wird nicht leicht jemand seyn, welcher nicht wissen sollte, was für Gewalt sie über die Seele und den Leib habe; und was für Wirkungen sie bey den Leidenschaften und in dem Geblüte hervorzubringen vermögend ist. Sie erwecket Freude und Traurigkeit, sie verschafft Ruhe, und Unruhe, sie vermindert das Uebel und oft zerstreut sie es, sie heilet die tödtlichen Bisse der Tarantul, sie setzet die Füße in Bewegung, so wie sie das Herze bewegt, sie stillet die Unruhe und Unordnung des Verstandes, und sie erweckt und entzündet so gar die Andacht und den Eifer. Wir haben nicht nöthig zur Rechtfertigung dessen, was wir zum Ruhme der Musik gesagt, uns auf die Fabel des Orpheus und des Amphion und auf die Gewalt zu beruffen, welche ihre sanfte Zusammenstimmung über die Fische und die wilden Thiere im Walde gehabt haben: Das ist schon genug, daß wir wissen, die Musik sey vermögend gewesen, die Schlangen zu bezaubern und Leute von dem bösen Geiste zubefreyen; oder ihnen einige Linderung zu verschaffen, welche das Unglück hatten, durch

ihn verunruhiget zu werden, wie wir aus den göttlichen Schriften lernen.

In Ansehung der Beredsamkeit, welche so oft einen Aufstand des Volks entweder verursachet, oder gestillet, und so große und öftere Unruhe in dem Staate zu Athen erregt hat, darf ich nur ihre Gewalt recht zu bemerken, auf den Cäsar, einen der größten und geschicktesten Leute, gehen. Als er einsmals voller Heftigkeit und Zorn wider den Labienus und mit dem Vorsatze wider ihn ein Todesurtheil auszusprechen, auf den Richterstuhl gestiegen war: So hatte die Beredsamkeit des Cicero, welcher es über sich genommen, ihn zu vertheidigen, so viel Gewalt über den Verstand des Cäsars, daß er sein Gesichte dabey veränderte, das Feuer, welches vorher daselbst erschien, machte einer ruhigen und natürlichen Farbe Platz, und er wurde dadurch so sehr eingenommen, daß er das Papier, welches er in der Hand hatte, fallen ließ. Die Beredsamkeit des Cicero hatte mehr Unruhe und Bewegung in seiner Seele verursacht, als er bey aller Gefahr, worinn er sich so oft befunden, noch niemals empfunden hatte, und da sich sein Zorn in Gnade verwandelte, so sprach er diesen vornehmen Uebelthäter, an statt ihn zu verdammen, den Augenblick los.

Wenn demnach alles, was die Malerkunst, Musik und Beredsamkeit mächtiges und starkes hat, in der Poesie vereiniget anzutreffen ist; so ist es kein Wunder, daß sie die Kraft hat, welche man ihr zuschreibt, und daß man ihr die Ehre angethan, und von ihr geglaubt hat, sie sey eine Eingebung des Himmels, und könne als was göttliches angesehen werden. Es mag nun seyn, wie es will, so meyne ich doch nicht, daß jemand leugnen wird, man müsse zur Poesie zum wenigsten eben so viel Stärke des

Verstan-

Verstandes, Urtheilungskraft und eben so edle und erhabene Gedanken und Ausdrückungen haben, als zur Rednerkunst. Ich glaube, man wird mir auch zugestehen, daß man nicht weniger lebhafte Einbildungskraft brauche, als zur Malerey, noch auch weniger Richtigkeit in dem Wortklange, als man in der Musik zur Einrichtung und Abpassung der Töne braucht. Und über dieses lasse ich diejenigen, welche ihre Neigung und ihr Naturell zur Poesie treibt, und welche große Geschicklichkeit dazu haben, selbst urtheilen, wie weit sich die Kraft und Tugend, dieser drey Dinge zusammen genommen, erstrecken kann, und ob die Wirkungen, welche sie hervorzubringen fähig sind, nicht zuweilen werden können, sonderlich bey der ersten Bewunderung, als was übernatürliches, und welches etwas magisches in sich hat, angesehen werden. Ich wundere mich gar nicht, daß der berühmte Doctor Harvey, wenn er den Virgil las, zuweilen über der Tafel aufstund, und sagte, Virgil wäre besessen. Es kömmt mir gar nicht fremde vor, daß der gelehrte Casaubonus so viel Vergnügen und Reizungen, wie er sagt, in dem Lucrez gefunden, und wie er uns versichert, durch einige Stellen dieses Poeten ganz entzückt geworden. Ich bin auch nicht erstaunt, wenn ich gesehen habe, daß man einen großen Lerm angefangen, und viel Leute Thränen vergossen haben, wenn sie gewisse Trauerspiele des Schakespear lesen; und daß viel andre einige große Bewegung in ihrem Geblüte und Eingeweide gefühlt, wenn sie einige schöne und seltene Stücke der Poesie entweder selber gelesen, oder hersagen hören; noch daß Octavia in Ohnmacht gefallen, da sie den Virgil das sechste Buch seiner Aeneis lesen hörte.

Das wird genug seyn, die Macht und Stärke der Poesie zu erweisen und zu erkennen, aus was für einem Grunde die Alten geglaubt haben, sie sey die Wirkung einer göttlichen Eingebung, und warum sie derselben eine Zauberey und Hexerey zugeschrieben. Allein wie die alten Romanen meines Bedünkens die wahre Tapferkeit ihrer Ritter sehr erniedrigten, wenn sie dieselben bey ihren großen Unternehmungen allerhand Zauberstückchen brauchen ließen: So thut man auch der wahren Größe und dem rechten Werthe der Poesie mehr Unrecht, als daß man sie ehren sollte, wenn man solche Zaubereyen erzählt, die man ihr zuschreibt. Bey den nordischen Völkern ist man von diesen fabelhaften Erzählungen so eingenommen, daß die runische Poesie vor ungefähr fünf oder sechshundert und zwanzig Jahren in ein allgemeines Geschrey kam. Man gieng hierinnen so weit, daß die alten Buchstaben, womit diese Gedichte geschrieben waren, durch den Eifer der Bischöfe, und so gar durch die Verordnungen des Staats verdammet und abgeschaffet wurden: Dieses ist zum großen Nachtheile und zu einem unersetzlichen Verluste für die Historie der mitternächtischen Länder geschehen, welche der Sitz unsrer Vorfahren in allen abendländischen Theilen von Europa gewesen sind.

Die wahren Ursachen der Poesie recht zu erkennen, müssen wir nur sehen, durch was für eine Gottheit sie, wie die Alten sagen, eingegeben worden. Sie glaubten, es geschehe durch die Eingebungen des Apollo, welchen sie für den Gott der Wissenschaften überhaupt und insbesondre für den Gott der Musik und der Poesie ansahen. Da nun in der heidnischen Gottesgelahrtheit Apollo die Sonne war; so war die Absicht dieser Fabel, dadurch

zu

zu verstehen zu geben, daß die Poesie und die Musik und überhaupt alle Wissenschaften ihren Ursprung von einer gewissen, edlen und glückseligen Hitze hätten, welche sich in der Blutmischung einer Person und sonderlich in dem Gehirne fände. Dieses verstunden sie eben durch dieses himmlische Feuer, welches den Geist auf eine so angenehme Art erweckt und bewegt, daß sie die Bewunderung demjenigen zuzog, welcher dadurch hitzt und belebt, und wodurch der Geist mit unendlich schönen und angenehmen Vorstellungen erfüllet wurde. Durch den Einfluß dieser Sonne sind die unerschöpflichen Fundgruben der Erfindung hervorgebracht worden, welche die Welt mit solchen seltenen und vortrefflichen Werken, die in allen Ländern eine allgemeine Hochachtung davon getragen, erfüllet haben. Und daher schreibt sich auch der erhabne Geist, welchen weder die Kunst noch der Fleiß jemals geben können, und den man niemals weder durch Regeln noch durch Exempel lernen kann. Daher ists auch geschehen, daß jedermann sagt, er wäre bloß ein Geschenk des Himmels oder der Natur; und ein Feuer, welches sich von einigen Funken anzündete, welche diese große Geister mit sich auf die Welt brächten, und die in ihrer Empfängniß verborgen geblieben wären.

Jedoch ob gleich die Erfindung die Mutter der Poesie ist, so wird dieses Kind doch nackend gebohren, wie alle andre, und es braucht wie sie mit vieler Sorgfalt genähret und gewartet, mit vieler Vorsicht und Ordnung bedeckt und gekleidet, mit Geschicklichkeit erzogen, durch die Kunst ausgepuzt und mit einer großen Aufmerksamkeit angeführet zu werden. Man hat müssen etwas scharf seyn, es zu züchtigen und zu bessern, und

nach vieler Arbeit und Zeit hat es erst seine Vollkommenheit erreicht. Es ist gewiß, daß unter allen Werken des Verstandes keines ist, welches mehr Eigenschaften, oder so vielerley Arten erfordert, als die Poesie. Man braucht eine große natürliche und viel erworbne Geschicklichkeit dazu: Ein gewissermaßen allgemeines Naturell, einen richtigen und regelmäßigen Verstand, und zu gleicher Zeit eine erhabne Seele. Man braucht eine feine und reiche Einbildungskraft, welche sich auf alle Dinge erstrecken kann, und ihrer Materie gewachsen ist. Es wird erfordert, daß sie durch Hülfe eines wahren poetischen Feuers, tausend kleine Dinge entdecket, wenn es nöthig ist, Gleichnisse und Bilder davon zu machen, welche die Augen des gemeinen Volks nicht gewahr werden, und wozu nur solche Geister gehören, die durch eine poetische Flamme erleuchtet werden, daß sie selbige anmerken können.

Außer diesem Feuer der Erfindung, und dieser Lebhaftigkeit des Geistes, muß man viel Kaltsinnigkeit und einen gründlichen Verstand haben, die Sachen und Gedanken wohl zu unterscheiden, welche beym ersten Ansehn und beym ersten Augenblicke nicht viel von einander unterschieden zu seyn scheinen. Man muß bey der großen Anzahl der Gedanken und Vorstellungen des Verstandes oder der Einbildungskraft, zu wählen wissen, diejenigen zu behalten, welche verdienen aufbehalten und angebracht zu werden, und andere in ihrer Geburt zu ersticken, welche nicht verdienen, daß man sich dabey aufhalte. Ohne die Stärke und Erhebung des Verstandes sind die poetischen Stücke niedrig und kriechend und ohne die Gründlichkeit des Verstandes nur Unordnung und Ausschweifung.

Dasjenige, was eigentlich das wundersame in der Poesie ausmacht, bestehet darinnen, daß sie die einander entgegen gesetzten Eigenschaften, als diejenigen sind, die sie nothwendig haben muß, mit einander vereinige: Einen lebhaften und durchdringenden Geist, und beyde zugleich doch sehr gründlich; eine große Zärtlichkeit im Ausdrucke, und zu gleicher Zeit eine große Stärke: Daß sie uns ferner Gedichte verschaffe, die von einer hohen Art und der größten Richtigkeit sind, die was unvermuthetes sagen und gefallen. Der Verstand muß in einer großen Bewegung seyn, damit er fähig werde zu erfinden, und in einer großen Ruhe, damit er sein Urtheil abfassen und seine Gedanken einrichten könne. Sie ist wie ein Baum, der zu gleicher Zeit Blühten und Früchte trägt: Und wie ein Metall, wo man seltene Bilder darein zu stechen, sich des Feuers, des Hammers, der Scheere und der Feile bedienen muß. Kurz man muß eine allgemeine Erkenntniß der Natur, und allerhand Künste haben, und das wenigste, das man fordern kann, ist ein gutes Naturell, ein guter Verstand und Fleiß. Ohne diese letzte Eigenschaft werden die andern nicht viel nütze seyn: Denn ein Mensch, welcher die Poesie nicht zu seiner Hauptsache und zu seinem Capital macht, der wird niemals ein großer Poet seyn.

Wenn ich von der Poesie rede; so verstehe ich nicht darunter bloß eine Ode, oder eine Elegie, ein Lied oder eine Satire; ich verstehe auch nicht durch einen Poeten einen Menschen, der nur eine dergleichen Art Verse macht, sondern einen Menschen, der ein Gedichte verfertiget: Von diesen habe ich gesagt, man müsse sich nicht wundern, daß ihrer so wenig sind, welche man in der Welt für Poeten gehalten, und daß man für diejenigen, welche man wirklich dafür erkannt, so

viel Hochachtung gehabt, als man sie gehabt hat, und so wohl ihnen selbst, als ihren Werken den Namen göttlich beygelegt.

Allein ob wir gleich nur etwas weniges von den Poeten und ihren Werken wissen, die vor Zeiten so hoch geschätzt worden sind, davon die meisten verlohren gegangen, und wovon wir kaum den Namen wissen: So denke ich zum wenigsten doch, daß unter denen, die vor uns übrig geblieben sind, niemand so ungerecht seyn wird, dem Homer und Virgil nicht allein den ersten Platz, sondern so gar eine Art der Herrschaft in diesem Staate oder in dieser Republik der Poeten zu geben: Und daß von ihnen, als so vielen Gesetzgebern oder Prinzen, alle die andern ihre Gesetze und ihre Regeln bekommen. Homer ist ohne Zweifel ein Kopf gewesen, dergleichen niemals in der Welt gewesen, welcher vieles in sich gefaßt und sich weit erstreckt hat; Virgil aber weit vollkommner. Das muß man zugeben, daß der erste die fruchtbarste Erfindungskraft und die reichste Ader, die weitläuftigste Wissenschaft und den lebhaftesten Ausdruck, der jemals gewesen, gehabt hat. Und daß der andere in der Vortrefflichkeit seiner Vorstellungen, in der Richtigkeit seines Entwurfs, der Klugheit und Gründlichkeit seiner Ausführung, und in der Wahl seiner Worte sich sonderlich hervor gethan. Wenn ich meine Meynung mit den Kunstworten der Malerey ausdrucken soll; so findet sich in den Werken des Homers mehr Witz, mehr Stärke, mehr Lebhaftigkeit: Aber bey dem Virgil eine schönere Zeichnung, ein besser Verhältniß und mehr Annehmlichkeit. Die Colorit ist bey nahe in einem, wie in dem andern, und in beyden gewiß vortrefflich. Homer hat mehr Feuer und mehr freyes, und Virgil mehr Licht und Sanftes:

Oder

Oder das poetische Feuer war zum wenigsten in einem heftiger, in dem andern aber glänzender: Daher kam es, daß jener mehr angriff und einnahm, und dieser weit mehr gefiel. Es war so zu reden mehr Gold im Homer, im Virgil aber war es feiner und zu einem schönen Werke geschickter. Kurz, ich glaube, man müsse zugestehen, daß Homer unter diesen zweyen und vielleicht unter allen andern derjenige war, welcher einen weiten, hohen und vortrefflichen Geist gehabt, und einen so allgemeinen Beyfall und eine allgemeine Hochachtung davon getragen, daß man ihn kein rühmlicher Zeugniß geben konnte, als dieses, was einige angemerket haben, welches darinnen besteht, daß nicht nur die größten Meister in seinen Werken die besten und richtigsten Grundsätze aller Wissenschaften und aller Künste angetroffen haben, sondern auch, daß die edelsten Völker in den Werken des Homers den Ursprung ihrer Stammgeschlechter gesucht haben; wiewohl man noch nicht eins ist, ob es wirkliche Geschichte oder Fabeln sind, was er darinnen erzählt. Kurz, diese zween unsterbliche Poeten haben jeder in seiner Art sich so ungemein hervorgethan, daß sie sich außer aller Vergleichung mit andern gesetzt und allen andern die Hoffnung benommen, es ihnen gleich thun zu können. Ja sie haben gewisser maßen die rechte Poesie nicht nur in ihre zwo Sprachen, die griechische und lateinische, sondern auch in ihre Personen eingeschlossen. Ich glaube bey nahe, daß in diesen zween großen Männern so viel Geschicklichkeit zur Poesie und eine so edle Hoheit gewesen, daß ich nicht weis, ob deren jemals in tausend Jahren so viel in der Welt gewesen. Denn an statt eines Mannes, welcher zum Poeten gebohren seyn wird, wie Homer oder Virgil, wird man

vielleicht tausend finden, welche mit solchen Eigenschaften werden gebohren seyn, so große Feldherren oder so geschickte Staatsbediente, als diejenigen, zu seyn, welche die berühmtesten in der Historie gewesen sind.

Ich bin nicht willens, meine Gedanken über die Poesie hier weiter zu treiben, es würde eine zu große Arbeit seyn; ich habe mir auch nicht vorgesetzt, Regeln davon zu geben, noch mir hierinnen zu viel zu zutrauen. Man hat auch sonst schon in dieser nachgrübelnden und beurtheilenden Zeit so viel hiervon geschrieben, daß ich meinen Lesern nur durch verdrießliche Wiederholungen beschwerlich fallen müßte. Die muntern Köpfe in Frankreich dieser Zeit, oder welche nach diesem Ruhme streben, haben eine große Strenge in ihren Beurtheilungen zu zeigen, und sehr genaue Regeln vorzuschreiben gesucht; aber wo ich nicht irre, mit wenig Gründen. Denn ich weis nicht, ob sie es nicht bey denen hätten können bewenden lassen, welche Aristoteles und Horaz gegeben haben, und ob es nicht besser gewesen wäre, daß sie dieselben in ihre Sprache übersetzt hätten, als daß sie Auslegungen darüber gemacht; weil sie, wie mich dünkt, durch dergleichen Schriften nichts ausgerichtet, sondern sich nur groß, aber in nichts vollkommener gemacht haben. Das ist ganz gewiß, daß in dem Naturelle zur Poesie viel zu etwas freyes ist, als daß es sich durch so viel Regeln sollte zwingen und einschränken lassen; ein jeder, welcher seine Sache nach der Richtigkeit und Strenge dieser Regeln ausführen wollte, würde unfehlbar den Geist und die Anmuth dabey verliehren, die bloß natürlich sind, und die man niemals von den besten Meistern lernen kann. Es ist als wenn man ein gut Honig zu machen, den Bienen die Flügel abreissen, und sie zwingen

wollte,

wollte, in ihrem Stocke zu bleiben oder sich nur ein wenig davon zu entfernen und man setzte Blumen für sie hin, welche man für die süßesten hielt, damit sie das Wesen oder die reineste Kraft daraus zögen, nachdem man ihnen den Stachel benommen und wirkliche Fliegen daraus gemacht. Die Bienen wollen so wohl ins Feld als in die Gärten ausschweifen, und selbst die Blumen wählen, die ihnen gefallen, und die sie durch ihre Eigenschaften und durch ihren Geruch zu unterscheiden wissen. Sie wollen lieber in ihren kleinen Häusern mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit arbeiten, sie ziehen ihr Honig mit einer unabläßigen Arbeit aus, und sondern es von dem Wachse durch so kleine wohl abgefaßte Unterscheide ab, daß sie es allein nur machen und davon urtheilen zu können.

Es würde ein sehr großer Verdruß für diese großen Gesetzgeber der Poesie, so wohl der Franzosen als der Unsrigen seyn, wenn man untersuchen wollte, was es denn für große und schöne Stücke sind, welche sie nach denen Regeln, die sie erfunden haben, verfertiget; was sie ihnen für Ehre in der Welt zuwege gebracht, und wie die Leute damit zufrieden gewesen. Ich werde ihnen aber zu ihrem Troste sagen, daß in Griechenland kein einziger großer Poete gewesen wäre, wenn man nach den Regeln urtheilen sollte, welche Aristoteles von der Poesie gegeben: Noch auch zu Rom, wenn man sie nach des Horazes seinen richten wollte, und doch hat keiner von den neuern Poeten es besser zu machen verlangt. Man wird mir vielleicht den Theokrit und den Lucan entgegen setzen. Allein der erste hat nur einige Bauer- oder Hirtenlieder gemacht. Und der andre, welcher in der That ein sehr schön und glücklich Naturell hat, und

zu-

zuweilen sehr hoch flieget, ist so ungleich und so unterschieden von sich selbst und seine Muse so jung gewesen, daß seine Fehler zu handgreiflich sind, nach dieser Ehre streben zu können. Feliciter audet, er wagt etwas glücklich, das ist das rechte Merkmaal des Lucans: wie des Ovidius seines dieses ist, er hat angenehm gespielt, lusit amabiliter. Nächst diesem ist der größte Vortheil, welchen man von allen diesen Regeln haben kann, dieser, daß sie einen Menschen hindern, ein schlechter Poet zu seyn; daß sie aber einen zu einem großen und vortrefflichen Poeten machen sollten, das darf niemand verlangen. Zu zeigen, daß dieses wahr ist, will ich nichts anders, als diese drey Verse des Horazes, zum Beweise anführen:

— Ille mecum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet,
Vt Magus, et modo me *Thebis*, modo ponit *Athenis*.

Derjenige also, welcher nicht in sich selbst die Bewegungen und Leidenschaften empfindet, welche er in andern vorstellen will und wovon ihm die Einbildungskraft um ihn herum keine Bilder und Gesichter zeigt, wie man sagt, daß die Hexen die Geister hervorbringen; wer sich nicht gleichsam an dem Orte und bey den Personen befindet, wovon er eine Beschreibung machen will, den kann man für keinen Poeten halten. Wenn er aber dieses alles hat; so kann man ihm diesen Namen nicht versagen, wenn auch schon in dem Maaße seiner Verse nicht alle mögliche Richtigkeit wäre; wenn auch das Steigen und Fallen nicht allezeit völlig einerley wäre, und das Ohr nicht alle Annehmlichkeit finden sollte, die es bey andern finden könnte.

Allein an statt die Poesie oder die Regel, welche man davon gegeben hat, zu beurtheilen, will ich mich einzig und allein dabey aufhalten, ihre Historie zu beschreiben,

und

und ihr Alter, ihren Gebrauch, die Veränderungen, die damit geschehen, untersuchen, wie auch endlich den Verfall, darein sie gerathen ist.

Darinnen kömmt wohl jedermann überein, daß die ersten Schriften, welche unter den Menschen herum gegangen, poetische Stücke gewesen sind; und daß man sich derselben in einigen Ländern schon vor der Erfindung und dem Gebrauche der Schrift bedient hat. Das letztere ist gewiß, zum wenigsten in Ansehung America, in welchen die ersten Spanier, die daselbst ankamen, viel poetische Stücke antrafen, davon sie so gar einige in ihre Sprache übersetzten. Nun konnten diese Stücke bloß aus einer wahrhaftig poetischen Ader geflossen seyn, zur Zeit, da die Schrift in diesen Ländern nicht einmal bekannt war. Es ist wahrscheinlich, daß dergleichen auch bey den Scythen, bey den Griechen und unter den Deutschen geschehen ist. Aristoteles erzählet von den Scythen, daß Agathyrsis ihnen seine Gesetze in Versen gegeben hätte: Tacitus sagt von den Deutschen, daß alle ihre Jahrbücher und Geschichte in Versen gewesen: Und was die Griechen anbelangt, so waren ihre göttlichen Ausspruche auch alle in Versen. Es würde in der That schwer seyn, die Zeit eigentlich anzugeben, in welcher man angefangen, diese Ausspruche zu geben: Man hat aber viel Ursache zu glauben, daß es geschehen, ehe ihnen noch die Buchstaben zum Schreiben aus Phönicien gebracht worden. Plinius erzählt als eine bekannte Sache, daß Pherecides der erste gewesen wäre, welcher Schriften in ungebundner Schreibart griechisch verfertiget: Und er merkt an, daß Pherecides ohngefähr um die Zeit des Cyrus gelebt habe: An statt daß Homer und Hesiodus etwa hundert Jahr älter und Orpheus,

pheus, Linus und Musäus noch etliche Jahrhundert älter, als diese zween gewesen. Was die Sybillen anlangt, so sind einige eher, als alle Poeten, gewesen, und haben zu den Zeiten und an den Orten gelebt, wovon uns in den Geschichten nichts übrig geblieben. Das wenige, was Solon und Pythagoras geschrieben, haben sie uns in Versen gelassen; und sie haben beyde ein wenig vor dem Cyrus gelebt. Vor ihnen waren Archilochus, Simonides, Tyrtöus, Sappho, Stesichorus und viel andre Poeten, welche zu ihrer Zeit in Ansehen waren. Dergleichen berichtet man uns auch aus Chaldäen, Syrien und China: Und unter den alten abendländischen Gothen, welche unsere Vorgänger gewesen, ist die runische Poesie, wie mich dünkt, so alt, als ihre Schrift. Ihre Gesetze, ihre Sittenlehren, ihre Historie, ihre Kirchengebräuche so wohl als ihre Zaubereyen sind alle in Versen geschrieben worden.

Unter den Hebräern und unter den Büchern so gar der heil. Schrift, ist wohl nach dem Urtheile der meisten Gelehrten das Buch Hiob das älteste. Man glaubt, es sey schon vor Mose gewesen, und dieser Prophet hätte es nur aus dem Chaldäischen oder Arabischen ins Hebräische übersetzen lassen. Zum wenigsten hat man viel Muthmaßungen, welche auf die Gedanken bringen können, daß Hiob keiner aus dem jüdischen Geschlechte gewesen. Anfangs macht das Land, wo er wohnte, welches auf einer Seite Chaldäen, auf der andern Seite Sabäen und Arabien hatte, und hernach unterschiedene Stellen dieses vortrefflichen und gewiß eingegebenen Gedichtes, daß man vermuthen kann, der Verfasser müsse in einigen Ländern nahe bey dem Einflusse des Euphrats oder dem persischen Meere gelebt haben, wo er seine

schönen

schönen und wichtigen Betrachtungen über die Geheimnisse und Wunder der Natur anstellte, die in diesen Ländern sehr gemein waren. Dazu kömmt noch, daß man in dem ganzen Buche Hiobs nicht eine Spur der mosaischen Gebräuche und Ceremonien antrifft, es mag nun auf den Gottesdienst, oder auf den Lebenswandel gehn. Denn was die Opfer und Lobgesänge anbetrifft, so ist dieses alles nicht nur älter in der Religion, als die Zeit, darinnen Moses gelebt; sondern der Glaube einer einzigen Gottheit, welche ohne Bilder und Zeichen angebethet werden sollte, ist auch vor Alters von den Persern, Hetruskern und Chaldäern angenommen und ausgeübt worden. Wenn also Hiob ja ein Hebräer wäre, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er einer von den Nachkommen Hebers ist, welcher in Chaldäen gewohnt hat; oder einer von den Nachkommen Abrahams, welcher dieses Land verlassen hatte, den einzigen Gott allein anzubethen: Viel eher als daß man glauben sollte, er käme von Isaac oder Jacob her, welche allezeit in dem Lande Canaan gelebt haben. Es mag nun hierinnen seyn, wie es will, so zweifelt doch niemand, daß das Buch Hiob in Versen geschrieben worden, und daß es ein Gedichte sey, dessen Grund und Absicht ist, die Gerechtigkeit Gottes, sein Ansehen und seine Vorsorge wider die Beschuldigungen und Verspottungen der Gottlosen und Gottesleugner zu vertheidigen, welche Gelegenheit nahmen, wider Gott zu streiten; weil es alle Tage geschieht, daß eine große Anzahl böser und gottloser Leute in diesem Leben glückselig zu seyn und eine große Glückseligkeit zu geniessen scheinen; da indessen rechtschaffne Leute hingegen ihr Leben oft im Kummer und Elende zubringen. Die Uebersetzung, welche die Juden zu Ferrara von diesem

sem Buche in spanischer Sprache gemacht, welche, wie sie sich rühmen, in solchen Worten geschehen, die dem Hebräischen sehr nahe kommen, daß es beynahe Wort zu Wort ist, und zu welcher Uebersetzung bisher die Uebersetzer der Bibel ihre Zuflucht genommen, giebt uns die ersten zwey Capitel, als wenn sie in ungebundener Schreibart aufgesetzt wären, und das letzte vom siebenten Vers an, als ob es so wohl eine Einleitung zur Historie dieses Buches, als auch der Beschluß des Werkes wäre: Das übrige aber haben sie übersetzt, als wenn es in Versen geschrieben worden; ausgenommen den Zusammenhang des einen Theiles mit dem andern, oder wenn er die Personen miteinander redend in den heiligen Gesprächen, die wir daselbst sehen, einführen will.

Wenn wir die Bücher Mosis für die Aeltesten unter allen hebräischen Büchern halten; so ist sehr glaublich, daß der Lobgesang Mosis zuerst geschrieben worden, und ehe dieser Prophet noch die Hand angesetzt hat, das übrige zu schreiben: Und daß der Lobgesang der Debora auch eher, als das Buch der Richter, geschrieben worden; weil beydes Gesänge sind, die zum Lobe und zum Ruhme Gottes wegen des herrlichen Fortgangs, und des Sieges, welche er die Israeliten davon tragen lassen, angestimmet worden. Ich habe den letztern in der That niemals lesen können, daß ich nicht darinnen die rechten Merkzeichen der Poesie und Malerey angetroffen hätte, so weit solche in einer andern Sprache, in welcher es wolle, kann gezeigt werden, ungeachtet sie etwas von ihrer Schönheit in den Uebersetzungen können verlohren haben, die in unserer gemeinen ungebundnen Schreibart, und in Sprachen verfertiget worden, die von der Grundsprache sehr unterschieden sind. Wenn

wir

wir der Meynung vieler alten und neuen Gelehrten folgen, welche geglaubt haben, daß Esdra den ersten Theil der historischen Bücher des alten Testaments geschrieben; oder unter der Regierung und Eingebung des heiligen Geistes, wie Moses und die andern Propheten in einen Band zusammen gelesen: So werden in diesem Falle die ältesten unter den hebräischen Büchern, die wir haben, die Psalmen Davids, und das andere das hohe Lied seyn, welches vom Salomon geschrieben worden, da er noch sehr jung war, wie er hingegen den Prediger in seinem Alter geschrieben. Man mag es nun auf einer Seite ansehen auf welcher man will, und von der heiligen Schrift reden oder von den weltlichen Scribenten handeln; so erhellet ganz klar, daß die poetischen Werke die ersten Schriften, und bey verschiedenen Völkern in der Welt am meisten im Brauche gewesen sind.

Ich gestehe ganz gerne, es scheint anfangs etwas wunderbar, daß die Art, so richtig, und regelmäßig zu schreiben, wie in der Poesie geschieht, vor der ungebundenen Schreibart, die so leicht, und den Regeln wenig unterworfen ist, sollte im Brauche gewesen seyn: Allein, wenn man darauf nur Achtung giebt, was die erste Absicht beym Schreiben gewesen, so wird es nicht schwerer seyn, die Ursache davon, als die Erfahrung, zu entdecken. Der eigentliche Endzweck, welchen man sich hierinnen überhaupt vorgesetzt, ist gewesen, dem Gedächtnisse zu helfen und zu machen, daß man das Andenken der Worte oder Thaten behalte, welche sonst wären verlohren gegangen, und wovon man in der Welt nicht mehr würde geredet haben. Ehe noch gewisse Fragen und Streitigkeiten der Philosophie den witzigen Köpfen in Griechenland etwas zu thun gaben; so hatten sie nichts in unge-

bundener Schreibart, als ihre Gesetze, einige Sprüche der Weisen, einige Räthsel und Gleichnisse oder Fabeln, in welchen die Alten etwas aus der Natur und Sittenlehre auf eine geschickte Weise versteckt hatten: Alles aber, was sie außer diesen Geschriebnes hatten, waren einige kurze Nachrichten, welche die Personen und ihre merkwürdigste Thaten oder die Zeitrechnung betrafen, und das war alles in Versen. Dahero ist es auch itzo sehr wohl zu begreifen, daß es leichter ist, das Andenken aller dieser Dinge in Versen, als in Prose, zu behalten: Nicht nur wegen des Vergnügens, das man im Maße der Verse und ihrer Töne findet, welches geschickt ist, einen großen Eindruck in das Gedächtniß zu machen; sondern auch wegen der Zusammenstellung der Worte oder Füße; denn das verursacht einen gewissen Takt, welcher ungemein viel dazu beyträgt, daß sich die Worte leichter eines nach dem andern in das Gedächtniß drücken. Man weis die Zahl der Füße, welche jede Art Verse haben muß, und dieses macht, daß man bey Erinnerung einiger Worte urtheilen kann, was vorhergegangen ist, und was nachfolgen kann.

Dadurch ist die Poesie vor der Erfindung der Buchstaben so nöthig geworden und so bequem, nachdem man sie eingeführet hat, und daraus sieht man, daß das große Ansehen und die große Hochachtung, worinnen sie jederzeit gestanden hat, nicht nur aus dem Vergnügen, das man daran gefunden, sondern auch aus dem Nutzen, den man davon gehabt hat, entstanden ist.

Dieses führet uns natürlicher Weise auf die Gelegenheiten, oder die gewöhnlichen Materien der Poesie. Ueberhaupt waren es Lob- und Lehrgedichte, Historien, Liebesgeschichte, Klaglieder, Verweisgedichte. Das Lob

ist

ist die Materie zu den Lobgesängen und Psalmen gewewesen, die in der heiligen Schrift angeführt werden; und zu den Gesängen des Orpheus, Homers und vieler andern: Wie auch zu den Versen, welche man in Rom Carmina secularia nennte, die zum Ruhme der Götter allein gewidmet waren. Dieses war auch der Inhalt der Oden des Pindarus, Stesichorus und Tyrtäus, welche Loblieder auf die Tugend und tugendhafte Personen sind. Das Buch Hiob ist zum Unterrichte gemacht; indem sein Vorhaben war, uns die Vollkommenheiten Gottes, und die Wunder seiner Werke in der Natur bekannt zu machen. Die Poesie des Simonides, Phocilides, Theognis, und vieler anderer kleinerer griechischen Poeten mit dem, was unter dem Namen des Pythagoras in der Welt herum geht, halten Sittenlehren in sich. Das erste Buch des Hesiodus und die Georgica des Virgils handeln vom Feldbau; Lucretius hat die schwersten und tiefsten Materien der Naturlehre ausgeführt. Die Historie ist eigentlich der Grund der Heldengedichte, wie die Ilias des Homers und die Aeneis des Virgils, welches zwey unvergleichliche Werke sind. Die Fabel, welche eine Art der Historie ist, macht die Materie der ovidianischen Verwandlungen aus. Die lyrische Poesie ist eigentlich für die Liebe bestimmt worden: Zuweilen aber hat man sie auch zum Lobe gebraucht. Die Liebe hat auch Materie zu Hirtengedichten verschafft, wie man es beym Theokrit, Virgil und Horaz sieht, welcher, wie ich denke, der erste und rechte lyrische Poet unter den Lateiner gewesen ist. Die Klagen hat man der Elegie überlassen, und das Anklagen und Richten für die Satire aufgehoben. Die dramatischen Gedichte sind aus allen diesen verschie-

denen Arten der Poesie zusammen gesetzt worden; ihr vornehmster Endzweck aber ist gewesen, andere unter der Decke und Verkleidung der Fabel, oder durch das Vergnügen und die Ergötzlichkeit der Historie zu unterrichten. Man hat sich in diesen Werken vorgesetzt, die Schönheit der Tugend kenntlich zu machen und zu zeigen, was ihr Lohn und Glück ist, wie auch die häßliche Gestalt des Lasters, nebst dem Unglücke, das sie zu begleiten pflegt, vorzustellen; und da sie von beyden Exempeln giebt, die Menschen dadurch zur Liebe, zur Tugend und zum Hasse des Lasters zu bewegen. Man hat die üblen Gewohnheiten abschaffen, die bösen Sitten bessern, und die Heftigkeit der Leidenschaften mäßigen wollen. Das sind überhaupt die Materien der verschiedenen Stücke für die Schaubühne, das Lustspiel und das Trauerspiel, bloß mit diesem Unterschiede, daß das Lustspiel ihre Bilder und Vorstellungen aus dem gemeinsten und gewöhnlichsten Lebenslaufe der Menschen nimmt: An statt daß das Trauerspiel dasjenige vorstellt, worinnen sich die Leidenschaften in den menschlichen Handlungen am heftigsten und gewöhnlichsten zeigt. Wenn ich diese Betrachtungen weiter treiben wollte, so würde ich mich auf einen Weg begeben, der so sehr schon gegangen, und bekannt ist, daß ich nur die Zeit verlieren und den Leser vergebens aufhalten würde.

Wieder aber auf die Veränderungen zukommen, welche in der Poesie vorgegangen sind; so will ich nur eine anmerken, die alt ist, und einige andere, die neu sind, die aber bey dem Verfalle des großen Reiches des Verstandes nur alzu empfindlich sind. Die erste Veränderung, welche in der Poesie geschehen, ist daher gekommen, daß man sie in die Prose gebracht hat, und ihr die weiten und schleppenden Röcke angethan, die gemeinen

meinen Decken der Prose, unter welchen sie ganz verstellt geworden, und die ihre vornehmste Schönheit und ihre regelmäßigsten und artigsten Züge verborgen haben. Aesopus war der erste, der es in Griechenland that; doch diese Gewohnheit ist in den Morgenländern noch weit älter, und weit mehr im Gange gewesen, wie man es aus den vielen Gleichnissen so wohl des alten als neuen Testaments siehet. Man hat auch im Persischen ein Buch Fabeln gehabt, nach Art des Aesopus seinen, von welchen man vorgiebt, daß es aus einem alten indianischen Buche übersetzt worden sey. Allein ob es gleich den Morgenländern natürlich zu seyn scheinet, so glaube ich doch nicht, daß es so alt sey, noch auch, daß darinn so viel Verstand, als in dem Griechischen, sey. Die Poesie ist auch noch auf eine andere Weise in die Prose gerathen, nemlich bey denen milesischen Erzählungen, welche eine Art kleiner Hirtenromane waren. Allein ob sie gleich sonsten in Griechenland und zu Rom sehr im Gange waren; so weis ich doch nicht, daß wir Exempel davon hätten, es müßten denn die Hirtengedichte des Longus seyn, welche uns von der großen Zärtlichkeit und dem Vergnügen, das man in dergleichen Erzählungen antrifft, einen Geschmack beybringen. Die letztere Art der Poesie in Prose ist die, welche in dieser letzten Zeit die Welt unter dem Namen der Romane gleichsam überschwemmt hat: Denn obgleich diese Erfindung etwas neues, und das Werk eines gothischen Verstandes zu seyn scheinen könnte: So ist sie doch sehr alt. Die Ueberbleibsel des Petrons scheinen von dieser Art eben so wohl zu seyn, als was Lucian eine wahre Historie nennt. Das älteste Werk aber, das man für einen Roman hält, ist wohl des Heliodors seines, welches durch den

Vorzug berühmt geworden, den ihm sein Verfasser vor dem Bisthume gab, welches er lieber verlieren, als dieses Kind seines Verstandes verleugnen wollte. Den Witz und die Schönheit dieser alten Art der Poesie aber trifft man wohl am besten in den Werken des Herrn Chevalier Sidney an, den ich für den größten Poeten und den vortrefflichsten Kopf unter allen denjenigen halte, die nach ihm gekommen sind, und in unsrer Sprache oder in einer andern von den itzigen Sprachen geschrieben haben; kurz für einen Mann, der gebohren war, es nicht nur so weit zu bringen, daß er was großes und schönes entwerfen, sondern auch andern zum Muster dienen können, wenn sein Leben so lang gewesen wäre, als sein Verstand und seine Tugend etwas seltnes waren.

Ich will mit ihm dasjenige aufhören, was ich von der alten Poesie zu sagen hatte, in der Fortsetzung aber meiner Untersuchung ihres Verfalls mich zu denen Veränderungen wenden, welche seit der Abnahme und dem Verluste der Poesie der Alten geschehen sind. Denn was wir heute davon sehen, das ist als ob uns nach dem Tode der wahren Poesie nur noch der Schatten übrig geblieben wäre. Der Grund und die Ursache dieser Veränderungen ist keine andere, als die bekannte Umkehrung, welche die Gestalt des römischen Reiches verändert, und die Reiche der Gothen, Wenden, und dergleichen andrer barbarischen Völker, welche alle Provinzen des Reichs in Europa überschwemmten, auf seinen Untergang erbauet hat. Nach den Eroberungen des Cäsars bey den Gaulen, und in demjenigen Theile Deutschlands, der ganz nahe liegt, und die unter der Regierung des Augusts und Tiberius, durch ihre Generallieutenants vermehret worden, fanden sich viel Gauler und Deutsche, die sich zu

der

der römischen Armee, und folglich nach Rom begaben, wo sie ihre beständige Wohnung aufschlugen, wie viele Spanier, Syrer und Griechen es vor ihnen zu der Zeit gethan hatten, als ihr Land unter die Bothmäßigkeit der Römer gefallen war. Die Vermischung aller dieser Völker verderbte in weniger Zeit die Reinigkeit der lateinischen Sprache, daß man in dem Lucan, und noch mehr in dem Seneca die große Veränderung leicht wahrnimmt, welche sich seit der Regierung des Augusts daselbst eingeschlichen hatte. Nachdem Trajan und Adrian die Deutschen und Scythen auf beyden Seiten der Donau sich unterwürfig gemacht hatten; so fieng sichs an, daß diese barbarischen Völker einen großen Verkehr mit den Römern hatten, und ich bilde mir ein, die kleinen Verse, welche man dem Kaiser Adrian zuschreibt, waren eine Nachahmung der runischen Poesie. Das Scythicas pati pruinas des Florus zeigt zur Gnüge an, von was für einem Stamme sie sind, und von was für einer Himmelsgegend sie können gekommen seyn: Und die ersten Reime, welche ich im Latein gelesen habe, wobey man mit den Buchstaben und Sylben spielet, finden sich in den Versen, welche Adrian machte, als er merkte, daß er dem Tode nahe war

O Animula, vagula, blandula,
Quae nunc abibis in loca,
Pallidula, lurida, timidula,
Nec vt soles dabis ioca.

Man hat Ursache zu glauben, daß sich der alte Geist der Poesie durch die langen und blutigen Kriege mit den barbarischen Völkern verlohren, und ein ganz neuer Geist angefangen hat, seinen Platz einzunehmen; oder daß

daß Adrian, welcher so wohl, wie die übrigen, gelehrt thun wollte, und doch nicht fähig war, die alte Ader der Poesie zu erreichen, sich zu dieser neuen wendete, die ihm seine großen Feldzüge in diese Länder geläufig gemacht hatten; und es ist wahrscheinlich, daß es andere nach dem Exempel ihres Kaisers auch thaten. Zur Zeit des Boetius, welcher unter der Regierung des Theodorics zu Rom lebte, finden wir, daß die lateinische Poesie sehr nach der Nachahmung der gothischen schmeckte, und man kann wohl sehen, daß die alte Poesie daselbst nicht mehr sehr im Gebrauche war.

Seit der Zeit wurden die schönen Wissenschaften durch die schwarze und dicke Wolke der Unwissenheit mehr und mehr verdunkelt, die sich aus dem Innern der mitternächtischen Gegenden erhob, und indem sie sich durch einen beständigen Fortgang, welchen diese barbarischen Völker gewonnen, vermehrete, endlich über ganz Europa erstreckte. Die römische Sprache fing selbst an abzunehmen und nicht mehr so im Gebrauche zu seyn und aus der Verderbniß, welche dabey geschah, erwuchsen drey neue Sprachen in Spanien, Italien und Frankreich. Man redete in langer Zeit, an dem Hofe der Fürsten oder Großen dieser sieghaften Völker nichts anders, als ihre gothische Sprache, oder fränkisch und sächsisch, welche alle mit etwas Deutschen vermengte Sprachen waren; weil die meisten von diesen mitternächtischen Völkern lange Zeit in Deutschland geblieben waren, ehe sie noch weiter gegen Mittag oder Abend gegangen. Ueberall wo die römischen Pflanzstädte lange Zeit gewohnt hatten, und wo man durchgängig ihre Sprache redete, bediente sich das gemeine Volk derselben noch; sie war aber durch die Landessprache, die man

beständig darein mengte, sehr verderbt worden. Zur Zeit Carls des großen wurde sie in Frankreich rustica romana und in Spanien, so lange es unter der Herrschaft der Gothen war, Romance genennt. In England aber, wohin die römischen Kaiser alle ihre Truppen zur Vertheidigung der Gaulen wider die Einfälle der Barbarn zogen, und von welchen viel Einwohner der Sprache der Römer, mit welchen sie viel zu thun hatten, sehr gewohnt waren, hatte sich diese Sprache so wohl, als die eigne Sprache der Engländer gegen die Zeit des Kaisers Valentinianus ganz und gar verlohren, und man hingegen die sächsische Sprache daselbst, ohne viele Schwierigkeit eingeführet. Durch diese Veränderungen verlohr sich die alte Poesie völlig aus diesen Ländern, und es kam darinnen nach und nach eine neue auf, welche man mit einem neuen Worte durch eine kleine Veränderung des gothischen Worts Runes und nicht, wie man es insgemein glaubt, des griechischen ῥυθμος Reime nennte.

Runes war eigentlich der Name der alten gothischen Buchstaben, welche durch Odin entweder erfunden, oder in die Pflanzstadt der Geten oder Gothen gebracht worden, die er in den mitternächtischen Gegenden um das balthische Meer herum, wie wir es in der vorhergehenden Abhandlung angemerkt, aufgerichtet hatte. Weil aber alle ihre Schriften viel hundert Jahre lang in Versen waren; so wurde das Wort Runes zu einem allgemeinen Worte für alle ihre Poesien, und diejenigen, welche sie schreiben, Runers oder Rymers genennt. Sie hatten noch einen andern Namen, welcher diesen Scribenten oder zum wenigsten einer gewissen Gattung unter ihnen ganz eigen war, welches der Name der

Viises, oder der Wises ist: Und weil die Weisen dieses Volkes ihre Gedanken am besten ausdrückten und ihr Wissen und ihre Geschicklichkeit, die sie in dergleichen Dingen hatten, am besten zu verstehen gaben; so beehrte man diejenigen, welche in diesen Schriften am besten fortkamen, und einen großen Ruhm davon trugen, mit dem Titel der Wisemen der Weisen: Und man gab ihrem guten Verstande und ihrer großen Einsicht den Namen der Wisdom, das ist, der Weisheit. Alle die Schriften aber, welche nur zum Ergötzen und zum Vergnügen dienten, belegte man mit dem Namen Wit, das ist, des Witzes: Und dieser Name wurde auch bey der Poesie wegen des Vergnügens gebraucht, mit welchem man sie lesen oder hersagen hört.

Es waren mehr als hundert verschiedene Arten dieser Runes, die bey den Gothen im Brauche waren. Einige bestunden aus langen Versen, andere aus kurzen: Andere aus gleichen und ungleichen Versen; und die Tonfälle waren darinnen sehr unterschieden, wie auch das Sylbenmaaß und die Füße, welches bey allen einen großen Unterscheid machte, wenn man sie hersagen wollte. Bey einigen spielte man mit einem Worte auf das andere und man gab sich Mühe es so einzurichten, daß die Sylben der Wörter unter sich eine Art der Zusammenstimmung machten, es mochte nun in einem Verse seyn, oder zwischen zween und zween, oder wechsels Weise, welches eine Art ihres Tonfalls ausmachte, der den groben Ohren dieses Volkes gefiel. Weil ihre Sprache eine große Anzahl einsylbiger Wörter hatte, und unter dieser großen Anzahl viel waren, die in Aussprechen einerley klingen; so hatte man eine andere Art Runes erfunden, wo man es so machte, daß allemal bey

zween

zween Versen oder vier gegen vier die letzten Worte alle einerley Klang hatten. Da dieses nun nicht viel Mühe kostete; so brauchte man auch weder viel Geschicklichkeit, noch viel Verstand, es zu machen; weil ein klein Geräusche dadurch entstund, welches dasjenige ersetzte, was anderswo mangelte, und die Ohren des gemeinen Volkes sehr kützelte. Dergleichen Verse wurden mit der Zeit in allen Pflanzstädten der Gothen in Europa sehr gemein, und daher ist es gekommen, daß die Reime, oder die Runes, die neue Poesie aller dieser Länder geworden sind.

Dieses ist aber nicht die Poesie der neuern Sprachen allein gewesen, sondern sie war es auch in den Zeiten der Unwissenheit bey der verderbten lateinischen Sprache, die sich noch unter den Mönchen und Priestern erhalten hatte, als ein Merkzeichen des Unterscheids von dem unwissenden Pöbel, der sie, wenn sie lateinisch redten, für große Leute hielten. Sie hätten auch geglaubt, sie machten sich geringschätzig, wenn sie in ihrer eignen Sprache geredt oder geschrieben hätten. Wenn ich vom Pöbel rede; so verstehe ich dadurch nicht nur die gemeinen Leute: Sondern überhaupt alle Personen, auch so gar vom Stande, nemlich ihre Barons und ihre Prinzen: Und dieses gieng so fort bis auf die Zeiten, da sich die schönen Wissenschaften in Europa wieder empor zu bringen anfingen, welches über zweyhundert Jahre eben noch nicht ist.

Die gemeine Art der gothischen Runes war, wie die Dithyramben, welche eine gewisse Gattung unordentlicher Verse ist, wo man dem Maße und den Regeln nicht unterworfen ist, und die deswegen nicht viel Mühe zu machen kosten. Bey dem allen findet sich doch

etwas

etwas in dieser Poesie, welches von der poetischen Ader zeiget, wie auch von den Bewegungen, die eine Wirkung des poetischen Feuers sind, welches gewissen Leuten so natürlich und eigen ist. Jedoch diese Poesie mag an sich selber seyn, wie sie will; so gefiel sie nicht nur diesen ungezognen und barbarischen Völkern, bey welchen sie sehr im Brauche war, sondern sie waren recht von ihr eingenommen, und die Runers waren nicht weniger bey ihnen in Ansehen, auch nicht weniger von den Gothen bewundert, als die besten Poeten der Alten es unter allen ihren artigen und gelehrten Völkern gewesen sind: Wie das Sprüchwort sagt: Wo lauter Blinde sind, da sind die einäugigen Könige. Man hielt diese Runers eben so wohl für Leute, die aus Eingebung redeten, als es die Alten von ihren Poeten geglaubt haben, und man entzog auch ihren runischen Poesien den Namen des Göttlichen oder des Magischen nicht, womit man der alten Poeten ihre beehret hatte.

Sie ließen ihre Ader bey verschiedenen Gelegenheiten fließen, die sich aber alle auf die allgemeinen Materien bringen lassen, welche wir erst berührt haben, da wir von der alten Poesie redeten. Ihre gewöhnlichsten Gelegenheiten waren inzwischen die Erzählungen verwegner und martialischer Thaten ihrer Kriegsleute, die Lobsprüche ihrer Unerschrockenen, welche sich einer nach dem andern im Streite sehen lassen oder getödtet worden, indem sie tapfer mit einander schlugen. Man beschenkte einander gemeiniglich mit diesen Liedern, oder mit diesen Balladen an Festtagen oder in den Versammlungen junger Leute, daß man sie zur Tapferkeit erwecken, und zum Morden und Rauben anfrischen möchte. Sie ließen in ihre Verse nicht leicht die ausgekünstelten Meynungen der Ehre

und

und Liebe kommen: Die schickten sich für so wilde Völker und für eine eiserne und blutige Zeit nicht. Die ganze Ehre bestund damals im Ueberwinden: Und die Liebe, einen großen Raub zu erhalten, und seiner Wollust ein Gnüge zu thun.

Aber wie bey dem allen das rechte poetische Feuer unter ihnen etwas überaus seltenes war, und in den meisten ihrer Poesien ein sehr unordentliches Feuer herrschte, welches nur zu Zeiten prasselte und diejenigen, welche sie lassen oder diese Poesien hersagen hörten, nur in etwas befriedigte die Runers auch sahen, daß sie sich hierdurch nicht in Verwunderung setzen könnten; so dachten sie auf ein ander Mittel, welches die Bezauberungen und Hexereyen waren; sie wußten mit diesen das Hohe und Wunderbare zu ersetzen, welches sich in der Poesie und Prose der Alten finden ließ, bey ihnen aber mangelte. Damit nun die Runers ihre Reime in Ansehen brächten und ihnen Verwunderung zuzögen; so wandten sie sich zum Hexen und zum Bezaubern, und rühmten sich, daß sie durch dieses Mittel Sturm und Wetter erregen, das Meer stillen, die Feinde in Schrecken setzen, sich in die Luft erheben, die Geister beschweren, die Krankheiten heilen, das Blut in Wunden stillen, sich bey den Weibern beliebt machen und die Menschen feste machen könnten: Weswegen der eine von ihren ältesten Runers versichert, er habe die Probe durch die Kraft seiner Zauberkunst an sich selbst gemacht. Da der gewöhnliche Titel dieser Runers der Titel Viises oder Wises war; so machte man hernach Wizards und Witches daraus, welches Hexenmeister und Hexen bedeutet, und dieses legte man allen Männern und allen Weibern bey, welche in dem

Rufe

Rufe waren, daß sie dergleichen Wunderdinge und Hexereyen machen könnten.

Aus dieser Werkstatt scheinen alle Siegeszeichen herzukommen, welche man die Bezauberungen in den alten spanischen Romanen davon tragen läßt, die bey ihnen die Früchte dieses alten gothischen Geistes gewesen sind, den sie noch seit der Zeit behalten hatten, als die Gothen in ihrem Lande herrschten. Sie haben ihn auch so gar nicht verlohren, nachdem Spanien durch die Saracenen wieder hergestellt worden, auch mitten unter den wichtigen und unaufhörlichen Beschäfftigungen langer Kriege, welche sie mit diesen Völkern hatten. Ohne Zweifel entsprangen aus eben dieser Quelle alle die eingebildeten Arten der Geister, Gespenster, Erscheinungen und Blendwerke, womit die Kinderwärterinnen ihre Kinder erschrecken, und zuweilen einen so tiefen Eindruck in ihr Gemüthe machen, daß sie sich noch lange Zeit davor fürchten, bis sie zu einem Alter gekommen, da sie ihre Vernunft recht brauchen können, und Gott weis, wenn dieses geschieht; bey den meisten geschieht es zum wenigsten sehr späte, und bey einigen kömmt diese Zeit so gar niemals. Kurz, diese eitlen Einbildungen waren unter den Gothen und ihren Nachkommen so gemein, daß sie allerhand Arten der Bezauberung nicht nur ihren Runers oder ihren Versen, sondern so gar denen Buchstaben und Zeichen, deren sie sich zum Schreiben bedienten, zuschrieben. Das war die Ursache, daß man sie gegen das eilfte Jahrhundert ganz und gar verboth und den Gebrauch derselben in Schweden völlig abbrachte, wie man es vorhero in Spanien durch weltliche Gesetze und geistliche Verordnungen gethan hatte; und wenn auch nach der Zeit einige Spuren dieser Wissenschaft in dieser Sprache ja

noch

noch übrig geblieben; so ist es in den äußersten Norden und mitten nach Island verwiesen und getrieben worden.

Wenn man sich die Mühe giebt, über dasjenige nachzudenken, was sich nur seit dreyßig oder vierzig Jahren zugetragen hat: So wird man sehen, wie leichtgläubig man noch bey den alten Gespensterhistorien, Erscheinungen der Geister, Hexereyen und Zaubereyen gewesen ist. Vor nicht langer Zeit hielt das gemeine Volk an einigen Orten in Frankreich es für eine gewisse Sache, daß es Lougarous gäbe, das ist, Menschen, welche die Gestalt eines Wolfes annähmen: Und ich erinnere mich, einige Irrländer gesehen zu haben, die eben das glaubten. Wir finden auch noch in unserer Sprache Ueberbleibsel von diesen alten Einbildungen: Denn in dem alten Runischen bedeutet das Wort Mara einen Geist, der auf die Leute fällt, wenn sie in ihrem Bette ruhig schlafen und ihnen das Reden benimmt und die Kraft sich zu bewegen. Unser altes Nicka hieß noch in eben der Sprache ein Geist, welcher die Leute erstickte, die ins Wasser fielen. Das Wort Bo ist der Name eines trotzigen Kriegsmanns, welcher ein Sohn des Odins war, und dessen Namen die Soldaten mit lauter Stimme und wiederholtem Schreyen ausriefen, wenn sie den Feind angriffen, damit sie ihm dadurch eine Furcht einjagen möchten. Ich vermuthe, daß es sich noch eben daher schreibt, woher unser gereimtes Sprichwort kömt, Rats to Deuth.

Nach der Zeit, von der ich geredet, sah man noch einige Spuren der runischen Poesie in Irrland. Unter denen verschiedenen Lebensarten, welche die Sieben, die unter ihnen ansehnliche Leute waren, ihre Kinder lernen ließen,

ließen, war nicht nur ein Arzt, ein Jäger und ein Hufschmid und andere dergleichen Werkleute, sondern auch ein Poet und Mährchenerzähler. Die Schuldigkeit des Poeten war, die berühmten Thaten der Voreltern des Geschlechts in Verse zu bringen, damit man sie an Festtagen singen und die Gesellschaft damit erlustigen könnte. Und der Mährchenerzähler war dazu bestimmt, daß er durch mancherley Zeitvertreib die Traurigkeit und Schwermüthigkeit derjenigen aus ihrem Geschlechte linderte, welche nicht einschlafen konnten. Hierbey erinnere ich mich, daß ich habe sagen hören, ein braver nordischer Edelmann aus Irrland wäre auf die Wolfsjagd in die Berge gegangen, die gemeiniglich drey oder vier Tage dauert, und da er daselbst die Nächte sehr übel zugebracht und kaum einige Stunden schlafen können, so hätte er einen seiner Mährchenerzähler rufen lassen, welcher so bald, als sich dieser nieder gelegt hatte, eine gewisse Historie von einem Könige oder von einem Zwerge und einer Jungfer angefangen und andere solche Mährchen zum Zeitvertreibe mehr, welches die ganze Nacht in einem Tone so fort gewähret, so gar daß man ihn noch immer erzählen hören, wenn man aufgewacht. Sie machten aus dem Mittel, die Leute einzuschläfern, so viel, daß sie glaubten, es wäre kein besseres und unschuldigers Mittel in der Welt, als dieses den Schlaf zu befördern und Leib und Seel zu trösten und zu erquicken. Ich erinnere mich auch in meiner Jugend gesehen zu haben, daß viel Leute bey uns ihre Danksagung und andere gewöhnliche Gebethe in Versen hergesagt haben. Es ist auch gewiß und bekannt, daß man Schuldverschreibungen aufbehalten und Aufgaben in Versen gemacht hat, auch nach dem, da dieses Land ist eingenommen worden.

Das sind die elenden Lumpen, womit die Poesie zu allen Zeiten der Unwissenheit ist bekleidet worden, darinnen ganz Europa im Finstern lag, nachdem so viel schone und vortreffliche Wissenschaften, die es unter dem römischen Reiche aufgeklärt hatten, verschwunden waren: Denn in so weit sich viel neue Regierungen auf den Ueberbleibseln dieses großen und blühenden Reiches erhuben und sich alle diese barbarischen Völker, welche aus Norden gekommen waren, in allen diesen Landschaften fest setzten, so bekam daselbst alles eine andre Gestalt: Es entstunden neue Gewohnheiten, neue Kleidertrachten, neue Sprachen und bey nahe eine neue Natur. Nachdem die Morgenröthe eines neuen Tages aufzugehen anfieng und die Wissenschaften gleichsam wieder aufstunden und mit ihnen die zwo gelehrten Sprachen das Griechische und Lateinische; so hub auch die Poesie an, sich wieder zu erholen: Sie war aber von sich selbst sehr unterschieden, und hatte weder die vorigen Züge, noch die vorige Kleidung, noch den vorigen Geist, welche sie sonst gehabt hatte; dieses alles war ungemein verändert. Es waren bloße Reime nach Art der Gothen, und man traf nicht eine einzige neue Sprache an, bey welcher man die Füße und das Maaß der Verse anbringen konnte, welche man in dem Griechischen und Lateinischen angebracht hatte. Einige Poeten unterstunden sichs zu thun: Allein sie kamen mit ihrem Vorhaben übel zurechte, und sahen sich genöthiget, selbiges zu verlassen.

Indessen hatte die Poesie unter dieser neuen Gestalt doch noch etwas reizendes: Sonderlich fand man einige Annehmlichkeit darinnen, und sie fieng an, unter der Hand verschiedener Meister dieser Kunst, die sich Mühe gaben, sie feiner zu machen, ganz artig zu werden. Petrarch,

Ronsard und Spencer gaben sich Mühe mit einem großen Beyfalle der Leute verliebte Verse, Lobeserhebungen, und Klagen zu machen. Ariost und Tasso versuchten heroische Gedichte zu verfertigen: Weil aber ihre Flügel nicht stark genug waren, sich von selbst hoch zu erheben, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Alten, und bemühten sich, ihnen nachzuahmen, sonderlich dem Virgil, von welchem sie das Muster nahmen, so weit die Stärke ihres Geistes, die Unbequemlichkeit ihrer Sprachen und der Unterscheid ihrer Arten und Gewohnheiten es ihnen verstatten konnte. Die heidnische Religion war gemeiniglich mit der Poesie der Alten vermischt, und wie sie dadurch sehr angenehm wurde; so wollten die neuern Poeten nach ihrem Exempel die christliche Religion in ihre Verse bringen und sie in ihre Gedichte mit einfließen lassen. Allein eine Religion, welche die Wahrheit selber ist, schickt sich nicht zu den Fabeln, wie es wohl bey der falschen angegangen ist: Vielmehr geschah es, daß die Religion dadurch geringschätzig wurde, an statt die Poesie zu erheben. Spencer suchte dieses durch die Sittenlehre und durch schöne Lebensregeln zu ersetzen, an statt die Historie auszuführen, welche eigentlich das Werk der Heldengedichte ist. Er führte sein Vorhaben auch sehr wohl aus, nach der Art als er sichs vorgenommen hatte, und zeigte in seinen Versen eine sehr schöne Einbildungskraft und einen hohen Geist: Allein seine Sache war allzu arm und seine Sittenlehre zu trocken, daß er darinnen hätte recht fortkommen können. Man kann sagen, es war eine Pille, die man in der That wohl vergoldet hatte, daran aber das Gold so dünne war, daß man so wohl an der Farbe, als am Geschmacke, die Materie leicht merken konnte, die darunter verborgen lag.

Ich

Ich kenne außer diesen dreyen keinen neuern Poeten, der in dem Heldengedichte etwas gethan hätte, welches verdienete, daß man davon redete. Die muntern Köpfe unsrer Zeit werden bey denen Schwierigkeiten, die sich finden, dergleichen Werk zu unternehmen, zu bald verdrüßlich und sie suchen für ihre poetische Ader andere Dinge aus, die sich für sie besser schicken. Dahero sind sie zufrieden, wenn sie nur Lieder, Sonnete, Oden, Elegien, Satiren und Lobreden verfertigen und von den Dingen und bey gewissen Gelegenheiten, die sich zeigen, nur das machen können, welches wir Nachbilder nennen. Zu den höhern und vortrefflichern Werken haben sie weder Geschicklichkeit noch Fleiß genug; sie sind den Malern ähnlich, welche sich darauf legen, im Kleinen zu malen, wenn sie nicht fortkommen können, große Bilder zu machen.

Die neuern Poeten machen, dieser kleinen Münze einen Werth zu geben und sie in Gang zu bringen, ob sie gleich von einer weit geringern Materie ist, als man bey den Alten dazu nahm, hierinnen eine Vermischung zweyerley Arten der Poesie, die zu der Zeit entweder wenig bekannt war, oder wenig geachtet wurde. Es ist zwar wahr, in dem alten Lande der Poesie gab es auch gewisse kleine Werke, welche man Epigrammata nennte, die zuweilen nur aus zwo Zeilen, zuweilen auch aus vieren oder sechsen bestunden; und weil es sehr kleine Stücke waren, so lief es dabey einzig und allein auf eine Gedanke oder einen sinnreichen Einfall hinaus. Die einzigen Stücke dieser Art, welche man vorzeiten bey den Lateinern fand, waren die so genannten Priapeia, welche kleine impromtu waren, oder andere dergleichen Verse, die nicht viel zu machen gekostet haben, auf die lächerlichen hölzernen

Bildsäulen des Priapus, die man zu Rom in den Gärten sahe. Als das Wissen, der Verstand und die lateinische Sprache anfingen in Verfall zu gerathen; so wendeten sich Martial, Ausonius und einige andere zu dergleichen kleinen Poesien, und bedienten sich derselben ohne Unterscheid, bey allerhand Gelegenheit, ob sie gleich anfangs nur zu einer Materie bestimmt gewesen waren, und man suchte hierinnen mehr Zierlichkeit, als sie natürlicher Weise haben sollten. Dergleichen Verse schienen gleichsam Stücke und Abschnitzlinge zu seyn, die sie aus der Poesie gemacht hatten, da sie dieselbe zertheilt hatten, die sich in so großer Menge fanden, daß man sie in allen Poesien der neuern Sprachen antraf. Die Italiener, die Franzosen, die Spanier und wir Engländer scheinen in nichts mehr einen Ruhm zu suchen, als in einigen sinnreichen Gedanken, und scharfsinnigen Einfällen. Sonsten nahm man dieses nur in alle Stücke, den Geschmack ein wenig zu erwecken, der ohne dieses sehr schlecht, und nicht sonderlich angenehm war; und als eine lebhafte und helle Farbe, die man mit der blassen vermischte, dieselbe dadurch zu erheben. Kurz, wenn ein Stücke weder Verstand noch Kraft hatte, so ersetzte man dieses durch dergleichen scharfsinnige Einfälle, oder durch dergleichen Gedanken, die, so zu reden, eine Art Salz waren, damit die Sache länger dauerte. Allein wie die lebendigen Körper zu ihrer Erhaltung dessen nur wenig oder gar nicht nöthig haben, und nur diejenigen Körper dasselbe brauchen, die nicht mehr leben: So war es auch bey nahe in Ansehung der Poesie mit den scharfsinnigen Einfällen beschaffen. Und daß ich noch weiter mit diesem Bilde des Salzes fortfahre, so braucht man es nur bey den Speisen, die für sich selbst keinen Geschmack haben.

haben. Denn man kann dessen bey denjenigen gar leicht entübrigt seyn, die von Natur sehr schmackbar sind. Es mag nun seyn, wie es will, so überschwemte dieses doch, wie ein Bach, die ganze neuere Poesie, und man brauchte so wenig Verstand und Nachsinnen dabey, daß man überall, wo man nur zween Verse antraf, die sich reimten, auch einen Gedanken oder einen scharfsinnigen Einfall daselbst haben wollte, in allen Stücken die nur ein wenig lang waren, eben so wohl als in den Kurzen, ja in einem ganzen Gedichte, es mochte seyn, wie es wollte. Das war eben so viel, als wenn man in einem Gebäude lauter Zierrathen haben; oder die ganze Kleidung aus lauter Stickerey und Verbremung bestehen müsse: Oder, noch mehr, als wenn man das ganze Gesichte mit Schminkpflästerchen, und ein Kleid mit Gold und silbernen Knopflöchern bedeckte. Außer diesen hat auch die Burlesque viel zur Verderbniß der Poesie beygetragen. Es war als wenn nichts gefallen könnte, wenn es nicht zu lachen machte, welches doch von zwo Neigungen unsrer Seele herrührt, die sehr von einander unterschieden sind. Denn natürlicher Weise lacht man nicht gerne über Sachen, die gefallen: Und diejenigen gefallen nicht sonderlich, die zu lachen machen.

Bey dem allen ist dieser Fehler sehr allgemein geworden, und unsere neuern Poeten finden kein besser Mittel zu gefallen, als die Burlesque, worinnen sie nicht leicht stecken bleiben. Sie sind noch mehr dazu getrieben worden, da sie gesehen haben, daß eben diese Art und eben dieser Witz in dem gewöhnlichen Umgange herrschte, anstatt daß man dieses sonst ganz und gar dergleichen geringen Köpfen überließ, die man gemeiniglich für Narren hält, und sie in große Häuser kommen läßt, eine

Gesellschaft zu ergötzen. In den Versen des Horazes kann man sehen, was die Römer von dergleichen Leute urtheilten:

— — Absentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante, solutos
Qui captat risus hominum, famamque dicacis,
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nequit, hic niger est, hunc tu Romane caueto.

Es ist zu beklagen, daß eine solche Art des Verstandes, der zu einer Zeit so getadelt und verworfen worden, zur andern Zeit Beyfall findet, und der so zu reden, zu einer Zeit schwarz, zur andern weiß ist.

Rabelais ist, wie mich dünkt, derjenige gewesen, welcher diese Schäckereyen und die burlesquische Schreibart aufgebracht hat. Dieser Rabelais war ein Mann von großem Verstande, und wußte bey nahe alles; und ob es gleich zu seiner Zeit am Hofe, in Klöstern, bey den Prozessen, im Kriege, in der Schule, auf dem Lande und in den Romanen der Mährchen, viel Gelegenheit zur Satire gab: So muß man doch gestehen, daß er das Lächerliche so weit getrieben und so viel Bosheit, so viel Unfläterey, und so viel Liederlichkeit darein gemengt hat, daß eine Person, die klug, schamhaftig, und fromm ist, sich nicht dazu bequemen könnte, wenn auch noch so wenig darinnen anzutreffen wäre. Es wäre sehr zu wünschen, daß diejenigen, welche diese Art zu schreiben haben nachahmen wollen, nicht so viel daraus gemacht hätten; weil ernsthafte und vernünftige Leute nicht gerne also reden möchten, zum wenigsten öffentlich; und weil auch außer dem so viel Leute dadurch geärgert worden sind.

Der unvergleichliche Verfasser des Don Quischottes verdient weit mehr bewundert zu werden; weil er die Kunst gefunden hat, die Satire mit der Burlesque oder dem Lächerlichen zu verbinden, ohne das geringste hineinzubringen, was an dem Rabelais so sehr zu tadeln ist: Daß es also das vollkommenste Werk von der Welt ist, welches wir bisher gesehen haben, und vielleicht niemals mehr sehen werden.

Das erste burlesquische Werk, das in Versen gemacht worden ist, war ein italienisches Gedichte, betittelt la Secchia Rapita. Es folgte darauf ein andres im Französischen, welches der Virgil travesti des Scarrons ist: Und wir haben im Englischen den Hudibras und Cotton von dem Chevalier, Iean Mince, welchem es in dieser Sprache weit besser gelungen, als den andern in den ihren. Allein es mögen dergleichen Schriften auch noch so einen guten Fortgang gehabt haben; so ist es doch gewiß, daß der Gebrauch, und das Exempel dabey der Poesie überaus schädlich gewesen sind. Ich will auch so gar sagen, daß es der Tugend und den guten Neigungen der Menschen zum größten Nachtheile gereichte, wenn sie sahen, daß man hierüber spottete, und sie von Poeten lächerlich gemacht wurden, die sich über das Gute und Böse, über die Unschuld und das Laster aufhielten; so daß sie in dem Bestreben nach der Weisheit und Tugend, verdrüßlich und zaghaft wurden. Das ist ein sehr schlechter Verstand, ob es gleich sehr gewöhnlich ist, daß man sich dadurch zu unterscheiden und für einen besondern Menschen gehalten zu werden verlangt, indem man anderer Leute Fehler bekannt macht. Eine Person, die nur mittelmäßigen Verstand hat, kann für sinnreich gehalten werden, wenn sie bey Leuten ist, die es gar nicht sind: So wie ein Frauen-

zimer, welche nur eine mittelmäßige Schönheit besitzet, für schön gehalten werden kann, wenn sie in Gesellschaft andrer ist, die nicht wohl aussehen. Das heißt noch was, wenn man unter den Diamanten glänzt: Wenn man aber nur unter den Kieselsteinen einen Glanz von sich wirft, das hat nicht viel zu bedeuten und ist von geringem Werthe.

Außer den zwo Arten der Schriften, welche man erfunden hat, dasjenige zu ersetzen, was der neuern Poesie fehlte, hat man sich ins besondere viel Mühe gegeben, die Sprache und Schreibart feiner zu machen, ob dieses gleich aufs höchste nicht mehr seyn kann, als was die Colorit bey der Malerey ist, welche, sie mag so schön seyn, als sie kann, doch niemals ein vortreffliches Gemälde machen wird, wenn kein Verstand und keine Kraft darinnen ist. Die französische Akademie, welche von dem Cardinal Richelieu aufgerichtet worden, den muntern Köpfen seiner Zeit etwas zu thun zu geben und sie zu hindern, daß sie nicht seine Staatskunst und Verrichtungen tadeln möchten, hat die große Ausbesserung der Sprache in Gang gebracht: Und seit der Zeit haben sich die wichtigsten Köpfe in Frankreich gänzlich auf diese Seite gekehrt und sind auch so wohl darinnen fortgekommen, daß es nicht leicht ist, ihrer feinen Art sowohl in Versen als in Prose was zuzusetzen. Unsere neuern englischen Poeten haben sich ebenfalls in unsrer Sprache Mühe gegeben; Sie haben aber die Stärke unsrer Poesie durch ihre Künsteleyen so sehr geschwächt, daß Leute, welche sich darauf verstehen, den Unterschied gar wohl sehen können, der sich unter der heutigen und vorigen findet und wie sie von der Größe und Stärke gefallen, welche sie gehabt hat. Doch muß man sie deswegen nicht verachten, Leute, welche eine große Liebe zur Poesie

haben,

haben, werden sie noch in ihren schlechten Kleidern für schön halten, wie sie selbige gehalten haben, da sie noch prächtig gekleidet war.

Bey diesem großen Verfalle ist doch noch eine gewisse Art der Poesie, worinnen unsere Poeten itzo besser zurechte gekommen sind, als in einer andern, das sind die dramatischen oder die theatralischen Stücke. Die Italiener, die Spanier, die Franzosen haben alle hierinnen ihren besondern Ruhm, und sie haben mit Recht einen allgemeinen Beyfall davon getragen. Ich würde mich aber sehr irren, wenn unsere Engländer nicht gewissermaße die neuern und die alten übertroffen hätten. Man muß dieses der Stärke ihrer poetischen Ader zuschreiben, die unserm Lande vielleicht eigen ist, und welches wir mit einem in unsrer Sprache eignen Worte Humeur nennen, das man schwerlich in einer andern ausdrücken kann. Ich weis nicht, ob es unter den Poeten andrer Völker einen gegeben hat, bey welchem man diesen Humeur oder diese poetische Ader gefunden, wie beym Moliere, und doch hatte er sie ein wenig zu sehr auf das comische oder auf das lustige gelenkt, daß sie mit der unsrigen nicht ganz und gar einerley seyn kann. Shakespear ist der erste gewesen, welcher diese Art der Poesie auf die Schaubühne gebracht, woran man seitdem allezeit so viel Vergnügen gefunden, daß ich oft mit Erstaunen gesehen, warum sich so wenig Leute nicht stärker darauf gelegt haben: Um so vielmehr, da keine Gelegenheit zu finden, die sich besser für die Poeten schickt; weil dasjenige, was wir Humeur nennen, nichts anders, als eine Abbildung oder eine Vorstellung der Aufführung und Lebensart besonderer Personen ist, an statt daß die Comödie auf das allgemeine geht. Indessen ob man gleich nur in

solchen Stücken Handlungen und Dinge abgemalt und vorgestellt sieht, welche nur gewissen Personen eigen sind; so ist doch alles dabey so natürlich, als wären es Dinge, welche jedermann angiengen: Denn es mag auch nur so wenig, als es wolle, gezwungen heraus kommen, so verliert es alle Annehmlichkeit; das ist auch ein Fehler einiger unserer Poeten gewesen, die sonst in dieser Kunst sehr hochgehalten worden.

Die alte Comödie hat unter allen auch diesen Fehler gehabt, daß sie nicht genug Personen dazu genommen, und daß diejenigen, welche sie auch aufführete, immer einerley waren, so daß man bey nahe keine andere sah, als einen alten Geizigen, einen jungen Verliebten, einen Liederlich der Verstand hatte, einen verschlagenen Sclaven, einen prahlerischen Soldaten. Die Zuschauer erblickten auf der Schaubühne nichts anders, als was sie auf der Gasse sahen, und die Dinge, die alle Tage geschahen. Der ganze Unterschied der Stücke unter einander bestund in denen verschiedenen Begebenheiten, welche nicht gewöhnlich waren: An statt daß das Stücke an sich selbst viel unterschiedenes in sich hält, und das Vergnügen darüber größer ist, wenn die Gemüthsarten der Personen nicht allzugemein und sehr von einander unterschieden sind. Allein da die allgemeinen Gewohnheiten eines Landes gemeiniglich ihren Grund entweder in der Natur der Völker, oder in der Gegend ihrer Wohnung haben; so mag es wohl in Ansehung der theatralischen Stücke bey uns auch seyn, und daß man mehr Mannigfaltigkeit in ihren Vorstellungen und Abbildungen antrifft; weil sich mehr Mannigfaltigkeit in unsern Lebensarten findet. Die Ursache davon kömmt vom Ueberflusse, der in diesem Lande gewöhnlich ist, von den

öftern

öftern Veränderungen der Himmelsluft und von der Gelindigkeit der Regierung her, die einem jeden die Freyheit der Meynung und Secten läßt. Denn ob gleich in den benachbarten Staaten auch gar wohl eine so große Mannigfaltigkeit der Meynung und des Glaubens seyn kann; so verstattet man daselbst doch nicht das freye Bekenntniß, und deswegen fallen sie nach und nach, und verliehren sich mit der Zeit. Der Ueberfluß zeiget die Zärtlichkeit und die Eitelkeit; die Zärtlichkeit geräth auf Erfindungen, und die Eitelkeit macht sich eine gewisse Schande daraus, wenn sie andern nur folgt und ihnen nachahmet. Die Freyheit macht verwegen, und treibt die Leute an, etwas zu unternehmen, und nichts ist mehr von der Unterthänigkeit und dem Zwange entfernt, als ein dergleichen Geist. Aus diesem allen folgt, daß wir mehr Originale haben müssen, als andre Völker: Daß unsere Stücke mehr kenntliche und empfindliche Züge und Zeichen an sich haben müssen: Und daß unsere poetische Ader so wohl fruchtbarer, als freyer seyn müsse; weil ein jeder nach seiner Neigung handelt, und sich ein Vergnügen vielleicht auch gar eine Ehre macht, es sehen zu lassen.

Hingegen aber, wenn anderseits das Volk durchgehends arm und verbunden ist, für seine Erhaltung unaufhörlich zu arbeiten; so merkt man auch nothwendiger Weise in seinen Handlungen, und in seiner Aufführung, diese elenden Umstände. Wenn man harte Herren hat, so gewöhnt man sich, ihren Exempeln zu folgen, so gar auch ihren Befehlen zu gehorchen, und man ahmet ihnen in Dingen nach, die nicht viel zu bedeuten haben, wie man ihnen in wichtigen gehorcht. So sieht man gewisse Länder, wo die Leute alle über einen Leisten geschlagen,

und

und von einem Gepräge sind, das gemeine Volk nach dem Seinigen, und die Edelleute nach den Ihrigen. Sie sind alle auf einerley Art gekleidet, sie leben alle auf einerley Weise, alles ist in ihrer Aufführung einander sehr ähnlich.

Jedoch außer dieser großen Mannigfaltigkeit, welche der Ueberfluß und die Freyheit bey unserm Volke hervor bringt, ist auch noch eine andere Ursache, die man so gar von der Gegend hernehmen kann: Denn wir sind nicht allein mehr, als die Leute in andern Ländern, die ich kenne, von einander unterschieden: Sondern wir sind auch an uns selbst in verschiedenen Zeiten sehr unterschieden, und die Natur unsrer Luft trägt etwas zu den üblen Eigenschaften, auch zu vielen guten, die wir haben, etwas bey.

Es ist gewiß, seit dem unser Land im Rufe ist, daß es überhaupt ein Land der Gesundheit, der Munterkeit und eines langen Lebens sey; so hat man viel Krankheiten aus andern Ländern dahin gebracht. Wir finden in den alten griechischen und lateinischen Büchern, daß zu derselben Zeit die Engländer für das Volk gehalten wurden, welches am längsten lebte, und die Aegyptier für das, welches das kürzeste Leben hatte. Ich glaube auch, es wird niemand seyn, der überhaupt davon zu reden, weder unsern Soldaten den Muth und die Herzhaftigkeit noch unserm Frauenzimmer die Schönheit streitig machen wollte. Das hindert nicht, daß es nicht auch anders wo hier und da eben so brave Leute und eben so wohl gewachsnes Frauenzimmer geben sollte, als wir sie haben: Und was die Krankheiten anbetrifft, wovon ich gesagt habe, so kann es wohl seyn, daß eine solche Krankheit, die in andern Ländern heftig ist, bey

uns

uns eine Landseuche oder gemeine Krankheit seyn würde. Da ich einen großen Theil meines Lebens in fremden Ländern zugebracht, und mir die wichtigen Aemter, welche ich gehabt habe, Gelegenheit gegeben, ihre Naturelle und Gemüthsarten zu prüfen und kennen zu lernen; so kann ich wohl aufrichtig und ohne Parteylichkeit sagen, daß ich nirgends so viel natürliche Fähigkeit als unter den Engländern gefunden habe. Ich habe anderswo, nicht so viele Einfälle und Scharfsinnigkeit des Verstandes, kein so lustiges und angenehmes Gemüthe, keine so reiche Einbildungskraft und keine Leute angetroffen, die so tiefsinnig wären. Ich habe auch nicht mehr Redlichkeit, Gefälligkeit und Offenherzigkeit bey einem Volke gefunden, als man in England hat, noch unter den Seeleuten Männer, die mehr auf Tapferkeit und Ehre hielten, als die unsrigen thun.

Bey dem allen muß man zugeben, daß unser Land, wie es die fremdem Aerzte nennen, ein Land der Grillenfänger ist, welches ordentlicher Weise von der großen Unbeständigkeit, und den geschwinden Veränderungen der Luft zu allen Jahrszeiten herkömmt. Es ist nicht leicht zu begreifen, sonderlich für Leute, die nicht gewohnt sind, dergleichen Ueberlegung zu machen, was für einen Einfluß diese Veränderungen in das Gehirne und in das Herze, sonderlich bey zärtlichen Leuten, hat. Deswegen haben wir ein ungleiches Gemüthe, und sind in unsern Leidenschaften unbeständig, und in unserm Vornehmen und Verlangen unentschlossen. Außer diesen haben auch die widrigen Meynungen, welche wir bey uns in der Religion haben, und die Parteyen, die daraus entstanden sind, in welchen man nun seit funfzig Jahren auf beyden Seiten sehr hitzig auf einander gewesen, nichts an-

ders

ders, als diese sehr schlechten Wirkungen in unsern Lebensarten und in unsern Neigungen hervorbringen können. Dieses hat unter uns mehr Geiz, Ehrgeiz und Verstellung, nebst allem, was daraus zu folgen pflegt, eingeführt, dergleichen vorher daselbst nicht gesehn worden. Dadurch kann es auch geschehen seyn, daß man kein Land antrifft, wo man, unter so verschiednen Arten der Andacht, so viel wahrhaftigen Eifer: Noch unter so vielem Scheine und Vorwande so viel Heucheley findet. Kein Ort hat so viel Leute, die sich für sonderlich geschickt halten, über die Religion zu streiten, so viel Leute, die sich darein mengen, die Regierung zu beurtheilen, so viel Leute, die sich unterfangen über den Staat zu künsteln, so viel Neugierige, die in die Geheimnisse der Dinge dringen wollen, so viel Leute, die nach den Würden und Aemtern des Staats begierig sind, so viel Gelehrte und so viel Kaufleute. Inzwischen ist auch kein Land, wo mehr Freygeister sind, mehr Leute, die darauf sinnen, wie sie das Vergnügen recht auskünsteln möchten, und andere, welche sich einem liederlichen Leben, das sehr grob, und sinnlich ist, mehr ergeben sollten, die mehr Vergnügen an verliebten und schändlichen Poesien hätten, und an allen, was in der Staatskunst, in der Philosophie und in der Chymie am verwirrtesten ist. Ich habe viel Bediente gehört, die sich unterfingen, zu thun, als wären sie Gottesgelehrte, und andere, die Poeten seyn wollten; und im Hause eines meiner Freunde habe ich einen Thürhüter gekannt, welcher sich viel aus den Rosenkreuzern machte, und eine Wäscherinn, welche den Grundsätzen des Epikurus sehr ergeben war. Es mag aber nun eine solche Zusammensetzung, oder ein solches Mengsal bey uns in der Lebensart und in der

Regie-

Regierung gewirkt haben, was es wolle; so ist es doch unstreitig für unsere Schaubühne gut gewesen, und hat unsern Poeten sehr viel Materie an die Hand gegeben. Dahero glaube ich nicht, daß weder bey den Alten noch bey den Neuern etwas zu finden sey, welches unsere Poesie in diesem Stücke übertreffe, oder ihr doch nur gleich komme.

Ich muß hierbey zur Ehre unsers Landes erinnern, daß uns die guten Eigenschaften scheinen natürlich zu seyn, und die meisten üblen nur zufällig; so sind sie auch bey unsrer Nation so beschaffen, daß sie durch die Exempel der Fürsten und durch die Macht der Gesetze leicht verändert, und ersetzet werden können. Ich rede von den Sitten und der Aufführung, dergleichen sind die Ausschweifungen einzuschränken, die Leute dahin zu bringen, daß sie sich etwas zu thun machen und fleißig seyn, die Ausgaben einzurichten, und zu hindern, daß sie sich nicht weiter erstrecken, als ein jeder nach seinem Vermögen thun kann, die Tugend zu beschützen und zu hegen, und es so anzustellen, daß man für den guten Verstand, und die Ehrlichkeit, die Hochachtung und Gewogenheit habe, die man haben soll.

Zum Beschlusse dieser Abhandlung, welche mir schon allzulang geworden ist, habe ich weiter nichts mehr zu erinnern, als dieses noch, in was für Hochachtung die Poesie in der Welt allezeit gewesen ist, und wie man sie zu allen Zeiten gesucht hat, nicht nur von China bis Peru und von Scythen bis Arabien, sondern auch, wie viel sich vor Zeiten so wohl die größten Männer als die geringsten im Volke daraus gemacht haben. Bey den Hebräern sind David und Salomon, die weisesten unter allen Königen, und Hiob und Jeremias, die zweene größten Heiligen, die besten Poeten ihrer Nation gewesen,

sen, und die in dieser Sprache geschrieben haben. Bey den Griechen haben Lykurgus und Solon, welche zweene ihrer Weisen und berühmtesten Gesetzgeber gewesen sind, auch eine große Liebe für die Poesie spüren zu lassen. Solon ist in dem Rufe gestanden, daß er in dieser Kunst vortrefflich sey: Und was den Lykurgus anbelangt, so hat er so viel Vergnügen daran gefunden, daß man sagt, er habe sich eben die Mühe gegeben, alle Schriften des Homerus zu sammlen, sie mit einander zu verbinden, und sie in die Ordnung zu bringen, worinnen wir sie heut zu Tage haben. Man sagt, Alexander sey niemals gereiset, daß er nicht das vortreffliche Gedichte dieses Poeten bey sich gehabt hätte, und daß er allezeit etwas daraus gelesen, ehe er eingeschlafen. Phalaris, der so grausam und so unerbittlich war, ließ sich durch die reizenden Verse des Stesichorus doch bewegen und entwaffnen. Bey den Römern brachte der erste und große Scipio die angenehmsten Stunden seines Lebens in dem Umgange mit dem Terenz zu; und man hat so gar geglaubt, daß er diesem Poeten habe seine Comödien verfertigen helfen. Cäsar war ein großer Poete, wie er auch ein großer Redner war, und er machte auf seiner Reise von Rom nach Spanien ein Gedichte, sich die vielen Beschwerlichkeiten seines Marsches durch den Zeitvertreib mit seiner Muse zu verringern. Augustus war nicht nur der Beschützer des Virgils und Horazes, sondern ihr besondrer Freund, und so zu sagen, ihr Gesellschafter, welcher durch ihre schönen Verse in Verwunderung gesetzt wurde, und auch selbst Verse machte, so viel ihm die Größe seines Naturells und die wichtigen Geschäffte, womit er unaufhörlich zu thun hatte, erlauben konnten, Fleiß darauf zu wenden. Es ist wahr, wir haben

ben seit der Zeit wenig Exempel großer Fürsten, die so viel Neigung zur Poesie gehabt und den Poeten so viel Ehre erwiesen hätten; es sind aber auch seit eben dieser Zeit sehr wenig Poeten gewesen, die es verdient hätten. Ich weis nicht, ob ein gewisser gothischer Stolz; oder die beständigen Kriege, womit Europa lange Zeit beunruhiget worden; oder die Vermengung, welche in den neuern Sprachen geschehen, Ursache an der Abnahme der Poesie gewesen. Zum wenigsten ist so viel gewiß, daß die Poesie und Musik von ihrer Höhe und von ihrem Werthe bey dem Falle des römischen Reiches, welcher den Untergang der Künste und Wissenschaften nach sich zog, ungemein herunter gefallen: Und es ist auch gewiß, daß die Malerkunst und Poesie sich seit diesen nicht wieder völlig in die Hochachtung und in den Ruf bringen können, darinnen sie vor diesen war. Indessen sind sie doch alle, so gut wir sie heut zu Tage haben, der angenehmste, der gemeinste und der unschuldigste Zeitvertreib. Sie finden allezeit an den Höfe der Fürsten und in den Hütten der Schäfer Platz. Sie dienen zur angenehmen Erweckung und Erholung der Geister von der Schläfrigkeit, worein sie ein weibisches und müßiges Leben gemeiniglich bringt, auch das Unruhige Gemüthe beschäfftigter und mit Arbeit überhäufter Personen zustillen: Und alle diese Wirkungen müssen sehr vortheilhaft seyn. Der Geist des Menschen ist dem Meere ähnlich, welches man an dem Ufer nicht mit Vergnügen sieht, noch weniger darauf zu reisen Lust hat, wenn es gar zu stille, noch auch, wenn es in allzugroßer Bewegung ist. Wenn man ein Vergnügen daselbst finden soll; so muß einige Bewegung in seinen Wellen seyn. So ist es auch mit unserm Geiste, die Leidenschaften müssen ihn

aus einer allzugroßen Ruhe heraus ziehen, und ihn etwas in Bewegung setzen. Ich weis wohl, daß viel Leute die Weisheit in der Unempfindlichkeit suchen, dadurch sie den Todten gleich werden, und diese werden die Poesie und Musik nur verachten, und sie als eine Ergötzlichkeit und als ein Vergnügen ansehen, welches wenig in sich habe, und sich für ernsthafte und ansehnliche Leute nicht schicke. Allein, die bey dergleichen Reizungen ganz unempfindlich sind, würden meines Erachtens sehr wohl thun, es nicht merken zu lassen, aus Furcht, man möchte meynen, es käme von ihrem wunderlichen Naturelle her, und man möchte ihnen vorwerfen, sie hätten kein gut Naturell, um nicht zu sagen, keinen guten Verstand. Man könnte es auch so gar für ein übles Zeichen annehmen, wenn man die Meynung einiger alten Väter hätte, welche ihre Hochachtung und Liebe vor die Musik so hoch getrieben, daß sie es gewissermaßen für ein Zeichen der Gnadenwahl und etwas göttliches gehalten, welches zur Seligkeit in Himmel aufbehalten worden. Ich zweifle nicht, die Musik und die Poesie wird, so lange die Welt dauret, sehr hochgeschätzt und gesucht werden; und diejenigen sind glücklich, welche sich an diesen angenehmen und unschuldigen Ergötzlichkeiten vergnügen, und ihre Lust nicht suchen, die Welt zu beunruhigen, und andern Mühe zu verursachen, da sie nicht ruhig seyn können, ob sie gleich niemand verunruhiget.

Ueber dieses ist das angenehmste nnd glücklichste Leben einem kleinen Kinde ähnlich, welches man zu ergötzen suchen muß, damit es sich nicht ärgere, bis es eingeschlafen ist, hernach giebt man sich weiter keine Mühe.

❀ ❀ ❀

* *

Der

Gebrauch des Reichthums,

aus dem Englischen übersetzt

von

Lic. Carl Friedrich Drollingern.

Der alte Cotta war der Reichsten unsers Landes;
Und doch bey vielem Gut ein Schandfleck seines Standes.
Die Küchen hielt er stets gleich einer Grotte kalt,
In ihren Grenzen fand kein Bratspieß Aufenthalt.
Sein Hof an Nesseln reich, dem Labsal alter Weisen,
Beglückte seinen Tisch mit ungekauften Speisen.
Kein Brachmann jener Welt, von stetem Hunger bleich,
Kein Bissen Indiens kam ihm an Fasten gleich.
Er sprach: Ich wär ein Thor, des Reichen Wanst zu nehren.
An Armen mag ich nicht des Himmels Sorge stören.
Gleich einer Clause stund sein ödes Haus verbannt.
Der Einsamkeiten Sitz, des Hungers Vaterland.
Kein Tanz, kein frohes Spiel erschallt in seinem Saale;
Und keine Glocke rief den Freund zum Mittagsmahle.
Sein Pachter sah betrübt den Schornstein rauchloß stehn,
Und hieß den müden Gaul mit Unlust abwärts gehn.
Der Wandersmann, verirrt bey Nacht und dunkler Schwärze
Flucht der verschloßnen Thür und abgelöschten Kerze.
Dieweil der Kettenhund dem Bettler heulend droht,
Und nach ihm selbsten schnappt aus Mangel an dem Brodt.

Nicht so der edle Sohn! Er sah des Vaters Schande,
Bald aber strickt er sich in andre Irrthums Bande.
(Weil doch der Mittelweg dem Menschen stets zu schwer)
O welch ein Schlachten fiel in seiner Rinder Heer!
Der Wein beschwemmt sein Haus, füllt Diener und Gefährten,
Und strömt bis in den Grund des tiefen Gottsgelehrten.
Kein schlechter Trieb belebt des Ritters milde Hand.
Wenn seine Heerde fällt, so fällt sie vor das Land.
Nur vor den Fürsten leert er seiner Schätze Menge.
Der Eifer um den Staat verzehrt ihn in die Länge.
Die Waldung weicht verdünnt zurings um seinen Sitz.
Der Förster weint. Umsonst! Sie ist der Flotte nütz.
Bald reist die Wolle fort zur Kleidung der Soldaten,
Bis Cotta vor sein Land ins Falliment gerathen.
Dann kehrt er an den Hof. O schlecht belohnte Treu!
Sein Land stellt ihn dem Lauf der strengen Rechte frey.

* *

Der Lehrer der Redner,

aus dem Griechischen des Lucianus

übersetzt

von

M. Georg Friedrich Bärmann.

Du fragst mich, mein Freund, wie du wohl ein Redner werden, und den so ehrwürdigen und gepriesnen Namen eines Sophisten erlangen könntest. Du sprichst, du würdest dein Leben für nichts schätzen, woferne du nicht zu einer solchen Macht im Reden gelangetest, daß du unüberwindlich wärest, daß dir niemand widerstehen könnte, daß jedermann mit Verwunderung auf dich sähe, und ganz Griechenland dich zu hören die größte Begierde bezeigete. Und darum willst du auch die Wege kennen lernen, welche dazu führen.

Ich bin in geringstem nicht neidisch, mein Freund; zumal wenn ein junger Mensch, der nach dem Besten strebet, und nicht weis, wie er es erhalten soll, zu mir kömmt, und mich, gleichwie du itzo thust, um einen guten Rath, der eine heilige Sache ist, ersuchet. Darum höre meinen Rath, den ich dir, so gut ich kann, ertheilen will: Und sey versichert, daß du vollkommen geschickt werden wirst, alles Nöthige zu verstehen und auszureden; woferne du nur denjenigen Regeln, die ich dir sagen werde, beständig folgen, und sie fleißig aus-

ben, und auf diesem Wege unverdrossen fortgehen wirst, bis du dein Ziel wirst erreichet haben. Die Beute, welcher du nachjagest, ist nicht gering, und erfordert nicht wenig Mühe: Sondern sie ist wohl werth, daß man sich ihrentwegen keine Arbeit, keine schlaflose Nächte, und keine Beschwerlichkeiten dauren läßt. Ueberlege also, wie viele, die vorher nichts waren, durch die Reden berühmt, reich, ja die vornehmsten Leute geworden sind. Indessen darfst du dich nicht fürchten, oder über der Größe der Dinge, die du wünschest, kleinmüthig werden. Bilde dir nicht ein, daß sie nicht anders als nach unendlicher Mühe erlangt werden könnten. Denn wir werden dich keinen rauhen, steilen und beschwerlichen Weg führen, welcher dich so müde machete, daß du mitten auf demselben wieder umkehren müßtest. Sonst würden wir es ja nicht besser machen, als die andern, die den gewöhnlichen Weg zu führen pflegen, der so lang, bergicht, und mühsam ist, daß die meisten allen Muth sinken lassen, ehe sie ihn zu Ende bringen. Wir hingegen wollen dir diesen Rath geben, daß du nach deiner Bequemlichkeit, und nur Schritt vor Schritt, einen Weg gehest, der zugleich der anmuthigste und der kürzeste ist, einen ebenen Fahrweg, worauf du nicht ohne Vergnügen des Gemüths und der Sinnen durch beblümte Auen in einem steten Schatten ohne Schweiß bis zu dem Gipfel kommen, und deinen Raub ohne Mühe erjagen kannst. Alsdenn wirst du dich oben in Vergnügen und Wollust niederlegen, und und von deiner Höhe in Ruhe, denen unter dir zu sehen, die den andern Weg genommen haben, wie sie auf ihrem steilen Pfade steigen müssen, wie sie an den unwegsamen und schlüpfrigen Jähen kaum auf allen Vieren

fort=

fortkriechen können, und zuweilen über Hals und Kopf hinunterrollen, und sich an den scharfen Ecken des Felsen ganz zuschanden schlagen. Du aber wirst oben lange zuvor die Krone erlanget haben, und wirst der Glückseligste seyn: Weil du in kurzem von der Redekunst alles, was nur gut ist, fast schlafend empfangen haben wirst.

Es ist wahr, dieses Versprechen ist ziemlich groß. Allein, ich bitte dich um Jupiters und der Freundschaft willen, setze ja kein Mistrauen in mich, wenn ich dir sage, daß ich dir zu diesem allen auf die leichteste und angenehmste Art verhelfen will. Denn sollte Hesiodus, so bald er nur einige Blätter vom Helikon genommen, alsbald aus einem Hirten ein Dichter geworden seyn, und so gleich die Geschlechter der Götter und der Helden begriffen haben, da nur der Geist der Musen über ihn gekommen: Und ein Redner, der weit unter dem erhabnen poetischen Ausdrucke ist, in kurzer Zeit zu werden, das sollte unmöglich seyn; zumal, wenn einer den leichtesten und kürzesten Weg ausgeforschet hat? Ueberdieses will ich dir auch erzählen, wie der gute Rath eines gewissen sidonischen Kaufmanns vergebens war, und demjenigen, dem er war gegeben worden, nichts helfen konnte, weil man ihm keinen Glauben beymessen wollte. Alexander hatte nunmehr auch die Perser unter seine Botmäßigkeit gebracht, nachdem er den Darius in der Schlacht bey Arbela geschlagen hatte. Es war nöthig, daß er in alle Theile seines Reiches Boten abfertigte, welche seine Befehle allenthalben herum trugen. Von Persien aber bis nach Aegypten war ein sehr langer Weg. Denn erstlich mußte man um das Gebirge herum, hernach durch Babylonien nach Arabien gehen,

alsdenn durch eine große Wüste reisen, bis man endlich nach Aegypten selbst kam; so daß auch der fertigste Wandersmann diesen Weg nicht unter zwanzig langen Tagereisen zurücklegen konnte. Dieses machte Alexandern nicht wenig bekümmert. Denn er hatte erfahren, daß die Aegyptier einen Aufstand anspönnen, und sah doch keine Möglichkeit vor sich, den Landvögten seine Verordnungen wegen dieser Sache so bald, als es nöthig wär, zu zu schicken. Da kam der sidonische Kaufmann, und sprach: Herr, ich verspreche dir einen Weg von Persien nach Aegypten zu zeigen, der nicht lang ist. Denn wenn man über jene Berge reisen will, welches man in drey Tagen thun kann: So kann man alsbald in Aegypten seyn. Es war auch andem: Allein, Alexander glaubte es nicht, sondern hielt den Kaufmann für einen Betrüger; und andern kam dieses wunderbare Versprechen ebenfalls unglaublich vor. Hüte dich nun, daß es dir nicht eben so gehe. Denn du wirst es selbst erfahren, daß dich nichts hindern kann, in einem, ja nicht einmal in einen ganzen Tage ein Redner zu werden, und aus Persien nach Aegypten über die Berge wegzufliegen.

Vorher aber will ich dir, wie jener Cebes, beyde Wege mit Worten abmalen. Denn es sind ihrer zween, auf denen man zur Redekunst kommen kann, in welche du dich nicht wenig verliebt zu haben scheinst. Bilde dir ein, leben auf dem Gipfel säße sie selbst, von vollkommner Schönheit und Gestalt, und hielte in ihrer Rechten das Horn der Amalthea, mit mancherley Früchten angefüllet. Zur andern Hand, stelle dir vor, stü de der Reichthum, ganz von Gold, und höchst liebenswürdig; daneben stünden die Ehre und die Macht,

und

und rings um sie flögen, und wälzeten sich die Lobeserhebungen, wie kleine Liebesgötter, überall herum. Hast du einmal den Nil abgemalet gesehen, wie er selbst auf einem Krokodile, oder, wie ihn die meisten malen, auf einem Meerpferde sitzt, um ihn herum aber kleine Knaben schwärmen, welche die Aegyptier **Pecheis** nennen? Eben so stelle dir bey der Redekunst die Lobeserhebungen vor. Tritt also herzu, du Verliebter, weil du begierig bist, so bald als möglich auf den Gipfel zu kommen: Damit du dich hernach mit der Redekunst vermälen mögest, und alles übrige mit ihr bekommest, den Reichthum, die Ehre, die Lobeserhebungen. Denn nach den Gesetzen bekömmt der Ehemann alles. Wenn du nun nahe an den Berg gekommen seyn wirst: So wird es dir anfangs unmöglich scheinen, hinauf zu kommen, und es wird dir dabey so zu Muthe werden, wie den Macedoniern bey dem Berge Aornos, als sie ihn auf allen Seiten so rauh und jäh befanden, daß kaum die Vögel darüber kommen konnten, und daß ein Bacchus oder Herkules hätte davorkommen müssen, wenn er hätte sollen eingenommen werden. So wird es dir anfangs vorkommen. Bald aber wirst du zween Wege erblicken: Doch der eine ist vielmehr ein enger Fußsteig, rauh und voll Dornen, auf welchem man sich zum voraus nichts anders, als vielen Durst und Schweiß, versprechen kann. Und diesen hat Hesiodus schon so genau beschrieben, daß ich dir nichts mehr davon sagen darf. Der andere aber ist breit, und man trifft darauf die schönsten Blumen, und hier und da kleine Bäche an. Kurz, er ist so, wie ich ihn nur vor einer kleinen Weile beschrieben; und ich will eine Sache nicht vielmal wiederholen, damit ich dich, der du nun schon ein Redner seyn könntest, nicht länger

aufhalte. Nur dieses muß ich wohl noch hinzusetzen, daß jener rauhe und steile Weg wenig Fußtapfen von Reisenden hat. Sind noch einige zu sehen: So sind sie sehr alt. Ich bin selbst so unglücklich gewesen, daß ich diesen Weg habe hinaufklettern, und so viel darauf ausstehen müssen, da ich es doch gar nicht nöthig gehabt hätte. Den andern ebenen und ganz geraden Weg sah ich zwar von ferne ganz genau, aber ich ließ ihn liegen. Denn, als ein junger Mensch kannte ich damals noch nicht das Bessere, sondern ich glaubte, jener Poete hätte wahr geredet, welcher spricht, daß Arbeit und Mühe Gutes bringen. Es verhielt sich aber ganz anders. Ich sehe nunmehr, daß es viele ohne Arbeit weiter gebracht haben, weil sie in der Wahl der Reden und der Wege glücklicher gewesen sind.

Wenn du nun an dem Fuße des Berges seyn wirst: So weis ich, daß du zweifelhaft werden wirst; ja du bist schon zweifelhaft, wohin du dich wenden sollst. Was du aber alsdenn thun mußt, damit du so geschwind, als es möglich ist, den Gipfel erreichest, glücklich werdest, Hochzeit halltest, und von jedermann als ein Wunderwerk angesehen werdest, das will ich dir nun eben sagen. Denn es ist genug, daß ich selbst betrogen worden bin, und so viele Arbeit habe ausstehen müssen: Dir soll ohne Säen und ohne Pflügen alles, wie zu den Zeiten des Saturnus, wachsen. Gleich zuerst wird ein starker und harter Mann auf dich los gehen. Er hat einen männlichen Gang; sein ganzer Leib ist von der Sonne verbrannt; er hat ein ernsthaftes Gesicht; er ist sehr wachsam; und das ist der Führer dieses rauhen Weges. Dieser tolle Kerl wird dir einen haufen Possen vorschwatzen, um dich zu überreden, daß du ihm nachfol-

folgest. Er wird dir vom Demosthenes, vom Plato, und von einigen andern die Fußtapfen zeigen, die zwar groß, und größer als der itzigen Menschen ihre, aber schon ganz unkenntlich, und wegen der Länge der Zeit meistens verloschen sind. Er wird sprechen, du könntest nicht anderst glücklich werden, und die Redekunst heirathen; als wenn du auf diesen Fußtapfen, eben wie ein Seiltänzer auf dem Seile, giengest: Woferne du aber nur im geringsten sie überschrittest, oder aus der geraden Linie auf eine von beyden Seiten wichest; so fielest du aus dem rechten Wege, welcher zu der Hochzeit führete. Hernach wird er dich, jenen alten Männern nachahmen heißen, und dir einige altväterische Muster von Reden vorlegen, die schwer nachzumachen sind, und sehr nach dem Fleiße der Alten, eines **Hegesias**, **Krates** und **Nesiotes** schmecken, als welche kurz, nachdenklich, und hart schrieben, und ihre Reden genau nach den Zeilen abmaßen. Daß du aber viel arbeiten, und wachen, Wasser trinken, und dich kümmerlich behelfen müssest, das wird er dir gleich als etwas nothwendiges und unumgängliches zum voraus ankündigen. Denn sonst, wird er sagen, wäre es nicht möglich, diesen Weg zu Ende zu bringen. Was aber das allerunerträglichste ist, so wird er dir zu dieser Reise eine sehr lange Zeit vorschreiben. Er wird nicht nach einzelnen Tagen, nicht nach etlichen Jahren, sondern nach ganzen Olympiaden rechnen: So daß du schon vom Hören müde werden, allen Muth sinken lassen, und dich für die verhoffte Glückseligkeit gar sehr bedanken wirst. Ueber dieses wird er noch für deine viele Noth und Mühe keinen geringen Lohn von dir fordern, und wird dich nicht eher führen wollen, als bis er Geld von dir genug bekömmt.

Das

Das wird nun ungefähr der Vortrag seyn, den dir dieser alte Praler machen wird. So kann ich ihn in der That nennen. Denn er scheint, vor Alter kindisch geworden zu seyn: Da er uns die längst verstorbenen Alten zur Nachahme vorstellet, und die längst vergrabenen Reden, als einen großen Schatz, wieder herausgräbt, und den Sohn eines Waffenschmiedes, ingleichen den Sohn eines trotzigen Schulmeisters als nachahmungswürdige Muster anpreist; und das zwar alles aus freyen Stücken, ohne Zwang eines Philippus, und ohne Befehl eines Alexanders, zu derer Zeiten die Schriften dieser Leute noch für schön gehalten wurden. Er weis nicht, was man in den neuern Zeiten für einen kurzen Weg gefunden hat, der ohne Mühe gerade zu der Redekunst führet: Darum folge ihm nicht, und höre ihn nicht einmal an. Denn hat er dich einmal gefangen, so bricht er dir entweder den Hals, oder zwingt dich endlich zu einer beständigen Arbeit, die dich noch vor deinem Alter grau machen muß. Sondern, wenn du die Redekunst recht lieb hast, und sie ehestens in deinen Armen sehen willst, weil noch die Munterkeit deiner Jugend sie zur Gegenliebe reizen kann: So nimm nur bald deinen Abschied von diesem rauhen und über die Maße männlichen Manne, und sage ihm, er möchte selber seinen Weg gehen, und andre, die sich von ihm betriegen ließen, so lange darauf führen, bis er sie ohne Athem und voller Schweiß mitten auf dem Wege müßte sitzen lassen.

Wenn du aber zu dem andern Wege kömmst: So wirst du viele, und ganz andre Leute finden; unter andern aber einen sehr gelehrten und sehr schönen Menschen. Er geht wie im Drate gezogen, er wirft den

Kopf

Kopf auf alle Seiten, er hat ein Gesicht wie ein Frauenzimmer, seine Stimme ist honigsüß, er riecht nach lauter Salben, er jucket sich mit der Spitze des Fingers auf dem Kopfe, und leget immer die zwar dünnen, doch krausen und hyacinthinen Haare in Ordnung; kurz, er ist an Zärtlichkeit ein andrer Sardanapal, oder Kinyras, oder wohl gar der liebenswürdige Dichter der Trauerspiele Agathon selbst. Das sage ich dir aber, damit du aus diesen Merkmaalen ihn erkennen mögest, und damit dir dieses göttliche Bild, dieser Liebling der Venus und der Gratien, nicht verborgen bleibe. Doch was sage ich viel? Denn wenn du auch die Augen zu hättest, und er käme zu dir, redete dich an, thäte seinen hymettischen Mund auf, und ließe seine gewöhnliche Stimme hören: So müßtest du gleich merken, daß es niemand unsers gleichen wäre, die wir die Früchte der Erden essen, sondern ein fremdes Wunderbild, welches sich mit Thaue, oder mit Götterspeise nährete. Wenn du nun zu diesem dich gesellest, und dich ihm übergiebst: So wirst du alsbald ein Redner seyn, und ohne alle Mühe ein angesehner Mann, oder, wie er selbst zu sagen pflegt, ein König in den Reden werden, und auch einen vierspännigen Wagen der Rede regieren können. Denn er wird dich mit sich nehmen und dir anfangs die ersten Dinge beybringen. Allein er mag lieber selbst mit dir reden. Denn es wäre lächerlich, wenn ich für einen solchen Redner reden wollte; und ich möchte vielleicht eine so große und so hohe Person sehr schlecht vorstellen, oder ich möchte unversehens fallen und meinen Helden zerbrechen, den ich aufführen wollte. Nachdem er erst seinen dünnen Rest von Haren auf die Seite gestrichen, und dich auf eine liebreiche und zärtliche Art,

wie

wie er pflegt, angelachet haben wird: So wird er dich mit einer Stimme anreden, welche der Stimme der comischen Thais, oder der Malthace, oder einer Glycera an Lieblichkeit gleich kömmt. Denn eine männlich starke Sprache ist etwas bäurisches, und schicket sich nicht für einen zärtlichen und lieblichen Redner. Er wird also sehr bescheiden von sich selbst auf folgende Art sprechen:

Hat dich vielleicht, mein wertheste: Freund, der pythische Apollo zu mir gesendet, und mich dir als den besten unter allen Rednern genennet: Gleichwie er dem Chairephon auf sein Befragen denjenigen namhaft machete, der unter allen damaligen Menschen der weiseste war? Ist das nicht; sondern hat dich der Ruhm hieher gezogen, weil du gehöret hast, daß mich alle Leute bewundern, und mit Erstaunung und Ehrfurcht erheben: So sollst du alsbald erfahren, zu was für einem göttlichen Manne du gekommen bist. Erwarte aber nur nicht etwas gemeines, was sich mit diesem oder jenem vergleichen ließe: Du wirst ein Wunder sehen, welches die andern alle, gleichsam wie ein Tityus, ein Otus, oder ein Ephialtes, an Größe übertrifft. Denn du wirst erfahren, daß ich die andern eben so überschreie, wie eine Posaune die Flöten, wie die Heuschrecken die Bienen, und wie ganze Chöre die Anstimmenden. Und wenn du auch selbst ein Redner werden willst: So kann dich niemand leichter dazu machen, als ich. Folge nur, du Herzblatt des Kletius, denn was ich dir sage, mache alles nach, und beobachte nur auf das genaueste die Gesetze, die ich dir vorschreiben werde. Tritt nun immer ohne Verweilen den Weg an, und scheue dich nicht, wenn du dich gleich noch nicht zur Redekunst durch dasjenige zubereitet hast, wodurch die gewöhn-

wöhnliche Anführung unverständigen und thörichten Köpfen mit vieler Mühe den Weg dazu bahnen will. Denn das alles wirst du nicht nöthig haben: Du kannst, wie das Sprichwort saget, mit ungewaschnen Füßen hereintreten. Du wirst deswegen nicht zu kurz kommen: Und wenn du auch gleich nicht einmal das gemeinste, nicht einmal schreiben könntest. Denn zu einem Redner gehören ganz andere Sachen. Ich will dir aber erstlich sagen, wie viel du, als ein Zehrgeld, von Hause zu dieser Reise mitbringen, auch wie du unterweges deine Kost einrichten mußt, damit du den Weg, so bald, als es möglich ist, zurück legest. Das Uebrige will ich dir theils selbst im Fortgehen zeigen, theils vor der Sonnen Untergang besonders erinnern. Hernach werde ich aus dir einen Redner gemacht haben, der über alle ist, wie ich selbst, der ich ohne Widerspruch unter allen, die sich auf Reden legen, die oberste, die mittlere, und die unterste Stelle innen habe.

So mußt du nun vor allen Dingen die Unwissenheit mitbringen, hernach die Unerschrockenheit, über dieses die Verwegenheit und die Unverschämtheit. Hingegen die Scheu, die Billigkeit, die Bescheidenheit, die Schamhaftigkeit, die laß nur zu Hause. Denn hier sind sie nichts nütze, sondern gar hinderlich. Eine recht laute Sprache, ein ungeziemender Gesang, ein Gang wie meiner, das sind nothwendige Stücke, ja zuweilen sind sie allein hinlänglich. Das Kleid muß schön, weiß, von einem tarantinischen Meister verfertigt, und so zart seyn, daß der bloße Leib dadurch schimmert. Du mußt Schuhe nach der athenienſischen Mode, wie sie das Frauenzimmer trägt, oder sicyonische Stiefeln, an den Füßen, hinter dir viele Bedienten, und in der

Hand allezeit ein Buch haben. Das sind die Stücke, die du mitbringen mußt. Das andere sollst du unterweges sehen und hören.

Denn nun will ich dir die Regeln sagen, die du beobachten mußt, damit dich die Redekunst erkenne und vor sich lasse, und nicht als einen rohen Menschen oder als einen Spion ihrer Heimlichkeiten von sich weise und verabscheue. Zuerst und vor allen Dingen muß du um deine Gestalt und um einen hübschen Anputz bekümmert seyn. Hernach muß du dir etwa funfzehn oder aufs höchste zwanzig attische Wörter auslesen, und dir dieselben recht bekannt machen *, diese mußt du allezeit auf der Zunge haben, und alle deine Reden damit, wie mit einer Würze, bestreuen. Um die übrigen darfst du dich nicht bekümmern, ob sie wohl klingen, und zu diesen sich schicken, oder nicht. Der Purpur muß schön und prächtig seyn: Wenn gleich das Kleid aus Pelzflecken zusammen geflicket wäre. Ueberdieses, wenn du dir ungewöhnliche und fremde Wörter, die bey den Alten selten vorkommen, gesammlet hast: So bediene dich ihrer, und schieß sie, als Pfeile, unter diejenigen, mit denen du redest. Denn so wird dich der gemeine Pöbel ansehen, und bewundern, und über deine ungemeine Gelehrsamkeit erstaunen. Bisweilen mußt du dir auch selbst neue und ungeheure Wörter machen.* Wenn du aber etwan einen Schnitzer gemachet, oder eine barbarische Redensart gebrauchet hast; So sey die Unverschämtheit dein einziger Schutz. Nenne alsbald ei-

nen

* Hier ist etwas ausgelassen, das sich nicht füglich verdeutschen läßt.

nen Namen eines Dichters oder eines andern Scribenten, wenn er gleich nirgends ist, noch jemals gewesen ist, und beweise es, daß man so sagen könne, mit seinem Ansehen, als mit dem Ansehen eines gelehrten Mannes, und der die Sprache auf das genaueste untersuchet hätte. Ueberdieses lis nicht etwa das alte Zeug, die Schriften des Schwätzers Isokrates, oder des von aller Anmuth entblößten Demosthenes, oder des frostigen Platons, sondern die Reden derjenigen, die vor kurzem berühmt gewesen sind, welche sie Redübungen genennet haben; damit du dich mit Vorrathe versehen mögest, den du daraus, als aus einer Vorrathskammer, nehmen, und zu seiner Zeit brauchen kannst. Wenn du aber reden sollst, und man dir Gelegenheit oder Materien zu Reden aufgiebt: So mußt du alle, sie mögen seyn wie sie wollen, verdrüßlich nennen, und herunter machen, als ob gar nichts männliches daran wäre. Hast du dir aber eine Materie erwählet: So rede, ohne große Ueberlegung, was dir in das Maul kömmt. Bekümmere dich nicht darum, ob du in gehöriger Ordnung das, was zuerst gesagt werden muß, zuerst, hernach das andere, und nach diesem das dritte sagest: Sondern was dir zuerst einfällt, das magst du auch zuerst sagen; und wenn es eben so zuträffe, so könntest du den Stiefel auf den Kopf setzen, und den Helm an die Füße ziehen. Sonderlich aber rede geschwind und in einem fort, und stocke nur niemals. Redest du gleich in Athen von einem, der die Ehe gebrochen, oder einen andern beleidiget hat: So mußt du doch indianische und ekbatanische Händel erzählen. Bey allem aber muß nothwendig Marathon und der Cynägirus seyn, und ohne diese darf nichts vollbracht werden. Allezeit werde über den Athos ge-

schiffet, und über den Hellespont gegangen, und die Sonne von den persischen Pfeilen verfinstert, und Xerxes in die Flucht geschlagen, und des Othryades Schreiben gelesen. Salamis und Artemisium, und Plateä müssen allenthalben und häufig vorkommen. Die kleinen Wörtchen aber müssen auf die ganze Rede gestreuet werden, und überall wie Blumen oben herum schwimmen. Das **Atta** und das **Deputhen** muß in einem fort gehöret werden, wenn gleich keines im geringsten nöthig ist. Denn sie sind doch schön, wenn sie schon für die lange Weile und ohne Grund gebrauchet werden. Wenn du aber einmal zum Singen Gelegenheit bekommen zu haben glaubest: So mußt du alles singen, und aus allen eine Melodie machen. Ja, hast du keine Materie, die sich zum Singen schicket: So nenne nur die Namen der Richter melodisch hinter einander, und das kannst du schon für eine Harmonie ansehen. Auch das: Welch ein Unglück! muß öfters wiederholet werden. Ferner mußt du dich oft in die Hüften schlagen, aus vollem Halse schreyen, unter den Reden dich reuspern, auf und ab gehen, und im Gehen die Lenden hin und her bewegen. Wollen dich die Zuhörer nicht loben: So werde böse, und schilt sie aus. Stehen sie aber auf, und wollen vor Scham, dich länger zu hören, davon gehen: So befiehl, daß sie sich niedersetzen. Ueberhaupt, du mußt thun, wie ein Tyrann. Damit aber auch der Pöbel deine Reden bewundere: So fange von den trojanischen Händeln, oder wenn du willst, lieber gar von der Hochzeit des Deukalions und der Pyrrha an, und führe deine Rede bis auf die gegenwärtigen Umstände fort. Denn die es verstehen, sind wenig, und die werden aus Höflichkeit dazu stillschweigen; sagen sie aber etwas, so wird

man

man glauben, sie thun es aus Neide: Hingegen der gemeine Haufen wird die Gestalt, die Stimme, den Gang, das Herumspatzieren, das Singen, die Schuhe, und dein Atta bewundern. Ja wenn sie sehen, daß du voller Schweiß bist, und dich ganz aus dem Athem geredet hast: So werden sie dich ohne fernern Zweifel für den stärksten Ringer im Reden halten. Zu dem findt auch die Geschwindigkeit nichtwenig Beyfall und Bewunderung bey dem Pöbel; deswegen hüte dich, daß du ja nichts aufschreibest, oder vorher überlegest, wenn du eine Rede halten sollst. Denn das ist augenscheinlich schimpflich. Deine guten Freunde müssen allezeit, wenn du redest, vor Freuden springen, und schon das Geld zu einem Schmause zusammen schießen, und wenn sie merken, daß du fallen wirst, dir die Hände reichen, und deine Rede durch laute Lobeserhebungen unterbrechen, damit du Zeit bekommest, dich auf das zu besinnen, was du reden sollst. Ja überdieses mußt du auch sorgen, daß du allezeit dein eigen Chor habest, welches mit dir singen möge.

Das ist es, was du unter der Rede selbst zu beobachten hast. Hernach aber, wenn du nach Hause gehst; so müssen dich deine Freunde, wie eine Leibwache, umgeben, und unterweges dasjenige, wovon du geredet hast, nochmals unter einander wiederholen. Begegnet dir jemand: So sprich von dir selbst auf das größte, und erhebe dich selbst so lange, bis er es nicht mehr ausstehen kann. Was ist der Päanius gegen mich? Mit welchem von den Alten soll ich um den Vorzug streiten? Diese oder dergleichen Lobeserhebungen mache von dir selbst. Aber das größte, und das nothwendigste, wenn man berühmt werden will, hätte ich bey nahe

vergessen. Spotte über alle andre Redner. Hat auch einer in der That gut geredet: So muß er mit lauter fremden Gedanken gepralet haben; nichts darf sein eigen gewesen seyn. Hat er aber seine Sachen mittelmäßig gemachet: So mußt du alles herunter machen. In die Versammlungen, wo Reden gehalten werden, mußt du ganz zuletzt kommen. Denn das machet Aufsehen. Und wenn alle stillschweigen; so mußt du durch ein fremdes Lob die Ohren der Anwesenden von der Rede abziehen, und ein solches Geräusche erregen, daß alle vor den verdrüßlichen Namen einen Ekel bekommen, und die Ohren zustopfen. Die Hand mußt du nicht oft bewegen; denn das ist etwas schlechtes; auch darfst du nicht öfter als einmal, aufs höchste zweymal aufstehen: Allezeit aber mußt du höhnisch lächeln, und zu verstehen geben, daß dir die Rede nicht gefällt. Wer sich gewöhnt, von andern übel zu sprechen, der findt bey allem, was er höret, Materie genug zum Spotten und Tadeln. Uebrigens aber sey unverzagt. Denn die Kühnheit, die Unverschämtheit, die Fertigkeit im Lügen, die Menge der Schwüre, die du allezeit auf der Zunge haben mußt, der Neid, der Haß gegen alle, die Lästerungen, die wahrscheinlichen Verleumdungen, die werden dich in kurzem berühmt und angesehen machen. Das ist nun dasjenige, was die äußerlichen und öffentlichen Handlungen betrifft.

Deine Lebensart aber mußt du so einrichten, daß du alles mitmachest, daß du würfelst, saufst, hurest, Ehebruch treibest. Und wenn du auch keines davon thätest: So mußt du dich doch damit öffentlich gegen alle bemühen, und auch Liebesbriefe aufzeigen, als ob sie dir vom Frauenzimmer geschrieben worden. Denn du mußt

schön

schön seyn wollen, und dich bemühen, in dem Ruhme zu stehen, daß sich das schöne Geschlecht dir sehr gefällig bezeigete. Denn auch dieses werden viele zur Redekunst rechnen: Weil auf solche Weise dein Ruhm auch bis in die Zimmer der Weibspersonen ausgebreitet wird. Schäme dich auch nicht, in dem Verdachte zu stehen, als ob dich die Mannspersonen etwas andern wegen liebten; wiewohl du schon einen Bart hast, und wahrhaftig auch schon gar eine Glatze bekömmst: Sondern gehe deswegen mit Fleiß mit einigen um; oder findst du keine Liebhaber, so laß dir an deinem Gesinde begnügen. Denn auch hieraus entspringt viel nützliches zur Redekunst. Die Unverschämtheit und Verwegenheit wird dadurch größer. Du siehst das an den Weibern: Wie viel schwatzhafter sind sie nicht, wie viel besser können sie nicht schmähen, als die Männer? Machest du dich eben so geschickt: So wirst du alle übertreffen. Uebrigens mußt du dich ganz glatt machen, wo nicht überall, doch wenigstens da. Der Mund selbst muß zu allem auf eine angenehme Art aufgethan werden, und die Zunge muß so wohl zu den Reden, als zu andern Dingen, dazu sie sich schicket, dienen. Sie schicket sich aber nicht allein zu Schnitzern, zu leerem Geschwätze, zu falschen Schwüren, zum Schmähen, zu Verleumdungen, zu Lügen: Sondern auch zu sonst noch etwas des Nachts; zumal wenn du selbst so vielen Liebhabern nicht hinlänglich bist. Denn da muß sie alles wissen, und zu mehrerem nütze seyn, und sich vor nichts scheuen.

Wenn du, o Jüngling, dieses alles recht erlernet haben wirst (das kannst du aber wohl, denn es ist nichts schweres): So versichere ich dich mit der größten Zuversicht, daß du in kurzem der beste Redner, und so, wie

wir selbst, seyn wirst. Was hernach erfolgen wird, wieviel Gutes du in kurzer Zeit von der Redekunst erlangen wirst, das brauche ich dir nicht zu sagen. Siehe mich nur an. Mein Vater war ein schlechter Mann; er war nicht einmal recht frey, und war länger als Eois und Thmuis in der Knechtschaft gewesen. Meine Mutter aber war eine Nähterinn. Anfangs, weil meine Gestalt nicht häßlich war, hielt ich mich, aus Armuth, zu einem unglücklichen und kargen Liebhaber. Nachdem ich aber diesen so leichten Weg erkannt, und zurück geleget habe, (denn mit dem Zehrgelde, wie ich es vorhin nennete, der Kühnheit, der Unwissenheit, der Unverschämtheit, mit dem allen war ich, ohne Ruhm zu melden, reichlich versehen): So heiße ich nun nicht mehr Potinus, sondern habe den Namen der Kinder des Jupiters und der Leda erhalten. Ich machete mich hernach an eine alte Frau, von der ich anfangs köstlich gefüttert wurde. Denn ich stellete mich, als ob ich diese alte siebenzigjährige lieb hätte, die nur noch vier Zähne im Maule hatte, welche noch dazu mit Golde befestigt waren. Doch die Armuth erleichterte mir dieses verdrüßliche Leben, und der Hunger machte mir die kalten Küsse dieser alten Hexe zuckersüße. Es hätte nicht viel gefehlet, so hätte sie mich zu ihrem völligen Erben eingesetzet. Da ihr aber ein verfluchter Knecht angezeigt hatte, daß ich Gift für sie gekaufet: So wurde ich über Hals und Kopf zum Hause hinaus geworfen. Dennoch hat es mir nach der Zeit nicht am Unterhalte gefehlet. Ich bin als ein Redner berühmt, und führe Processe vor Gerichte. Ich verspreche meinen thörichten Clienten die Gunst der Richter, und ihre Sache verrathe ich meistens der Gegenparten. Ob ich nun gleich meistens

verlie-

verliere: So ist doch meine Thüre mit gekröneten Palmen geschmücket. Denn das sind meine Lockspeisen für die, welche das Unglück zu mir führet. Daß ich aber von jedermann gehasset werde, daß ich wegen der Schändlichkeit meines Lebens, und noch eher meiner Reden, berufen bin, daß man mit den Fingern auf mich weiset, und mich den Ausbund aller Bosheit nennet, das scheint mir wahrhaftig nichts geringes zu seyn. Da hast du nun meinen guten Rath, einen Rath, den ich mir selbst schon längst gegeben, und womit ich mir auch schon nicht wenig Dank verdienet habe.

Mit diesen Worten wird dieser edle Mann seine Rede beschließen. Wenn du ihm nun folgest: So sey versichert, daß du schon da bist, wo du gleich anfangs hin verlangetest. Nichts wird dich hindern, wenn du diese Gesetze beobachtest, vor Gerichte zu überwinden, bey dem Pöbel berühmt zu werden, einer Gegenliebe zu genießen, und, nicht eine alte Larve, wie dein Gesetzgeber und Lehrer, sondern das allerschönste Frauenzimmer, die Redekunst selbst, zu heirathen. Alsdenn wirst du auf Platons geflügeltem Wagen fahren, und es wird sich besser für dich schicken, von dir selbst zu reden, als es sich für ihn schickete, von dem Jupiter zu reden. Ich aber, der ich niederträchtig und furchtsam bin, ich will euch aus dem Wege gehen, und will aufhören, mich bey der Redekunst aufzuhalten, da es kein Rath für mich ist, auf eurem Wege zu ihr zu kommen. Ja, was sage ich, ich habe schon aufgehöret. Also möget ihr immerhin ohne Staub als Ueberwinder ausgerufen werden, ihr möget immerhin bewundert werden: Erinnert euch aber nur, daß ihr, die ihr viel geschwinder zu seyn scheinet, uns nicht durch Geschwindigkeit überwunden habet, sondern bloß dadurch, daß ihr den leichtesten und ebensten Weg gegangen seyd.

* *

Des ersten Buchs erste Fabel

aus dem Phädrus,

übersetzt.

M. Johann Joachim Schwabe.

Der Wolf und das Schaf.

Es waren Wolf und Schaf, durch heissen Durst getrieben,
Bey einem kühlen Bach einst stille stehn geblieben.
Ganz oben stund der Wolf, das Schaf weit unterwärts.
Vom Hunger angereizt sucht drauf das Räuberherz
Gelegenheit zum Zank. Hier! was sind das für Sachen,
Hieß es, wie darfst du mir das Wasser trübe machen?
Ey, lieber Wolf, spricht drauf das Schäfchen ganz verzagt,
Wie kann ich doch das thun, worüber du geklagt?
Von dir fließt ja zu mir das Wasser, das wir lieben.
Nun war er durch die Kraft der Wahrheit eingetrieben,
Und sprach: Sechs Monat sinds, als mich dein Fluch betraf.
Da lebt ich ja noch nicht, versetzte gleich das Schaf.
Hui! ja dein Vater wars, von dem ichs leiden müssen,
Spricht er, und hat das Schaf so ohne Schuld zerrissen.

Die Fabel ist auf den mit allem Fleiß gemacht,
Der, wenn er Fromme drückt, den Grund dazu erdacht.

Die andere Fabel.

Die um einen König bittenden Frösche.

Als gleiches Recht Athen zum höchsten Flor gebracht,
Hat ihrer Freyheit Trotz die Stadt verwirrt gemacht,
Den erstern Zaum von sich zu schütteln nicht verweilet.
Nachdem die Bürger sich in Rotten nun zertheilet,
Erobert der Tyrann, Pisistratus, das Schloß.
Als um die Dienstbarkeit Athen in Thränen floß,
(Nicht weil er grausam war; nein, weil die Last uns drücket,
Die man noch nicht versucht,) und Seufzer abgeschicket:
So hat Aesopus gleich, in dem man sich beklagt,
Dieß Mährchen dazumal den Bürgern vorgesagt.

Den wilden Fröschen war ihr freyer Sumpf zu wenig;
Sie bathen Jupitern mit Schreyn um einen König,
Der mit Gewalt und Macht den wüsten Sitten wehrt.
Der Göttervater hat es lachend angehört,
Und ihnen auf ihr Flehn ein Stückchen Holz gegeben.
Es fällt, gleich rauscht der Sumpf; die bangen Frösche beben.
Doch als es lange Zeit ein fauler Schlamm bedeckt:
Hat einer ungefähr den Kopf hervor gesteckt,
Den König still besehn. Da er ihn leblos findet.
Ruft er sie all hervor. Die erste Furcht verschwindet,
Und die verwegne Schaar schwimmt um die Wett heran,
Hüpft oben auf das Holz und fängt ihr Spotten an.
Als sie mit aller Schmach es nun genug geschändet:
So wird zum andernmal zum Jupiter gesendet,
Und um ein besser Haupt, weil dieß nicht taugt, gefleht.
Worauf er ihnen denn die Schlange zugesteht,
Die mit geschärftem Zahn sie nach und nach zerbissen.
Sie sind aus Todesfurcht zwar zaghaft ausgerissen:

Allein es ist umsonst. Man spricht vor Angst kein Wort.
Mercur muß ingeheim mit neuer Vollmacht fort,
Um Jupiter vielleicht durch Flehn dahin zu bringen,
Den Fröschen in der Noth mit Hülfe beyzuspringen.
Wiewohl, Gott machte drauf die Ursach offenbar:
Weil euch ein gnädig Haupt zu dulden schimpflich war;
So möget ihr nunmehr den strengen Herrn ertragen.
Ihr Bürger, rief Aesop, laßt euch deswegen sagen,
Tragt mit Geduld die Last, die euch anitzo drückt,
Eh noch ein größer Weh auf eure Schultern rückt.

Die dritte Fabel.

Die Dohle und der Pfau.

Durch diese Fabel hat Aesopus uns gelehrt,
Daß sichs, mit fremdem Gut zu pralen, nicht gehört,
Und wir mit unserm Stand uns fein begnügen sollen.

Die Dohle voller Stolz und Hochmuth aufgeschwollen
Hob alle Federn auf, die nur der Pfau verlohr.
Sie schmückt sich damit aus, und menget sich ins Chor
Der schönen Pfauen ein, verachtet ihre Brüder.
Doch jene nehmen ihr die fremden Federn wieder,
Und beissen sie hinweg. Mit solchem schlechten Glück
Kehrt sie zuletzt betrübt zum Ihrigen zurück.
Allein sie wird auch hier bestraft hinweg gejaget,
Und eine, die sie erst verschmäht, hat ihr gesaget:
Wofern du nicht gesucht, dich von uns abzuziehn,
Und dich mit dem begnügt, was die Natur verliehn:
So wäre dir dort nicht dergleichen Schmach geschehen;
Du würdest in der Noth dich nicht verstoßen sehen.

❀ ❀ ❀

Eini-

* *

Einige Briefe
L. Annäi Senecä an Lucilium
übersetzt von
M. Johann Friedrich May.

So recht, mein Lucilius: Werde wiederum dein eigener Herr, und halte die Zeit zu rathe, welche dir bishero entweder geraubet, oder entwendet worden, oder von sich selbst verflossen ist. Glaube, daß es so sey, wie ich dir schreibe. Einige Zeit wird uns geraubet, um einige werden wir unvermerkt gebracht, einige verläuft von sich selbst. Am schändlichsten verlieren wir sie durch unsere Nachläßigkeit: Und wenn du Achtung darauf geben willst; so wirst du sehen, daß diejenigen, welche Böses thun, einen großen Theil, diejenigen, welche nichts thun, den größten, und diejenigen, welche thun, was sie nicht sollen, die ganze Zeit ihres Lebens verlieren. Sage mir einen, welcher die Zeit zu schätzen weis? Welcher einen Tag hoch halte? Welcher erkenne, daß er täglich stirbt. Denn dadurch werden wir betrogen, daß wir den Tod noch weit voraus sehen. Es ist schon ein großer Theil von unserm Tode vorbey. Die noch rückständige Zeit hat der Tod in seiner Gewalt. Thue also, mein Lucilius, wie du nach deinem Briefe thust; nimm alle Stunden wohl in Acht: Auf diese Art wird dir an dem morgen-

den

den Tage nicht so viel gelegen seyn, wenn du heute Hand anlegest. Indem wir unser Leben aufschieben, so verläuft es. Alles, mein Lucilius, ist außer unserer Gewalt; Die Zeit allein ist unser. Das ist die einzige, flüchtige und schlüpfrige Sache, in deren Besitz uns zwar die Natur gebracht hat, daraus uns aber auch ein jeder, der nur will, treiben kann. Die Thorheit der Menschen aber ist so groß, daß sie sich auch die geringsten und schlechtesten Sachen, die man gewiß leicht haben kann, zuschreiben lassen, so bald sie dieselben nur überkommen haben. Niemand hält dafür, daß er dadurch sehr verpflichtet worden sey, wenn man ihm viel Zeit eingeräumet hat, da doch dieses das einzige ist, welches auch der dankbareste Mensch nicht vergelten kann. Du wirst vielleicht fragen, was ich thun werde, da ich dir dieses vorschreibe? Ich will es aufrichtig gestehen. Was bey einem Verschwenderischen, der aber auf sich wohl sieht, zu geschehen pflegt: Ich weis, was michs kostet. Ich kann nicht sagen, daß ich nichts verliere; aber ich will doch allemal sagen, was, warum, und wie ichs verliere: Ich will sagen, wodurch ich so arm geworden bin. Es geht mir dabey, wie den meisten, welche ohne ihr Verschulden in Mangel gerathen sind: Ein jeder verzeiht es ihm, aber niemand will helfen. Was ist zu thun? Ich halte den nicht für arm, welcher an dem, was übrig geblieben ist, es mag auch so wenig seyn, als es wolle, genug hat. Doch wollte ich lieber, daß du das Deinige behalten, und dich der guten Zeit zu bedienen anfangen mögest. Denn unsere Vorfahren haben gesagt: Wer alsdenn erst sparen will, wenn das Faß auf der Neige läuft, der kömmt zu späte: Indem auf dem Boden nicht nur das Geringste, sondern auch das Aergste sitzen bleibet.

Der

Der II. Brief.

So wohl das, was du mir schreibst; als auch, was ich von dir höre, läßt mich viel Gutes von dir hoffen. Du schwärmst nicht herum, und wirst auch nicht durch die Veränderung des Ortes beunruhiget. Wer sich so herum wälzt, der ist gewiß am Gemüthe krank. Ich halte es für das beste Kennzeichen eines gesetztern Menschen, wenn er stille sitzen, und bey sich selbst bleiben kann. Siehe aber wohl zu, daß du in Lesung vieler und mancherley Bücher nichts unbeständiges und ausschweifendes an dir haben mögest. Bey gewissen Leuten muß man sich aufhalten, und dabey aufwachsen; wenn man etwas daraus lernen will, das feste im Kopfe bleiben soll. Wer allenthalben ist, der ist nirgends zu Hause. Wer immer auf der Straße ist, der findet wohl viel Wirthshäuser, aber keine vertraute Freunde. So muß es auch denjenigen nothwendig gehen, welche sich auf eines Mannes Arbeit nicht besonders legen, sondern nur flüchtig und eilends über alles hinlaufen. Wenn man eine Speise so geschwinde von sich giebt, als man sie zu sich genommen hat; so nutzt sie nicht und giebt dem Leibe keine Stärkung. Nichts hindert die Genesung mehr, als die allzuoste Veränderung der Arzneymittel. Wenn man allzuoft Pflaster auflegt, so heilt die Wunde nicht zu. Eine Pflanze, welche oft versetzt wird, kömmt nicht fort. Ein zufälliger Nutzen bringt keinen sonderlichen Vortheil. Viel Bücher zerstreuen das Gemüthe. Kannst du also nicht so viel Bücher lesen, als du wohl haben möchtest, so ist es genug, wenn du deren so viel hast, als du lesen kannst.

Doch

Doch wollte ich gerne, sprichst du, dieses oder jenes Buch nachschlagen. Ein verwöhnter Magen hat zu vielem Lust. Sind es vielerley Dinge und die einander zuwider sind; so verderben sie ihn und nähren ihn nicht. Ließ allezeit die besten, und wenn es dir einmal gefällt, was anders zu lesen; so nimmt die erstern wieder vor. Alle Tage merke dir etwas zum Trost wider das Armuth, und wider den Tod, wie auch nicht weniger wider das übrige Unheil. Und wenn du viel durchgelesen hast; so lies dir eines aus, das du denselben Tag verdauen mögest. Das thue ich selbst; aus viel Dingen die ich lese, behalte ich etwas. Das heutige habe ich aus dem Epikur genommen. Denn ich pflege auch in der Feinde Läger überzugehen, doch nicht als ein Ueberläufer, sondern als ein Kundschafter. Die vergnügte Armuth, sagt er, ist etwas ehrliches. Das ist aber keine Armuth, wenn sie vergnügt ist; denn wer sich in die Armuth wohl zu schicken weis, der ist reich. Der ist nicht arm, der wenig hat, sondern der viel verlangt. Denn, was ist daran gelegen, wie viel der im Kasten, wie viel er auf dem Boden habe, wie viel er erwuchern dürfte, wenn er nach fremden Gute trachtete, wenn er nicht dasjenige rechnet, was er erhalten hat, sondern was er erst bekommen wird? Willst du wissen, welches das Maaß des Reichthums sey? Das erste, daß man habe, was nöthig ist, das nächste drauf, daß man genug habe.

Der

Der III. Brief.

Wie du mir schreibst, so hast du deinem Freunde die Briefe an mich zu bestellen gegeben. Und doch erinnerst du mich hernach, daß ich ihm nicht alles, was dich angeht, sagen solle; weil du es selbst nicht zu thun gewohnt wärest. Also hast du in einem Briefe gesagt, daß er dein Freund sey, und daß er es auch nicht sey. Anfangs hast du demnach das gewöhnliche Wort gebraucht, und ihn also einen Freund genennet, wie man seine Leute ehrliche Leute zu nennen pfleget; und wie wir zu denjenigen, die uns begegnen, mein Herr, sagen, wenn uns ihr Name nicht beyfällt. Doch dieses mag seyn. Allein, wenn du einen für deinen Freund hälst, und ihm nicht so viel als dir selber zutraueſt; so irrest du sehr, und verstehest das Wesen der wahren Freundschaft noch nicht recht. In allem aber ziehe deinen Freund zurathe, doch überlege zuvor, ob du ihn dazu erwählen kannst. Wenn du Freundschaft gemacht hast, so muß du trauen, ehe du aber Freundschaft machst; muß du alles wohl bedenken. Diejenigen aber machen alles verkehrt, welche wider des Theophrastus Regeln es alsdenn erst überlegen, wenn sie schon geliebt haben, und nicht lieben, wenn sie alles überlegt haben. Bedenke dich lange, ob du einen in deine Freundschaft aufnehmen sollst; wenn du einmal Lust dazu hast; so sey auch sein Herzensfreund. Rede so frey mit ihm, als mit dir selbst. Lebe aber so, daß du nichts thun mögest, als was du auch deinem Feinde vertrauen kannst. Weil es aber einige Dinge giebt, die wir aus Gewohnheit geheim halten; so theile alle

deine

deine Sorgen und Gedanken mit deinem Freunde. Du wirst ihn getreu machen, wenn du ihn dafür hältst. Denn viele haben betrügen gelehrt, da sie sich gefürchtet haben, betrogen zu werden, und durch ihren Argwohn andern das Recht zu sündigen gegeben. Warum sollte ich ein Wort vor meinem Freunde verschweigen? Warum sollte ich nicht meynen, daß ich mit ihm allein sey? Einige erzählen allen, die ihnen begegnen, was sie nur ihren Freunden vertrauen sollten, und sagen einem jeden, was ihnen auf dem Herzen liegt. Andere hingegen wollen auch ihre liebsten Freunde nichts wissen lassen, und halten alles so heimlich, daß sie solches, wenn es möglich wäre, sich selbst nicht anvertrauen. Man muß keines von beyden thun. Denn beydes ist ein Fehler so wohl wenn man jedem, als auch wenn man keinem trauet; jedoch wollte ich sagen, jener sey ein wohlanständiger, dieser aber ein nützlicher Fehler. Man muß also beyde tadeln, so wohl die, welche allezeit unruhig, als auch die, welche allezeit ruhig sind. Denn das ist kein Fleiß, welcher an vielen Lermen Lust hat, sondern das Bestreben eines gequälten Gemüthes: Und das ist keine Ruhe, welcher jede Bewegung beschwerlich fällt, sondern eine Liederlichkeit und Faulheit. Laß dir also, was ich bey dem Pomponius gelesen habe, zum steten Andenken empfohlen seyn. Einige haben sich deswegen in die Hölen verkrochen; weil sie meynten, daß alles unruhig sey, was im Lichte wäre. Man muß eines mit dem andern verbinden; wer ruhen will, muß arbeiten, und wer gearbeitet hat, muß ruhen. Zeuch die Natur zu rathe, die wird dir sagen, daß sie Tag und Nacht gemacht habe.

Der IV. Brief.

Fahre fort, wie du angefangen hast, und eile, so viel du kannst, damit du eines verbesserten und gesetzten Gemüthes desto länger genießen könnest. Du wirst zwar schon selbst in der Verbesserung und Einrichtung desselben viel angenehmes finden: Allein es ist ein ganz anders Vergnügen, welches man bey Betrachtung eines von allen Fehlern bereits gesauberten und herrlichen Gemüthes empfindet. Du weist noch wohl, wie freudig du warest, als man dir, nach abgelegten Knabenkleidern, den Mannshabit anzog, und dich in die öffentliche Versammlung führete. Erwarte noch was größres, wenn du das kindische Gemüthe wirst abgeleget, und dich die Philosophie unter die Zahl der Männer wird eingeschrieben haben. Bishero sind wir nicht nur Knaben, sondern, was noch schlimmer ist, ganz kindisch gewesen. Und das ist noch das ärgste, daß wir das Ansehen alter Männer und die Fehler der Knaben, ja nicht nur der Knaben, sondern der kleinsten Kinder haben. Jene fürchten sich vor was geringem, diese aber vor dem, was gar nichts ist, wir vor beyden. Suche nur im guten zuzunehmen; so wirst du erfahren, daß wir einige Dinge deswegen nicht sehr zu fürchten haben, weil sie uns eine große Furcht einjagen. Das letzte Uebel ist kein groß Uebel. Der Tod kömmt zu dir. Du würdest dich fürchten müssen, wenn er bey dir bleiben könnte. Er muß entweder gar nicht kommen; oder er muß vorbey gehen. Ja sagest du, es ist etwas schweres, sein Leben geringe achten. Siehest du nicht, wie man es schlechter Dinge wegen verachtet? Der eine

hat sich vor der Thüre seiner Geliebten an einem Stricke erhenkt; ein anderer hat sich vom Hause herabgestürzet, nur damit er seinen zänkischen Herrn nicht länger anhören dürfe; ein anderer hat sich den Degen in den Leib gestochen, nur damit man ihn nicht von der Flucht zurücke bringen möchte. Glaubest du nicht, daß die Tugend eben das wirken sollte, was eine allzugroße Furcht gewirckt hat? Wer auf die Verlängerung seines Lebens allzusehr denkt, und es für ein großes Glücke hält, viel Jahre zu zählen, der kann nicht sicher leben. Dieses erwege täglich, damit du dein Leben ruhig lassen könnest. Wieviel fassen es nicht, und halten es so feste, wie diejenigen, welche durch eine Wasserfluth hingerissen werden, die Dornhecken und Felsen? Die meisten werden zwischen der Furcht des Todes und dem Elende dieses Lebens erbärmlich hin und her geworfen; sie wollen nicht leben, und können auch nicht sterben: Mache dir also ein vergnügtes Leben; indem du alle ängstliche Sorge für dasselbe bey Seite setzest. Keinem hilft das Gute etwas, so er hat, wenn er sich nicht auf dessen Verlust gefaßt hält. Ueber den Verlust einer Sache aber, die ich leicht vergessen kann, gebe ich mich gar bald zufrieden. Dahero ermuntere dich, und härte dich so aus, daß dir nichts, was auch den mächtigsten Leuten wiederfahren kann, nahe gehe. Ueber den Pompejus sprach sein Pflegesohn und sein Verschnittener das Todes-Urtheil: Ueber den Crassus aber der grausame und unbescheidene Parthus. Cajus Cäsar befahl, daß Lepidus dem Zunftmeister Dexter seinen Hals darbiethen mußte; er aber reichte ihn selbst dem Cheräa dar. Das Glück hat keinen so hoch gebracht, daß es ihm nicht eben so vieles drohen sollte, als es ihm gutes gegön-

gönnet hat. Traue dieser Stille gar nicht, in einem Augenblicke ist das Meer ganz umgekehrt: Die Schiffe gehen da, wo sie sich lustig gemacht haben, auch an eben dem Tage unter. Bedenke, daß dir ein Räuber und Feind den Degen an die Kehle setzen kann; ja das ist nicht einmal nöthig, dein Leben und Tod steht auch sogar in eines Knechts Hand. Gewiß, wer nur sein eigenes Leben in die Schanze schlagen will, der ist ein Herr des Deinigen. Erinnere dich derjenigen, welche entweder durch Gewalt oder List heimtückischer Weise von ihren Hausgenossen umgekommen sind. Du wirst gewahr werden, daß ihrer mehr, durch den Zorn der Knechte, als der Könige, gefallen sind. Was gehts dich an, wie mächtig derjenige sey, vor welchen du dich fürchtest, wenn das ein jeder thun kann, weswegen du dich fürchtest? Sollte st du ja den Feinden von ungefähr in die Hände fallen, so wird dich der Ueberwinder dahin führen heißen, wohin du nemlich einmal mußt geführet werden. Was betrügest du dich selbst, und verstehst das nun erst, was du ehedem erfuhrest. Ich will so viel sagen, woher du entstanden bist, dahin wirst du geführet werden. Dieses und dergleichen muß man bey sich überlegen, wenn man die letzte Stunde gelaßen erwarten will, die uns, wenn wir uns vor ihr fürchten, alle die übrigen unruhig macht. Doch, damit ich meinen Brief endige, so vernimm, was mir heute gefallen hat. Und ich habe es eben wiederum aus einem fremden Garten genommen. Eine nach dem Gesetze der Natur eingerichtete Armuth ist ein großer Reichthum. Du weist aber, was uns dieses Gesetze der Natur vor Schranken gesetzt hat? Nicht zu hungern, nicht zu dürsten, nicht zu frieren. Willst du also nur den

Hunger und Durst vertreiben, so hast du nicht nöthig, an vornehmer Leute Thüre zu sitzen, noch ein scheel Gesichte nebst einer spöttischen Höflichkeit zu erdulden. Du brauchst es nicht, auf die See oder in Krieg zu gehen. Was die Natur haben will, das ist leicht zu bekommen und zur Hand: Ueberflüssige Dinge sucht man mit Mühe. Deswegen zerreissen wir unsere Kleider, müssen in Zelten alt werden und fremdes Ufer suchen. Was wir brauchen, das haben wir alles bey der Hand.

Der V. Brief.

Das du eifrigst studirest, und alles andere beyseit gesetzt, einzig dahin trachtest, wie du dich täglich verbessern mögest, das lobe ich und das erfreut mich. Ich ermahne dich nicht nur, darinnen fortzufahren, sondern ich bitte dich auch darum. Vornehmlich wirst du darauf sehen, daß du in deiner Kleidung und Lebensart nichts sonderliches suchest, wie die zu thun pflegen, welche nicht nach der Vollkommenheit streben, sondern sich nur wollen sehen lassen. Meide alles verdrüßliche in deiner Aufführung; laß dir deine Haare abscheeren, laß dir keinen großen Bart wachsen, sey dem Gelde nicht spinne feind, lege dich nicht auf die Erde, und was sonst für Dinge mehr sind, dadurch man sich verkehrter Weise einen Vorzug zu wege bringen will. Der Name der Philosophie ist schon an sich selbst verhaßt genug, wenn man sich auch noch so bescheiden dabey aufführt. Was würde erst geschehen, wenn wir uns nicht mehr nach der Gewohnheit der Leute richten wollten? Von außen müssen wir wie andere Leute aussehen, von innen aber

muß

muß es ganz anders mit uns beschaffen seyn. Das Kleid muß zwar nicht prächtig, jedoch auch nicht schmutzig seyn. Haben wir kein mit gediegnem Golde ausgelegtes Silbergeschirr; so dürfen wir doch nicht meynen, als ob es ein Zeichen der Genüglichkeit sey, kein Gold und Silber haben. Laßt uns darauf sehen, daß wir ein bessers, nicht aber ein ganz anders Leben als der Pöbel, führen mögen; sonst jagen wir diejenigen von uns, welche wir bessern wollen, und machen sie uns abspenstig. Ja wir würden machen, daß sie uns in nichts nachahmen wollten, weil sie befürchteten, sie müßten uns alles nachthun. Die Philosophie sucht uns vornehmlich verständig, höflich und gesellig zu machen. Wie werden wir das zeigen, wenn wir uns ganz widersinnisch aufführen? Dasjenige, wodurch wir Verwunderung erwecken wollen, muß nicht lächerlich und verhaßt seyn. Unser Vorsatz ist der Natur gemäß zu leben. Das ist ja wider die Natur, wenn man seinen Leib quälet, nicht reinlich seyn will, ob es gleich mit leichter Mühe geschehen kann, mit Willen schmutzig ist, und sich nicht nur geringer, sondern auch garstiger und abscheulicher Kost bedienet. Wie es eine Ueppigkeit ist, sich nach Leckerbißchen sehnen; also ist es eine Thorheit, gewöhnliche und wohlfeile Dinge nicht haben wollen. Die Philosophie verlangt, man soll sparsam, sich aber nicht eine Last seyn: Die Sparsamkeit kann doch reinlich seyn. Mir gefällt es auf diese Art. Man richte seine Lebensart so ein, wie es gut und gewöhnlich ist, damit alle auf unsere Aufführung sehen, und dieselbe zu gleich erkennen. Wie nun zu thun? Sollen wir eben das thun, was die andern thun? Soll zwischen uns und ihnen kein Unterscheid seyn? Ach ein großer Unterscheid. Daß wir an-

ders als der Pöbel geartet sind, soll derjenige erfahren, welcher uns näher betrachten wird. Wer in unser Haus kommen wird, soll sich mehr über uns als unsern Hausrath wundern. Der ist groß, welcher mit seinem irdenen Gefässe wie mit dem silbernen umgehet; und der ist nicht geringer, welcher das silberne wie das irdene gebraucht. Das ist ein schwaches Gemüthe, das den Reichthum nicht ertragen kann. Doch damit ich auch den Gewinnst des heutigen Tages mit dir theilen möge, so wisse, daß ich in unserm Hecaton gefunden habe, das Ende unserer Begierden könne auch wieder die Furcht Mittel an die Hand geben. Wenn du, sagt er, wirst aufgehöret haben zu hoffen, so wirst du auch aufhören, dich zu fürchten. Vielleicht wendest du ein; wie können denn diese so widrige Dinge bey einander stehen? Gar wohl, mein Lucilius: Da sie einander scheinen zuwider zu seyn, sind sie mit einander verbunden. Gleichwie eine Kette den Gefangenen und die Wache umschließet; also trifft man auch diese so ungleiche Dinge bey einander an. Die Furcht folgt der Hoffnung. Ich wundere mich nicht, daß es also zugeht. Wir finden beydes bey einem Gemüthe, das sich zu nichts entschließen kann, wir finden beydes bey einem Gemüthe, das in Erwartung des Zukünftigen bekümmert ist. Beydes aber kömmt hauptsächlich daher; weil wir uns nicht zu dem Gegenwärtigen bequemen, sondern mit unsern Gedanken auf entfernte Dinge voraus sehen. Also gereichet uns die Vorhersehung des Zukünftigen zum großen Schaden, da sie doch dem menschlichen Zustande sehr ersprießlich ist. Die wilden Thiere fliehen vor der Gefahr, welche sie sehen, und wenn sie entflohen sind, sind sie sicher. Uns quälet das Zukünftige so wohl, als das

Ver=

Vergangene. Viele von unsern Gütern schaden uns auch. Denn wir quälen uns mit lauter Furcht, wenn wir etwas zuvorsehen, und erinnern uns dieser Quaal wieder, wenn sie schon vorbey ist. Niemand ist allein wegen des Gegenwärtigen betrübt.

Der VI. Brief.

Ich merke, Lucilius, daß ich nicht nur gebessert, sondern ein ganz anderer Mensch werde: Doch kann ich itzt nicht gut dafür seyn, oder hoffen, daß ich gar nichts mehr an mir zu bessern finden möchte. Warum sollte ich auch nicht noch vieles an mir haben, welches nothwendig verbessert, ausgemustert, und vollkommen gemacht werden muß? Es ist dieses schon das Zeichen eines auf einen bessern Weg gebrachten Gemüths, wenn es seine Fehler siehet, die es zuvor nicht wußte. Es giebt einige Kranke, welchen man Glück wünschet, so bald sie empfunden haben, daß sie krank sind. Ich hätte also gerne gewünscht, meine so geschwinde Veränderung mit dir zu theilen, ich würde alsdenn angefangen haben, gewisser auf deine Freundschaft zu trauen; diejenige wahre Freundschaft, welche weder Hoffnung noch Furcht noch Eigennutz zertrennet: Diejenige, mit welcher die Menschen sterben, und für welche sie sterben. Ich will dir ihrer viel herzählen, welche zwar Freunde aber keine Freundschaft gehabt. Das kann nicht geschehen, wenn ein gleicher Wille die Gemüther vereiniget, nach dem Guten zu streben. Warum sollte es auch nicht geschehen können? Denn sie wissen, daß sie alles und am meisten ihr Unglücke mit einander gemein ha-

ben. Du kannst dirs nicht einbilden, wie ich Tag vor Tag zunehme. Vielleicht sagst du: Laß mir doch das auch zukommen, was du so kräftig zu seyn befunden hast. Ich wollte, daß ich dirs recht einflößen könnte. Und ich habe auch deswegen eben so große Lust, etwas zu lernen, damit ichs andere wieder lehren könne. Es würde mich auch keine Sache vergnügen, sie möchte so vortrefflich und nützlich seyn, als sie wollte, wenn ich sie nur für mich allein wissen sollte. Sollte mir die Weisheit mit diesem Bedinge gegeben werden, daß ich sie bey mir behalten und nicht davon reden sollte; so möchte ich sie nicht haben. Kein Gut ist angenehm, wenn ich es ohne einen Freund besitze. Ich will dir also die Bücher selbst schicken, und damit du dir nicht viel Mühe geben darfst, das Nützliche hie und da zu suchen, so will ich allenthalben ein Zeichen machen, damit du alsbald finden mögest, was ich billige und hochhalte. Jedoch du wirst mehr aus dem Gespräche und Umgange als aus dem Briefe lernen. Du mußt selber zu mir kommen. Einmal weil die Menschen mehr den Augen, als den Ohren trauen, hernach, weil der Weg durch Regeln lang, durch Exempel kurz und kräftig ist. Cleanthes wäre dem Zeno nicht so ganz gleich gekommen, wenn er ihn nur gehört hätte. Er lebte bey ihm, sahe alle Heimlichkeiten und gab Achtung, ob er nach seiner Vorschrift lebte. Plato und Aristoteles sammt allen weisen Männern, die anderer Meynung sind, haben mehr aus dem Umgange mit dem Sokrates als aus seinem Vortrage gelernet. Metrodorus, Hermachus, und Polyänus sind nicht durch den Unterricht des Epikurs, sondern dadurch so große Männer geworden, weil sie stets um ihn gewesen sind. Doch lasse ich dich nicht nur deswegen zu mir kom-

kommen, damit du im Guten zunehmen mögest, sondern, daß ich auch einen Vortheil davon habe. Denn wir wollen vieles mit einander untersuchen. Unterdessen, weil ich dir auf heute noch etwas schuldig bin, so will ich dir sagen, was mir heute beym Hecaton gefallen hat. Du fragst, spricht er, was ich gelernt habe? Ich habe angefangen, mein eigner Freund zu seyn. Er hat gewiß viel Gutes gethan, und wird niemals alleine seyn. Denn du sollt wissen, daß derjenige, welcher sein eigner Freund ist, auch aller Leute Freund sey.

Der VII. Brief.

Du fragst mich, wovor du dich am meisten zu hüten habest. Vor großer Gesellschaft. Denn du darfst dich noch nicht sicher dahin wagen. Ich gestehe hierinnen gar gerne meine Schwachheit. Ich komme niemals wieder so zurücke, wie ich hingegangen bin. Es wird mir allemal etwas in dem, was ich zurechte gebracht habe, verderbt: Es kömmt allemal etwas wieder zurücke, was ich von mir verjagt hatte. Was den Kranken wiederfährt, die eine lange Schwachheit so sehr mitgenommen hat, daß sie niemals ohne Strauchеln ausgehen können; das wiederfährt auch uns, wenn unsere Gemüther nach einer langen Krankheit wiederum gestärket werden. Der Umgang mit allzuviel Leuten ist schädlich. Man preiset uns entweder einen Fehler an, oder drückt ihn in unser Gemüth ein, oder reizet die Unwissenden dazu. Ja je größer das Volk ist, mit welchem wir uns vermengen; desto mehr ist dabey zu besorgen. Doch verderbt man sein Gemüthe durch nichts ärger, als wenn man in die öffentlichen Spiele geht.

Denn daselbst schleichen sich die Fehler durch die Wollust sehr leichte bey uns ein. Weist du wohl, was ich hiemit sagen will? Ich komme allemal geiziger, hochmüthiger, verschwenderischer, ja auch so gar grausamer und unbarmherziger nach Hause; weil ich unter den Menschen gewesen bin. Nachmittage kam ich ungefähr auf den Schauplatz, ich wartete auf allerhand Spiele, Scherzreden, und eine angenehme Veränderung, bey welcher die Augen der Leute von dem blutigen Anblicke ruhen möchten. Allein ich fand ganz was anders. In dem ersten Streite war es sehr barmherzig zugegangen. Nunmehro setzten sie allen Scherz beyseite, und es war nur auf das Todtschlagen angesehen. Sie bedeckten sich mit nichts; sie bothen ihren ganzen Leib dar und führten keinen Streich vergebens. Die meisten zogen dieses dem gewöhnlichen gleichen und aufgeforderten Gefechte vor. Warum sollten sie es auch nicht vorziehen? Hier wird das Schwerdt weder durch den Helm, noch durch den Schild abgeschlagen. Worzu wären diese Rüstungen nütze? Was hätte es ihnen geholfen, wenn sie den Degen noch so geschickt geführt hätten? Das sind nur Verzögerungen des Todes. Früh morgens werden die Leute den Löwen und Bären und Nachmittags ihren Zuschauern vorgeworfen. Ein Todtschläger muß sich von den andern todtschlagen lassen, und sein Ueberwinder wird auf ein neues Gefechte gesparet, endlich müssen sie alle durch Feuer und Schwerdt sterben. Das geschieht, wenn der Kampfplatz geöffnet ist. Allein es hat einer einen Straßenraub begangen: Was verdient er? Er muß gehangen werden. Er hat einen Menschen erschlagen. Wer den andern tödtet, der muß wieder dieses leiden. Du elender Mensch, was

verdieneſt

verdieneſt du, der du zuſieheſt? Tödte, brenne, ſchlag zu. Warum läuft er ſo furchtſam in das Schwerdt? Warum iſt er nicht verwegener, den andern todt zu ſchlagen? Warum ſtirbt er nicht gerne? Man ſchlägt auf die erſten Wunden und fängt die Streiche wechſelsweiſe mit der entblößten und vorgeworfenen Bruſt auf. Iſt das Schauſpiel zu Ende, ſo bringt man doch noch Menſchen um, damit nur etwas gethan werde. Merket ihr denn dabey nicht, daß diejenigen an den böſen Exempeln Schuld ſind, welche Gelegenheit dazu geben? Saget den unſterblichen Göttern Dank, daß ihr denjenigen lehren wollt, grauſam zu ſeyn, der es doch nicht lernen kann. Man muß ſich das zärtliche Gemüthe, und welches ohne dem über den Guten nicht allzufeſte hält, durch das Volk nicht verderben laſſen. Man folgt gar leichte dem größten Haufen nach. Ich glaube, Sokrates, Cato und Lälius würden ganz anders geworden ſeyn, wenn ſie ſich nach dem Exempel vieler Leute gerichtet hätten, die ganz anders als ſie geſinnet waren. So gar unter uns iſt niemand, der, wenn wir ihm auch den beſten Verſtand zutrauen wollten, den Anfall ſo vieler Laſter aushalten kann. Ein einziges Exempel der Schwelgerey oder des Geizes richtet viel Böſes an: Ein leckerhafter Tiſchgänger verwöhnet uns auch nach und nach: Ein reicher Nachbar erreget unſere Begierden; ein boshafter Gefährte ſteckt den andern, ſo aufrichtig und unſchuldig er iſt, endlich an. Wie wird es um die Sitten ſtehen, die öffentlich angegriffen werden? Entweder mußt du mit machen, oder ſie haſſen. Man muß beydes vermeiden. Man muß nicht den Böſen gleich werden; weil ihrer viel ſind: Noch die Menge haſſen; weil ſie nicht ſo wie wir ſind. Gehe in dich

ſelbſt,

selbst, so viel du kannst; gehe mit denjenigen um, die dich bessern werden; die du aber bessern kannst, denen vergönne einen Zutritt zu dir. Beydes muß geschehen. Und wir lernen, wenn wir andere lehren. Laß dich also den Ruhm, deinen Verstand sehen zu lassen, nicht bewegen vor das Volk zu treten, um demselben etwas vorzulesen, oder zu streiten. Wenn du einen Sinn hättest, der sich für dasselbe Volk schickte; so möchte es geschehen. So aber kann dich niemand verstehen. Vielleicht wirst du einen und den andern antreffen; den richte ab, und unterweise ihn so, daß er dich verstehen kann. Ey, wirst du sagen, wozu habe ich alles das gelernt? Fürchte dich nicht, als ob deine Mühe werde vergebens seyn, wenn du es für dich gelernt hast. Doch damit ich heute nicht für mich allein gelernt haben möge, so will ich dir sagen, was für drey vortreffliche Sprüche ich fast von eben dieser Meynung angetroffen habe. Mit einem will ich in diesem Briefe meine Schuld bezahlen, die andern beyden sollst du zum voraus bekommen. Demokritus sagt: Einer gilt bey mir so viel als alle, und alle so viel als einer. So hat auch jener, er mag gewesen seyn, wer er will, (denn der Autor ist noch ungewiß), als man ihm fragte; warum er sich wegen einer Kunst, darum sich die wenigsten bekümmern würden, so viel Mühe gebe, gar wohl geantwortet: Ich bin zufrieden, wenn sie wenigen gefällt, ich bin zufrieden, wenn sie einem gefällt, ich bin zufrieden, wenn sie gar keinem gefällt. Der letzte ist vortrefflich. Epikurus schreibet unter andern an einem seiner Anhänger: Das schreibe ich nicht für viele, sonder für dich: Denn wir spielen einer für den andern. Dieses mußt du, mein Lucilius, bey dir wohl verwahren, damit du das

süße Vergnügen, welches aus dem Beyfalle so vieler Leute entstehet, verachten mögest. Es loben dich ihrer viel. Wie kannst du dir aber selbst gefallen, wenn du derjenige bist, den viel verstehen? Laß sie das Gute deiner Seele betrachten.

Der VIII. Brief.

Du hast mir befohlen, sprichst du, daß ich nicht unter allzuviel Leute gehen, sondern mich an einen besondern Ort begeben und damit vergnügt seyn soll, daß ich weis, was an mir ist: Wo bleiben da eure Vermahnungen, daß man in der Beschäfftigung sterben soll? Allein was meynest du? Glaubest du wohl von mir, daß ich unterdessen ganz stille sitze? Ich habe mich zu dem Ende verborgen und verschlossen, damit ich ihrer vielen nutzen könne. Ich bringe keinen Tag müßig zu: Ich studiere auch des Nachts: Ich schlafe nicht, sondern werde matt, und ob ich mich gleich so lange durchs Wachen ermüdet habe, daß mir die Augen zufallen; so sehe ich doch noch aufs Buch. Ich habe mich nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Sachen entfernet und zwar von meinen eigenen am ersten. Ich arbeite für die Nachkommen; und setze ihnen zu gute etwas auf, woraus sie ihren Nutzen schöpfen können. Ich schreibe heilsame Erinnerungen, welche gleichsam Verzeichnisse der besten Arzneymittel sind, und davon ich die Wirkung an meinen eigenen Geschwüren erfahren habe. Ob sie gleich noch nicht ganz heil sind; so fressen sie doch nicht weiter um sich. Ich zeige andern den rechten Weg, welchen ich erst selber spät erkannt habe; nachdem ich mich auf demselben so

oft

oft verirret, daß ich ganz ermüdet worden bin. Ich schreye, meidet alles, was dem Pöbel gefällt, was euch ein blinder Zufall bringet: Seyd argwöhnisch und schüttern; so bald euch von ungefähr etwas Gutes widerfähret. Das Wild und die Fische werden durch eine Lockspeise betrogen. Glaubet ihr, daß es Geschenke des Glückes sind? Nachstellungen sind es. Wer unter uns sicher leben will, der muß, so viel er kann, diese zum Fangen abgerichtete Wohlthaten vermeiden; bey welchen wir dadurch aufs ärgste hintergangen werden, daß wir meynen, wir haben sie und sie haben uns. Dieser Weg stürzet uns ins Verderben: Und der Ausgang eines so vortrefflichen Lebens besteht im Fallen. Alsdann können wir nicht einmal widerstehen, wenn sich das Glücke umkehret. Entweder bediene dich nur dessen, was recht ist, oder deiner selbst. Die solches thun, denen kann das Glücke nicht schaden, sondern es fället sie nur an und führet sie durch wunderliche Wege herum. Dahero hab Acht, dein Leben so vernünftig und heilsam einzurichten, daß du deinem Leibe nur so viel zu gute thun mögest, als zur Erhaltung einer guten Gesundheit nöthig ist. Du mußt ihn ein wenig scharf halten, damit er deiner Seele nicht widerspenstig werde: Die Speise soll den Hunger stillen, der Trank den Durst löschen, das Kleid wider die Kälte dienen, das Haus den Leib vor allem Ungemache bewahren. Daran liegt nichts, ob es aus Leim oder aus Marmor und aus andern weit entlegnen Orten her gebrachten Steinen erbauet worden. Der Mensch wird mit einem Strohdache so wohl als mit Gold bedeckt. Mache nichts aus dem, was man mit überflüßiger Mühe gleichsam zur Zierde und zum Auspuße auffetzt. Gedenke nur, daß in dir, außer der

Seele.

Seele, nichts wunderbares sey: Gegen welche nichts für was großes zu achten ist. Was hältst du wohl von mir, wenn ich dieses mit dir oder mit den Nachkommen rede? Meynest du nicht, daß es dir mehr Nutzen schaffe, als wenn ich als ein Advocat eine Sache vertheidigen, oder mein Siegel auf ein Testament drücken, oder bey der Rathsversammlung einer gewissen Person meine Stimme geben würde? Glaube mir, diejenigen, welche nichts zu thun scheinen, thun weit größere Dinge, als diese, und sind mit göttlichen und menschlichen Dingen zugleich beschäfftiget .Doch ich muß schließen, und auch nach meiner Gewohnheit in diesem Briefe meine Schuld mit etwas abtragen. Es wird nicht von dem Meinigen geschehen; ich habe noch den Epikurus untern Händen, und siehe, heute habe ich diese Worte in ihm gelesen. Du mußt der Philosophie dienen, damit du die wahre Freyheit erlangen mögest. Man schiebt es nicht auf; wer sich ihr unterwirft und übergiebt, der wird nicht aufgehalten. Denn eben das Dienen der Philosophie ist die Freyheit selber. Du könntest fragen, warum ich denn so viel schöne Sprüche lieber aus dem Epikurus als aus den Schriften der Unsrigen anführete. Warum hältst du aber diese Meynungen des Epikurus für die seinigen, und nicht für allgemeine? Wie viel schöne Dinge bringen nicht die Poeten hervor, welche entweder von den Philosophen schon gesagt worden sind, oder gesagt werden sollten? Ich will von unsern Trauer und Lustspielen nichts gedenken. Denn sie halten etwas ernsthaftes in sich, und sind gleichsam das Mittlere zwischen den Comödien und Tragödien: Wie viel herrliche Verse bringen nicht die Gauckler vor? Wie vieles finden wir in des Publius

Comö-

Comödien, welche vielmehr in einer Tragödie sollten gesagt werden? Ich will nur einen Vers aus ihm, der zur Philosophie und Materie, die ich erst untern Händen gehabt habe, gehört, erzählen, allwo er nicht zugiebt, daß dasjenige, was fün ungefähr kömmt, für das Unserige zu halten sey.

Alienum est omne, quicquid optando venit.

Und trifft auch alles schon nach Wunsch und Willen ein,
So wird es doch nichts mehr, als etwas Fremdes, seyn.

Ich erinnere mich, daß du diesen Vers eben so gut und kurz also ausgesprochen hast:

Non est tuum, fortuna quod fecit tuum.

So vielmal dir, mein Freund, das Glücke was verehrt,
So sprich im gringsten nicht, daß es dir zugehört.

Ich will auch das nicht vergessen, da du noch besser gesagt hast:

Dari bonum quod potuit, auferri potest.

Nimmst du das schöne Gut vom Glücke freudig an,
So denke, daß es dirs auch wieder nehmen kann.

Du wirst dieses nicht zur Bezahlung annehmen; denn ich habe dirs von dem Deinigen gegeben.

Der IX. Brief.

Du verlangst zu wissen, ob Epikurus in einem gewissen Briefe diejenigen mit Recht eines Fehlers beschuldige, welche sagen, daß ein weiser Mann mit sich selbst vergnügt sey und deswegen keines Freundes bedürfe. Epikurus wirft dieses dem Stilpo und allen denjenigen vor, welche die Unempfindlichkeit für das höchste Gut zu halten pflegen. Wenn wir das Wort ἀπαθειαν mit einem Worte zierlich ausdrucken und es durch die Unempfindlichkeit geben wollten; so müßten wir zweydeutig reden. Denn man könnte etwas anders, als wir dadurch andeuten wollen, darunter verstehen. Wir wollen denjenigen also nennen, welcher die Empfindung des Bösen verwirft. Andere werden es von einem annehmen, der kein Uebel erdulden kann. Siehe also, ob es besser sey, daß wir es ein unverletzliches, oder ein ganz ungeduldiges Gemüthe nennen. Der Unterscheid zwischen uns und ihnen besteht darinnen. Unser weiser Mann überwindet zwar alles Ungemach; aber er empfindet es doch. Bey jenem empfindet ers nicht einmal. Darinnen kommen wir mit jenem überein, daß ein weiser Mann mit sich selbst vergnügt ist: Er will aber doch gerne, ob er gleich genug an sich selber findet, einen Freund und Stubengesellen haben. Siehe nur, wie er mit sich selbst vergnügt ist. Sollte er durch eine Krankheit oder durch einen Feind die Hand verlieren; so ist er auch zuweilen mit dem Theile zufrieden. Wenn ihm von ungefähr das Auge sollte ausgeschlagen werden; so ist er auch mit dem Ueberreste vergnügt, und bleibt bey seinem verstümmelten und abgekürztem Leibe eben so freudig, als er bey dem ganzen gewesen. Was er nicht hat,

das verlangt er nicht mehr; doch will er viel lieber, daß ihm nichts fehlen möge. Ein weiser Mann ist also mit sich vergnügt, nicht etwa, daß er ohne Freund leben wolle, sondern daß er ohne ihn leben könne: Und wenn ich sage, daß er könne; so ist dieses so zu verstehen, daß er es mit Gelassenheit ertrage, wenn er ihn verlieren sollte. Er wird niemals ohne einen Freund seyn. Denn es stehet in seiner Macht, wie geschwinde er sich dem Verlust selber wieder ersetzen will. So wie Phidias alsbald eine andere Bildsäule machet, wenn er um eine gekommen ist: Also ist auch dieser in Aufrichtung der Freundschaft ein Künstler. Er wird gleich einen andern an die Stelle des verlohrnen setzen. Allein du willst wissen, wie er sich so geschwinde einen zum Freunde machen könne? Ich will dirs sagen, wenn wir eins werden können; daß ich dir, was diesen Brief anlanget, meine Schuld zugleich bezahle und wir miteinander aufheben. Hecaton sagt: Ich will dir einen Liebestrank vorschlagen, dazu du weder Arzney, noch Kraut, noch Hexerey braucheſt. Willst du geliebt werden; so liebe. Man findet aber nicht nur in dem Umgange eines alten und geprüften Freundes viel Vergnügen; sondern auch in dem Anfange und der Aufrichtung einer neuen Freundschaft. Was vor ein Unterschied ist zwischen einem Ackermann, welcher erndtet, und einem, welcher säet, dergleichen ist auch zwischen denjenigen, welcher sich schon einen Freund gemacht hat, und den, welcher sich erst einen machet Der Philosoph Attalus pflegte zu sagen: Es sey angenehmer, sich einen Freund zu machen, als ihn schon zu haben; so wie es einem Maler mehr Vergnügen giebt, wenn er malt, als wenn er gemalt hat. Der in der Arbeit beschäfftigte Fleiß, was rech-

tes zu machen, findet in der Beschäfftigung selbst die gröſßte Belustigung. Wer mit seiner Arbeit fertig ist, ergötzt sich nicht so sehr daran; er genieſßet die Frucht seiner Kunst; da er aber noch malte, fand er in der Kunst selber ein Vergnügen. Erwachsne Kinder sind brauchbarer: Kleine Kinder angenehmer. Nunmehro wollen wir wieder zur Sache kommen. Ist gleich ein weiser Mann mit sich selbst vergnügt; so will er doch auch einen Freund haben: Zum wenigsten, daß er die Freundschaft ausübe, damit eine so groſße Tugend nicht liegen bleibe. Nicht deswegen wie Epikurus in eben diesem Briefe sagt, daß er jemanden habe, der in seiner Krankheit bey ihm wäre, und ihm im Gefängnisse oder Armuth behülflich sey, sondern deswegen, damit er selbst bey einem andern in seiner Krankheit seyn, und ihn aus der Feinde Gewalt befreyen könne. Wer auf sich sieht und deswegen gute Freunde sucht, hat üble Absichten; wie er angefangen hat, so wird er aufhören. Er hat sich einen Freund gesucht, der ihm aus dem Gefängnisse helfen soll; so bald nur die Kette rasseln wird, wird er fortgehen. Das sind Freundschaften, welche die Leute Zeitfreundschaften nennen. Wer des Nutzens halber angenommen worden ist, der wird nur so lange angenehm seyn, als man ihn brauchen kann. Deswegen sind auch die Glücklichen mit einer so groſßen Menge Freunde umgeben: Bey den Unglücklichen sieht es sehr wüste aus: und wo sie als Freunde geprüft werden, da fliehen sie. Daher haben wir so viel abscheuliche Exempel einiger, die ihre Freunde aus Furcht verlassen, und anderer, die sie aus Furcht verrathen haben. Der Anfang muß wie das Ende seyn. Wer nur deswegen ein Freund des andern zu seyn angefangen weil es ihm zuträglicher war;

der wird sichs auch gefallen lassen, wenn man ihn wider seinen Freund dingen will, woferne er glaubt, daß bey der Freundschaft etwas bessers, als sie selbst, gefunden werden kann. Warum suche ich einen Freund? Damit ich einen habe, für welchen ich sterben könne, damit ich einen habe, mit welchem ich mich verweisen lassen könne; dessen Tode ich mich widersetzen und aufopfern könne. Die Freundschaft, von welcher du redest, ist ein Handel und keine Freundschaft; weil sie ihren Vortheil sucht, und darauf siehet, was man davon haben werde. Wahre Freunde sind in gewissen Stücken den Verliebten ähnlich: Man könnte ihre Liebe eine rasende Freundschaft nennen. Liebet aber wohl jemand den andern des Gewinnstes wegen? Liebt er ihn der Ehre und des Ruhms wegen? Die Liebe an, und für sich selbsten bekümmert sich um alle andere Dinge nicht, sondern entzündet nur das Gemüthe durch die Gestalt des andern in Hoffnung der Gegenliebe, Was meynest du denn? Sollte aus einer edlen Ursache eine schändliche Gemüthsbewegung entstehen? Davon ist itzo die Rede nicht, sprichst du, ob wir die Freundschaft um ihrer selbst oder um etwas anders willen suchen sollen. Denn wenn sie ihrer selbst wegen zu suchen ist; so kann sich auch derjenige, der mit sich selbst vergnügt ist, zu ihr nahen. Wie soll er sich aber zu ihr nahen? wie zu der schönsten Sache, nicht etwa um des Gewinnstes willen, auch nicht aus Furcht, worein ihn die Veränderung des Glücks gesetzt hat. Wer deswegen nur Freundschaft sucht, damit er sich in gute Umstände setze, der beraubet die Freundschaft ihrer größten Hoheit. Ein weiser Mann ist mit sich selbst vergnügt. Die meisten, mein Lucilius, legen dieses unrecht aus, sie wollen, daß ein weiser Mann nirgends seyn soll, und verschließen

schließen ihn in sich selbst. Man muß aber hier einen Unterscheid machen und wissen, wie dieses zu verstehen, und in wieferne es anzunehmen sey. Ein weiser Mann ist mit sich selbst vergnügt, nicht daß er nur leben kann, sondern daß er glücklich leben kann. Denn zu jenen braucht er viel Dinge: Zu diesem nur eine gesunde Vernunft, ein erhabnes Gemüth, welches sich aus dem äußerlichen Glücke nichts macht. Ich will dir auch sagen, was Chrysippus für einen Unterscheid angiebt. Er sagt, ein weiser Mann bedürfe nichts, und doch brauche er viele Sachen, ein Narre hingegen brauche nichts. Denn er wisse keine Sache zu gebrauchen, sondern er bedürfe alles. Ein weiser Manne braucht Hände, Augen und alles andre, was er den Tag über nöthig hat, er bedarf aber keiner Sache. Denn etwas bedürfen, heist etwas nothwendig haben müssen; ein weiser Mann aber muß nichts nothwendig haben. Dahero ob er gleich mit sich selbst vergnügt ist; so braucht er doch die Freunde. Er verlangt ihrer viel zu haben, nicht daß er glückselig lebe: Denn er wird auch ohne Freunde glückselig leben. Das höchste Gut zu suchen, hat man nicht äußerlicher Dinge nöthig, man findet es bey sich zu Hause: Es fasset alles selbsten in sich. Wer einen Theil davon von außen sucht, der fängt an, sich dem Glücke zu unterwerfen. Wie wird es aber mit einem weisen Manne beschaffen seyn, wenn er sollte ohne Freunde in ein Gefängniß geworfen, oder in der Fremde verlassen, oder in einer langen Schifffahrt aufgehalten, oder auf eine wüste Insul geschmissen werden, und er hätte keine Freunde, die ihm beystünden? Wie bey dem Jupiter, welcher bey dem Untergange der Welt, und bey der Zusammenschmelzung der Götter,

wenn die Natur ein wenig zu seyn aufhören sollte, in sich selber ruhig ist, und seinen Gedanken nachhänget. Eben dergleichen nimmt auch ein weiser Mann vor. Er geht in sich selbst und hat mit sich selber zu thun: So lange er nur alles nach seinem Gefallen ordnen mag, ist er mit sich selbst vergnügt: Er heyrathet und ist mit sich selbst vergnügt: Er erziehet Kinder, und ist mit sich selbst vergnügt: Und dennoch würde er nicht leben, wenn er ohne Menschen leben sollte. Nicht sein eigner Nutzen, sondern eine natürliche Reizung treibt ihn zur Freundschaft an. Denn wie wir von Natur in andern Dingen, also finden wir in der Freundschaft eine angebohrne Annehmlichkeit. Wie uns die Einsamkeit verhaßt ist, so haben wir eine besondre Lust zur Gesellschaft. Wie die Natur macht, daß ein Mensch dem andern gewogen ist; also finden wir auch in derselben gewisse Reizungen, welche verursachen, daß wir nach der Freundschaft ein Verlangen tragen. Doch sieht er sich oft vor, ob er gleich die Freunde sehr liebt, ob er sich gleich Freunde macht. Er wird alles Gute in sich selbst suchen, und sagen, was Stilpon gesagt hat, der Stilpon, auf welchen des Epikurs Brief zielet. Denn als dieser nach Verlust seines Vaterlandes, seines Weibes und seiner Kinder ganz alleine aus dem öffentlichen Brande und doch glückselig heraus gieng, und vom Demetrius, welchen man von der Zerstörung der Stadt den Zunamen Poliorcetes gab, gefraget wurde: Ob er etwas verlohren hätte? So antwortete er: Ich trage alle meine Güter bey mir. Siehe, daß ich ein tapfrer und mannhafter Held, er hat so gar seinen siegenden Feind überwunden. Ich habe, spricht er, nichts verlohren: Er machte ihn dadurch zweifelhaft, ob er auch

alles

alles überwunden hätte. Ich habe alles bey mir, Gerechtigkeit, Tugend, Mäßigkeit, Klugheit und so gar das, daß ich nichts für gut halte, was mir entrissen werden kann. Wir verwundern uns über etliche Thiere, daß sie mitten durchs Feuer ohne den geringsten Schaden gehen: Wie vielmehr Verwunderung erweckt ein solcher Mann welcher bey Schwerdt, Feuer und Verwüstung unbeschädigt und sicher davon kömmt? Siehest du nicht, daß es viel leichter sey, ein ganzes Volk, als einen Mann, zu überwinden? Hierinnen redet er, wie ein Stoiker; auch er bringt seine Güter unberührt durch die brennenden Städte davon. Denn er ist mit sich selbst vergnügt, und dadurch zeiget er seine Glückseligkeit an. Glaube nicht, daß wir uns allein mit hohen Worten groß machen wollen: Ja selbst Epikurus, welcher den Stilpon tadelt, hat solche Worte von sich hören lassen, welches du geneigt aufnehmen wirst, ob ich schon auf heute meine Schuld abgetragen habe. Wenn einer, spricht er, nicht meynet, daß er sehr viel habe, so ist er ein elender Mensch, wenn er auch ein Herr über die ganze Welt seyn sollte. Oder so du meynst, daß ich es auf diese Art besser geben könnte: Denn man muß hierinnen nicht sowohl auf die Worte, als auf den Verstand derselben sehen: Der ist elend, welcher sich nicht für den allerglückseligsten hält, wenn er auch die Welt beherrschen sollte. Damit du aber wissen mögest, daß dieses allgemeine Wahrheiten sind, welche uns die Vernunft lehret; so höre, was ein Comödienschreiber sagt:

Non est beatus, esse se qui non putat.

Der ist nicht glücklich auf der Welt
Der sich nicht selbsten dafür hält.

Was hilft dirs, dein Zustand mag seyn, wie er will, wenn du ihn selber für böse hältst? Was wirst du sagen, wenn sich nun ein Geiziger, Reicher und der über viele Herr ist, dennoch aber der meisten Knecht ist, für glückselig hält: Wird er durch seine Meynung gleich glückselig werden? Es kömmt, mein Freund, darauf nicht an, was er saget, sondern was er denkt: Auch nicht was er einen Tag über, sondern was er beständig denkt. Du darfst aber nicht sorgen, daß eine so wichtige Sache an einen Unwürdigen kommen werde. Einem jeden, nur einem weisen Manne nicht, misfällt, was er hat. Ein jeder Narre ist mit sich selber nicht zufrieden.

Der X. Brief.

Es bleibt dabey. Ich ändre meine Meynung nicht. Gehe nicht mit vielen, gehe nicht mit wenigen, ja gehe auch nicht mit einem um. Ich wüßte dir keinem zu rathen, mit welchem du vertraulich leben könntest, und siehest du wohl, was ich damit sagen will? Ich wage es, dich dir selber anzuvertrauen. Crates, ein Schüler eben des Stilpons, dessen ich im vorigen Briefe gedacht habe, fragte einmal, wie man sagt, einen jungen Menschen, den er für sich alleine spatzieren gehen sahe: Was er hier ganz alleine machte? Dieser antwortete: Ich rede mit mir selber. Ich bitte dich, sprach Crates zu ihm, nimm dich ja sehr wohl in Acht, daß du nicht mit einem bösen Menschen reden mögest. Wir pflegen die furchtsamen und bekümmerten Leute nicht allein zu lassen, aus Beysorge, daß sie sich in der Einsamkeit nicht selber schaden möchten. Kein Unverständiger

ständiger soll alleine gelassen werden: Er ist alsdenn mit allerhand bösen Anschlägen beschäfftiget: Er sinnt alsdenn auf solche Dinge, die entweder ihm oder andere in Gefahr bringen werden: Er hängt gottlosen Begierden nach. Was er sonsten aus Furcht oder Scham verbarg, das kömmt alsdenn zum Vorschein; alsdenn reizet er seine Kühnheit, er erreget seine Geilheit, und muntert sich selbst zur Rache auf. Das einzige, was die Einsamkeit noch Gutes hat, nemlich, daß man einen nichts vertrauen, sich für keinen Verräther fürchten darf, das verliehrt sich bey einem Narren; er verräth sich selbst. Daraus kannst du ersehen, was ich von dir hoffe, ja was ich mir von dir verspreche. Die Hoffnung ist der Name eines ungewissen Gutes. Ich finde keinen, mit welchen du lieber umgehen solltest, als mit dir selber. Ich gedenke noch oft an deine herrliche Reden, die voller Nachdruck und Großmuth waren. Ich habe mir deswegen schon zum Voraus Glück gewünschet und gesagt: Das ist nicht ein leeres Gewäsche, diese Reden haben Grund. Dieser Mensch ist nicht einer, wie sie gemeiniglich sind: Er siehet auf die wahre Glückseligkeit. Rede ferner so, lebe so und siehe zu, daß dich nichts darinnen hindere. Du magst den Göttern wegen deiner vorigen Gelübde Dank sagen; gelobe ihnen von neuem was an. Bitte sie um ein redliches Herze, um ein ruhiges Gemüthe, endlich auch um einen gesunden Leib. Warum solltest du dergleichen Gelübde nicht öfters thun? Bitte Gott kühnlich darum, bittest du ihn doch um nichts fremdes. Doch ich will dir, meiner Gewohnheit nach, mit diesem Briefe ein Geschenke schicken. Es ist wahr, was ich bey dem Athenodor gefunden habe: Alsdenn wisse, sagt er, daß,

du von allen eitlen Begierden frey seyn wirst, wenn du es so weit gebracht hast, daß du Gott um nichts mehr bittest, um welches du ihn nicht in Gegenwart aller Leute bitten könntest. Denn wie närrisch sind doch die Leute itzund! Sie murmeln, so zu reden, den Göttern die schändlichsten Gebethe in die Ohren: Wenn jemand hätte zuhören wollen, würden sie geschwiegen haben, und was sie die Menschen nicht wollen wissen lassen, das erzählen sie Gott. Siehe also, daß man dir diese heilsame Vermahnung nicht geben dürfe: Lebe also mit den Menschen, als ob dich Gott sehe; rede mit Gott, als ob es die Menschenhöreten.

Der XI. Brief.

Dein Freund hat mit mir gesprochen; er ist von guter Art. Die erste Unterredung hat mir gezeigt, was er für ein Gemüthe, was er für einen Verstand hat, wie weit er auch schon gekommen ist; denn er hat uns eine gute Meynung beygebracht, welche er zu erhalten suchen wird. Nachdem er sich ein wenig erholet hatte; so konnte er sich der Schamhaftigkeit kaum erwehren, welches bey einem jungen Menschen ein gutes Zeichen ist: So sehr war er im Gesichte erröthet. Das wird ihm, wie ich vermuthe, auch wenn er sich im Guten wird befestiget und alle Laster gänzlich abgeleget haben, noch als einem weisen Manne anhängen. Denn die natürlichen Fehler des Leibes und Gemüthes können durch keine Weisheit gehoben werden. Was bey einem einmal eingewurzelt und ihm angebohren ist, das wird durch die Kunst zwar etwas gemindert, aber nicht gänzlich ausgerottet. Einigen, die noch so herzhaft sind,

bricht

bricht der Schweiß, wenn sie vor das Volk treten sollen, nicht anders aus, als es bey abgematteten und erhitzten Personen zu geschehen pfleget; einigen zittern die Knie, wenn sie reden wollen; einige klappern mit den Zähnen, stammeln mit der Zunge und stottern mit den Lippen. Das kann man weder durch Anweisung noch Uebung vertreiben, sondern die Natur zeiget hierinnen ihre Macht und erinnert auch die Stärksten ihres Fehlers. Nächst diesen weis ich auch, daß so gar die ansehnlichsten Männer zuweilen unvermuthet roth werden. Man wird es zwar bey jungen Leuten mehr gewahr, sie sind hitziger, und haben eine zärtere Haut: Nichts destoweniger widerfährt es auch alten und versuchten Leuten. Vor einigen hat man sich niemals mehr zu fürchten, als wenn sie erröthen: Gleich als hätten sie alle Scham verlohren. Sulla war zu der Zeit am allergrausamsten, wenn ihm das Blut ins Gesichte trat. Es war nichs lieblichers zu sehen, als wenn Pompejus redete: Er wurde in Gesellschaft öfters roth, auch so gar in öffentlichen Versammlungen. Ich erinnere mich, daß Fabianus erröthet ist, da er als ein Zeuge in die Rathsversammlung geführet wurde; und hier stund ihm diese Schamhaftigkeit überaus wohl an. Es geschahe nicht aus Zagheit, sondern weil es ihm etwas ungewöhnliches war, welches ungeübte Leute sehr bewegt, ob es sie gleich nicht erschreckt; weil ihr Körper wegen seiner natürlichen Beschaffenheit darzu geneigt ist. Denn wie einige ein gut Geblüthe haben, so haben andere auch ein solches hitziges und flüchtiges, welches geschwinde ins Gesichte tritt. Das kann, wie ich gesagt habe, keine Weisheit vertreiben, sonsten wäre sie Herr über die Natur, wenn

sie

sie alle Fehler austilgte. Was wir in der Erzeugung und durch das Temperament bekommen, das wird uns anhangen, wenn wir auch an unserm Gemüthe lange und viel gebessert haben. Man kann hierinnen nichts verbiethen, so wenig als man etwas darzu beytragen kann. Die künstlichen Comödianten, welche die Gemüthsbewegungen nachmachen, welche Furcht und Zittern ausdrücken, welche die Traurigkeit vorstellen, suchen auf folgende Art die Schamhaftigkeit nachzuahmen: Sie hängen den Kopf, sie reden sachte, sie schlagen die Augen nieder und sehen auf die Erde, die Röthe können sie doch nicht vorstellen. Man kann sie nicht verwehren, man kann sie sich auch nicht machen. Darwider verspricht uns die Weisheit nichts; es geräth ihr auch nicht damit. Sie stehet unter keiner Gewalt, sie kömmt von sich selbst, sie gehet auch ungeheissen weg. Nun muß ich den Schluß machen. Nimm ihn an und zwar als einen nützlichen und heilsamen, welchen du dir nach meinem Verlangen recht ins Herze drücken sollst. Man muß sich einen gewissen rechtschaffenen Mann auslesen, und ihn allezeit vor Augen haben, damit man also lebe, als wenn er auf uns Achtung gebe, und alles so thue, als wenn er uns zusehe. Das hat, mein Lucilius, Epikurus befohlen: Er hat uns einen Hüter und Anführer gesetzt: Und zwar nicht unbillig. Es würden viel Sünden unterbleiben, wenn die Sünder einen Zuschauer haben sollten. Das Gemüthe soll einen haben, vor welchem sichs scheuet, dessen Ansehen auch seine verborgnen Oerter zum Heiligthume mache. Glückseliger Mensch, welcher nicht nur auf was Gutes zu sehen, sondern auch was Gutes zu denken trachtet! Glückseliger,

wer

wer sich also vor einem scheuen kann, daß er sich schon durch sein Andenken verbessert und einrichtet! Wer sich vor einem also scheuet, vor dem wird man sich bald wieder scheuen. Wähle dir also den Cato: Ist dieser zu scharf, so wähle dir den Lälius, der gelinder ist; erwähle den, dessen Leben und Rede dir gefallen hat; und indem du dir sein Gemüthe und Gesichte vorstellest, so siehe ihn auch allezeit als deinen Aufseher oder als dein Muster an. Es ist nöthig, sage ich, daß man einen hat, nach welchem man sich in seiner Aufführung genau richte. Du wirst das Böse nicht ändern, wenn du keine Regel weist.

Der XII. Brief.

Wo ich mich hinwende, da sehe ich Merkmaale meines Alters. Ich kam auf mein Landgut und beklagte mich über die Unkosten des einfallenden Gebäudes: Der Pachter sagte, seine Nachläßigkeit sey nicht Schuld daran: Er thäte sein Mögliches, aber der Hof sey alt. Dieser Hof ist unter meiner Hand aufgewachsen. Was soll mir geschehen, wo die Steine schon zu meiner Zeit mürbe werden? Ich war böse auf ihn und ergriff die erste Gelegenheit, ihn auszuschelten. Es scheinet, sagte ich, als ob diese Bäume nicht wären in Acht genommen worden, sie haben ja keine Zweige. Wie sind die Aeste so knottigt und verdorrt? Wie sind die Stämme so trocken und schmutzig? Das würde nicht geschehen, wenn man sie umgrübe, wenn man sie begösse. Er schwöret bey meinem Geiste, daß er sein Mögliches thäte, er ließe es in keinem Stücke an seiner Vorsorge fehlen, aber die Bäume wären alt.

Un-

Unter uns geredt, ich hatte sie gesetzt, ich hatte ihre ersten Blätter gesehen. Ich wandte mich nach der Thüre: Wer ist dieser alte Kerl, sprach ich, er verdient, daß er bey der Thüre liegt, denn er sieht auf die Gasse zu. Wo hast du ihn her bekommen? Was ist dir für eine Lust angekommen, einen fremden Todten aufzuheben? Aber dieser sprach, kennest du mich nicht? Ich bin Felicio, welchem du ehedem Geschenke gabest: Ich bin des Hofmeisters, des Philositus, Sohn, dein Zeitvertreib. Fürwahr, sagte ich, der Kerl ist närrisch. Der kleine Bube ist mein Vergnügen geworden. Es kann gar wohl seyn: Zumal da ihm die Zähne ausfallen. Das habe ich meinem Landgute zu danken, daß es mir, wo ich mich hinwende, mein Alter zu erkennen giebt. Laßt uns dasselbe mit Vergnügen annehmen und lieben: Es ist voller Lust, wenn man es zu gebrauchen weis. Die Aepfel sind am angenehmsten, wenn sie abfallen: Die größte Zierde der Kindheit, wenn sie aufhört: Den Weintrinkern schmeckt der letzte Trunk am besten, der Trunk, da sie den Boden sehen, der sie vollends trunken macht. In jeder Lust verschiebt man das Angenehmste bis aufs letzte. Ein schon weit gebrachtes Alter ist angenehm, wenn es nur nicht allzuhoch ist: Und ich halte dafür, daß es auch, wenns aufs höchste gekommen ist, seine Ergötzlichkeiten habe, oder daß dieses an statt des Vergnügens ist, daß es keines bedarf. Wie süße schmeckt es, wenn wir die Begierden abgemattet und verlassen haben? Ja wirst du sagen, es ist beschwerlich, den Tod vor Augen zu sehen. Fürs erste soll ihn ein junger Mensch so wohl als ein alter Mann vor Augen haben: Denn wir werden nicht nach der Ordnung gefordert. Hernach ist keiner so

alt

alt, daß er trotziglich auf einen Tag hoffen könne. Ein Tag aber ist eine Stuffe des Lebens. Das ganze Alter besteht aus Abtheilungen und aus Zirkeln, da immer ein größerer um den kleinern geführt worden. Einer umfasset sie alle und beschließet: Dieser reichet von dem Geburtstage bis zum Sterbenstage. Ein anderer schließet die erwachsenen Jahre aus: Noch ein anderer begreift die ganze Kindheit mit seinem Umschweife in sich. Endlich kömmt selbst das Jahr, welches alle Zeiten in sich fasset, aus deren Vermehrung das Leben erwächset. Der Monat wird in einen engern Kreis geschlossen: Der allerengste ist für einen Tag bestimmt; aber auch dieser fängt an und hört auf, geht vom Aufgange bis zum Untergange. Daher sagt Herakletus, welcher wegen seiner dunklen Reden den Zunamen Scotinon bekommen hat: Ein Tag ist den andern allen gleich. Dieses hat ein anderer anders verstanden: Denn er hat gesagt, er sey ihnen an Stunden gleich. Er lügt nicht, denn wenn der Tag eine Zeit von vier und zwanzig Stunden ist; so folgt nothwendig, daß alle Tage unter einander gleich seyn: Weil es der Nacht zu gute kömmt, was dem Tage abgeht. Ein anderer sagt: Ein Tag sey allen gleich, der Aehnlichkeit nach: Denn die längste Zeit hat nichts vor sich, was man nicht in einem Tage finden sollte: Licht und Finsterniß und andere Abwechselungen der Welt. Ein Tag zeiget uns hiervon mehr, aber nichts anders, anders ist es in langen, anders in kurzen Tagen. Dahero soll man jeden Tag so einrichten, als wenn er beschließen sollte, und das Leben endigen. Da sich Pacuvius, der sich Syrien nach langer Verwaltung unterworfen hatte, beym Weine und Trauermahl die Leichenrede selbst gehalten hatte; wurde er nach der Mahlzeit also in sein Schlafgemach gebracht, daß man unter dem

freu-

freudigen Zuruffe der Verlebten dieses zur Musik sang: Βεβίωται, Βεβίωται. Er hat sich alle Tage begraben. Was dieser aus bösem Gewissen that, das wollen wir aus gutem Gewissen thun, und wenn wir schlafen gehen werden, freudig und muthig sagen:

Vixi, & quem dederat cursum fortuna peregi.

So habe ich denn gelebt und meinen Lauf vollbracht,
Den Lauf, zu welchem mir das Glücke Bahn gemacht.

Will uns Gott den morgenden Tag noch zugeben, so nehmen wirs freudig an. Der ist am glückseligsten und ein sicherer Besitzer sein selbst, welcher den morgenden Tag ohne Bekümmerniß erwartet. Wer gesagt hat: Ich habe gelebt, steht täglich mit Gewinnst auf. Aber ich soll den Brief itzt schließen. So wird er, wirst du sprechen, ohne einige Beylage zu mir kommen? Fürchte dich nur nicht: Er wird etwas mit bringen. Warum habe ich gesagt: Etwas? Viel. Denn was ist wohl vortrefflichers, als dieser Spruch, den er dir überbringen soll? Es ist was Uebels gezwungen zu leben; aber nicht anders zu leben, als es seyn kann, das ist kein Zwang. Warum sollt es auch nicht kein Zwang seyn? Wir finden allenthalben viel kurze und leichte Wege zur Freyheit. Laßt uns Gott danken, daß niemand im Leben gehalten werden kann; man mag die Noth mit Füßen treten. Du sprichst, Epikurus hat es gesagt: Was geht dich ein anderer an? Was wahr ist, das ist meine. Ich werde fortfahren, dir den Epikurus recht einzuflössen: Damit diejenigen, welche auf eines Wort schweren, und nicht darauf sehen was, sondern nur von wem es gesagt wird, wissen sollen, daß alles gemein ist, was gut ist.

❀ ❀ ❀

Cl. Clau-

* *

Cl. Claudiani

übersetztes Sinngedichte:

De sene Veronensi, qui suburbium nunquam egressus.

von

D. Caspar Gottlieb Lindnern.

O! wie gar besonders glücklich, wie vergnügt lebt so ein Mann,
Welcher, durch sein ganzes Alter, auf dem Lande leben kann?
Den sein väterliches Haus schon von seiner Wiege kennet,
Den es ehmals Knabe hieß, den es itzo Vater nennet;
Der auf eben diesem Sande, wo sein Wohngebäude steht,
Den er einst als Kind bekrochen, itzt als Greis am Stabe geht:
Der zwar nur ein einzig Haus, aber viele Jahre zählet,
Kurz: Dem überhaupt sonst nichts, als das Stadtgepränge, fehlet!
Dieser weis nicht, wie das Glücke voller List und Tücke steckt;
Dieser weis nicht, wie das Wasser in entlegnen Ländern schmeckt;
Dieser weis nicht, wie das Meer in die Kaufmannsschiffe dringet,
Wie das Rechtsgeschrey der Stadt, wie die Feldtrompete klinget.
Fremde Sachen sind ihm fremde, und er ist allein vergnügt,
Wenn er, von der Stadt entlegen, unter freyem Himmel liegt.
Rom mag seiner Zeiten Lauf nach den Bürgermeistern richten;
Seine Jahrszeit rechnet er nach den unterschiednen Früchten.

Blühn die Bäume; so versteht er, daß der Lenz bereits herbey,
Reift da Obst; so schließt er weiter, daß der Herbst gekomen sey.
Disseits zieht die Sonne weg, jenseits kömt die Sonne wieder,
Und nach diesem steht er auf, oder legt sich ruhig nieder;
Also trifft bey ihm der Abend, und der Morgen richtig ein,
Und der Umzirk seines Ackers kann ihm sein Kalender seyn.
Manchmal spricht er: Mich gedenkt, mich gedenkt noch jener
Eichen,
Deren Aeste frisch und froh fast bis an die Wolken reichen,
Mich gedenkt noch, wie sie sproßte, wie sie noch kein völlig Jahr,
Und wie die gesammte Waldung fast in meinem Alter war.
Müßt er wider Willen fort; sollt er zu den schwarzen Inden;
So vermeynt er diese schon in der Nachbarschaft zu finden;
Sein Verona wär ihm Agra; denn wo hätt er Kundschaft her?
Und die nachbarliche Gardsee hielt er für das rothe Meer.
Unterdessen lebt er froh und in auserlesnem Stande,
Und ist Herr der Seinigen, und ist Herr auf seinem Lande;
Da belacht er seine Freyheit, und ist überaus vergnügt,
Wenn ihm seines Schnes Söhnchen in den alten Armen liegt.
Irret, spricht er, kreutzt herum, die ihr euch der Welt ergeben,
Euch betrügt ein langer Weg, mich vergnügt ein langes Leben.

Anmer-

* *

Anmerkungen

über das

Wohlanständige in der Beredsamkeit,

aus dem Französischen übersetzt

von

M. Johann Friedrich May.

---

§. 1.

Ich bin nicht der Meynung, wie viele, welche glauben, die Redekunst sey mit allem Aufzuge ihrer Regeln, wovon sie voll ist, ganz und gar unnütze; und der große Mangel, welcher allezeit an vortrefflichen Rednern gewesen, habe Gelegenheit gegeben, zu zweifeln, ob sie eine rechte Kunst sey und ob es gewisse Regeln gebe, sie zu lernen. Ich gebe zu, daß man eine gewisse natürliche Beredsamkeit habe, die keiner Regeln bedarf: Allein ich behaupte auch, daß man derselben nöthig hat, wenn man in seinen Gedanken, in seinen Worten und der Art des Vortrages keine Fehler begehen will. Die Regeln dieser Kunst geben nicht die Geschicklichkeit dazu, sondern sie machen diese nur vollkommner: Und der Redner kann große Fehler haben, wenn er auch noch so sehr bewundert wird. Die Kunst kömmt ihm hierinnen zu Hülfe und giebt der natürlichen Geschicklichkeit den Trieb zu der Richtigkeit und Vollkommenheit, die nothwendig erfordert wird, wenn sie sicher gehen, und ihren Zweck erreichen soll.

§. 2. Man kann also nicht in Abrede seyn, daß die Beredsamkeit eine wirkliche Schönheit hat, wodurch sie ihre Macht zeigt; indem sie ihre Kraft merken läßt. Darinnen aber ist man noch nicht einig, worinnen diese Schönheit bestehe, welche einige in der Richtigkeit der Gedanken; andere in der Stärke und Vortrefflichkeit des Ausdruckes; die meisten in der lebhaften Vorstellung der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften suchen. Ich halte dafür, daß man sie in der vollkommenen Erkenntniß des Wohlanständigen zu suchen habe, welche nichts denken läßt, als was sich zur Sache schickt und nichts sagen läßt, als was gefallen kann; indem sie alles unterdrückt, was anstößig seyn kann.

§. 3. Das war es eben, was Sokrates, der, nach Aussage des Platons, ein so großer Meister der Beredsamkeit war, an der Rede auszusetzen fand, welche Lysias gemacht hatte, ihn vor seinen Richtern zu vertheidigen; und daß er hierinnen so empfindlich war und sie nicht wollte halten lassen, kam bloß von seinem unvergleichlichen Geschmacke her, den er an dem Wohlanständigen hatte. Denn er hielt nicht dafür, daß sie sich für ihn schickte und wollte lieber ohne Vertheidigung sterben, als nicht anständig genug vertheidiget werden.

§. 4. Titus Livius aber gedenkt auch einer Rede, welche Publius Scipio bey der Anklage hielt, die man wider den Scipio, den Africaner, nach der Niederlage des Königes Antiochus anbrachte, welche er sehr lobt: Weil diese Rede von allem dem Wohlanständigen voll war, das die Hoheit des scipionischen Hauses, das Ansehen der Verklagten und die Größe der Sache fordern konnten.

§. 5. Weil aber die Wissenschaft von dem Wohlanständigen so wohl in den Geberden, in der Stimme,

in

in den Augen, in dem Gesichte und in der ganzen Stellung der Person als auch in der Wahl der Worte und in der ganzen Einrichtung der Rede zu sehen ist: So erstreckt sie sich überaus weit, weil sie nicht nur demjenigen, was man sagt, sondern auch den Arten, womit man es sagt, viel Annehmlichkeit giebt.

§. 6. Ohne diese bewundernswürdige Kunst des Wohlanständigen ist also in dem Entwurfe nichts vollkommnes, in der Ordnung nichts regelmäßiges, in den Gedanken nichts richtiges, in den Grundregeln nichts schönes, in den Gemüthsbewegungen nichts rührendes, in dem Ausdrucke nichts glückliches und in den andern Theilen der Beredsamkeit nichts vollkommnes. Durch sie allein gefällt alles in der Rede: Weil alles darinnen in dem richtigen Verhältnisse ist, welche die größte Vollkommenheit einer so bewundernswürdigen Kunst ausmacht.

§. 7. Ich habe unlängst einen Redner gesehen, der bey einer sehr mittelmäßigen Geschicklichkeit zur hohen Beredsamkeit, welche eine herrschende Beredsamkeit der Herzen ist, durch diese große Einsicht, welche er von dem Wohlanständigen hatte, und sie besser als die andern verstand, ein Prediger vom ersten Range wurde. Das war beynahe seine ganze Geschicklichkeit, darinnen er sich durch einen sehr feinen Witz und durch eine schöne und sich weit erstreckende Stimme, weswegen man ihn gerne hörte, zu erhalten suchte. Und ich habe auch einen andern gekannt, welcher mit aller seiner großen Geschicklichkeit in Worten viel wackere Leute doch nicht rührte; weil er keinen Geschmack an dem Wohlanständigen hatte.

§. 8. Dieser sehr feine Witz, welcher darinnen bestehet, daß man von niedlichen Sachen fein denktund sie niedlich ausdrückt, ist eigentlich nichts anders, als die vollkommne Erkenntniß dessen, was in dem allgemeinen Vorrathe des Wohlanständigen fein und niedlich ist.

§. 9. Das ist die Kunst, welche weis, wie man die Natur, wie sie ist, vorstellen muß; das heißt, mit dem Grunde der Wahrheit, wodurch dasjenige, was man sagt, gründlich wird, und den Grund, die Stärke und die Kraft bekömmt, daraus die Ueberzeugung entstehet.

§. 10. Die Haupteigenschaft, welche in dieser Kunst herrschen soll, ist eine auserlesne Unterscheidungskraft und ein richtiger und scharfer Sinn, welcher sich wie ein Lichtstral über alles, was man denkt und sagt, ausbreiten soll. Daraus entstehet der wahre und gute Geschmack und der Hauptbegriff von der Vollkommenheit, welchen sich die außerordentlichen Köpfe machen, die sich nicht durch den Glanz der besondern Arten des Geschmacks verblenden lassen, wornach die kleinen Geister nur durch die falschen Einsichten der Spitzfündigkeit streben, ein Aufsehen damit zu machen; indem sie allerhand neue und ungewöhnliche, aber nicht natürliche und ungültige Arten annehmen. Sie lassen sich auch nicht die närrischen Stellungen einnehmen, welche denen, die ihre Lust daran haben, das unrechte, wunderbare und hohe versprechen, welches in Ansehung der Worte die schlechteste Eigenschaft ist: Indem der wahren Beredsamkeit nichts mehr zuwider ist, als das gezwungene Wesen und nichts so sehr hindert, beredt zu seyn, als die allzugroße Begierde, die man zuweilen hat, dafür angesehen zu werden.

§. 11.

§. 11. Das gezwungene Wesen also, welches gemeiniglich alles verderbt, wo es angetroffen wird, muß an dieser Beredsamkeit nicht den geringsten Theil haben; die nichts anders sucht, als ungekünstelt und natürlich zu seyn. So gar die allzugroße Begierde, die man zuweilen hat, alles sehr genau zu beobachten und nichts nachläßiges darinn zu leiden, ist gefährlich. Das dachte derjenige Maler, dessen Plinius gedenket. Und das ist auch die Meynung des Quintilians, daß die schönsten Künste durch das allzugezwungene Wesen verderbt würden. Und ich glaube, man kann noch dazusetzen, daß dieser Kunst des Wohlanständigen, welche wir suchen, nichts mehr entgegen gesetzt sey, als dieses. Denn alles gezwungene ist anstößig, und steht niemals wohl.

§. 12. Die Worte, welche Sophokles, Euripides und Demosthenes aussuchten, ihre Meynung zu entdecken, hatten etwas ungekünsteltes und natürliches in sich. Aller Zwang war ihnen unbekannt. Und durch eben dieses ungekünstelte Wesen brachten sie was Edles und Großes in ihre Reden. Es findet sich auch ohnedem gemeiniglich in dieser Art zu reden ein gewisser Schein der Wahrheit, welcher, so einfältig er war, und ohne Kunst und Schmincke, doch mehr Wirkung in dem Munde dieser großen Männer und mehr Glanz hatte, als alles Scheinbare dieser Sophisten, und alles Hohe ihrer pralerischen Beredsamkeit, worüber sich Sokrates aufhielt.

§. 13. Das sicherste Mittel, zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, ist, daß man sich mit den alten Griechen und Lateinern der zwey Jahrhundert fleißig bekannt mache, wo die Beredsamkeit in der schönsten

Blüthe gewesen, nemlich zur Zeit des Alexanders und Augustus. Man trifft daselbst Muster von dieser Vollkommenheit an, die allein fähig sind, sie uns einzugeben: Allein die wenige Zeit, welche man darauf wendet, sie zu lesen, macht, daß diese Geschicklichkeit so was seltnes ist: Denn die Wahrheit zu sagen, wer denkt wohl daran?

§. 14. Außer der natürlichen Geschicklichkeit, welche der erste Grund dieser Kunst seyn muß, giebt es auch verborgene Geheimnisse, welche sie zur Vollkommenheit bringen; die muß man durchs Nachdenken zu ergründen suchen, sonderlich wenn man sich im Reden hervor thun und im Ausdrucke die Vollkommenheit erreichen will, welche die höchste Staffel der Beredsamkeit ausmacht.

§. 15. Es geschieht aber oft, daß diese Vollkommenheit weder denjenigen bekannt ist, welche sie erlangt haben, noch von denjenigen recht gelehrt wird, welche die größten Meister darinnen sind, die keine andre Regel auch keinen andern Anführer haben, als ihre natürliche Geschicklichkeit, und welche gefallen, ohne zu wissen warum: Außer daß sie einen auserlesnen Geschmack an allem haben, was wohl steht, welchen die andern nicht haben, ob sie gleich nicht allemal wissen, daß sie durch diesen Geschmack gefallen. Man frage z. E. den Cicero, der in dieser Kunst so geschickt ist, was denn das **Wohlanständige** sey, welches er in allen seinen Schriften so wohl beobachtet hat: Er wird sagen, es sey nichts schwerers, zu empfinden und zu sagen, als dieses. Es ist eine Geschicklichkeit, oder vielmehr ein verborgnes und gewissermassen unbegreifliches Verhältniß aller Zeilen der Rede mit der Sache, welche demjenigen, was wir sagen, ihren Werth, ihre Annehmlichkeit und ihre

Schönheit

Schönheit giebt und macht, daß man weder etwas denken noch sagen kann, das nicht schön und angenehm sey.

§. 16. So bald man hiernächst einige Stralen dieser verborgnen Schönheit und der unbekannten Kunst, welche durch das Wohlanständige und dessen Gebrauch zu gefallen weis, hat entdecken können: So würde man in der Beredsamkeit einen so gewissen Beweis geben können, wie man den Verstand rühren soll, als man ihn in der Musik gefunden hat, wie man das Ohr durch die geheimen Verhältnisse dieser Uebereinstimmung, die ganz gewiß gefällt, rühren soll.

§. 17. Die höchste Staffel der Beredsamkeit, welche in dem auserlesnen Geschmacke des Vorhabens und der natürlichen Einrichtung der Rede, in der Wahl, edler und erhabner Sachen, in dem vollkommnen Ausdrucke der Gemüthsbewegungen durch Geberden und Figuren und in allen denen Annehmlichkeiten bestehet, welche die Schönheit der Ausrede ausmachen, ist bey diesem allen nichts anders, als die Wirkung der natürlichen Geschicklichkeit, welche man hat, das Wohlanständige in seiner ganzen Vollkommenheit auszudrücken, davon der bloße Schatten fähiger ist, eine Rede annehmlich zu machen, als alle das Erhabne des Longins, wenn es dieser Zierde beraubt ist.

§. 18. Das ist die Wissenschaft, welche allein weis, wie man die Materien, Figuren, Zierrathen und alle die angenehmen Bilder wählen soll, welche nur von der Vernunft und dem guten Verstande gemerkt werden, und deren Wahl nicht anders, als durch eine genaue Verwerfung alles dessen geschehen kann, was der Redner nicht für geschickt hält, seinen Zweck zu erreichen und wovon er glaubt, daß es nicht gefallen werde.

§. 19. Hierdurch allein sind Thucydides, Demosthenes, Cicero, Titus Livius, zu der hohen Ehre gelangt, die sie sich durch die Beredsamkeit erworben haben. Diese Hauptgeschicklichkeit, welche sie hatten, einem jeden nach seiner Gemüthsart zu gefallen, war im Grunde nichts anders, als die tiefe Erkenntniß, welche sie von alle dem hatten, was in der Rede wohl steht. Und es redete auch bey ihnen das Herze mehr, als der Verstand. Die Annehmlichkeiten ruheten auf ihren Lippen; und weil die Kunst des Wohlanständigen in das Innerste ihrer Seelen gegraben war: So sagten sie nichts, als was gefallen konnte. Die vollkommne Erkenntniß, welche sie von der Natur hatten, gab ihnen die Einsicht, welche nöthig ist, dasjenige zu empfinden, was gut ist oder nicht. Und da alle Dinge eine gute und schlimme Seite haben; so hatten sie einen unvergleichlichen Geschmack, den Unterscheid dabey zu machen. Und dieser Geschmack war nichts anders, als die Wissenschaft dessen, was man das Annehmliche nennt und die Kunst des Wohlanständigen, welches diese großen Leute so wohl verstunden.

§. 20. Es hat auch kein Mensch jemals allem, was sie gesagt haben, so viel Annehmlichkeit geben können. Alles war in ihrer Rede lebhaft und munter: Und hingegen nichts schläfriges, nichts närrisches, nichts mattes darinnen zu finden. Sie konnten durch die bloße Stärke ihres Verstandes und durch die Größe ihrer natürlichen Geschicklichkeit mehr als alle die andern bey allem ihren Fleiße und bey aller ihrer Arbeit. Die tiefe Einsicht der Sachen, die sie ausführen wollten, die Vortrefflichkeit ihres Ausdruckes, die Richtigkeit ihres Verstandes, die Heftigkeit ihres Vortrags war so zu

reden

reden der erste Grund ihrer Beredsamkeit, auf welchen sich alle Annehmlichkeiten des Wohlanständigen mit einem großen Ueberflusse und mit einer großen Verschwendung ausbreiteten, woraus die höchste Vollkommenheit entstund, zu welcher sie gekommen waren.

§. 21. Nichts kann diese Kunst in größeres Ansehen setzen, als das Urtheil, welches Cicero über die Rede des Brutus, von der Freyheit des römischen Volks nach dem Tode des Cäsars fällete. Dieser große Republicaner hatte sein Vaterland durch den Tod des unrechtmäßigen Besitzers errettet und nachdem er auf das Capitol gestiegen war, das Volk anzufrischen, die That, welche er unternommen hatte, zu unterstützen und es durch seinen eignen Vortheil aufzumuntern, daß es ihm beystehen sollte, so hielt er eine Anrede von der Freyheit, worinnen, wie Cicero es verlangt, nichts fehlte, als das Rührende, welches die Größe und Wichtigkeit der Sache erforderte, wovon dieser Redner, sagt er, nicht voll genug und nicht selbst gerührt genug zu seyn schien. Alles war schön, alles war niedlich, alles war auserlesen in dieser Rede, es mangelte nichts daran: Nur das Wohlanständige in Ansehung der Zeit, der Sache, der Person war dabey nicht beobachtet worden, sagt Cicero, nebst dem Feuer, dem Eifer und der Bewegung, welche dergleichen Gelegenheit erfordert: Wenn ich, saget er zum Atticus, diese Sache hätte ausführen sollen, so würde ich hitziger und heftiger dabey gewesen seyn. Es war mehr Hitze dazu nöthig, wie es die Person desjenigen, der eine so große That verrichtet hatte, verlangte.

§. 22. Damit ich aber doch nicht bey einer Sache in Wind rede, woraus ich etwas rechtes machen will, in-

dem

dem ich sie zu ergründen und aufzuklären suche: So will ich den letzten Versuch thun, und mich bemühen, dasjenige zu erklären worinnen diese so unauflösliche aber auch so nützliche, so wichtige und so gar ihrem eignen Vermögen nach so reiche Kunst besteht. Sie ist nichts anders, als der reinste Kern der Vernunft, der einzige rechte Verstand in der Beredsamkeit, der richtigste Weg zum Herzen und das Auserlesenste in der Wissenschaft der Worte. Weswegen man nur überhaupt sagen kann, daß diese wunderbare Kunst des Wohlanständigen hauptsächlich darinnen bestehe, daß man nichts vorbringe, welches nicht mit der Gemüthsart dessen, der redet, der Sache, von welcher er redet, derjenigen, zu welchen er redet, und der Art, womit er redet, übereinkömmt, wie Quintilian sagt. Diese geheime Uebereinstimmung und das vollkommne Verhältniß aller dieser Theile, machen dieses Wohlanständige aus, das wir suchen und wovon es zu weitläuftig wäre, stückweise zu handeln: Und man würde sich betrügen, wenn man verlangte, daß man diese Wissenschaft in Regeln und in eine gewisse Lehrart bringen sollte, wovon man Bücher schreiben könnte, wenn man sie recht begriffen hätte. Allein das ist überaus schwer. Denn was sich für den einen schickt, das schickt sich nicht für den andern und was heute gefiele, das würde morgen anstößig seyn. Kurz nirgends kömmt so viel auf die Umstände der Zeit, des Orts, der Sache, der Person an, als hier; hierinnen besteht alles.

§. 23. Der Wohlstand, welcher am meisten in der Beredsamkeit auf dem Predigtstuhle herrschen soll, beruhet auf der Anständigkeit, mit welcher das Wort Gottes abgehandelt werden soll, auf dem Ansehen des Predigers, auf die Ehrerbiethung des Gottesdienst:s, auf der

Hoheit

Hoheit des Ortes, auf der Wichtigkeit der Sache. Ohne dieses ist der Prediger nichts anders als ein Comödiant und die Predigt ist eine bloße Uebungsrede. Und man wirft das alles übern Haufen, was man sagt, so bald man etwas wider seine Gemüthsart sagt. Der Wohlstand, welcher am meisten in den Richterstuben herrschen soll, sagt Quintilian, besteht darinnen, daß man sich nach seiner Sache einzurichten wisse: In Iudiciis rationem dicendi secundum conditionem ipsius quae tractabitur rei, accommodandam: Das heißt, man müsse eine gemeine Sache gemein abhandeln, diejenige erheben, welche es erfordert und sich nach seiner Materie einrichten, wie sich der Prediger nach seinen Zuhörern einrichten soll. Das ist für einen Redner überhaupt etwas geringes wohl zu reden: Noch weniger aber für einen Prediger, welcher suchen soll sich auf eine große Art zu erheben und sonderlich etwas durch das sogenannte Erhabne, woran es ihm nicht fehlen wird, wenn er die Propheten lesen und sich mit ihnen bekannt machen will.

§. 24. Es wäre gut, wenn ich diese Materie in ein noch größeres Licht setzen soll, daß man das Unanständige in der Beredsamkeit anmerkte, damit sich das Wohlanständige desto besser erkennen ließe: Man würde aber damit nicht fertig werden, wenn man alles von dieser Sache sagen wollte. Das meiste Unanständige findet sich hierinnen überhaupt in der Aussprache, die man beynahe gar nicht versteht, weil man sich nicht darum bekümmert. Man schreyt, wo man nur gleichweg reden sollte: Man redet heftig, wo man ernsthaft und gelassen seyn sollte: Man ist schläfrig, wo man hitzig seyn sollte: Man ist dreuste, wo man bescheiden und furchtsam seyn sollte; und man ist furchtsam, wo man dreuste seyn sollte. Zu-

weilen

weilen findet man bey dem Redner eine Dreustigkeit, die Sachen abzumalen, welche was groſses in sich hat; es scheint, als ob man das sehe, wovon man redet: Das rührt von einer gewissen Erhebung der Seele her, die man nicht empfindet, wenn man furchtsam ist. Uebrigens haben die Geberden, das Gesichte und der ganze äußerliche Mensch ihr Unanständiges: Und man gelangt nicht anders zum Wohlanständigen, als wenn man diese Fehler bemerkt, welche, wie Quintilian sagt, von groſser Wichtigkeit sind.

§. 25. Damit ich endlich diese kleine Abhandlung beschliessen möge, so muß man wohl behalten, daß die verborgensten Annehmlichkeiten und geheimesten Schönheiten der Redner aus der guten Zeit, wo die Beredsamkeit am meisten geherrscht hat, bloß in diesem Wohlanständigen bestanden hat; wenn man dieses nur kennt, so kömmt man zu dem guten Geschmacke, darüber man heute zu Tage so viel streitet. Wird man dieses nur recht lernen; so wird man es denjenigen, welche nichts davon wissen, zeigen können, was in den guten Büchern schönes, und in den angenehmen Wissenschaften, wornach alle brave Leute itzo begierig sind, auserlesnes zu finden ist. Kurz es ist so gewiß, daß alle Vollkommenheit der Beredsamkeit, und so gar alle ihre Kraft, in dem Wohlanständigen bestehe, als ich mich habe bemüht, es zu erweisen, daß die geschickten Liebhaber seltner Dinge, die Schönheit bey der Einrichtung eines Gemäldes oder bey den Verhältnissen einer Bildsäule bloß in dem Wohlanständigen erkennen. So ist es auch mit allen andern Künsten beschaffen, dergleichen die Baukunst und alle vortrefflichen Werke sind, welche man anitzo so sehr bewundert.

❀ ❀ ❀

Schrei=

* *

Schreiben
des Ovidius an seine Gemahlinn, als er krank war.

Aus dem dritten Buche der betrübten Schreiben übersetzt

von

M. Johann Friedrich May.

Du wunderst dich vielleicht, wer diesen Brief geschrieben;
Er ist von fremder Hand, Gemahlinn, ich war krank,
Da, wo des Schicksals Grimm mich weit von dir getrieben,
Wo mich der Zweifel fast nichts mehr zu hoffen zwang.
Wie meynst du, daß mir wohl zu Muthe sey gewesen,
Als ich in harter Luft beyn wilden Geten lag?
Das Wasser taugt hier nichts, wie kann ich denn genesen?
Das Land hält nichts in sich, das mir gefallen mag.
Hier ist kein tüchtig Haus, nicht Speise für die Kranken,
Kein Arzt, durch dessen Kunst das Uebel weichen muß,
Und keines Freundes Trost bey traurigen Gedanken
Vermindert durch Gespräch den langen Zeitverdruß.
Hier lieg ich matt und schwach in dem entfernten Lande,
Mir fällt, was ich nicht seh, bey meiner Krankheit ein,
Doch du gehst allem vor bey meinem Unglücksstande,
Du bist und wirst auch stets mein Allerliebstes seyn.

Ich

Ich red entfernt mit dir; nur dich pfleg ich zu nennen,
Und ohne dich erscheint kein Tag und keine Nacht,
Ich spräche so verwirrt, so sagen, die mich kennen,
Als ob die Thorheit mir dieß Wort in Mund gebracht.
Und bin ich noch so schwach, die Zunge bleibt mir kleben,
Die kaum ein Tropfen Wein ein wenig stärken kann,
Und jemand sagt, du kämst, so will ich wieder leben,
Die Hoffnung, dich zu sehn, ist einzig Schuld daran.
Ich bin hier sterbenskrank; vielleicht geht dir es besser,
Und du bringst dort die Zeit in lauter Freuden hin.
Doch nein, ich weis es schon, dein Schmerz wird täglich größer,
Du klagst die ganze Zeit, daß ich nicht bey dir bin.
Allein sind etwa nun die Stunden schon verflossen,
Und ist mein Lebensziel mir ja so kurz gestellt,
Warum habt ihr denn nicht, mir zu verzeihn, beschlossen,
Ihr Götter, daß den Leib mein Vaterland behält?
O! wär die Strafe doch bis auf den Tod verschoben!
O! hätte dieser doch die nahe Flucht gestört!
So wär ich glücklich todt. Nun bin ich aufgehoben,
Daß mich das Elend hier in meiner Asch entehrt.
So soll ich denn entfernt auf fremder Erde sterben?
Und noch durch diesen Ort mein Schicksal traurig seyn?
Auf meinem Lager nicht mein matter Leib verderben?
Und stellt sich niemand denn mich zu beklagen ein?
Soll nicht dein Thränenguß noch meinen Mund benetzen?
Und nur auf kurze Zeit den Geist zurücke ziehn?
Soll ich in keine Schrift den letzten Willen setzen?
Soll das gebrochne Licht nicht deine Hand bemühn?
Soll mich kein Leichengang, kein Merkmal sonst beehren,
Und ich hier unbeweint in wilder Erde ruhn?
Und wirst du meinen Tod nicht mit Bestürzung hören,
Und mit der treuen Hand dem Herze wehe thun?

Wirst du die Armen wohl nach dieser Gegend strecken,
Wenn dein betrübt Geschrey den armen Mann noch nennt?
Allein bemühe dich den Jammer zu verdecken,
Ich werde nicht von dir zum erstenmal getrennt.
Seit ich mein Vaterland, mußt Du mich auch vermissen,
Das war der erste Tod, der vielmehr Leid gebracht.
Jtzt freu dich, wo du kannst, ich bin der Quaal entrissen,
Du kannst nicht; weil die Treu dein Herze zärtlich macht.
Verringre durch den Muth, so viel du kannst, die Klagen,
Du bist seit langer Zeit zum Unglück schon gewöhnt.
Ich wünsche, ließ der Geist sich, wie der Leib, zerschlagen,
Und fiel er hier in Staub, woraus er sich sonst sehnt.
Denn sollt er ohne Tod in leeren Lüften schweben,
So wie Pythagoras, ein weiser Alter, spricht:
So wird ein Römer Geist bey den Sarmatern leben,
Und er verläßt hinfort die wilden Schatten nicht.
Doch laß nur mein Gebein in ein Gefäße bringen:
So wird der Todte doch nicht ein Vertriebner seyn.
Man hindert dich nicht dran. Ließ sich Antigon' zwingen?
Auch wider das Verboth grub sie den Bruder ein.
Du wirst Amomus Staub und Blätter dazu haben,
Dann bring sie in das Grab, das in der Vorstadt ist.
Und diese Verse laß sehr groß in Marmor graben,
Damit der Wandersmann sie beym Vorbeygehn list:
Hier liegt Ovidius, der Dichter zarter Liebe,
Mich hat mein eigner Witz zum größten Fall gebracht.
Der du vorüber gehst und fühltest sonst die Triebe,
Sprich, wenn es dir gefällt: Mein Naso, gute Nacht:
Das ist zur Grabschrift gnug; indem in meinen Schriften
Manch dauerhaftes Maal in größrer Menge steht.
Die werden mir noch einst den besten Nachruhm stiften,
Ob ihr Verfasser gleich itzt dadurch untergeht.

Du aber wirst nach mir die Trauerfeste feyern,
Wenn deine treue Hand bethränte Kränze giebt:
Und diese deine Pflicht wird meinen Trieb erneuern,
Der dich noch, schönstes Licht, in meiner Asche liebt:
Ich schriebe gerne mehr: Allein ich muß hier schweigen,
Die trockne Zunge macht, daß ich nicht reden kann.
Inzwischen nimm von mir, die Freundschaft zu bezeigen,
Zuletzt, ein Lebe wohl, das mir selbst fehlt, noch an.

* *

D. Gottfried Lengnichs

Prof. der Beredsamk. und Poesie in Danzig

Lobrede

auf König August den Andern,

übersetzt

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Zueignungsschrift

an den Rath der Stadt Danzig.

Theureste Väter,

Dero Ehrfurcht gegen den verstorbenen August verdienet auf die Nachwelt gebracht zu werden; damit sie aus ihrem Beyspiele, wie viele andere Sachen, also auch gute Fürsten, selbst nach dem Tode, zu verehren, erlernen möge. Ich bin der Dollmetscher ihres Herzens gewesen, und sie würden eben dasselbe, wiewohl weit beredter, gesagt haben, wenn es eben sowohl ihre Sache wäre, zierlich zu reden, als weislich zu regieren. Es ist ja allen bekannt, wie groß August der andere in ihren Herzen sey; so daß sie auch

keine Pflichten, welche Ehrerbiethigen zukommen, unterlassen; ja vielmehr ihm den größten Dank gewußt haben; da man für dessen unsterbliche Wohlthaten keinen sattsamen abstatten konnte. Und dieser Dank wird auch deswegen dauren, weil ihn keine Furcht ausgepresset, sondern weil die Liebe sie dazu überredet hat. Unser König aber hat sie nicht allein zur Verehrung veranlasset; sondern seine große Tugenden sind ihnen eine beständige Richtschnur gewesen, wornach sie das Regiment ihrer Bürgerschaft eingerichtet haben. Er war der huldreicheste: Sie weichen keinem Rathe an Liebe gegen das Vaterland. Seine weise Vorsorge hat das Reich und die väterlichen Provinzen herrlicher gemacht: Ihre Sorge geht dahin, daß sie die Stadt, selbst in den schwersten Zeiten, blühender machen mögen. Er hat, was bey einem gar selten beysammen ist, die Wissenschaften geheget, das Soldatenwesen eingerichtet, die Handlung aufs höchste gebracht, und hierdurch die Bürger ungemein bereichert: Ihre Sorgfalt ist ebenfalls, daß die freyen Künste blühen, die Sicherheit durch den Schutz der Soldaten befestigt seyn, und die Kaufleute ihres Fleisses und ihrer Arbeitsamkeit geniessen und sich erfreuen mögen. Sie würden also gewiß zu einem herrlichen Beweise dienen, ein vortrefflicher Fürst könne, durch sein bloßes Beyspiel, eine gute Obrigkeit machen: Wenn es ihnen nicht von Natur eingepflanzet wäre, das gemeine Wesen allen Bürgern zum Besten zu besorgen und zu vergrößern. Ihre Vorfahren haben auch durch keine andere Mittel diese Stadt aus einem geringen Anfange zu einem so hohen Gipfel erhoben, als Städte, die sich durch ihre eigene Kräfte aufhelfen, nur immer erlangen, oder hoffen können; so daß das einzige

zige Danzig, wenn wir die freyen Künste, die im Kriege verrichteten Thaten, die eifrigst vertheidigte Freyheit, und die durch gleichseitige Zufuhr mit ihr verknüpften entlegensten Länder betrachten, Athen, Sparta und Tyrus in sich zu schliessen scheinet. Ihrer Sorgfalt, theureste Väter, haben wir es nächst Gott zu danken, daß dieser Ruhm unter so vielen Ungerechtigkeiten unserer Zeiten ungestört bestanden. Der Allerhöchste wolle ihnen diesen gegebenen Sinn gegen das Vaterland erhalten, und dero Bemühung, sich wohl verdient zu machen, unverrückt seyn lassen, wodurch sie einer beständigen Glückseligkeit, eines Zuflusses aller Güter und der Unsterblichkeit selbst höchst würdig geworden sind. Nun erlauben sie mir auch, etwas von mir selbst zu gedenken. Es sind schon viele Jahre, daß ich zu ihrer sonderbaren Vorsorge gehöre, und sowohl ihre Gunst als Freygebigkeit erfahren habe: Und ich könnte nicht nur eine oder die andere Wohlthat, sondern eine ganze Reihe derselben erzählen. Was habe ich nun anders von Gott zu erbitten, als daß diese ihre Gewogenheit bis an das Ende meines Lebens daure, damit ich vor ihren Augen, indem ich mich noch keines Verbrechens schuldig weis, mein Werk beständig also führen möge, daß die Nachkommenschaft, an deren Urtheil ich täglich ohne Furcht gedenke, dermaleinst von mir schliesse, ich sey eines so großen Raths, so großer Patronen nicht ganz unwürdiger Bürger und Client gewesen.

Königlicher Herr Burggraf,

Hochansehnliche Herren Burgermeister und Räthe dieser Stadt,

Wie auch nach Stand und Würden allerseits hochgeschätzte Anwesende,

Nach zurückgelegten fünf und dreyßig Jahren, die auf einer beschwerlichen und mühseligen Post hingebracht worden; nach ausserhalb hergestelltem Frieden; nach innerhalb befestigter Eintracht; nach bestätigten Gesetzen; nach Einrichtung der Kriegesheere; nach einer auf den höchsten Gipfel gebrachten allgemeinen Glückseligkeit: Begiebt sich August in die Unsterblichkeit, welche er durch seine Tugenden und große Thaten verdienet hat. Das Reich, so viele und große mit dem Reiche verknüpfte Provinzen, alle Bürger, welche das weitgestreckte Polen in sich schließt, sind bestürzt und erstarret. Sie beklagen mit einem Munde, dafern sie vor Schrecken die Wunde fühlen können, den allergütigsten König, der ihnen entrissen, den allgemeinen Vater, den sie verlohren, und die Versicherung ihres Heils, welche ihnen entzogen worden. O betrügliche Hoffnung! O vergebliche Wünsche und gänzlich zernichtete Vermuthung! Wir wußten zwar wohl, daß der König ins drey und sechzigste Jahr gieng, und daß sich solches zum Ende neigte; uns war nicht unbekannt, daß es wenigen Sterblichen glücket, ein solches Alter zu erreichen; von herrschenden Häuptern aber kaum einem oder dem andern gelinget. Allein, wenn wir den gesetzten und starken Leib unsers Königes; die nach der letzten Krankheit, welche ihm den Tod drohete, wieder erlangten, ja vermehr-

mehrten Kräfte; eben die vorige Munterkeit des Geistes bedachten: So hofften wir ganz erfreut, sein Ende sey noch weit hinaus gestellet. Und warum sollte derjenige nicht die engen Schranken überschreiten, worinren wir Menschen eingeschlossen sind, welcher die menschliche Natur an Tugenden, und herrschende Häupter schon lange an Verdiensten überstiegen hatte? So richteten wir ja auch unsere Wünsche bey des Jahres Anfange auf nichts anders; da das Leben und die Gesundheit Augusts ihr Hauptinhalt war. Hierum fleheten wir öffentlich und heimlich; dieß erbaten wir uns und den Nachkommen, weil unser Vater nicht für ein Jahrhundert, sondern für mehrere gebohren zu seyn schien; und also liebten wir das Vaterland, daß wir ihm eine, wo nicht ewige, weil solches unmöglich war, doch langwierige Glückseligkeit anwünschten. Es erfolgte auf unsere Wünsche die Abreise des Königes aus Sachsen. Bald kam die Post: Es eile derselbige nach Polen; nun sey er schon nahe bey Warschau; der Reichstag hätte angefangen; der Marschall wäre erwählet worden, woran man einigemal mit großem Eifer, aber vergebens, gearbeitet hatte; und man könnte in den Reichsgeschäfften einen glücklichen Ausgang schließen. Dieß hofften wir, und siehe, es lief die Nachricht ein: Der König hielte sich in seinem Pallaste bey Warschau stille; er entzöge sich den öffentlichen Berathschlagungen; er befände sich nicht wohl; er wäre bettlägerich; die Krankheit nähme zu, und was unsern Ohren das kläglichste ist: Er sey verschieden.

Eiltest du nur deswegen, großer August, aus deinem Sachsen nach Polen, damit du dem Tode mit geschwinden Schritten entgegen gehen möchtest? Entzogest du

dich darum den Umarmungen deines Sohnes, deiner Schwieger, und deiner Enkel, daß du mit wenigern Thränen entweichen könntest, und daß der letzte Anblick von dir diese angenehme Pfänder nicht verwirren, und niederschlagen möchte? Ist dieses die Ursache des Reichstages gewesen, daß du in Gegenwart des ganzen Pohlens die Herrschaft niederlegen könntest, welche du ehemals vor seinen Augen übernommen hattest; daß die Bürger, welche deine andere göttliche Tugenden verehreten, itzo von dir lernen möchten, mit was für einem Muthe man die Welt verlassen müsse; daß sie öffentlich sehen könnten, wie deine Hand, welche so viele Jahre das Regimentsruder weislich geführet; die Hand, welche so oft für die gemeine Wohlfahrt, für des Vaterlandes Freyheit, für aller Wohlseyn und Glücke das Schwerdt gezogen; die Hand, welche nach keinem vorhergehenden Beyspiele königliche Schätze freygebig und milde ausgeschüttet, itzt bey dem letzten Augenblicke Dir selbst die Augen zudrückte; ja daß es endlich bekannt würde, daß Du, wie Du den Reichssorgen allein gewachsen gewesen, auch ohne fremde Dienstleistung sterben könntest?

Allein, wo würde mich der Schmerz hinreissen, wenn ich mich bey dem traurigen Bilde des sterbenden Königs verweilen wollte; und wie wenig würde ich dasjenige verrichten, was mir durch öffentlichen Befehl zu thun auferlegt ist! Denn der Rath hat nach der gegen seine Könige auch nach ihrem Tode tragenden Ehrfurcht mir anbefohlen, an diesem Orte nicht zu weinen, sondern zu reden; mich nicht bey dem Tode, sondern bey den göttlichen Thaten unsers gütigsten Königes aufzuhalten; nicht mit Thränen, sondern mit einer gerechten Lobrede Augustum zu erheben; nicht den Verlust selbsten, sondern dasjenige, was wir verlohren haben,

zu

zu erzählen, und endlich zu zeigen, was man für einen Nachfolger in der Regierung für die itzt verwäyste pohlnische Republik von Gott erbitten solle. Ich empfinde diese Last, und werde bey nahe von ihrer ungeheuren Schwere erdrücket, wenn ich meinen Blick auf den zahlreichen Ruhm des Königes wende. Denn es zeiget sich mir ausser den Stats- und Kriegsverrichtungen, deren Menge und Verschiedenheit man kaum mit den Gedanken fassen kann, ein uraltes und sehr hohes Geschlecht; ein majestätisches mit Leutseligkeit vermischtes Ansehen; ein Gang und eine Leibesgestalt, welche überall einen Fürsten verräth; eine unglaubliche Stärke; ein noch stärkeres und von keinem Unfalle gebeugtes Gemüthe; eine göttliche Kraft des Geistes; eine sonderbare Gnade; eine mehr als väterliche Huld; eine Kriegeswissenschaft; eine Regierungskunst; und viele andere Sachen, welche alle zu erzählen weder ein Tag noch eine Rede zureicht, und welche man auch nicht in einer Ordnung hintereinander, ohne daß man abbräche, anhören könnte. Sie werden mir also verzeihen, theureste Väter, wenn ich heute nicht den ganzen August, so groß er in der Sterblichkeit gewesen, vorstelle, sondern aus seinen unzähligen Tugenden nur eine auslese, die aber so groß ist, daß, wenn man sie bey andern antrifft, sie allein solche vollkommen zu machen vermag. Ich rede hier von der gnädigen Huld unsers Vaters, wodurch er sich so gezeiget hat, daß er alle weit übertraf, da ihn niemand gleich war; wodurch er nicht nur die Herrschaft von Pohlen und Sachsen, sondern der ganzen Welt, wenn sie dermaleinst einer haben sollte, verdienet; wodurch er seine Gewalt nicht weiter über unsere Leiber als unsere Gemüther erstrecket; und wodurch er verursachet, daß wir

ihn noch in unsern Herzen, da seine Majestät schon erloschen, hochhalten und verehren. Ich bitte, und beschwöre sie, meine Herren, bey denen Thränen, bey denen Schmerzen, womit sie den bittern Todesfall des Augusts begleitet haben, ja bey derjenigen Ehrfurcht, mit welcher sie sich vor dessen geheiligten Andenken beugen, sie wollen mich gütigst anhören; und da ich diese Geneigtheit gar nicht verdiene, doch diese Willfährigkeit der Gelindigkeit unsers Königes gönnen, womit er ihnen begegnet ist, ihre Stadt gezieret und erhöhet hat. Sie aber, nach Stand und Würden hochgeschätzte Herren, welche hier zusammen gekommen, werden dem Beyspiele des Raths folgen. Es wird ein sonderbares Kennzeichen der gegen den König habenden Hochachtung seyn, wenn sie einen Mann aufmerksam anhören, dem sonst keine andere Beredsamkeit beywohnet, als daß er, von Augusto eine Rede zu halten, im Begriffe ist.

Ich pflege, theureste Väter, und andere nach Stand und Würden hochgeschätzte Zuhörer, das menschliche Schicksal allezeit zu bedauren, wenn ich die Reiche, und die unumschränkte Gewalt dererjenigen, welche dieselben beherrschen, bey mir erwege. Denn ich sehe, wie so viele tausend der unersättlichen Begierde eines Einzigen dienen; wie die Glückseligkeit und das Elend einer unzähligen Menge auf dem Winke eines Einzigen beruhet; wie das Leben, die Ehre, die Familie, die Glücksgüter, dem Gutdünken eines Einzigen unterworfen sey; wie ganze Kriegesheere aufgerieben, Städte geschleifet, Länder mit Feuer und Schwerdt verwüstet, die Einwohner in die äusserste Armuth gestürzet, die ganze Welt umgekehret werde, damit nur der Einzige dermaleinst ein

Krie-

Krieger, ein Held, ein Ueberwinder vieler Völker, der Große heissen und dadurch berühmt seyn möge. Da stelle ich mir nun das ganze menschliche Geschlecht, nur einige wenige ausgenommen, gleichsam als ein Sühnopfer vor die Augen, welches nur darum eine Vernunft bekommen, daß es seine Unglückseligkeit desto mehr fühle, und welches, da es ohne einen Herrn nicht seyn kann, unter der Herrschaft nur elend seyn soll. Wenn ich aber die zerstreueten Sinnen wieder sammle, so finde ich, daß man dieses Unglück nicht von der obern Gewalt, sondern von denenjenigen, die solche haben, nicht von der Herrschaft, sondern von denen Herren, die ihre Macht übel gebrauchen, herleiten müsse. Ich bilde mir alle Gesellschaften, die unter den Bürgern sind, als eine weit zerstreute Familie vor, in welcher der Oberherr einen Vater, seine Unterthanen Kinder vorstellen; daß also Fürsten mit den Vätern gleiche Pflichten haben, als die Bürger zu erhalten, zu beschützen, und sie glücklich zu machen, so viel als möglich ist. Es wollen auch selbst die Regenten für nichts anders angesehen seyn, und sie folgen der Natur; indem sie ehrgeiziger Weise fordern, man solle sie für Väter halten. Diesen Namen ziehen sie allen andern vor, welche ihnen entweder der Hochmuth oder die Schmeicheley ausgesonnen hat, und ihre öffentliche Sorgen nennen sie väterliche Sorgen. Cäsar Octavianus hat niemals solche Freude empfunden, auch selbst nicht über den Actischen Sieg, der ihm doch den Weg zur Herrschaft öffnete, als er da empfand, da man ihn einen Vater des Vaterlandes nennete. Die Thränen fielen ihm vor Freuden aus den Augen, und er antwortete denenjenigen, die ihm diese Ehrenbenennung überbrachten: Was kann ich nunmehro,

ihr Herren des Raths, von den unsterblichen Göttern weiter verlangen, da ich meiner Wünsche theilhaftig geworden; als daß ich bis an mein letztes Ende derjenige seyn möge, für welchen ihr mich angesehen? Die Nachfolger Octavians haben diesen geheiligten Namen gleichfalls gebrauchet, wiewohl sie ihn im geringsten nicht verdienet; gleichsam, als ob Wuth und Tyranney mit einem scheinbaren Namen könnten bedecket werden, und diejenigen dadurch gleich Väter würden, die in Thaten Schandflecke der Fürsten und eine Seuche des menschlichen Geschlechts gewesen sind. Unter den Franzosen lebt keiner in so hohem Andenken, als Ludewig der XII; und dieses aus keiner andern Ursache, als weil er ein Vater seines Volkes hieß und es auch war. Ihm muß Ludewig der Große mit seinen unzähligen Siegen, mit aller Verherrlichung seines Namens, welche in der That aufs höchste gediehen, in den Herzen seiner Unterthanen weichen. Von den unsrigen tröstete sich Johann Casimir, nach nunmehro niedergelegter Herrschaft bey seiner Einsamkeit in Frankreich, damit, daß er glaubte, er sey wirklich vor diesem der Vater seines Volks gewesen. August dem andern ist zwar der Name eines Vaters nicht aufgetragen worden, aber er hat ihn verdienet: Er selbst hat nicht so wollen benennet werden; er ist aber ein Vater gewesen: Und da ihn niemand so nennete, wurde er von allen dafür gehalten.

Mit welchem Fürsten soll ich dich, allergnädigster König, vergleichen? Diejenigen, welche ehemals ihren Bürgern mit einer väterlichen Neigung zugethan gewesen, waren Fürsten, da sie anfiengen, Väter zu werden. Du warest noch nicht König in Pohlen, und bewiesest Dich schon durch deine Huld und Gnade als ihren Vater.

ter. Die Republik hatte nach Absterben Johann des III. ein trauriges Ansehen. Die Stände waren wegen unterschiedener Neigungen mit einander uneins; der Soldat entzog sich dem Gehorsame, weil er den Sold von vielen Jahren vergebens gefordert hatte; und es brannte dabey ein heftiger Türkenkrieg. Es fehlete nicht an eigennützigen Leuten, die bey diesem allgemeinen Jammer sich nach einem Könige umsahen, der ihnen nur nützlich wäre; ob er gleich, wie es damals das Ansehen hatte, dem Vaterlande nicht geringe Gefahr zuziehen würde; so daß es schien, Pohlen würde nicht nur wanken, sondern in kurzem unter seinem eigenen Schutte begraben werden. In diesen Bedrängnissen nun kamest du, allerdurchlauchtigster August, und unterstützest die sinkende Republik mit deinen Schultern, da du deine Kriegesheere, deine Schätze, und was mehr ist, als alles andere, Dich selbst großmüthigst anbothest. Du konntest ja in deinem geliebten Sachsen einer süssen Ruhe geniessen; Du konntest die von deinen Vorfahren gehäufeten Schätze dir zum Besten erhalten, und vermehren; Du konntest mit geringerm Aufwande ohne alle Mühe deine Länder erweitern, und auf die Erben deiner Würde bringen: Allein eine verborgene Liebeskraft hat dich gezwungen, daß Du dich, dein Haus, und andere wichtige Vortheile dem Wohlseyn eines fremden Volkes, das an Sprache, Sitten und Gesetzen von dir unterschieden, und nur durch den Ruf bekannt war, zu einem denkwürdigen Beyspiele nachsetzetest, und dasselbe durch unendliche Wohlthaten verbändest, da Du vorher von ihm keine empfangen hattest.

Diesen Nutzen hat uns, meine Herren, der anscheinende Untergang Pohlens gebracht, daß wir den allergütigsten

sten König erlanget haben, den wir nicht bekommen hätten, wenn die Republik nicht wäre in Gefahr gewesen. Durch diese Mittel hat sich August die Herrschaft erworben; durch diesen Weg, den vor ihm niemand gegangen, hat er den königlichen Sitz bestiegen. Unruhen haben zwar auch ehemals den Römern einen Trajan gegeben, aber nicht mit Trajans Beschwerung, noch einiger andern Mühe, als daß er die ihm freywillig aufgetragene Herrschaft nur angenommen. Wer würde es aber wohl glauben, wenn nicht die Geschichte der damaligen Zeiten redeten, daß diese unvergleichliche Gütigkeit unsers Königes von einigen sey verachtet und durch Lästerungen in Verdacht und Misgunst gebracht worden, ja daß nach schon geschehener Erwählung Augusts, da ihm der größte und mächtigste Theil mit gewöhnlicher Pracht die königlichen Kleinodien übergeben hatte, eine hartnäckige Neigung zum Aufruhre wider die allgemeine Glückseligkeit des Vaterlandes so viel vermocht, daß eine Partey wider seine Majestät aufstund, die unter dem süßen Namen der Freyheit und Rechte den Unvorsichtigen eine harte Knechtschaft zuzubereiten schien. Kaiser Titus, die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts, hat einen jeden ihm verdächtigen ungesäumt unterdrücket: Wie sehr ist doch unsre Liebe, unser Vergnügen, Augustus, von ihm unterschieden! Er unterdrückte diejenigen nicht, die durch ein unseliges Bündniß auf sein Verderben zusammen hielten; sondern dieß war seine einzige Sorge, wie er doch diejenigen, von denen er wußte, daß sie seine Feinde waren, durch Wohlthaten lebend sich verbinden möchte; vornehmlich, da er gar wohl einsah, daß, wo nicht alle, doch die meisten von dem Verbrechen frey wären und in einen menschlichen

lichen Fehler verfallen, und, ob sie gleich sich widerspenstig erzeigten, doch nicht aufhörten, seine Kinder zu seyn. Ludewig der XI. König in Frankreich bediente sich der widrig gesinneten Großen zu seinem Vortheile, da er mit ihren verkauften Gütern seinen Schatz vortrefflich bereicherte. Weit gefehlt, daß August von dem Vermögen seiner Bürger reich werden wollen! Er gab vielmehr reichlich von dem Seinigen, damit er die abgewichenen wieder zurechte brächte. Cäsar Octavian hat zwar auch diejenigen mit Reichthümern und Ehrenstellen beschenket, welche auf des Feindes Seite gewesen: Allein alsdann erst, da die Wildesten in der Schlacht und durch Verbannung weggeräumet, und die übrigen, die Knechtschaft aufzunehmen, bereitwillig waren. Unser Vater hat den Anfang seiner Regierung nicht mit Bürgerblute besudelt; Er hat keinen ins Elend verwiesen, noch die Verächter seiner Majestät zur Knechtschaft gelocket, sondern alle unbeschädiget erhalten und sie durch Geld und Ehrenstellen gereizet, eine rechtmäßige Freyheit einer unbilligen Frechheit vorzuziehen. August hat die Woywodschaften, Starosteyen und andere Würden, nicht nach langen Diensten, und auf das äußerste Bitten vergeben, als ob sie zu verkaufen stünden; er hat sie von freyen Stücken seinen Feinden aufgetragen, und dieses nur zum Besten des gemeinen Wesens, welches er, nach wiederhergestellter Eintracht der Bürger, blühender zu sehen hoffte.

Allein, Könige führen oftmals nicht mit gleichem Gemüthe das Regiment, mit welchem sie es angenommen. Die größte Bescheidenheit pfleget oftmals in eine grausame Wuth auszugehen: Wie denn selbst Nero, der hernach alle Arten der Grausamkeit verübt, bey dem

Anfan-

Anfange seiner Regierung, als er das Urtheil eines zum Tode verdammten unterschreiben sollte, gewünschet: Wie gerne wollte ich, daß ich nicht schreiben könnte! Vielleicht hat sich die Gelindigkeit Augusts allmählich verwandelt; vielleicht hat er den Gütern der Bürger nachzustellen gelernet; vielleicht ist er gestrenger, vielleicht grausamer geworden! Es könnte diese Furcht entstehen, wenn seine Leutseligkeit nicht angebohren, sondern nur angenommen, und durch eine lange Uebung bestätiget gewesen wäre. Allein diese unserer Meynung nach tief gewurzelte Huld und Gnade hat kein grausamer Krieg, kein unversöhnlicher Haß der Feinde, keine erneuerte Trennungen der Unterthanen, keine heftige Schmähungen wider die Majestät so sehr verrücken können, daß entweder an Rache oder Strafe gedacht worden wäre. Dieß einzige schmerzete und kränkete ihn nur in seinem sanftmüthigsten Herzen, daß die Bürger ihr Vaterland verheereten, in ihr eigenes Eingeweyde wüteten, den Fahnen der Feinde folgeten, jener Stärke vermehreten, und wider ihren Fürsten zu Felde lagen. Man unterließ nichts, diejenigen wieder zurück zu bringen, welche ein Wirbelwind hinweg gerissen hatte. Man gebrauchte oftmals wiederholete väterliche Ermahnungen; man that viel Bitten hinzu; man zeigte die kläglichen Ausgänge eines innerlichen Uebels; man both ihnen die Verzeihung aller vorgegangenen Thaten an: Und die hierdurch nicht beweget wurden, versuchte man durch Geschenke, die sie noch nicht verdienet hatten; und welchen gegenwärtige nicht genug waren, denen versprach man größere. Aber alles vergebens. Es war eine heftigere Gewalt in ein groß Stück von Pohlen gedrungen, die selbiges fast wi-

der

der seinen Willen zum Untergange des Vaterlandes antrieb und fortriß.

Also schien nun wohl dem allergnädigsten Fürsten das Vermögen, seine Bürger zu erhalten, benommen zu seyn. Nichts destoweniger übte er es doch, selbst in dem erhitzesten Treffen, in dem Blutbade und der Niederlage der Feinde, damit er die untermischten Pohlen erkennen, und wenn er sie in Pflicht genommen, unbeschädigt nach ihrer Heimath schicken könnte. Julius Cäsar sagte sonst auch zu seinen Soldaten: Soldat, schone der Bürger; aber eben derselbe befahl gleichfalls: Soldat, tödte die Bürger! Augustus hat beständig geschonet und niemals zu tödten befohlen.

Ich komme zur höchsten Staffel seines Ruhmes. Das Glück war dem Feinde so sehr gewogen gewesen; so sehr hatten ihm auch diejenigen selbst, die er aufs heftigste bekriegte, beygestanden, daß er nach der gleichsam nach Wunsche verrichteten Sache in Sachsen drang, um auch da Augustum zu bekriegen, den er in Pohlen zwar nach oftmaligen Treffen hatte schlagen, aber nicht überwinden können. Es hatte der allergnädigste König schon lange den Frieden gewünschet, und einigemal einen billigen, seiner Würde und seinem Gemüthe anständigen angebothen: Der Feind aber schlug alles aus, wofern er nicht der Krone absagte. Bey diesem Vorsatze blieb er, und drohete Sachsen das äußerste, wenn er nicht erhielte, was er bey seiner Gewalt abermals forderte. Da entstund nun in dem Gemüthe unsers Königes ein wichtiger Streit. Majestät und Liebe für die Bürger stritten mit einander. Die Bürger konnten, wenn die Majestät unverletzt bleiben sollte, nicht erhalten werden; und

diese eines andern Gefallen zu unterwerfen, schien was hartes zu seyn. Doch die Liebe siegete, da die Majestät verlieren wollte, und der allergütigste König ließ sich nach seiner ungemeinen Huld und Gnade dasjenige Reich entreissen, welches er durch die Wahlstimmen eines freyen Volks, durch seine Tugenden, und unter den Wünschen aller patriotischen Herzen angenommen hatte. Großmächtigster August, du hattest zwar oft groß geschienen, damals aber warest du vollkommen groß, als du dich über die Begierde zu herrschen, welche Fürsten erst mit dem Leben ablegen, erhubest. Du schienest nicht eines, sondern mehrerer Reiche würdig zu seyn, als du zu regieren aufhöretest. Der Feind hatte dein Glück überwältiget; du den Feind, ja dich selbsten. Er war glücklicher; du warest tapferer, und wurdest auch dafür gehalten. Man glaubte, daß du gezwungen würdest; allein du zwangest den Ueberwinder aus Sachsen zu gehen, und zu seinem Untergange zu eilen. Du flohest nicht aus Pohlen, als du von dem Reiche wichest, sondern kamest mit Lorbern bekrönet von Calisch nach Sachsen, damit du über den Sieg selbst triumphiren möchtest. Du bist derohalben allein der Sieger, der Allergrößte, der Vater des Vaterlandes: Weil du die Unterthanen so geliebet hast, daß du Sieg, Würde und alles ihrer Wohlfahrt nachgesetzet.

Ob nun gleich August abwesend war: So hatte er doch nicht das Reich verlassen; weil er durch ein gar zu genaues Band, und selbst durch die Gesetze, die von keiner Gewalt, von keinem Vertrage konnten zerrissen werden, damit verbunden war. Auch selbst Pohen sah ängstlich nach Sachsen, und hoffte, und erwartete nur von daher

her das Ende seines Jammers und seiner kläglichen Zwietracht. Es glaubte, seiner Wohlfahrt würde nur durch dieß Mittel gerathen seyn, wenn August der bedrängten und zerrütteten Republik wieder vorstünde. Auf dieses Wünschen der Unterthanen, oder vielmehr auf den Antrieb seiner gegen sie tragenden Liebe überließ sich der gütigste König wieder unsern Ländern, und legte die heilsamen Hände wieder an das erledigte Ruder des Reichs. So bald die Nachricht einlief, August käme, bewegte sich das ganze frolockende Pohlen, und da er bey Warschau hielt, liefen die Stände von allen Orten zusammen, verehrten den König durch einen Handkuß, bestärkten ihren Gehorsam mit neuen Satzungen. Der König ließ alle vor sich, versicherte alle seiner Gnade, so, daß der wieder angelangte August der einst wider ihn begangenen Verbrechen nicht einmal gedachte. Da verstunden wir erst, was uns durch den harten Frieden bey Alt-Ranstadt für eine Glückseligkeit erworben sey; was für eine große Wohlthat August dem Reiche erwiesen, als er durch sein Weichen den Weg zur Ruhe gebahnet, welche bey der großen Hartnäckigkeit des Feindes nur auf diese einzige Weise hergestellet werden konnte. Wenn auch kein anderes Verdienst unsers Fürsten da wäre: So hätte er sich hierdurch allein die Republik unendlich verbunden. Aber, wir haben andere erzählet, und es sind noch viele übrig, die zwar kleiner, aber doch so beschaffen sind, daß sie die ganz ungemeine Huld und Gnade beständig anzeigen, und alle in Verwunderung setzen, da sie künftig einmal den Glauben übersteigen werden. Wird es die Nachwelt wohl glauben, es sey einst in Pohlen ein König gewesen, der die Kriege durch seine Tapferkeit beygeleget, und innerliche Unru-

hen bloß durch seine Gnade gedämpfet habe? Der, da die Unterthanen zu wiederholtenmalen in ihrer Treue gewanket, keinen davon an Ehre, Gütern und Leben gestrafet; der niemanden, wenn er nur wiederkehren wollen, den Zugang zu seiner Gnade verschlossen; der die wieder aufgenommenen, ohne des Vorgegangenen im geringsten zu gedenken, auf eine erstaunende Weise mit Wohlthaten überhäuft; der, auch bey Bestrafung der Laster, Blut zu vergiessen, sich aufs äußerste enthalten hat; der endlich auf der höchsten Ehrenstufe eine solche Leutseligkeit, eine solche Bescheidenheit, eine solche Unschuld gezeiget, daß, wenn ja etwas hartes wider sein Wissen und Willen vorgegangen wäre, er davon nach dem Urtheile des ganzen menschlichen Geschlechts losgesprochen worden. Wir selbst, die wir an diesen Dingen Theil gehabt, die wir fleißig davon reden, die wir oft eben das bewundert haben, werden uns nach einigen Jahren kaum überreden können, daß dieß von einem Fürsten verrichtet sey, oder auch nur irgend von einem einzigen hätte geschehen können. Sie aber, meine Herren, mögen aus dieser einzigen Tugend die Größe Augusts schließen, und selbst überlegen, ob eine einzige Rede denselben ganz fassen könne, da die bloße Huld und Gnade, wenn man sie durchgehends loben wollte, die weitläuftigste Rede erfordern wird.

Ich kann mich aber von dir, göttlicher August, noch nicht losreissen, ob ich gleich, deine Huld und Gnade zu erzählen, ein Ende mache. Ich muß dich noch einmal anreden, ehe ich diesen Platz verlasse; denn ich werde dich, da du in den Himmel aufgenommen bist, weiter anzureden, wohl keine Gelegenheit haben. Ich habe

ehemals

ehemals zwey Stücke von dem allerhöchsten Gott gebethen, für dich Leben, für mich Muße; daß ich deine hohe Tugenden und unsterbliche Thaten erzählen, und dein nachdrückliches Urtheil darüber hören könnte; und daß du noch selbst bey deinem Leben deines Ruhmes geniessen könntest. Nun ist mir zwar die Muße versagt worden, welches ich geduldig ertrug, da ich bey deinem Leben ein freyeres Alter hoffte, und glaubte, es geschähe solches nicht von ungefähr, sondern durch eine sonderbare Vorsehung, damit ich nach beschriebenen Thaten meines Königs mich nicht mit geringern Sachen beschäfftigen, sondern nach Endigung eines so wichtigen Werks so gleich mein Leben beschliessen möchte. Da du aber, allergnädigster Vater, erblasset bist, so ist alle mein Wünschen verschwunden, und mir Unglückseligen nicht einmal dieses verstattet worden, daß mein Werk einst von dir gelesen würde. Indessen will ich doch darum nicht aufhören, deine himmlischen Tugenden zu betrachten, deine Thaten bey mir zu überlegen, dein Gedächtniß zu verehren und auf die Nachkommenschaft zu bringen. Ja es soll in der heutigen Versamlung ein öffentliches Denkmaal meiner Ehrfurcht darstehen; indem ich deinen übrigen Ehrenbenennungen, mit dem Beyfalle des ganzen menschlichen Geschlechts, den Beynamen des allergütigsten hinzu thue. Von diesem Tage an sollst du August, der Allergütigste, heissen, wie du es denn gewesen bist; mit diesem Worte sollst du unter den pohlnischen Königen hervorstralen, welche du alle mit deiner Gnade und Huld weit übertroffen hast; hiermit wirst du die Nachfolger beschweren, die sich, eben den Namen zu verdienen, äusserst werden bestreben müssen. Unter keinem andern sollst du den Nachkommen, und welche

nach langen Zeiten von ihnen gebohren werden, bekannt seyn, damit dein Ruhm, mit welchem du bey deinem Leben die Welt erfüllet hast, nach dem Tode in alle Ewigkeit wachse und ausgebreitet werde.

Ich wende mich zu ihnen, theureste Väter. Ich kenne ihre Thränen über den Tod des Fürsten. Ich kenne ihren großen Schmerz, der die Thränen selbst zurücke hält. Sie haben die größeste Ursache zu klagen; weil sie nicht einen König, sondern einen wahrhaften Vater verlohren. Unter seiner Majestät hat ihr Ansehen, das so oft angefallen wird, und das andre gerne vernichten möchten, sicher gestanden. Er hat auch ihre Beschwerden geduldig angehöret, und ihrem Bitten allergnädigst gewillfahret. Sollte etwas zum Vortheile der Bürgerschaft geschehen, so hat er es willig verstattet, und nichts unterlassen, was die Stadt sicherer und blühender machen könnte; in allem aber hat er eine sorgfältige Vorsicht gezeiget. Es war einst eine Zeit, die sie selbst wohl wissen, die aber ihren Vorfahren sehr schwer fiel, wo Uebelgesinnete aufgehetzet wurden, den Magistrat anzuklagen; wo der Zutritt allen denenjenigen leicht offen stund, die nicht errötheten, ihn zu beschuldigen, daß er die gemeinen Gelder entwendet und durchgebracht, das gemeine Wesen schlecht verwaltet, und viele andere Verbrechen begangen habe; wo der Rath, der Ankläger mochte seyn, wer er wollte, Rechenschaft zu geben, vorgefordert wurde; wo man ihn bald gegen viele, bald gegen wenige stellete; und wo die Streitigkeiten und Gerichtstage nicht eher aufhörten, ausser wenn es an Klägern mangelte. Hievon hat Augusts Regierung nichts gewußt. Der allergütigste Kö-

nig

nig wollte lieber eine einträchtige, als eine durch Streitigkeiten zertheilte Bürgerschaft haben; Und so oft bey ihm Beschuldigungen angebracht worden, von welcher Seuche seine glückliche Zeiten nicht haben frey seyn können; so hat er erst ihre Unschuld gehört, bevor er was wider sie beschlösse; ja er hat niemals wider sie etwas beschlossen, weil ihre Unschuld beständig offenbar gewesen. Er hat nach den Schätzen der Bürgerschaft weder getrachtet, noch sie beneidet: Und so oft Geld mußte aufgebracht werden, welches unter ihm sehr selten geschehen ist; so hat es nicht die Eigenschaft des Königs, sondern die Noth der Zeiten gefordert. Doch warum mehre ich ihre Betrübniß, da ich Augusts väterliches Gemüthe erzähle? Ich sollte sie vielmehr hievon zu den Sorgen für die Stadt zurücke rufen. Denn auf sie allein richtet das Vaterland die Augen, nachdem es fühlet, daß es keinen König habe. Ermuntern sie sich also, theureste Väter, und verwalten das gemeine Wesen mit neuem Muthe, und neuer Stärke, da dessen ganze Wohlfahrt sich allein auf ihre Schultern stützet. Verschaffen sie doch durch ihre Wachsamkeit, durch ihren Rath, durch ihre Bemühung, durch ihre Arbeit, daß sie die Stadt, welche sie vom Augusto unverletzt empfangen, welche sie unter dessen Auffsicht weislich regieret haben, seinem Nachfolger unbeschädigt erhalten mögen. Ihre Sorgfalt gehe auch ausserhalb unsern Ringmauren; weil sie nicht allein den Rath einer Stadt, sondern auch einen ansehnlichen Theil der preußischen Stände ausmachen. Kommen sie doch der bedrängten und wegen vieler Wunden bekümmerten Provinz zu Hülfe. Es müsse die-

dieselbe durch dero Bemühung aus dem Verfalle ihrer Gerechtsamen wieder aufstehen; und da sie den alten Glanz nicht hoffen kann, doch die Gestalt eines von einer langen Krankheit wieder genesenden Menschen annehmen. Unter ihren vornehmsten Sorgen sey auch die Freyheit unsrer Religion. Es ist ja auf der Welt nichts heiliger, nichts vortrefflicher, und nichts einer menschlichen Vorsorge würdiger, als diese. So haben auch schon dero Vorfahren, nach dem Tode Sigismund Augusts, mit unerschrocknem Herzen ihre Sache getrieben, und es dahin gebracht, daß es unter die öffentlichen Gesetze gestellet worden. Erhalten sie derselben doch durch ihre Standhaftigkeit und Unerschrockenheit den Platz, den sie ehemals eingenommen hat. Es werde durch sie alles dasjenige ungekränkt auf die späte Nachkommenschaft gebracht, was mit großer Sorgfalt, und nicht geringern Kosten erlanget, auf sie gekommen und ihrer Treue anbefohlen worden, damit es andern unverletzt übergeben würde.

Du aber, großer Gott, der du die Republik Pohlen ehedem gegründet; der du dieselbe unter so vielen Spaltungen, Unruhen, Aufläufen, und betrübten Kriegen viele Jahrhunderte hindurch unbeschädigt erhalten; ja, so wenig es ihr andre auch gönnen, mit neuen Ländern vermehret hast, erbarme dich des verwäysten Reiches; und da es ihm an einem Könige fehlet, so sey du selbst sein Schutz und Vertheidiger. Lagere deine Wache umher, daß es von aller äußerlichen Gewalt frey sey. Verbinde alle Herzen, daß sie einerley denken, einerley wollen, und daß dieß Einzige die

gemei-

gemeine Wohlfahrt und der gemeine Nutzen sey. Unser Preußen komme endlich bey dieser Zwischenregierung zu denen so oft erbetenen Hülfsmitteln und Erleichterungen, und erlange seine Gerechtsamen wieder, die es durch niemandes Freygebigkeit, sondern mit seinem eigenen Blute erworben hat. Man verfahre mit ihm nicht gewaltthätiger Weise, sondern so, wie es unter Völkern, die nach eigenen Gesetzen leben, geschiehet, und Vernunft und Verträge es erfordern. Man habe auch auf unsere Stadt zugleich nicht geringe Sorgfalt, und vergesse itzo nicht, daß in ihr einst ganz Pohlen sey erhalten worden. Sie müsse keines fremden Begierde dienen, da sie ehemals das Joch einer unbilligen Herrschaft mit Großmuth abgeschüttelt. Sie müsse von keinen Privatpersonen verachtet werden, da sie erlernet hat, die Gewogenheit der höchsten Prinzen zu verdienen. Ja, daß ich endlich die ganze künftige Glückseligkeit in einem Worte fasse: So gieb uns, o Gott, einen August; und da kein Mensch Augusto ganz gleich gehen kann, so gieb uns einen, der ihm so ähnlich seyn möge, als es möglich ist.

Einladungsschrift
zu Anhörung der Lobrede
auf
Augustum den Andern.

Es geht nunmehr ins vierte Jahr, daß ich dem allerdurchlauchtigsten August öffentlich gewünschet, es möchte dieser eines beständigen Lebens würdige Prinz eine so lange Zeit unserm Reiche vorstehen, daß er dereinst von den Nachkommen, seines hohen Alters wegen, der Alte genennet würde. Es schien, Gott hätte den für das gemeine Wohl höchst gerechten Wunsch erhöret; da diejenigen, welche den Fürsten mit ihren Augen gesehen, die bey seinen Kriegsanstalten, bey denen beyden zur Lust, aber mit großer Pracht angestellten Feldlägern gewesen, einstimmig erzählten, er wäre nicht nur gesund, sondern verjüngerte sich, und was nach 60 Jahren etwas seltenes wäre, sein Leib würde von neuem völliger. Da meynten wir, unsere Glückseligkeit werde noch lange dauren; und weil wir wegen des Künftigen unbesorgt waren, bedienten wir uns des Gegenwärtigen mit Vergnügen. Es setzte zwar das Gerüchte, in Pohlen glimmeten heimliche Spaltungen, die bald öffentlich ausbrechen würden, unsere Gemüther in Bekümmerniß: Und daß solches nicht bloß ausgesprenget sey, schlossen wir daraus, daß die Reichstäge unverrichteter Sache, mit erbitterten Gemüthern, und unter vielen Drohungen, zerrissen wurden. Doch der erfreuliche Anfang des letzten Reichstages, da der Landbothenmarschall glücklich erwählet worden, benahm uns alle Sorge. Allein, es folgte diesem Bothen bald ein anderer, aber sehr trauriger, nemlich: Der König wäre den 1 Februar in seinem Pallaste bey Warschau

schau erblasset. Es war der sechste Tag desselbigen Monats, fast gegen Abend, als dieses Gerüchte unsere Stadt durchlief, und sie gleichsam mit einer Haustrauer erfüllete, so daß es schien, es würde kein Fürst, sondern ein Verwandter und sehr vertrauter Freund von jedem besonders beweinet: Ja diejenigen selbst, welche den Verlust nicht recht verstunden, klagten dennoch; weil sie sonst von andern vernommen hatten, der Tod des Königes würde dem Frieden, und denen Gütern, die von dem Frieden herkommen, ein Ende machen, und es würde ein unruhiges Interregnum erfolgen.

Die aber den Schmerz nach dessen Ursache ermaßen, glaubten, der Tod eines so großen Königes, und so allergnädigsten Herrn könnte nicht genugsam beweinet werden. Denn sie überdachten alle das Gute, womit Pohlen unter Augusts Regierung geblühet; den beständigen Frieden, wodurch der verderbliche Krieg, welcher mehr von dem Verhängnisse als menschlichen Anrathen erreget war, sich geleget; die durch des Königs Gelindigkeit gleich gestillten innerlichen Unruhen; das zu seinem Glanze steigende Reich; die besser eingerichtete Republik; Die auf einen gewissen Fuß gebrachten Kriegsheere, und den auf gesetzte Tage geordneten Sold. Hierzu setzten sie Augusts himmlische Tugenden, sein im Glück und Unglück standhaftes Gemüth, seine Pracht, Freygebigkeit, Gnade, Abscheu vor Menschenblute, und viele andere, welche wohl bey andern einzeln, bey keinem aber zusammen angetroffen werden. Man machte eine Vergleichung zwischen denen Zeiten, in welchen er das Regiment angenommen, und niedergelegt hatte. Denn Johann der III. der allerdings unter die lobwürdigsten Könige zu zählen ist, konnte der Uneinigkeit der Großen we-

der

der zuvor kommen, noch selbige beylegen. Wie sie nun bey seinen Lebzeiten entglommen, so schlug sie nach seinem Tode in die Flamme eines innerlichen Krieges aus, welche Lithauen mit mehr als einer Noth bedrängete. Der Soldat forderte öfters den ihm einige Jahre vorenthaltenen Sold; und da er durch Bitten nichts erlangete, machete er unter sich ein Bündniß, und legte der verwayften Republik eine Schatzung auf. Hierzu kam ein auswärtiger Krieg mit den Türken, der schon einige Jahre her gedauret hatte. Dieß war der Zustand des Reichs, als August zur Regierung kam, welches er der Republik bey seinem Tode in überall gutem Frieden wiedergiebt, von der er es doch so voller Unruhen bekommen hat, daß er auch hierdurch ein ewiges Andenken verdienen würde, wenn er ihr sonst keine andere Wohlthat erwiesen hätte, deren doch unzählige sind. Wie aber auf dem Ocean einer Meerstille nicht beständig zu trauen ist: Also macht eben diese gemeine Ruhe patriotische Herzen, welche aus dem Vergangenen das Künftige vorhersehen, bekümmert; und sollte diese Ruhe auch gleich bis auf den Nachfolger dauren, so werden sie doch deswegen nicht von der Furcht befreyet; weil sie voller Zweifel erwarten, wie der künftige Herr seyn werde, da sie den Würdigsten wünschen.

Durch diese Ursachen wurden diejenigen gerühret, welche nicht nach der andern Beyspiele, sondern mit Vernunft den Hintritt Augusts bedaureten, und durch keine andere Ursachen ist auch der Rath der Stadt bestürzet worden. Denn da er gleichsam auf einer Warte steht, und für unser Glück wachet: So gehen ihm die öffentlichen Unfälle desto näher ans Herz. Der Bürgermeister konnte den übrigen den Tod unsers Königes nicht ohne Thränen hinterbringen, und die ihn höreten, zeigeten ihre

re Betrübniß im Gesichte und in Worten. Gleich ward ein Stillestand der Gerichte angekündigt, welches zwar nach alter Gewohnheit, aber auch ohne Exempel geschehen wäre, ja das Volk würde ihn, wie ehemals die Römer nach dem Tode des Germanicus, von freyen Stücken genommen haben. Das ist bekannt, keines Fürsten Tod ist so tief in aller Herzen gedrungen, und keiner ist jemals mit solcher Treue beweinet worden. Damit aber auch das Athenäum bey dieser allgemeinen Trauer Zeichen seines Schmerzens geben möchte: So ist mir, durch den Befehl des Raths, auferleget worden, den 5 Merz diesem vortrefflichsten Könige eine Lobrede zu halten. Man hätte dieses Amt einem beredtern, man hätte es auch einem, der mehr Kunst hierinn besäße, auftragen können; keinem aber, der eine größere Ehrfurcht gegen den Verstorbenen trüge. Erstlich habe ich vom Augusto gelesen, hernach habe ich ihn bewundert, darauf verehret, itzt beweine ich ihn und werde ihn allezeit beweinen. Ich habe nicht auf seine Majestät, nicht auf seinen Purpur, sondern auf seine Thaten und seine Tugenden gesehen; und ich würde ihn auch als eine Privatperson hochgehalten haben, wenn er mit eben denen Tugenden begabet gewesen wäre, womit er als ein Fürst hervor gestralet hat. Gleichwie aber ein Maler, wenn er alle vom Augusto verübte Thaten und vortreffliche Verrichtungen auf eine kleine Tafel malen wollte, jedes Stück mit den kleinsten Pünctgen, die man kaum sehen könnte, bezeichnen müßte: Also müßte ich auch, wenn ich den ganzen August in einer Rede fassen wollte, alles nur kurz berühren, wofern ich nicht ein dickes Buch abzulesen Willens wäre. Ich habe mir dahero von allem, wodurch August berühmt ist, die einzige Huld und Gnade genommen, von der ich doch

nicht

nicht ihren ganzen Umgang, der sich sehr weit erstrecket, erzählen werde, sondern nur dasjenige, was bey dieser göttlichen Tugend das vornehmste ist.

Ich lade also einen hochweisen Rath der Stadt, alle obrigkeitliche Personen, alle Gelehrten, und wer noch sonst von andern, die auswärtige Würden führen, die Versammlung ansehnlicher machen will, mit aller geziemenden Hochachtung und Ehrerbietigkeit ein, nicht zwar einen beredten, sondern einen betrübten Redner, der sich in die Zeit schicket, anzuhören. Es wird eine sonderbare Regung der gegen den verstorbenen König tragenden Ehrfurcht seyn, wenn sie darum zusammen kommen, darum zuhören werden; weil vom Augusto geredet wird.

Ihr Musen unsers Athenäi aber, die ich einst, da ich euch den von dem Plinius beschriebenen Trajan erklärte, Augustum zu verehren, und unsern gütigsten Fürsten Trajano, dem gütigsten, vorzuziehen gelehret habe; denen ich itzo die unter der Regierung Augusts in Polen vorgefallenen Begebenheiten erkläre, stellet euch häufig ein. Eifert euren Lehrern nach, und zeiget im Gesichte und in der Tracht die Traurigkeit eures Herzens. Ihr habt Augustum verlohren, desgleichen weder ihr sehen werdet, noch die Nachwelt jemals sehen wird. Geschrieben am Sonntage Reminiscere im Jahre 1733.

Die

* *

Die achte und neunte Fabel

aus dem ersten Buche

der

Verwandlungen des Ovidius

übersetzt von

Johann Heinrich Winklern.

Ein andres Thier entstund und ward dermaßen neu.
Die Erde gab von selbst Gestalt und Lebenskräfte,
Da Sonn und Feuer kam, und durch des Bodens Säfte,
Durch Schlam uud Pfützen drang; da die in Erd und Schooß
Genährte Fruchtbarkeit der Wärme Kraft genoß,
Daß sich das Wachsthum fand, und daß aus allem Samen
Die Dinge nach und nach zur Reif und Bildung kamen.
Man findet dieses noch. Der ausgetretne Fluß,
Der siebenfache Nil darf den vertheilten Guß
Zurück ins Ufer ziehn; der fette Schlamm der Erden
Darf von der Sonnengluth aufs neu erwärmet werden:
So sieht der Ackersmann, wenn er das Feld durchpflügt,
Wie hier und dort ein Thier belebt und fertig liegt.
Wie eins den Anfang nimmt; wie sich eins regt und hebet,
Und noch nicht völlig ist; wie eine Hälfte lebet,
Und eine Hälfte noch aus Lett und Koth besteht.
Denn wenn der Wärme Zug durch Dunst und Nässe geht,

Und

Und sich damit vermischt: So wird die Frucht empfangen.
Dieß beydes macht das Seyn, das Pflanz und Thier erlangen.
So stark des Feuers Trieb dem Wasser widerstrebt:
So wird durch Wärm und Hauch doch jedes Ding belebt,
Und Ein- und Zwietracht kömmt der Zeugung wohl zu statten.
Als demnach Sonn und Stral die größte Wirkung hatten,
Und das verschlemmte Land erwärmt und hitzig ward:
So wards von Thieren voll, die theils nach alter Art,
Theils abendtheuerlich in ihrer Bildung waren.
Vornemlich mußte da das neue Volk erfahren,
Wie groß und fürchterlich das unbekannte Thier,
Die Schlange Python, war. Jedoch es ward von ihr
Durch Muth und Kunst befreyt. Der Gott der Bogenschützen
Ließ Reh und Gemsen gehn, ließ tausend Pfeile spitzen,
Und schoß mit Zorn und Grimm, bis daß das Unthier sank,
Und das geschwärzte Gift aus tausend Wunden sprang.
Er wollte That und Ruf die späte Nachwelt lehren,
Und stellt ein Kampfspiel an, da wir beym Namen hören,
Was er verrichtet hat. Man sah der Jugend Fleiß,
Sie rang, und lief und fuhr. Der aufgesetzte Preis,
Des Ueberwinders Schmuck, bestund in Mespelzweigen.
Der Lorber ward noch nicht. Und Phöbus wollte zeigen,
Wer Zier und Kranz verdient: So ward von seiner Hand
An jedem Baum ein Zweig geschickt dazu erkannt.
In seiner Brust entstund der erste Reiz der Liebe
Zur Daphne, Peneus Kind. Jedoch war an dem Triebe
Kein bloßer Glücksfall schuld. Nein, des Cupido Wuth
Hat ihn dazu gebracht. Dem Phöbus wuchs der Muth,
Als er das Thier bezwang, und ward dadurch verwogen.
Cupido kam hierauf mit dem gespannten Bogen.
Apollo sprach zu ihm: Was fängst du, geiles Kind,
Mit diesen Waffen an, die mir nur eigen sind?

Ich kann durch Pfeil und Schuß ein feindlich Thier verwunden,
Mir ist dieß ganze Land zur Pflicht und Dank verbunden,
Ich habs von Wuth und Gift auf einmal frey gemacht,
Die große Schlang erlegt, den Python umgebracht.
Du sollst nur Lieb und Reiz mit deiner Fackel geben,
Und nicht, wie ich gethan, nach Lob und Ruhme streben.
Dann sprach der Venus Sohn: Dein Bogen fällt das Wild,
Und meiner zielt auf dich. Sieh, was dein Ruhm da gilt,
Da ich weit mehr vermag, als Thiere zu bezwingen.
Gleich hub Cupido sich mit seiner Flügel Schwingen
Durch die zertheilte Luft, und trat mit Munterkeit
Auf des Parnassus Haupt, und war so gleich bereit,
Mit zweener Pfeile Flug sich mächtig zu erweisen.
Der eine war gespitzt, aus übergoldtem Eisen,
Und machte Lieb und Reiz: Der andre war aus Bley,
Und stumpf, und brachte nichts, als Haß und Ekel bey.
Den schoß der Liebesgott in der Peneis Herze,
Und jener flog und fuhr, und drang mit innerm Schmerze
Durch des Apollo Mark. Der ward mit Lieb erfüllt,
Und jene floh vor ihm, und suchte Wald und Wild,
Wie sonst die Phöbe thut, die keinen Mann genossen.
Ihr Haar ward nur ganz schlecht von einer Haub umschlossen.
Es freyten viel um sie, und sie nahm keinen an.
Sie strich die Wälder durch, und gieng, wo keine Bahn
Für andre Menschen war. Sie dacht an keine Liebe,
Und lebte sonder Mann, und sonder alle Triebe.
Der Vater sagt ihr oft: Soll niemand für dich seyn?
Soll mich kein Schwiegersohn, kein Kind von dir, erfreun?
Der Röthe Zierlichkeit trat ihr in das Gesichte.
Sie wurde Schrecken voll, wenn man nur von dem Lichte
Der Hochzeitfackeln sprach. Sie schlung gleich Arm und Hand
Um ihres Vaters Hals, und macht ihr Flehn bekannt:

Laß, Vater, laß mich nur Dianens Glück erfreuen,
Und meine Lebenszeit dem Jungfernstande weyhen.
Der Vater ward bewegt. Allein dein Angesicht,
Und deiner Schönheit Schmuck erlaubten solches nicht.
Der Phöbus liebte sie, und wollte sich verbinden.
Er wünscht, und hofft es auch, und konnte doch nicht finden,
Was sein Verstand versprach. Wie ein erhitzter Brand
In einem Zaun entsteht, wenn eines Wandrers Hand
Die Fackel angelegt; wie leeres Stroh entbrennet:
So ward des Gottes Brust von Flam̃ und Gluth durchrennet,
Da ein gehofftes Nichts der Liebe Nahrung war.
Er sah ihr hangendes, ihr ganz zerstreutes Haar,
Und sprach: Man dürft es nur etwas in Ordnung legen.
Er sah der Augen Glanz sich Sternen gleich bewegen.
Er sah den holden Mund, und ward in ihn verliebt.
Was Hand und Finger schmückt, den Achseln Schönheit giebt,
Das ward von ihm gelobt. Und was verborgen steckte,
Da meynt er, daß es wohl noch größre Lust erweckte.
Die Daphne floh vor ihm weit schneller, als die Luft,
Sein Bitten half da nichts. Sie ward umsonst geruft:
Bleib, Nymphe, bleib, du darfst nicht Feind u. Mörder scheuen.
So flieht das Schaf den Wolf, die Hündinn vor dem Leuen.
So ist der Tauben Flucht, wenn sie der Adler scheucht.
Die Liebe setzt dir nach. Halt inn, du könntest leicht
Dir einen Schaden thun, und Fuß und Bein zerstechen,
Wo Dorn und Hecken sind. Du sollst nicht von mir sprechen,
Ich wäre Schuld daran. Du eilst an Stock und Stein.
Geh langsam, ich will selbst im Folgen langsam seyn.
Bedenke, wer dich liebt. Ich bin nicht von den Wilden,
Die das Gebirge baun, und die in den Gefilden
Bey Vieh und Heerden gehn. O! Thörinn, daß du fleuchst!
Und weißt doch nicht, vor wem. Das macht es, daß du weichst.

Mir dienet Tenedes, das delphische Gebiethe,
Und Claros, Patara verehren meine Güte.
Ich bin des Jovis Sohn. Durch mich wird alles klar,
Was gegenwärtig ist, was ehmals wirklich war,
Und was noch werden soll. Durch mich besteht das Dichten,
Und der gestimmte Klang. Ich kann den Bogen richten,
Und bin damit gewiß. Jedoch mein leeres Herz
Fühlt einen sichrern Pfeil. Für meiner Wunden Schmerz
Trifft meine ganze Kunst, die Arzt und Kranken dienet,
Und alle Pflanzen kennt, so weit das Erdreich grünet,
Kein heilsam Kräutchen an. Peneis flohe fort
Voll Furcht und Schüchternheit, und unterbrach sein Wort.
Auch da gefiel sie ihm. Ihr wurden von dem Winde
Die Kleider aufgedeckt. Das ohne Schmuck und Binde
Gelaßne Haar zerflog. Der fortgesetzte Lauf
Gab ihrer Schönheit Kraft. Die Worte hörten auf,
Womit der junge Gott sein schmeichelnd Herz erklärte.
Sein Schritt gieng eilend nach, wie es sein Trieb begehrte.
So schnell ein Jagdhund läuft, der einen Hasen sieht,
Und durch das Feld verfolgt; so hurtig dieser flieht;
So munter jener springt, und seine Schnautz erhebet,
Wenn er ihn fast erhascht; so stark sich der bestrebet,
Dem Rachen zu entgehn: So schnell und emsig wich
Die Jungfer in der Furcht; so stark und heftig strich
Der Gott in Hoffnung nach. Doch sein Lauf mußte siegen,
Der Gott ward gar nicht matt, die Liebe ließ ihn fliegen.
Er kam der Schönen nah, und blies an Hals und Haar.
Sie hatte keine Kraft, ihr Angesichte war
Durch Flucht und Angst erblaßt. Sie sah bey heissem Flehen
In den Peneusstrom, und sprach: Laß nur geschehen,
Mein Vater, was ich will, wofern ein Fluß Gewalt
Und Macht gleich Göttern hat. Nimm, Erdreich, die Gestalt,

Die mich zu schön geschmückt, und mich doch nur geplaget,
Verschling, verwandle sie. Sie hat es kaum gesaget:
So ward sie starr und steif. Die Brust ward wie ein Baum
Mit Rinde zugedeckt, der Haare ganzer Raum
Erfüllten Zweig und Blatt, die Arme wurden Aeste,
Der erst geschwinde Fuß ward an den Wurzeln feste,
Und ihr verstarrter Kopf blieb aufrecht und erhöht,
Wie sonst nach seiner Art der Bäume Wipfel steht.
Ihr bleibt nichts als der Glanz. Jedoch des Phöbus Liebe
War annoch ungeschwächt. Er legt aus innrem Triebe
Die Hand an ihren Stamm, das Herze war noch warm,
Er fühlte, daß es schlug, und schlung gleich Hand und Arm
Um den entstandnen Baum, und wollt ihn zärtlich küssen.
Allein umsonst. Er sprach: Kann ich dich nicht genießen,
Wie Ehegatten thun: So soll doch dieses seyn;
Du bist mein eigner Baum. Du sollst mich stets erfreun.
Du, Lorber, sollst mein Haar nebst Seit und Köcher zieren,
Du sollst den Siegenden in ihrem Triumphiren,
In ihrer Herrlichkeit, wenn sie das Capitol
In langer Pracht beziehn, und wenn des Volkes Wohl
Den Freudenruf erhebt, um ihre Schläfe grünen,
Und vor der hohen Burg zur treuen Wache dienen,
Und bey der Eiche stehn. Und wie mein junges Haupt
Niemals beschoren wird: So sollst du stets belaubt
Und reich an Ehren seyn. Der Gipfel sammt den Zweigen
Schien sich bey Wunsch und Schluß zu regen und zu neigen.

* *

Rede des Marius

an das Volk wider den Adel,

aus dem Sallustius übersetzt

von

D. H. G. Schellhafern.

Ich weis es, ihr Römer, daß die meisten nicht mit eben denen Künsten die Regierung bey euch suchen, mit welchen sie solche, nachdem sie dieselbe erhalten haben, führen. Anfänglich sind sie fleißig, demüthig, bescheiden: Hernachmahls bringen sie ihr Leben im Müßiggange und Hochmuth hin. Ich aber bin ganz anders gesinnet. Denn je höher das gemeine Wesen, als das Bürgermeisteramt, oder als das Stadtrichteramt, zu schätzen ist; mit desto mehrerer Sorgfalt müssen dieselben verwaltet, als gesuchet werden. Ich weis es auch gar zu wohl, was für ein großes Geschäffte ich zugleich mit eurer Wohlfahrt auf mich nehme. Den Krieg führen und zugleich den gemeinen Schatzkasten verschonen: Diejenigen, welche man nicht beleidigen will, zu dem Kriegswesen zwingen: Zu Hause und auswärts alles besorgen, und dieses bey Neidern, Widersachern und Gegenparteyen verrichten: Solches ist schwerer, ihr Römer, als man sichs einbildet. Zudem, wenn andre sich vergehen, so dienet ihnen ihr alter Adel, die tapfern Thaten ihrer Vorfahren, die Reichthümer ihrer Verwandten und Schwäger, die vielen Schutzverwandten; alles dieses

dienet ihnen zur Beschützung. Meine Hoffnung gründet sich einzig und allein auf mich: Und diese muß ich mit Tugend und Unschuld beschützen. Denn andre Mittel sind unkräftig: Ich weis auch dieses sehr wohl, ihr Römer. Aller Augen sind auf mich gerichtet: Die billigen und rechtschaffenen Leute sind mir günstig: Denn was ich dem gemeinen Wesen zu gute gethan habe, das wird hochgeschätzt. Der Adel sucht eine Gelegenheit zum Angriffe: Ich muß mich um so viel stärker bemühen, damit ihr euch in eurer Hoffnung nicht betrogen sehet, und jene sich vergebens bemühen. Von meiner Jugend an, bis zu meinem jetzigen Alter habe ich mich also aufgeführet, daß ich aller Arbeit, aller Gefahr gewohnt bin. Was ich, ehe ich eure Wohlthaten empfing, umsonst gethan habe, dasjenige sollte ich nun nach empfangener Wohlthat unterlassen? Solches ist nicht rathsam, ihr Römer. Denenjenigen ist es schwerer, sich bey der Macht zu mäßigen, welche sich nur wegen ihrer Ehrbegierde in redliche Leute verstellt haben: Bey mir, der ich mein ganzes Leben mit den besten Künsten zugebracht habe, sind die guten Thaten durch die Gewohnheit zur Natur geworden. Ihr habt mir befohlen, mit dem Jugurtha den Krieg zu führen, und diese Sache ist dem Adel beschwerlich gefallen. Ich bitte euch, überleget es, ob es besser sey, dieses zu verändern, indem ihr einen aus diesem Haufen des Adels dieses oder ein anders dergleichen Geschäffte auftraget, einem Manne aus alten Stamme, und der viele Bilder seiner Vorfahren vorzeigen kann, der aber niemals gedienet hat, und zwar darum, damit er bey einer so wichtigen Sache, wovon er nicht das geringste versteht, erzittern, sich übereilen, und sich jemand

aus

aus dem Volke nehmen möge, der ihn bey seinem Amte zurechte weise. Es pflegt meistentheils so zuzugehen, daß derjenige, dem ihr die Regierung anbefohlen habt, sich einen andern Regenten sucht. Ich kenne solche Männer, ihr Römer, welche, nachdem sie Bürgermeister geworden sind, die Geschäffte der Vorfahren und die Kriegesregeln der Griechen zu lesen angefangen. Sind das nicht verkehrte Leute! Denn freylich müssen eher Bürgermeister seyn, als wir uns als solche aufführen können; in der That aber und in der Ausübung muß das letztere eher, als das erstere, geschehen. Vergleichet mich nun, ihr Römer, mich neuen Menschen, mit jenen Hochmüthigen? Was jene zu hören und zu lesen gewohnt sind, das habe ich theils gesehen, theils selbst verrichtet: Was sie aus den Büchern haben, das habe ich mit dem Degen in der Faust erlernet. Erweget nun einmal, ob Thaten oder Worte mehr sind? Sie verachten meinen neuen Stand: Ich ihre Faulheit. Mir wirft man das Glücke; ihnen Schandthaten vor. Ob ich schon dafür halte, daß alle Menschen einerley und einen allgemeinen Ursprung haben: So ist doch der aus dem edelsten Geschlechte entsprossen, der am tapfersten ist. Könnten die Vorfahren des Albinus und des Bestia gefraget werden, ob sie lieber mich oder jene hätten zeugen wollen; glaubt ihrwohl, daß sie etwas anders antworten würden, als daß sie diejenigen zu ihren Kindern haben wollten, welche die besten wären? Verachten sie mich mit Recht; so thun sie ja auch ein gleiches an ihren Vorfahren, davon ihr Adel, wie der meinige, mit der Tugend den Anfang genommen hat. Beneiden sie meine Ehre; nun so mögen sie auch meine Arbeit, meine Unschuld, imgleichen meine Gefährlich-

keiten beneiden: Denn durch diese habe ich jene erhalten. Alleine die verderbten Menschen leben in einem solchen Hochmuthe, als wenn sie eure Ehrenstellen verachteten; und streben nach denselbigen, als wenn sie auf die ehrlichste Weise gelebet hätten. Wie irrig sind nicht diese Leute, welche zu gleicher Zeit sich ganz widersprechende Dinge erwarten: Die Annehmlichkeit der Faulheit, und die Belohnung der Tugend. Gleichfalls wenn sie bey euch, oder in dem Rathe reden, so erhebt der größte Theil ihrer Rede ihre Vorfahren. Wenn sie dieser ihre tapfern Thaten beschreiben, dünken sie sich herrlicher zu seyn, da es doch ganz anders ist. Denn je vortrefflicher jener ihr Leben: Desto schändlicher ist dieser ihre Faulheit. Und in der That verhält es sich also. Die Ehre der Vorfahren ist ein Licht bey den Nachkommen, welches weder die guten noch die bösen Thaten im Verborgenen bleiben läßt. An dieser Sache leide ich nun einen Mangel, ihr Römer: Allein ich kann, welches noch vortrefflicher ist, von meinen eigenen Thaten reden. Nun sehet, wie unbillig sie sind. Was sie sich wegen einer fremden Tugend zuschreiben, das vergönnen sie mir nicht wegen meiner eigenen, und zwar darum; weil ich keine Bilder der Vorfahren vorzeigen kann; weil mein Adel neu ist. Da es doch besser ist, den Adel selbst erworben; als denselben empfangen und verdorben zu haben. Es ist mir zwar nicht unwissend; wenn sie hierauf antworten wollen, so wird ihre Rede sattsam, weitläuftig und zierlich seyn. Alleine bey der größten von euch erhaltenen Wohlthat, da sie an allen Orten mich und euch mit Schimpfreden anfallen, gefällt es mir nicht zu schweigen. Es möchte mir jemand meine Beschaffenheit so auslegen,

gen, als wenn ich mir solcher Schandthaten bewußt wäre. Denn was mich zwar anbelangt, so kann mich nach meiner Meynung keine Rede beleidigen. Ist sie wahr, so muß sie mich loben: Ist sie falsch, so wird sie von meinem Leben und Sitten widerleget. Alleine da man eure Rathschlüsse anklagt, ihr, die ihr mir die größte Ehre und das wichtigste Geschäffte aufgetragen habt: So erweget nun wohl, erweget es, ob ihr dieses bereuen dürfet. Ich kann nicht zu Bescheinigung meiner Sache, Bilder, Triumphe, Bürgermeisterwürden meiner Vorfahren, aufweisen: Aber wenn es die Noth erfordert, wohl Spieße, Fahnen, Pferdezeug und andere Belohnungen der Soldaten, und über dieses Wunden, die ich an meinem Vorderleibe trage. Das sind meine Bilder; das ist mein Adel; welche ich nicht durch Erbschaft, wie jene die ihrigen, erhalten, sondern die ich durch viele Arbeit und Gefahr erlangt habe. Meine Worte sind nicht zierlich. Daraus mache ich mir wenig: Die Tugend zeigt sich selber zur Gnüge. Diejenigen brauchen die Kunst, welche ihre Schandthaten durch ihre Rede bedecken müssen. Ich habe mich nicht auf die griechische Gelehrsamkeit geleget. Es gefiel mir nicht, dasjenige zu erlernen, was den Lehrern derselben so wenig bey der Tugend geholfen hat. Das aber habe ich gelernet, was dem gemeinen Wesen weit nützlicher ist, den Feind zu schlagen, andern zur Bedeckung zu dienen, nichts zu fürchten, als einen schändlichen Ruf, den Winter so, wie den Sommer, auszustehen, auf der Erde zu schlafen, zu gleicher Zeit den Mangel und die Arbeit zu ertragen: Mit diesen Lehren will ich die Soldaten ermahnen. Ich werde sie auch nicht harte und mich herrlich halten: Ich werde auch nicht ihre

Arbeit zu meiner Ehre machen. Dieses ist eine nützliche, dieses ist eine einem Bürger anständige Art zu herrschen. Denn wenn man sich selbst in lauter Wollust befindet, und das Kriegsheer mit Strafe zwingen will; das heißt einen Hausherrn und keinen Feldherrn abgeben. Durch Vollbringung dieser und dergleichen Thaten haben eure Vorfahren sich und das gemeine Wesen berühmt gemacht. Auf diese Vorfahren steift sich der Adel, und da er ihnen an Sitten ungleich ist: So verachtet er uns, die wir jenen nachahmen, und fordert die Ehrenstellen von euch; nicht, weil er es verdienet, sondern als wenn ihr ihm dieselbigen schuldig wäret. Alleine diese hochmüthige Leute irren sich sehr. Ihre Vorfahren haben ihnen alles, was sie gekonnt haben, hinterlassen, ihre Reichthümer, ihre Bilder, ihr herrliches Andenken: Die Tugend haben sie ihnen nicht hinterlassen, denn sie haben dieses nicht gekonnt. Diese einzige kann weder als ein Geschenke gegeben, noch als ein Geschenke empfangen werden. Mich halten sie für einen geringen Menschen, und für einen Mann von schlechten Sitten, weil ich kein Gastmahl recht geschickt anzustellen weis, weil ich keinen Gaukler habe, und weil mein Koch nicht mehr kostet, als mein Verwalter auf dem Lande; welches ich herzlich gerne gestehen will. Denn von meinem Vater und andern tugendhaften Leuten habe ich dieses vernommen, der Putz gehöre für die Weiber, die Arbeit für die Männer: Und den guten Leuten mußte mehr der Ruhm, als die Reichthümer; die Waffen, nicht der Hausrath, zur Zierde dienen. Sie mögen also immer nur thun, was ihnen gefällt, was sie hochschätzen; sie mögen lieben, sie mögen trinken, sie mögen ihr Alter damit zubrin-

bringen, womit ihre Jugend beständig beschäfftiget gewesen, nemlich mit ihren Gastmahlen, sie mögen dem Bauche und dem schändlichsten Theile des Leibes ergeben seyn. Den Schweiß, den Staub, und andre dergleichen Dinge mögen sie uns überlassen, welchen diese Sachen angenehmer sind, als die Schmausereyen. Doch es bleibt nicht hiebey: Denn nachdem sich diese schändlichen Leute mit allen Lastern beflecket haben, suchen sie, den Guten die Belohnung zu entreissen. Also schaden auf die allerunbilligste Weise die Verschwendung und die Faulheit, die schändlichsten Laster, denenjenigen, die sich derselbigen beflissen haben, nicht das geringste: Dem unschuldigen gemeinen Wesen gereichen sie zum Verderben. Da ich nunmehro, nicht wie es meine Gewohnheit, sondern wie es jene ihre Lasterthaten erfordert haben, geantwortet: So will ich noch mit wenigen von dem gemeinen Wesen reden. Vor allen Dingen, ihr Römer, fasset wegen Numidien einen guten Muth. Denn was bishero den Jugurtha geschätzet hat, ist von euch weggeräumet worden, der Geiz, die Unerfahrenheit, der Hochmuth. Hiernächst so befindet sich ein Heer daselbst, welches des Landes kundig ist, welches aber in der That mehr tapfer zu nennen ist, als daß es sich sollte in einem guten Zustande befinden. Denn der meiste Theil ist durch den Geiz und durch die Verwegenheit der Feldherrn aufgerieben worden. Derohalben so bestrebet euch mit mir, ihr, die das Alter zu dem Kriegeswesen geschickt macht, und verrichtet, was das gemeine Wesen erfordert. Es lasse sich auch niemand durch die Noth der andern, oder durch den Hochmuth der Feldherrn in Furcht setzen. Ich selber will

in dem Zuge und in dem Treffen so wohl euer Rathgeber seyn, als die Gefahr mit euch theilen. Ich will euch, und ihr sollt mir in allen Stücken gleich seyn. Und in Wahrheit, helfen die Götter, so ist nunmehro alles zu seiner Reife gekommen: Der Sieg, die Beute, der Ruhm. Wären auch diese Stücke noch zweifelhaft; so ist doch aller rechtschaffenen Männer Schuldigkeit, dem gemeinen Wesen zu Hülfe zu kommen. Denn durch die Trägheit ist noch niemand unsterblich geworden. Es hat auch noch niemals ein Vater seinen Kindern gewünscht, daß sie verewigt werden sollten; vielmehr aber dieses, daß sie als rechtschaffene und ehrliche Männer ihr Leben zubringen möchten. Ich würde ein mehreres reden, ihr Römer, wenn die Worte den Zaghaften die Tugend einflössen könnten: Denn den Tapfern habe ich schon zur Gnüge gesagt.

* *

Uebersetzung
der Verse des Catullus:
Viuamus, mea Lesbia, atque &c.

von

M. J. F. Mayen.

Komm, Lesbia, komm, komm, mein Leben,
Wir wollen uns der Lieb ergeben,
Und wenig nach den Alten fragen,
Die viel von strengen Sitten sagen.
Die Sonne geht, sie kommt doch wieder.
Allein du weist, mein Licht, wenn unsrer Augen Lieder
Sich einmal in dem Tode schliessen,
Daß wir in dieser Nacht auf ewig schlafen müssen.
So küsse mich zu tausendmalen,
Und gieb mir hundert noch dazu.
Verdopple denn die ersten Zahlen,
Das hundert auch zu meiner Ruh.
Hernach wenn wir viel tausend zählen,
So wollen wir mit Willen fehlen,
Daß von uns beyden keins die Küsse
Nach ihrer rechten Anzahl wisse;
Und daß kein Feind uns diese süsse Freude,
Wenn er die Menge hört, aus Eifersucht beneide.

* * *

Beschrei=

* *

Beschreibung von den alten Sitten der Römer, wie solche bey dem Sallustius von der Verschwörung des Catilina, in dem sechsten und folgenden Hauptstücke zu finden ist.

Uebersetzt von

D. H. G. Schellhafer.

Die Trojaner haben anfänglich, so wie ich vernommen, die Stadt Rom erbauet und besessen. Diese waren Flüchtlinge unter der Anführung des Aeneas, und hatten keinen gewissen Sitz. Zu denselbigen schlugen sich die Eingebohrnen des Landes, eine Art Leute, welche ohne Gesetze, ohne Herrschaft, ganz frey und ungebunden lebten. Da nun solche mit einander in eine Ringmauer zusammen kamen, so waren sie von verschiedenem Ursprunge, von ungleicher Sprache, und ein jedes hatte seine besondre Lebensart. Gleichwohl ist der Bericht kaum glaublich, wie leichte sie sich in einander gefunden haben. Nachdem aber ihr gemeines Wesen an Bürgern, Gewohnheiten und Ländereyen wuchs, und es nunmehro hinlänglich glücklich und gnugsam mächtig zu seyn schien: So gieng es, wie es sonst unter den Menschen zu gehen pflegt, daß durch den guten Zustand der Neid erwecket wurde. Die benachbarten Könige und Völker versuchten dahero an ihnen ihr Kriegsglücke. Von ihren

Freun-

Freunden kamen wenige zu Hülfe: Denn die übrigen furchten sich und vermieden die Gefahr. Die Römer hingegen waren zu Hause und im Kriege emsig, sie säumten nicht, sie trafen Anstalten, einer munterte den andern auf, sie giengen dem Feinde entgegen, und beschützten mit ihren Waffen Freyheit, Vaterland und Eltern. Hernachmals, wenn sie durch ihre Tapferkeit die Gewalt abgetrieben hatten; so kamen sie ihren Bundsgenossen und Freunden zu Hülfe, und schlossen mehr durch Austheilung, als Erhaltung der Wohlthaten mit andern Freundschaft. Ihre Regierung war rechtmäßig, und dem Namen nach ein Königreich. Einige auserlesene Männer, deren ihr Körper durch die Jahre entkräftet, ihr Verstand aber durch die Weisheit gestärket worden war, dienten dem gemeinen Wesen mit Rathschlägen. Sie wurden, entweder wegen ihres Alters, oder in Ansehung der Aehnlichkeit ihrer Sorgen, Väter genennet. Nachhero, da die königliche Regierung, welche anfangs zu Erhaltung der Freyheit und Vermehrung des gemeinen Wesens gedienet hatte, sich in Hochmuth und unmäßige Herrschaft verkehrte: So veränderten sie den vorigen Gebrauch, errichteten eine jährliche Regierung, und machten zweene Heerführer. Auf diese Weise, meynten sie, könnte das menschliche Gemüthe bey der Freyheit am wenigsten übermüthig werden. Zu dieser Zeit fieng nun ein jeder an, sich hervor zu thun, und die Stärke seines Geistes mehr und mehr sehen zu lassen. Denn den Königen sind die guten Leute verdächtiger, als die schlimmen, und die Tugend, die ein anderer besitzt, setzt sie allemal in Furcht. Man wird aber kaum der Erzählung Glauben beymessen, wie sehr die Stadt nach erhaltener Freyheit in kur-

zen gewachsen ist. So eine groſse Ehrbegierde hatte die Gemüther eingenommen. Die Jugend war schon zu der Arbeit und zu dem Kriege ausgehärtet, und lernete in den Lagern durch die Uebung das Kriegswesen. Sie hatte ihre Lust mehr an zierlichen Waffen und zu dem Kriege geschickten Pferden; als an Huren und Schmausereyen. Solchen Männern war dahero keine Arbeit ungewohnt, kein Ort zu beschwerlich, kein Feind jagte ihnen einige Furcht ein; die Tugend hatte alles überwunden. Unter ihnen selbst aber war der gröſste Streit um die Ehre. Ein jeder bemühte sich, den Feind zu schlagen, die Mauren zu ersteigen und gesehen zu werden, wenn er dieses verrichtete. Dieses hielten sie für ihren Reichthum, für ihren guten Ruf, und für den gröſsten Adel. Nach dem Lobe waren sie begierig, und mit dem Gelde freygebig. Sie wollten groſse Ehre und ehrliche Reichthümer haben. Ich könnte erzählen, an wie viel Orten das römische Volk mit einer kleinen Mannschaft die gröſsten Kriegesheere geschlagen hat; was dasselbe für Städte, welche die Natur befestiget hatte, mit Sturm eingenommen; wenn mich dieses nicht allzuweit von meinem Vorhaben abbrächte. Allein das Glücke herrscht in der That in allen Dingen, und dasselbe erhebt und verdunkelt alle Sachen mehr, wie es selber will, als wie es der Wahrheit gemäſs ist. Nach meiner Meynung sind die Thaten der Athenienser zwar groſs und ansehnlich gnug gewesen: Doch etwas geringer, als sie von dem Gerüchte sind ausgebreitet worden. Weil aber ihre Geschichte von den geschicktesten Köpfen sind beschrieben worden, so haben die Thaten der Athenienser in der ganzen Welt den gröſsten Ruhm erhalten. Denn die Tugend derer,

die

die sie vollbracht haben, wird so hoch gehalten, als sie durch die Worte geschickter Köpfe hat können erhoben werden. Das römische Volk hat niemals eine solche Menge an dergleichen Leuten gehabt. Der Klügste unter ihnen hatte am meisten mit den Geschäfften zu thun: Niemand übte den Verstand ohne den Körper: Der beste unter ihnen wollte lieber etwas thun, als schreiben und seine guten Thaten lieber von andern loben lassen, als die guten Thaten andrer selber beschreiben. So wurden denn zu Hause und im Kriege die guten Sitten in Uebung gebracht. Die Eintracht war am größten; der Geiz am kleinsten. Recht und Billigkeit blühte nicht so wohl durch die Gesetze, als durch die Natur. Streit, Uneinigkeit, Zwistigkeit wurden nur an den Feinden ausgeübet. Die Bürger stritten mit den Bürgern nur um die Tugend. In den Opfern der Götter zeigten sie ihre Pracht; zu Hause die Sparsamkeit, gegen die Freunde die Treue. Durch diese zwey Mittel, durch die Kühnheit im Kriege und durch die Billigkeit nach erlangtem Frieden, erhielten sie sich und das gemeine Wesen. Hiervon kann ich dieses, als die größten Beweise, anführen. In dem Kriege nemlich sind diejenigen öfterer bestraft worden, welche wider Befehl mit dem Feinde gestritten hatten, und welche nicht so gleich aus der Schlacht waren zurück gegangen, so bald sie waren zurück berufen worden; als diejenigen, welche sich unterstanden hatten, die Kriegszeichen zu verlassen oder von ihrem Orte zu weichen, wenn sie waren geschlagen worden. In dem Frieden aber führten sie die Herrschaft mehr durch Wohlthaten, als durch Furcht, und wollten das empfangene Unrecht lieber verzeihen, als rächen. Allein, nachdem das gemeine Wesen durch

Arbeit und Gerechtigkeit gewachsen war, nachdem große Könige durch den Krieg waren bezwungen worden, nachdem wilde Nationen und große Völker mit Gewalt unter den Fuß gebracht waren, nachdem Carthago, welches mit Rom um den Vorzug gestritten, seinen gänzlichen Untergang gefunden hatte, nachdem nunmehro alles zu Wasser und zu Lande offen stunde: So fieng das Glücke an zu mülen, und alles unter einander zu mengen. Diesen, welche Arbeit, Gefahr, zweifelhafte und schwere Fälle, leicht ertragen hatten, gereichten die Ruhe und die Reichthümer, die doch andern zu wünschen sind, zur Last und zum Elende. Es wuchs nemlich zuerst die Lust zu dem Gelde, und hernach die Begierde zu herrschen. Diese waren gleichsam der Grund alles Uebels. Denn der Geiz unterdrückt Treue und Glauben, Ehrlichkeit und andre gute Künste. An deren statt lehrte er Hochmuth, Grausamkeit, Verachtung der Götter, und alles um Geld verkaufen. Der Hochmuth zwang viele, falsch zu seyn; etwas anders im Munde, etwas anders im Herzen zu haben: Freundschaft und Feindschaft nicht nach Beschaffenheit der Sachen, sondern nach dem Vortheile zu schätzen; und mehr ein ehrliches Gesichte, als ein ehrliches Herze zu haben. Diese Dinge fiengen erstlich an nach und nach zu wachsen: Dann und wann wurden sie auch bestraft. Hernach aber, da dieses Verderben als eine ansteckende Seuche um sich gegriffen hatte; so wurde das ganze gemeine Wesen umgekehrt, und aus der gerechtesten und besten Regierung die grausamste und unerträglichste. Gleichwohl hat anfänglich mehr der Hochmuth als der Geiz die Gemüther der Menschen geplagt. Doch dieses Laster ist annoch der Tugend am nächsten. Denn so wohl der Fleißige als

der

der Faule strebt nach Ruhm, Ehre und Herrschaft. Nur geht jener den rechten Weg, dieser hingegen bemüht sich durch List und Betrug dahin zu kommen, da ihm die guten Eigenschaften fehlen. Der Geiz trachtet nach dem Gelde, welches doch kein weiser Mann begehret. Er führet gleichsam ein gewisses Gift bey sich, welches den Leib und das Gemüthe eines Mannes weibisch macht. Er ist allemal unermeßlich, unersättlich, und nimmt weder durch Ueberfluß noch Mangel ab. Nachdem aber Sulla die Republik durch die Waffen an sich gebracht hatte, und sein anfänglich gutes Unternehmen so einen bösen Ausgang nahm: So fing alles an zu rauben; man zog alles an sich, was man konnte. Der eine begehrte Häuser, der andere Acker, die Sieger setzten sich weder Ziel noch Maaß, und gegen die Bürger übte man die schändlichsten und grausamsten Thaten aus. Hierzu kam noch, daß Sulla das Kriegesheer, welches er nach Asien geführet, wider die Gewohnheit der Alten allzugut und allzufrey gehalten hatte, damit es ihm desto ergebner werden möchte. Die angenehmen und wollüstigen Oerter hatten bey dem Müßiggange die wilden Gemüther der Soldaten ziemlich erweicht. Damals hat das römische Kriegesherr zum erstenmal angefangen zu leben, zu trinken, Bilder, Malereyen, und gestochene Gefäße zu bewundern, dieselben so wohl für sich ins besondre, als für das gemeine Wesen zu rauben, die Tempel zu plündern, und die geistlichen Oerter so wohl, als die weltlichen zu verwüßten. Diese Soldaten haben hernachmals bey erlangtem Siege den Ueberwundenenen nichts übrig gelassen. Das Glück pflegt so gar die Gemüther der Weisen zu verführen: Wie hätten sich diese bey ihren verderbten Sitten in ihrem Siege mäßigen

sollen? Nachdem nunmehro die Reichthümer zur Ehre gereichten; nachdem denselbigen Ruhm, Herrschaft und Macht nachfolgte: So nahm die Tugend ab; die Armuth wurde zur Schande; und die Unschuld hielt man für einen Eigensinn. Die Jugend wurde nunmehro bey dem Reichthume wollüstig, geizig und hochmüthig. Man raubte, man verzehrte alles. Das Seinige hielt man für gering und strebte nach fremden Gütern. Schaam und Zucht giengen verlohren. Man machte unter den göttlichen und menschlichen Dingen keinen Unterscheid, und setzte sich in keinem Stücke einiges Ziel noch Maaß. Es verlohnt sich der Mühe, daß man die Tempel der Götter betrachtet, welche unsre Vorfahren erbauet haben, die doch gewiß der Religion ergeben waren, wenn man vorhero die Häuser und Lustschlösser, die den Städten gleich sind erbauet worden, gesehen hat. Allein unsre Vorfahren zierten die Tempel der Gottheiten mit Gottesfurcht, und ihre Häuser mit Ehre, und nahmen den Ueberwundenen nichts mehr, als die Gelegenheit, fernerhin Schaden thun zu können. Hingegen diese niederträchtigen Menschen haben die Schandthat begangen, den Bundsgenossen dasjenige wegzunehmen, was ihnen doch jene tapfre Männer, auch als Ueberwinder, zurück gelassen hatten; gleichsam, als wenn das sich seiner Herrschaft bedienen heiße, wenn man andern Unrecht thut. Was soll ich aber erstlich das erzählen, welches niemand, als dem, der es gesehen hat, glaublich vorkommen wird, daß nemlich viele, als einzelne Bürger ganze Berge umgestürzt und Meere erbauet haben? Es ist mir vorgekommen, als wenn diese Leute nur ihren Spott mit dem Reichthume getrieben hätten; indem sie bemüht gewesen sind, dasjenige mit

der

der größten Schande zu misbrauchen, was sie mit Ehre hätten besitzen können. Nunmehro kamen auch die Hurerey, die Hurenhäuser und die übrigen Wollüste auf. Die Männer ließen sich zu Weibern machen, und die Weiber bothen ihre Keuschheit öffentlich feil. Man suchte alle Oerter der Erden und des Meeres durch, um essen zu können; man schlief eher, als einem der Schlaf ankam; man erwartete weder Hunger noch Durst, noch Kälte, noch Müdigkeit; sondern die Schwelgerey suchte diesen allen zuvor zu kommen. Diese Dinge trieben die Jugend zu allen Schandthaten an, wenn ihr die väterlichen Güter entgangen waren. Ein Gemüthe, das mit solchen bösen Eigenschaften behaftet war, konnte nicht leicht der Wollüste entbehren, und um so vielmehr war es geneigt, auf alle Art und Weise so wohl etwas zu erwerben, als auch wieder zu verthun.

* *

Uebersetzung aus dem Catullus:

Viuamus mea Lesbia atque amemus.

von

D. G. H. Schellhafern.

Laß uns doch der Lust ergeben,
Laß uns lieben, weil wir leben,
Lesbia, geliebtes Licht.
Für der strengern Alten Sätze
Für ihr mürrisches Geschwätze
Geb ich auch das mindste nicht.
Sonnen können untergehen,
Und auch wieder auferstehen,
Dieses trifft bey uns nicht ein.
Ist uns nach den kurzen Stunden
Einmal unser Licht verschwunden,
Wird die Nacht beständig seyn.
Gib mir jetzo hundert Küsse:
Doch sie schmecken gar zu süße,
Gib mir zehnmal diese Zahl.
Noch ein tausend, noch ein hundert,
O! wie werden wir ermuntert;
Küsse mich noch tausendmal.
Laß uns in den tausend irren,
Laß uns ihre Zahl verwirren,
Ja sie sey uns unbewußt.
Sollten andre diese wissen,
Stöhrte bey so vielen Küssen
Ihre Scheelsucht unsre Lust.

* * *

Timon

* *

Timon le Misanthrope.

d. i.

Timon der Menschenfeind,

ein Lustspiel

aus dem Französischen übersetzt

von

M. Johann Friedrich Mayen.

Vorspiel.

Die Schaubühne stellt einen Berg vor, auf welchen sich Timon begeben hat; dieser Menschenfeind hat sich auf einen Rasen unten an einem Felsen geleget und sich mit Fellen von wilden Thieren bekleidet, sein Esel ist ihm zur Seite.

Timon.

Womit vertreibest du dir die Zeit? Sohn des Saturnus und der Rhea, höre auf, unempfindlich zu seyn und betrachte mein Elend, oder vielmehr meine Schande. Siehe den unglückseligen Timon an, welcher dir so viel Opfer brachte; und woferne du nicht so lasterhaft als die Menschen bist, welche diejenigen verachten, die ihnen nichts geben können: So schlage mit deinem Donner auf die Gottlosen zu, welche mir itzo, wie das Glücke, den Rücken zugekehrt, da sie zuvor tausend Wohlthaten

von mir empfangen haben. Kannst du wohl ohne Verdruß diese nichtswürdigen Leute ansehen, die mich in meinem Wohlstande anbetheten, mein Lob und meine Tugend unaufhörlich besungen, so lange sie wußten, daß sie was gutes bey mir essen konnten, mich aber itzo mit Schimpf und Spott belohnen. (**Man höret einen Donnerschlag.**) Ich höre, daß es donnert. Jupiter ergreift seine Waffen. Schlag zu, himmlischer Vater, schlag aber nur auch auf die bösen Buben zu, und nicht auf die unschuldigen Felsen und Bäume, die dir niemals etwas zuwieder gethan haben.

Anderer Auftritt.

Mercurius, Pluto und Timon.

Timon. Aber was seh ich! Ich habe mich auf diesen Berg begeben, damit ich mit keinem Menschen mehr umgehen möge, und doch finde ich dergleichen Ungeziefer hier. Ich will nur weiter gehen.

Mercur. Warte Timon, ich bin kein Mensch, sondern Mercur, der Gott des Reichthums, ich will dich von hier wegbringen. Jupiter erbarmet sich über dein Unglück und hat dein Gebeth erhöret.

Timon. Hat er meine oder vielmehr seine Feinde zerschmettert? Das ists eben, was ich sowohl zu meiner Rache, als zu seiner Ehre, von ihm verlange.

Mercur. Die Götter urtheilen von einer Sache ganz anders, als die Menschen. Sie strafen die Gottlosen dadurch, daß sie dieselben leben lassen, und durch ihre Laster rächet sich eben die göttliche Gerechtigkeit an ihnen. Ich will dich von deinem Elende befreyen, und

durch

durch neuen Reichthum die Undankbaren beschimpfen, welche dich so häßlich verlassen haben.

Timon. Ich verlange keine Schätze, sie haben mir zu viel Unglück angerichtet, bey meiner Armuth habe ich die Menschen lernen kennen, und mit mir selbsten zufrieden seyn. Das ist eine Wohlthat, welche alles das Blendwerk dieses Blinden übertrifft, dem ich den Kopf zerschmeissen will, wo er sich nicht bey Zeiten davon macht.

Pluto. Komm, Mercur, was soll ich mit diesem unverständigen Narren anfangen?

Mercur. Ich muß den Befehl des Jupiters vollziehen und ihn reich machen, er mag wollen oder nicht. Timon, du mußt den Göttern gehorchen, und die Güter, welche sie dir schicken, mit Dank annehmen.

Thimon. Ach was soll ich in dieser Einöde damit anfangen. Ich brauche zu meinem Unterhalte nichts, als meine Arme. Das ist ein gewisses Merkmaal, daß mein itziger Zustand weit besser ist, als der vorige war, in welchem mich viel tausend unnütze Dinge gefangen hielten: Der Reichthum ist nur gut, den Menschen damit zu dienen: Da ich aber mit ihnen gar nicht mehr umgehen mag, so brauche ich der Dinge im geringsten nicht, die mir dazu Gelegenheit geben könnten. Inzwischen verachte ich das Geschenke des Jupiters nicht, und wenn er dich schickt, mir etwas angenehmes zu erweisen, so will ich dich doch um etwas bitten.

Mercur. Und was verlangest du?

Timon. Daß mein Esel möge wie ein Mensch reden, damit ich in meiner Einsamkeit mit ihm reden könne. Seine Gesellschaft allein ist mir angenehm.

Mercur. Du weist wohl nicht was du sagst, Timon?

Timon. Ich weis es wohl. Er hat mir in meinem glückseligen Zustande ohne Eigennutz gedienet, er thut es auch noch itzo in meinem Elende. Wie er mir in seinem schönsten Putze gehorchete, so folget er auch noch bis itzo meiner Stimme, und er nimmt itzo eben so gerne eine Hand voll Graß von mir, als er ehedem das beste Futter genommen hat. Er schämt sich meiner Lumpen nicht, er liebt mich und dienet mir, ohne daß er es merken sollte, daß sich mein Zustand verändert hat. Mit einem Worte, er ist der einzige aufrichtige Freund, der mir in meinem Unglücke übrig geblieben ist.

Mercur. Es ist wahr, wenn die Esel reden könnten, sie würden den Menschen manche gute Lehre geben können. Du sollst es haben, warum du mich gebethen hast. Hat Jupiter angefangen, dich durch dein Unglück klüger zu machen: So kann er es durch deinen Esel vollenden; es ist ein herrliches Mittel, welches er wählet, das übrige alles zu erfüllen. Ja, ja, ich will dir die Bitte gewähren, und deinen Esel den Augenblick in einen Menschen verwandeln.

Timon. Das will ich nicht haben. Die menschliche Gestalt allein würde schon machen, daß ich nichts mehr von ihm hielte.

Mercur. Sorge dafür nicht, er wird sich seines vorigen Zustandes beständig erinnern, und seine Einfalt behalten, ich will ihm nur noch alle menschliche Empfindung und Erkenntniß darzu geben, welche ihm nöthig sind, dich zu verstehen, wenn du mit ihm redest, damit dir sein Umgang desto angenehmer seyn möge. Lebe wohl! Pluto, hole meine Schätze, dein Esel aber wird un-

ter der Gestalt und dem Namen des Arlequins zu dir kommen.

Timon. Nun habe ich das größte Geschenke, welches mir Jupiter nur hat geben können. Denn mein Esel wird gewiß ein Ehrenmann seyn; er urtheilet ganz richtig, und seine Sitten sind allzu rein, daß sie nicht diesen Vortheil auch wider die menschliche Natur erhalten sollten.

Pluto. Und ich werde die neuen Schätze hervorsuchen, die du gewiß antreffen wirst, wenn du nach Hause kömmst.

Timon. Hebe sie doch nur für einen andern auf.

Pluto. Du richtest nichts damit aus, die Menschen sind nicht, wie sie wollen, glücklich oder unglücklich; sondern sie müssen dasjenige seyn, was den Göttern gefällt.

Dritter Auftritt.

Timon u. Arlequin.

Timon. Ich frage viel nach dem Gelde, ich denke mehr an die Verwandlung meines Esels. Ich mache mehr aus seinem Verstande, als aus dem Verstande aller klugen Leute: Doch was ist das für ein besonderer Mensch? Er ist es gewiß. Ich muß hören, was er sagt.

Arlequin. Was zum Henker soll diese Veränderung bedeuten? Wie sehe ich denn aus? Wo sind denn meine schönen Ohren hingekommen, der angenehme Kopf, der niedliche Leib, an welchem alle Eselinnen im ganzen Lande ihre Lust gesehen. Wo ist mein Schwanz? Ach mein schöner Schwanz! Es thut mir nichts weher, als das ich den verlohren habe. Ich bin ja ganz eingewickelt. Ist

das

das nicht eine lächerliche Gestalt! Vor einem Augenblicke gieng ich noch auf vier Beinen, ich war auf meinen Füßen stark. Itzund gehe ich auf zweyen, wie eine Henne, und muß gar befürchten, daß mich der Wind zu Boden schmeißt. Ich hatte eine männliche Stimme, itzund klingt sie ganz weibisch und verändert sich durch so viel Töne, daß ich ganz matt davon werde. Wozu bin ich denn geworden? Doch wie! Ich merke, daß ich Verstand habe: Ich bin ein Mensch, ja, ja, ich bin einer: Hier ist die Nase, der Mund, da sind die Augen und mit einem Worte, und ich sehe aus wie mein Herr, und fast auch so närrisch. Allein, was sehe ich? Was ist das für ein Mischmasch der Gedanken, die ich niemals gehabt habe? Der menschliche Verstand läßt sich bey mir merken? Ha, ha, ha, was ist der Verstand des Menschen doch für ein wunderlich Ding: Ha, ha, ha, das ist närrisch Zeug! Ich fürchte zwar sehr, ich werde in diesem Falle weit dümmer seyn, als ich in dem ersten war: Doch es ist etwas neues, darum gefällt mirs, und ich bin über diese Veränderung gar nicht böse. Zum wenigsten werde ich nun erkennen können, was mein Herr im Sinne hat, und warum er vielmal so dumm Zeug vorgenommen.

Timon. Nun das gehet gut. Mein Esel ist, wie ich sehe, eben ein so großer Menschenfeind als ich es bin. Wer seyd ihr, mein Freund?

Arlequin. Ich bin das, was ich vor einem Augenblicke nicht war.

Timon. Er will sagen, er sey kein Esel mehr.

Arlequin. Was sagst du? Weist du, daß ich es gewesen bin?

Timon. Ja, mein lieber Arlequin, ich bin eben Ursache

sache daran, daß du ein Mensch bist. Itzund bist du der König unter den Thieren.

Arlequin. Ich der König unter den Thieren, was sagst du?

Timon. Ja, aber du verstehest noch nicht, was wir bey dem Worte denken.

Arlequin. Ey, ey, warum nicht? Ich verstehe alles was du mir sagst. Doch ich sterbe, wenn ich weis, wie es zugeht. Denn ich erinnere mich nicht, daß ich es jemals gelernet hätte.

Timon. Mercur hat es ihm eingegeben, er hat mirs versprochen.

Arlequin. Weil ich der König unter den Thieren bin, so kann ich wohl ohne Furcht in den Wäldern schlafen; die Wölfe und die Löwen werden mich nun nicht in der Ruhe stören, und sie werden ohne Zweifel kommen, mir den Eid der Treue zu leisten. Ist es nicht wahr?

Timon. Ich wollte dirs nicht rathen; du darfst dich nicht darauf verlassen, sie werden dich fressen, gleich als wenn du noch ein Esel wärest.

Arlequin. Das sind tolle Dinge, und wie ich sehe, so ist die Herrschaft der Menschen über die andern Thiere eben so, wie der Esel, beschaffen. Ich jage die in Furcht, welche schwächer und furchtsamer als sie sind, und sie laufen vor dem, der stärker und verwegner ist, als sie.

Timon. Mein Esel ist mir viel lieber als Solon; er redet weit gescheuter.

Arlequin. Wenn ich bey meiner Verwandlung nichts mehr als diese Herrschaft gewonnen habe; so ist der Vortheil sehr schlecht.

Timon. Alles, was du itzo siehest, ist für dich gemacht, anstatt, daß du vorher des Menschen wegen gemacht

macht wareſt; du kannſt es an dem Dienſte abnehmen, den du mir gethan haſt.

Arlequin. Ha, ha, ha, ha!

Timon. Worüber lachſt du?

Arlequin. Ueber deine Narrheit; daß du nicht ſieheſt, du ſeyeſt meinetwegen gemacht worden.

Timon. Wer? ich?

Arlequin. Ohne Zweifel. Mußt du denn nicht für meinen Unterhalt ſorgen? Alle Morgen kommen und mich ſtriegeln, mir zu Freſſen geben, mich zur Tränke führen, meinen Stall ausmiſten, die Streu machen u. ſ. f.

Timon. Das iſt wahr. Was folgt daraus?

Arlequin. So viel, daß du mir dieneſt und folglich um meinetwillen gemacht biſt.

Timon. Bey meiner Treu, er hat recht. Ich bin ſein Knecht geweſen, ohne daß ich es gewußt habe.

Arlequin. Wir wollen von etwas anders reden. Sage mir, warum biſt du ſo übel bekleidet, und warum haſt du itzo eine ſo ſchlechte Wohnung? Ich habe es gerne lange wiſſen wollen.

Timon. Ich bin zu arm.

Arlequin. Und warum biſt du denn arm?

Timon. Weil ich ein gar zu guter Narr geweſen bin. Ich habe das Meinige verzehrt, und Undankbaren ein Vergnügen gemacht, die mich ſo gleich verlaſſen haben, da ich nichts mehr zu ſchmauſen hatte.

Arlequin. Das ſind Erzſchelme! Du armer Menſch, es mir recht leid um dich. Wirſt du denn aber beſtändig arm ſeyn?

Timon. Es kömmt auf mich an, ob ich will aufhören arm zu ſeyn. Der Gott des Reichthums biethet mir ſeine Schätze an; aber ich mag ſie nicht haben.

Arlequin. Warum nicht?

Timon. Damit ich niemals im Stande seyn möge, jemanden Guts zu thun.

Arlequin. Du hast recht, daß du den Schelmen, die dich verlassen haben, nichts Gutes erweisen willst: Aber du solltest sie doch meinetwegen annehmen. Ich bin dir ja niemals untreu geworden.

Timon. Der Reichthum würde dich verderben, und die Schmeicheley der Menschen würde dich in deiner Unschuld bald verführet haben.

Arlequin. Mache dir darum keine Sorgen. Ich muß mich nur selber kennen, so bin ich sicher genug.

Timon. Es ist gut. Aber du weist nicht, daß ein Mensch voller Eitelkeit steckt.

Arlequin. Wenn ein Mensch ein Esel gewesen ist, und er gedenkt daran; so ist er frey davon.

Timon. Es ist wahr, es würden weniger Narren seyn, wenn ein jeder an seinen Ursprung gedächte. Allein der Reichthum macht hochmüthig, und da läßt man das bald aus der Acht; ich weis auch zuviel Exempel davon: Darum will ich es nicht mit dir darauf wagen.

Arlequin. Ich finde, wie du sagst, allenthalben Narren. Allein wenn ich es frey gestehen darf, so bist du der größte.

Timon. Warum das?

Arlequin. Weil du nicht glücklich seyn magst, und dich aus einem lächerlichen Eigensinne durch die Laster eines andern bestrafen willst.

Timon. Der Reichthum macht unsere Glückseligkeit nicht aus. Man muß seine Glückseligkeit in sich selbst suchen, und man kann dieses nicht bey dem Ueberflusse und der Unruhe der Welt suchen.

Arlequin. Höre zu und betrüge dich nicht. Ein Esel, welcher vor Hunger stirbt, hat schlechtes Vergnügen von sich selbst, und er fühlt nur, was ihm zu seiner Glückseligkeit fehlet. Derjenige aber, welcher auf einer guten Weide ist, genießet des Lebens nur allzuwohl.

Timon. So willst du, daß ich die Geschenke des Pluto annehmen soll?

Arlequin. Ich dächte wohl, es gereicht ja zu deinem Nutzen.

Timon. Aber es nutzt mir nichts, wenn ich nicht in der Welt bin.

Arlequin. Eben deswegen mußt du wieder in die Welt zurücke kehren.

Timon. Ich würde mich aber vom neuen der Menschen Untreu unterwerfen müssen.

Arlequin. Das kann nicht anders seyn, auf diese Weise könnte man doch wohl leben. Die Narrheit der Menschen muß dich ergetzen, und ihre Laster dich klüger machen. Wenn du besser, als sie bist, so wirst du das Vergnügen haben, es zu wissen.

Timon. Ich besorge immer, mein Esel wird mich noch verführen. Er fängt schon an, mich das zu überreden, was ich weder den Göttern noch den Menschen geglaubt habe.

Arlequin. Höre. Ein Wolf würde unter den andern Wölfen für einen Narren gehalten werden, wenn er nicht die Thiere zerreissen, sondern nur Gras abbeißen und aus demselben zu seiner Nahrung Heu machen wollte, da sich dieses ganz und gar für ihn nicht schickt: Eben so, denke ich, ist ein Mensch auch sehr närrisch, wenn er nicht wie die andern leben, und das Gute genießen will, was die Götter für ihn gemacht haben.

Timon. Du hast recht, und ich will deinem Rathe folgen. Ich gehe und hole den Schatz, den mir Pluto versprochen hat. Wir wollen darauf nach Athen zurück kehren. Ich werde das größte Vergnügen haben, meinen heishungrigen Landesleuten meinen Reichthum zu zeigen und sie durch eine vergebne Begierde darnach dabey verschmachten zu sehen. Ich will mich recht ergetzen, wenn ich mich über sie aufhalten und sehen kann, wie du dich mitten unter ihren Irrthümern aus dem Handel heraus wickeln wirst.

Arlequin. Fort. Weil ich ein Mensch bin, so will ich mir in diesem meinen Zustande alles, so viel ich kann, zu Nutze machen, wie ich es in dem ersten gethan habe. Ich will in allen, was ich antreffe, mein Vergnügen suchen. Ey wie will ich so lustig seyn!

Ende des Vorspiels.

Das Lustspiel selbst.

Spielende Personen.

Mercur in der Gestalt und unter dem Namen Aspasiens.
Eucharis, Geliebte des Timons.
Timon, der Menschenfeind.
Arlequin.
Iphikrat und Eurikles, falsche Freunde.
Sokrates, ein Philosoph.
Ein Fechtmeister.
Ein Singmeister.
Ein Tanzmeister.
Eine Bande Affecten.
Eine Bande Schmeichler.
Eine Bande Wahrheiten.
Einer von den Schmeichlern.
Mercur in seiner ordentlichen Gestalt.

Erste Handlung.

Der Schauplatz stellt die Stadt Athen vor.

Erster Auftritt.

Mercur im Weiberhabit unter dem Namen Aspasiens.

Wer sollte unter der Gestalt, darinnen ich itzo bin, den Mercur erkennen? Ich bin ein Bothe der Götter, und beständig verpflichtet, mich zu verwandeln, damit ich ihre Befehle bey den Menschen ausführen könne. Jupiter hat mir gebothen, unter dem Namen Aspasiens bey Eucharis und Arlequin ein zwiefaches Amt zu verwalten, und durch diese beyde den Timon ganz umzukehren. Seine allzugroße Gütigkeit war an seinem ersten Unglücke Schuld. Die Undankbarkeit der Leute hat ihn in einen andern Fehler gestürzet, und die Freundlichkeit seiner von Natur wohlthätigen Seele in lauter Haß und Rache verwandelt. Die Götter haben

an

an dem, was er in beyden Stücken auf unterschiedene Art zu viel gethan hat, einen Abscheu; denn sie haben die Tugend recht in die Mitte gesetzt. Doch wenn sie die Laster bestrafen, so belohnen sie doch allezeit auch das Gute, welches sie bey den Menschen sehen. Das Herze des Timon ist ohne Falsch; seine Liebe zur Wahrheit hat gemacht, daß er den Umgang mit den Thieren; weil er ohne List und natürlich ist, dem Umgange mit den Menschen vorgezogen; er hat verlangt, daß sein Esel eine menschliche Stimme bekommen möchte, und Jupiter will sich eben dieser Verwandlung bedienen, um ihn aus seinen Irrthümern heraus zu reißen. Ich will anfangen, seinen Befehl bey Eucharis auszurichten: Sie liebt den Timon, und ich will ihr die Mittel zeigen, wodurch sie das Herze dieses Menschenfeindes gewinnen kann. Da kömmt sie. Sie will gewiß an diesem Orte ihrer neuen Liebe nachdenken.

Anderer Auftritt.

Eucharis.

Ich weis nicht, was ich von der Unruhe, die ich bey mir verspüre, halten soll; Ich habe den Timon beständig in Gedanken, die Zeitung von seiner Tugend und von seinem Unglücke hat mich ganz eingenommen, und ich möchte gerne sehen, daß ihn die Götter wieder in seine erste Herrlichkeit setzten. Jedoch ich könnte vielleicht keinen andern Theil an seinem Glücke nehmen, als denjenigen, welche mir die Großmuth dabey geben würde. Inzwischen merke ich, daß ich etwas heftigers als eine bloße Hochachtung bey mir empfinde. O Himmel! Sollte wohl die Liebe unter dem Mantel des Hasses und der Menschen Feindschaft verborgen seyn, mich zu verführen.

Dritter Auftritt.

Mercur in Gestalt Aspasiens, Eucharis.

Aspasia. Guten Tag, meine liebe Eucharis. Woher kömmt es, mein schönes Kind, daß ihr die Einsamkeit so suchet? Ach! die Liebe ist ohne Zweifel mit im Spiele.

Eucharis. Wo mich die Liebe hieher gebracht hat, so ist es gewiß eine sonderbare Liebe. Ich habe an den Timon gedacht.

Aspasia. An den Timon?

Eucharis. Ja an den Timon; ich habe etwas von ihm gesehen, das mir recht wohl gefallen hat. Die Zeitung von den Schätzen, die ihn, wie man sagt, die Götter haben finden laßen, hat die verhaßte Menge der undankbaren Freunde wieder zu ihm gebracht, welche sein Unglück von ihm getrieben hatte. Ich habe gesehen, wie eifrig sie sich bemühen, ihm das schändliche Verfahren aus dem Kopfe zu bringen, womit sie ihm begegnet sind. Ach! wie liebenswürdig ist er mir bey der Kaltsinnigkeit und Aufrichtigkeit vorgekommen, Aspasia, womit er ihre niederträchtige Bemühungen abwies.

Aspasia. Die Liebe gehet nicht nur durch eine Thüre in unsere Herzen: Eben die Dinge, welche uns bey einigen den Zugang verschliessen, öffnen ihn uns bey andern.

Eucharis. Wenn ich jemanden lieben wollte, ich gestehe es ganz gerne, so sollte es Timon seyn. Die großmüthige Freyheit, mit welcher er seine Verachtung gegen die Menschen an den Tag leget, würde mir eine Probe seiner aufrichtigen Zärtlichkeit seyn, wenn er sie nur gegen mich zeigete. Ich will noch mehr sagen, ich trauete mir wohl zu, ein Herze, welches sich frey heraus für einen

Feind

Feind des menschlichen Geschlechts erklärt, zu bezwingen, und auch so stark zu seyn, daß ich es aus der Verirrung wieder zurück führen wollte, in welche, wie ich mit Verdruß sehe, ein sonst so liebenswürdiger Mann geräth.

Aspasia. Eure Annehmlichkeit wäre eines solchen Glückes wohl werth, und ich wollte euch dazu rathen, wenn ich es für möglich hielte.

Eucharis. Meynet ihr nicht, daß ich es ausführen würde, wenn ich es unternehmen wollte?

Aspasia. Ihr seyd jung, schön und geistreich: Das sind ohne Zweifel die größten Vortheile der Natur, und wenn ihr dieselben bey dem Timon klug anzubringen wisset, so glaube ich nicht, daß er wird widerstehen können.

Eucharis. Ich will es bey ihm versuchen.

Aspasia. Es kömmt alles darauf an, wie ihr es anstellen werdet. Kein Herz ist unüberwindlich, wenn man es nur auf der schwächesten Seiten anzugreifen weis. Es ist keines so unempfindlich, noch so schwach, das nicht an gewißen Oertern unüberwindlich sey: Wenn es sich nicht ergiebt, so liegt die Schuld nicht an dem, der widerstehet, sondern an denen, die nicht die Mittel zu ergreifen wissen, dasselbe zu bezwingen.

Eucharis. Ich laße gerne in allen, was ich thue, meinem Herzen seine Freyheit, wie es die Natur erfordert. Ich habe einen großen Abscheu vor den künstlichen und schändlichen Streichen der Galanterieschwestern, und mag mich derselben bey dem Timon nicht bedienen. Er hat mir wegen seiner Aufrichtigkeit gefallen, und ich will mich eben auf diese Art bey ihm angenehm zu machen suchen.

Aspasia. Wie einfältig seyd ihr doch, schöne Eucharis!

Ihr kennt die Mannspersonen noch nicht recht: lernet es von mir, mein Kind, daß sie uns allezeit mit unserer Ehrlichkeit für Narren halten. Das menschliche Herze ist einem erschrecklichen Eigensinne unterworfen; es liebt etwas schönes nur so lange, als es Schwierigkeiten findet, es zu besitzen. Zu was man allzu wenig Mühe braucht, dessen wird man leicht überdrüßig. Und deswegen weis auch eine geschickte Frau ihre Gunstbezeugungen durch einen gewissen zu rechter Zeit angebrachten Eigensinn ungemein zu verzuckern, damit sie die Zärtlichkeit ihrer Liebhaber wieder erwecke, die sich allzugeschwind verlieren würde, wenn sie derselben allzu gewiß versichert wären. Man kann den Werth einer Sache nicht besser erkennen, als wenn man befürchtet, daß man sie verliehren werde. Diese wohl angebrachte Furcht erhält die Liebe. Durch sie entstehen die sorgfältigen und ängstlichen Bemühungen, und kurz der ganze Zoll der Zärtlichkeit, welchen die Liebhaber an ihre Gebietherinnen beständig abtragen. Ich verlange nicht ganz und gar die Aufrichtigkeit in der Liebe zu verwerfen; ich weis mehr, als zu wohl, daß sie der Grund der Zärtlichkeit seyn soll: allein die List muß solche besonders auszieren. Ein zärtlicher und artiger Liebhaber kann sich so wenig über die unschuldige List, als über die Mühe erzürnen, welche sich seine Liebste giebt, sich schön auszupußen. Denn sie sucht ihm durch beydes zu gefallen, und ihn in seiner Liebe zu erhalten. Die geschickte List in der Liebe ist eben das, was die Schminkpflästerchen im Gesichte sind.

Eucharis. Ihr versteht es recht gut, Aspasia; und ich werde mich durch eure Reden bald verführen laßen.

Aspasia. Folget nur meinem Rathe, und ihr werdet euch wohl dabey befinden. Der Haß, welchen Timon

gegen

gegen die Menschen hat, kann bloß durch das Vergnügen, ihnen was übels nachzureden, bey ihm etwas ausrichten. Die Erfahrung, welche er von ihrer Untreue hat, macht ihm alle Freundschaftsbezeugungen verdächtig, die sie ihm auf allerhand Art und Weise zu geben suchen. Er sieht sie für Fallstricke an, die sie seinem Glücke und seiner Leichtgläubigkeit legen. Wenn ihr ihm also einiger maßen das Herze einnehmen wollt, so sagt ihm lauter widerwärtige Dinge. Das ist das einzige Mittel, sich in Ansehen bey ihm zu setzen. Dieses Verfahren schickt sich für sein Naturell, und ist ganz anders, als diejenigen zu thun pflegen, die ihm vergeblich zu gefallen suchen. Man greift dadurch sein Herz an dem schwächsten Orte an, und das wird ihn nothwendig antreiben, euch selbst zu suchen. Alles dieses müßt ihr anfangs wohl in Acht nehmen, die Liebe und eure Annehmlichkeiten werden hernach ihr Bestes dabey thun.

Eucharis. Ich sehe, daß euer Rath wohl gegründet ist, und ich bin entschlossen, ihm zu folgen, je geneigter ich bin, ihm dasjenige gerne zu sagen, was mir an ihm nicht ansteht.

Aspasia. Ihr werdet wohl verdrüßliche Antworten bekommen, aber ihr müßt das nicht achten, und immer nach eurem Zwecke fort eilen, ohne euch an die Dornen zu kehren, welche ihr auf dem Wege finden werdet. Da kommt Timon. Ich höre, daß er sich zankt. Lebt wohl. Ich verlaße euch, bedienet euch meines Raths.

Eucharis. Ich will ihm hier einen Augenblick zuhören.

Vierter Auftritt.

Timon, Arlequin, eine Menge Athenienser, welche ihm folgen, Iphikrates, Eurikles.

Timon. Geht, ihr Falschen, eure Liebkosungen und Lobsprüche verführen mich nicht; ich kenne euer böses Herze mehr als zu wohl. Ich kann euch nichts bessers thun, als daß ich euch einen Baum zeige, daran sich ihrer viel schon gehenkt haben. Ich habe ihn nicht abhauen wollen, damit er noch manchem dazu nütze seyn könne.

Arlequin. Geht mit eurer Freundschaft zum Teufel, wir mögen sie nicht haben.

Iphikrates. Wie, Timon, kennst du denn deinen alten Freund nicht, der dir viel Gutes gewünscht hat? Ich habe wohl gesagt, daß die Götter viel zu gerecht wären, als daß sie dich nicht sollten in deine vorige Herrlichkeit wieder setzen.

Arlequin. Das ist doch ein ehrlicher Kerl. Erweiset ihm eine Höflichkeit.

Timon. Du kennst ihn noch nicht recht. Wenn du es geglaubet hättest, Falscher, so würdest du dich gezwungen haben, deines Herzens Meynung in meinem Unglück zu verbergen, damit du noch heute Gelegenheit hättest, mich zu betrügen. Bist du es nicht, Iphikrates, der mich vor Hunger und Durst halb todt antraf, und mir dennoch ein Glaß Waßer abschlug, mich auch noch darzu mit vielen Schimpfworten angriff, mir für alles gute zu danken, was du von mir empfangen hast?

Arlequin. Wie, du Holunke, du hast meinem armen Herren, als er vor Durst fast sterben wollte, ein Glaß Wasser versaget, und unterstehest dich noch dich seinen

Freund

Freund zu nennen; verflucht, daß ich dich nicht todt schmeißen soll.

Iphikrates. Urtheile nicht nach dem, was du mich zum Scheine hast thun sehen. Die Götter sind Zeugen von meiner Freundschaft, die ich gegen dich habe, und ich habe ihnen für das, was sie an dir gethan haben, ein öffentliches Dankopffer bestimmet.

Timon. Behalt es für dich, du Spitzbube, dein Weihrauch wird sie nur zorniger gegen mich machen.

Arlequin. Seht mir doch den unverschämten Kerl an. Er will auf einmal zugleich die Menschen und die Götter zu Narren haben! Warte, warte, ich will dich dem Teufel opfern, der dich besitzt. (**Er schlägt ihn, Iphikrates läuft davon.**

Eurikles. Du hast recht, Timon, er ist ein Verräther, der nicht mehr verdient, daß man ihm gutes thue. Ich komme mit besserm Rechte zu dir: Hier habe ich eine Ode, welche ich auf den Sieg gemacht habe, den du über deine Feinde davon getragen hast.

Timon. Was unterstehest du dich das zu sagen, da ich doch niemals im Kriege gewesen bin?

Eurikles. Darauf kommts nicht an. Du würdest ihn doch davon getragen haben, wenn du gestritten hättest. Das ist schon genug.

Timon. Bist du nicht derjenige, welcher mich in meinem Wohlstande wegen der Tugend lobte, die ich nicht hatte, und der mir in meinem Unglücke solche Laster zuschrieb, zu welchen ich niemals fähig gewesen war?

Arlequin Höre, hast du nicht auch eine Ode für mich gemacht.

Eurikles. Und was sollte ich von dir singen?

Arlequin. Einen Sieg, den ich niemals erhalten habe.

Eurikles. Wahrhaftig das wär ein schön Stück für den Gesang der Musen?

Arlequin. Gib acht. Ich liebe die Lügen nicht und ich will, daß man lauter Wahrheit von mir singe. Mache mir also eine Ode, und besinge darinnen den Sieg eines ehrlichen Menschen, welcher einen nichtswürdigen Kerl todt geschlagen hat.

Eurikles. Ist euch das wirklich begegnet?

Arlequin. Nein; aber es soll den Augenblick geschehen: Denn ich will dich zum Lohne deiner Verwegenheit todt schmeißen. (**Er schlägt ihn, Eurikles entspringt und schreyt um Hülfe.**) Verflucht, das sind Erzschelme. Ihre Unverschämtheit hat mich so zornig gemacht, daß ich nicht weis, wo ich bin.

Timon. Siehest du da die schönen Freunde, auf welche ich mich sonsten verlassen habe.

Arlequin. Du bist wohl dazumal sehr dumm gewesen.

Fünfter Auftritt.

Eucharis, Timon und Arlequin.

Eucharis. Was ich bey dem Timon sehe, bestärket mich darinnen, daß mir Aspasia einen guten Rath gegeben habe. Ich will meine Person zu spielen anfangen. Guten Tag, Timon.

Thimon. Schönen Dank. Was will dieses Frauenzimmer bey mir. Sie will gewiß auch von meinen Schätzen etwas haben.

Eucharis. Ich erfreue mich, euch hier anzutreffen, und daß ich ein Original finde, davon man noch keine

Copey hat, welche, weil sie nichts als lauter Narrheiten in der Welt gethan hat, sich vornimmt, die Schuld auf alle andere Menschen zu werfen; ich vermuthe, daß mir eine so wunderbare Creatur viel Vergnügen geben wird.

Timon. Au weh, so hat noch niemand mit mir geredt.

Arlequin. Diese mußt du lieben, sie ist fein natürlich mit der Sprache heraus, und liebt die Wahrheit; Ist es nicht so?

Timon. Ich gestehe es gar gerne, daß mich ihre Anrede in Verwundrung gesetzt hat. Ich hätte mich dessen nicht versehn. Bey meiner Treu, meine liebe Jungfer, wenn meine Verachtung gegen die Menschen und besonders gegen die Weibsperson, sonderlich aber gegen solche, wie ihr seyd, euch ergetzen kann, so bin ich es zufrieden, ergetzt euch daran, wie ihr wollt. Sonst werdet ihr von mir nichts erhalten können.

Eucharis. Das ist es auch alles, was ich verlange. Ich verachte alle Menschen, und ich kann mir kein größer Vergnügen machen, als wenn ich sie brav über meine Zunge springen lasse. Doch habe ich noch keine größere Lust auf der Welt gehabt, als diese, daß ich mich nun an ein so lächerliches Original, als ihr seyd, machen darf.

Timon. Ihr habt recht, es ist nichts süßers, als die Fehler andrer Leute durchzuziehen. In diesem Stücke findet die Wahrheit noch unter den Menschen statt. Laßt sehen, wir wollen einander sagen, was wir denken!

Eucharis. Ich bin es zufrieden, und es wird mir recht gefallen, wenn ich euch überführen kann, daß ihr der größte Narr auf der Welt seyd.

Arlequin. Nun, redet diese hier nicht recht. Was sagst du dazu?

Timon. Es kann seyn: Es ist mir in der That sehr lieb, meine liebe Jungfer, daß ich ein solch Naturell bey euch finde, und wir werden eine rechte Freude mit einander haben. Ey was hab ich zu lachen, wenn ich die Schminke einer Galanterieschwester sehe, wenn sie ihr Gesicht in die Falten legt, und die natürlichen Bewegungen in lauter närrische Zerrgesichter verändert. Was ist das nicht vor ein Vergnügen, einem Herzen den Schanddeckel abzureissen, welches unter dem betrüglichen Anstriche die Untreue selbst verborgen hat. Ha! ha! ha!

Arlequin. Ha! ha! ha! das ist eine Unterredung, die sich unvergleichlich anfängt.

Eucharis. Ey was giebt es für mich zu lachen, wenn ich einen Mann reden höre, der aus einem Vernünftigen ein Eigensinniger, aus einem höflichen ein wilder Mann geworden, der allezeit der Vernunft schnurstracks zuwider gelebt, und ehedem seine Güter auf eine närrische Art verschwendet hat, und itzo noch ein größerer Narr ist, daß er das Gute ausschlägt, was man ihm anbiethet. Ha! ha! ha!

Arlequin. Ha! ha! ha! Was giebt es nicht für einen Esel zu lachen, wenn er hört, daß die Menschen einander so die Wahrheit sagen. Ach! ha! ha!

Timon. Das ist ein verzweifeltes Mensch.

Arlequin. Wie wird es? lache doch, es ist ja alles gar zu angenehm. Ha! ha! ha!

Timon. Ha! ha! Ja es ist ganz artlich.

Arlequin. Du lachst, wie es scheint, nicht recht von Herzen.

Timon. Um recht zu wissen, wie weit sich denn der

Verstand einer Galanterieschwester erstreckt, wollte ich nichts mehr thun, als das Gehirne eines Papageyens untersuchen und erkennen, wie groß dessen Fähigkeit sey. Ich wollte es hernach gegen das Gehirne eines solchen Frauenzimmers halten, und alsdenn die eigentliche Größe ihres Verstandes auf das genaueste ausrechnen.

Arlequin. Ha! ha! ha! Das Gehirne eines Papageyes. Ha! ha! ha!

Eucharis. Und ich wollte nichts thun, als einen Eselskopf und den Eurigen zerlegen, so könnte ich auf das richtigste sehen, wie hoch ihr euch in eurer Dummheit versteigen könnt.

Arlequin. Holla, meine Frau, spottet der Esel nur nicht zu unrechter Zeit, ihr sollt wissen, daß sie verständige Leute sind, und mehr als die Menschen davon wissen. Und damit ich euch dessen überführen kann, so will ich euch sagen, daß niemals ein Esel einer Eselinn so ungeschickt begegnet ist, als mein Herr euch begegnet. Oh! ho! Sie haben bey meiner Treu was bessers gelernt, als das.

Eucharis. Antwortet ihm doch, wenn ihr könnt?

Timon. Ich gestehe es, daß dieses das schönste Gespräche ist, welches ich jemals mit jemand gehabt habe; und die besondere Art, mit welcher sich dieses Frauenzimmer dabey aufführet, gefällt mir: Ich weis nicht, meine liebe Jungfer, wer euch so wohl unterrichtet hat. Doch ihr mögt es nun von euch selber haben; oder von jemand andern, so habt ihr mich doch am schwächsten Orte angefasset. Glaubet aber nicht, daß ich deswegen ein Narr bin. Mich deucht, ich merke eure Absicht, und werde dafür auf guter Hut seyn. Wenn ihr euch also etwan einbilden möchtet, daß ihr durch diesen Streich mein

Her;

Herz verführen und hernach einigen Vortheil von mir ziehen wollt, so lasset die Gedanken nur einmal für allemal fahren; wollt ihr aber eure Hoffnung und euer Vergnügen bloß in diese Unterredung einschränken, darinnen wir einander brav geschimpft und die Wahrheit gesagt haben, so will ich von Herzen gerne noch weiter darinnen mit euch fortfahren.

Eucharis. Das will ich eben haben, und ich versichere euch, daß ich weiter nichts mehr als dieses verlange.

Arlequin. Ha! ha! ha! die Leute haben sich recht zusammen gefunden, das ist eine ungemein zärtliche Unterredung.

Timon. Auf diese Art werde ich euch mit Vergnügen wieder sehen.

Eucharis. Und ich auch. Lebt wohl.

Sechster Auftritt.

Timon u. Arlequin.

Arlequin. Bey meiner Treu, das ist ein artliches Frauenzimmer.

Timon. Ich muß dirs gestehen, daß sie mir gefallen hat, und ich weis nicht, warum sie mir mehr als alles andre gefällt, das ich bisher gesehen habe.

Arlequin. Ich weis es wohl. Sie ist so unverschämt, als du bist.

Timon. Es kann seyn. Aber wir wollen von etwas anders reden. Wie gefällt dir diese Stadt und dein neuer Stand?

Arlequin. Ich versichre dich, daß ich dirs ewig danken werde. Es leben die Menschen! Bey meinem Leben, die Esel sind bey ihnen nur Bestien.

Timon. Warum denkest du das?

Arlequin. Darum, daß ihr durch das Geld die Fehler des Verstandes und Gemüthes ersetzen könnt. Hört nur einmal an. Ich habe Mägdgens gefunden, welche mir gesagt haben, sie wollten unsterblich in mich verliebt seyn, wenn ich ihnen nur wollte Geld geben: Freunde, die mich ihrer Freundschaft versicherten, wenn ich sie ihnen wohl bezahlte: Poeten, die mir haben versprochen, daß sie mich durch ihre Verse verewigen wollten, wenn sie nur bey mir fressen und saufen könnten: Genealogisten, die mirs haben angebothen, daß sie für mein Geld erweisen wollten, ich stammte in gerader Linie vom Jupiter her. O! seht doch, ob ihr nicht mit dem Golde Wunder thun könnt. Die Menschen thun das, was weder die Götter, noch die Vernunft, noch die Natur thun können.

Timon. Ha! ha! ha!

Arlequin. Gib mir geschwinde dein Geld.

Timon. Was willt du damit machen?

Arlequin. Ich will mir eine Lust damit machen.

Timon. Der Haß, welchen ich gegen alle Menschen habe, und die Liebe zu dir hindern mich daran; ich wollte nicht gerne, daß jemand durch deine Verschwendung reich werden sollte; noch dir Gelegenheit geben, ihr Narr zu seyn und dich durch Schwelgerey zu verführen. Ich bin in diesem Stücke nur dein allzugroßer Freund.

Arlequin. Du bist gar zu sehr mein Freund, da du mir Gelegenheit geben sollst, mich lustig zu machen.

Timon. Und das ist wahr.

Arlequin. Würde mich denn das verderben, wenn ich mir eine Lust machte?

Timon. Ganz gewiß.

Arlequin. Höre einmal. Seit dem ich dich verstehe, wenn du redest, so habe ich noch nichts anders als lauter ungeschicktes Zeug von dir gehöret. Ich weis zum Henker nicht, wo du alles herbekömmst, mich recht tolle zu machen. Endlich werd ich ungeduldig.

Timon. Du weist noch nicht, was sich für dich schickt.

Arlequin. Ich kann nicht anders von einer Sache urtheilen, als nach meinem ersten Zustande; und ich erinnere mich, daß ich damals noch als eine Bestie allezeit die Weide suchte, du hättest mich denn daran verhindert. Denn du hast dir Zeit Lebens ein verflucht Vergnügen daraus gemacht, mir in allen Stücken zuwider zu seyn. Wenn ich Durst hatte, gieng ich zu dem besten und hellesten Wasser und ich hielt mich allemal zu dem, was mir das größte Vergnügen gab. Ich dächte, daß wäre sehr klug, wenn mans auch überall thäte. Nachdem ich also ein Mensch geworden bin, verlange ich auch das schönste und bequemste Haus, das kostbarste und das nach der besten Mode verfertigte Kleid. Ich möchte gern eine artige Frau haben, und das Beste, das man hat, zu essen und zu trinken. Da man nun zu allen diesen Dingen Geld braucht, so gib mir welches und zwar den Augenblick.

Timon. Du betrügst dich. Ich wollte, daß du ein Mensch wärest. Die sind es eben nicht alle, die eine menschliche Gestalt haben. Ich schlage dir den Genuß dieser Dinge, welcher nur die sinnlichen Lüste unterhalten, deswegen ab, damit du vollkommen werden mögest. Ein Mensch ist nur in so weit ein Mensch, als er diese Lüste zu dämpfen und über sie zu herrschen weis.

Arlequin. Hast du denn aber die Herrschaft über sie,

da

da du mich wider meinen Willen und die Vernunft darinnen unterrichten willst?

Timon. Ja freylich; weil ich den Genuß solcher Dinge ausschlage, die dergleichen Lüste zu erwecken pflegen.

Arlequin. Sage mir doch, findet man in den Menschen sonsten keine andre Begierden, als diese, die uns antreiben, Lust und Vergnügen zu suchen?

Timon. O! es giebt ihrer noch vielmehr.

Arl. Der Haß, der Verdruß, die Rache, sind das auch solche böse Neigungen?

Tim. Freylich, und zwar die allerabscheulichsten.

Arl. Wenn du sehen solltest, daß ein Mann zwischen zwey Frauenzimmern stünde, das eine wäre so häßlich, als eine Meerkatze, und das andere so schön als ein Engel, und er erwählte sich die häßliche, was würdest du dazu sagen?

Tim. Ein solcher Mensch wisse nicht, was schön sey.

Arl. Bist du nicht ein närrischer Kerl.

Tim. Warum?

Arl. Weil du dir unter so vielen liebenswürdigen Neigungen eben die häßlichsten unter allen auslieseſt, und die betrübte Zufriedenheit beständig mit dir selbst und andern zu zürnen, den Annehmlichkeiten dieses Lebens vorziehest.

Tim. Er macht mich durch seinen Schluß ganz verwirrt. Du bist hierinnen noch nicht verständig genug, und kannst nicht urtheilen, wie gründlich meine Gedanken sind. Ich muß das thun, was du noch nicht begreifest und meine Freundschaft gegen dich hindert mich, dir deine Bitte zu gewähren.

Arl. Willst du mir also doch kein Geld geben?

Tim. Nein.

Arl. So setze mich wieder in meinen ersten Stand.

Tim. Weswegen?

Arl. Deswegen; weil ich viel lieber ein Esel, als ein Mensch seyn will, der kein Geld hat.

Tim. Du weist nicht, was du sagest.

Arl. Ja vielmehr du. Kurz, höre einmal in deinem Leben mit solchen Narrenspossen auf, und gib mir Geld.

Tim. Du bittest vergeblich.

Arl. Hol dich der Henker. Wie ich sehe, so ist ein Mensch des andern Wolf.

Tim. Du hast recht, mein Freund.

Arl. He, du Mauskopf, wenn ich recht habe, warum thust du denn nicht, was ich sage?

Tim. Du hast recht, daß du dich über die Fehler der Menschen aufhältst: Du hast aber unrecht, daß du eben dasjenige wünschest, das dich so böse machen kann, als sie sind.

Arl. Daß dich doch der Jupiter mit deiner Freundschaft zu Boden schlüge. Sey mir gram und gib mir nur Geld.

Tim. Ha! ha! ha!

Arl. Nun was ist es? Ha! ha! ha!

Tim. Ich belustige mich an deinem Zorne, und ich wollte nicht gerne, daß er durch mich aufhören sollte. Lebe wohl. Ha! ha! ha!

(Arlequin betrachtet ihn, da er fortgehet, ohne etwas zu sagen und machet lauter verächtliche und spöttische Minen, und spricht:)

Da giebt es was zu lachen, wenn man so viel Geduld bey einem armen Menschen haben muß, der mich verhindert eine Lust zu haben. Ich muß suchen, daß ich von ihm loskomme, und mir ohne sein Geld ein Vergnügen machen kann.

Siebenter Auftritt.

Mercur in der Gestalt Aspasiens, Arlequin.

Aspasie. Arlequin ist auf Timon zornig, ich will mich dieser Gelegenheit bedienen und das ausführen, was mir Jupiter befohlen hat.

Arlequin. Das ist eine angenehme Jungfer; ich will sie doch anreden. Guten Tag, meine Schöne.

Aspas. Kennt ihr mich denn, mein Herr?

Arl. So viel als ich es dabey nöthig habe; ich sehe, ihr seyd recht artig, und das ist schon genug.

Aspas. Wie heißt ihr denn?

Arl. Arlequin.

Aspas. Was? Seyd ihr der liebenswürdige Diener, welchen Timon einzig und allein hoch schätzet?

Arl. (er erholt sich) Ja eben der bin ich.

Aspas. Ach, mein Herr! Es ist ein großes Glücke für euch, daß ich euch angetroffen habe! Ich suchte euch mit vielem Verlangen.

Arl. Ich hätte nichts davon gewußt, und ihr habt wohl daran gethan, daß ihr mirs gesagt habt.

Aspas. Wie unglücklich ist doch eine Jungfer! Wenn ich eine Mannsperson wäre, so würde ich mich schon erklärt haben, ohne darüber roth zu werden; aber so hält mich die Schamhaftigkeit davon zurücke.

Arl. Zwinget euch in nichts, ihr könnt ganz frey mit mir reden, ich erlaube es euch.

Aspas. Ihr werdet nichts Gutes von mir denken.

Arl. Umgekehrt, ich werde euch deswegen noch höher schätzen: Denn ich kann das Geziere nicht leiden.

Aspas. Wohlan, ich liebe euch von Grund meiner Seele. Dieses so freye Bekenntniß wird euch doch nicht etwan zuwider gewesen seyn?

Arl. Was denkt ihr? meynt ihr, daß ich so ein Narr bin; es hätte mich verdrossen, wenn ihr gesagt, daß ihr mir gram wäret.

Aspas. Wie liebenswürdig seyd ihr doch, daß ihr so denket.

Arl. Und wer kann anders gedenken, er müßte zum wenigsten allen Verstand verlohren haben, wie Timon, der niemanden liebt, als welcher ihn schimpfet. Ihr liebt mich also doch?

Aspas. Von Grund meiner Seele, mein Herz.

Arl. Mein Herz! das ist ein zärtliches Wort, und es geht mir recht zu Herzen.

Aspas. Ihr werdet mich doch auch ein wenig lieben?

Arl. Wie sagt ihr ein wenig? Ich werde euch eben so groß lieben, als ich bin.

Aspas. Wir werden uns doch mit einander verheyrathen.

Arl. Ja, wenn es euch gefällt.

Aspas. Wenn es mir gefällt? Wer sollte es denn dem Herzblatte des Timons abschlagen; einem Menschen, mit welchem er alle seine Güter theilet.

Arl. Timon sagt ihr, dieser sollte seine Schätze mit mir theilen?

Aspas. Freylich.

Arl. Ihr meynt ohne Zweifel jemand anders. Kennt ihr denn den Mann, von dem ihr redet?

Aspas. Nein. Aber man hat mir gesagt, daß ihr der Herr von seinem Glücke wäret; daß ihr mit seinem Gelde umgienget, als wäre es das eurige. Er hat großes Vermögen, dafür kann man alles Vergnügen in diesem Leben haben; er liebt euch ungemein sehr, und so müssen eure Tage ein rechter Zusammenfluß alles Vergnügens seyn.

Ihr

Ihr müßt alles haben: Gut Essen und Trinken, Kutsch und Pferde, eine kostbare Wohnung, schöne Mägdchens, kurz, alles, was man sich auf der Welt wünschen kann.

Arl. Ey, wer sind die unverschämten Leute, die dieses sagen?

Aspas. Die ganze Stadt redet davon.

Arl. Die ganze Stadt hat daran gelogen. Timon giebt mir nicht einmal so viel.

Aspas. Desto ärger ist es, wenn das nicht wahr ist, was man sagt, Timon liebt euch nicht, er hält euch für einen Narren.

Arl. Ich glaub es.

Aspas. So wird aus unserer Heyrath nichts. Denn ich sage euch, daß ich durch meine Heyrath suche reich zu werden.

Arl. Das ist aber lächerlich.

Aspas. Es mag euch so lächerlich seyn, als es wolle, es ist doch nicht anders.

Arl. Da aber die Natur den Mann und das Weib gemacht hat, daß sie sollen eins seyn, hat sie denn damals auch an die Schätze gedacht?

Aspas. Sie mag gedacht haben, was sie will, sie hat solche Dinge gemacht, daraus der menschliche Fleiß Schätze macht; und diese sind nunmehro auch ein Geschenke der Natur. Man gehorcht also ihrem Gesetze, wenn man sich derselben zu bedienen sucht; weil dieser Gebrauch unser Leben allein glückselig machen kann.

Arl. Ich glaube, ihr habt recht, es scheint mir alles ganz klar und deutlich zu seyn.

Aspas. Es ist weit klärer, als der helle Mittag.

Arl. Wie mache ich es aber, daß ich reich werde.

Aspas. Wenn ihr mir traut, so will ich euch ein Mittel dazu vorschlagen.

Arl. Sagt mirs geschwinde, ich bitte euch.

Aspas. Bestehlt den Timon.

Arl. Pfuy, das wäre nicht hübsch: Man sagt, das Stehlen sey was garstiges.

Aspas. Warum das?

Arl. Das weis ich nicht.

Aspas. Was haben die Thiere bey einer guten Weide zu thun?

Arl. Daß sie solche fressen.

Aspas. Für wen gehört das, was sie nicht fressen kön̄en?

Arl. Für die, welche es bedürfen.

Aspas. Der Reichthum ist das bey den Menschen, was die Weide bey den Thieren ist. Was nun also Timon für sich nicht nöthig hat, das gehört ihm nicht zu, und ihr könnt es nehmen.

Arl. Ich verstehe euch gar wohl. Darüber aber muß ich mich wundern, daß die Esel das wissen, was die Menschen, wie es scheint, nicht wissen.

Asp. Sie mögen es wissen oder nicht; wenn ihr es wißt so müsset ihr eure Erkenntniß brauchen, und dem Timon dasjenige nehmen, was er für euch und vor vielen andern unrechtmäßiger Weise besitzet.

Arl. Verflucht, das ist ja so klar wie der Tag; ich kann mir von seinem Gelde so viel nehmen, als ich brauche, und ihm das übrige lasse.

Aspas. Ihr müßt ihm alles nehmen.

Arl. Nein, das kann ich nicht thun. Ich würde übel handeln, wenn ich mehr davon nähme als ich brauchte. Er hat nicht unrecht, alles für sich zu behalten.

Aspas. Wie einfältig seyd ihr doch. Sehet ihr nicht, daß, da er sich seiner Güter gar nicht bedienet, ihr ihm nicht

das

das geringste entwendet; indem ihr ihm solche Sachen nehmt, die ihm nichts nütze sind.

Arl. Bey meiner Treu, ihr habt recht, und nun hält mich weiter nichts, als nur noch eine einzige Sache auf. Er macht sich eine so große Freude daraus, wenn er andern etwas entwendet, und wenn ich es nähme, so würde ich ihn dieses Vergnügens berauben.

Aspas. Dieses Vergnügen aber ist ungerecht.

Arl. Es ist alles wahr. Jedoch ich liebe den Timon, und ungeachtet seiner Thorheiten, wollte ich doch nicht gerne etwas thun, das ihn verdrießen könnte.

Asp. Wenn ihr ihn so sehr liebt, als ihr vorgebt, so wird dieses das größte Kennzeichen seyn, das ihr ihm davon geben könnt, wenn ihr ihm alles nehmt, was er hat.

Arl. Wenn ihr mir das beweisen könnt, so habe ich nichts mehr darwider zu sagen.

Aspas. Das kann ich euch mit leichter Mühe beweisen. Man erweiset den Menschen etwas Gutes, wenn man ihnen dasjenige wegnimmt, was ihnen viel Sorge und Mühe verursachet, und ihnen die Gelegenheit benimmt, sich selbst in Schande zu bringen. Timon beschimpfet sich selbst, indem er andern nicht damit helfen will; dieß wenige, was er von seinem Gelde für sich selbst braucht, macht ihm viel Verdruß, wenn er es erhalten soll, was er hat. Wenn ihr ihm nun sein Geld wegnehmt, so befreyet ihr ihn von unnützen Sorgen, und von den Mitteln, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Ihr werdet denjenigen, welchen er nicht beystehen will, den Theil zustellen, den ihnen die Natur in seinem Schatze aufgehoben, und wie das Gute allemal seine Belohnung hat, so werdet ihr von jedermann geliebt und hochgeschätzet werden; und wenn ihr mich alsdenn haben

wollt, so werdet ihr mich auf diese Art bekommen können.

Arlequin. Ich hätte es nimmermehr gedacht, daß es so etwas Gutes wäre, seinen Herrn zu bestehlen. Ja ich erkenne es, daß ich in meinen Gewissen verbunden bin, dem Timon sein Geld zu nehmen. Jedoch dem ungeachtet, will ich es doch nicht thun.

Aspasia. Warum denn nicht?

Arlequin. Weil ich in mir etwas fühle, das mir sagt, ich sollte es nicht thun.

Aspasia. Glaubt ihr also, daß es nicht wahr sey, was ich euch gesagt habe?

Arlequin. Es mag wohl recht sehr wahr seyn. Dem ungeachtet aber halte ich dafür, daß dieses Wahre eine Ungerechtigkeit und Verrätherey sey.

Aspasia. Die noch in ihm ganz einfältige Natur leitet ihn auf den Weg der Wahrheit, ohne daß er sie selbst kennt; ich muß ihn allen Leidenschaften überlassen, damit ich ihn zu seinem und Timons Unterrichte hinführen kann, wohin ich will. Kommt also, ihr Leidenschaften, unter menschlicher Gestalt hervor, und verführt ihn durch eure beste Schmeicheleyen?

Die Leidenschaften stellen sich, unter Anführung der Wollust ein, bemächtigen sich des Arlequins und ziehen ihn durch ihre Bewegungen in ein figurirtes Ballet; er folgt ihren Zügen, und indem er sich der Wollust in die Arme wirft, so geht er mit ihr fort, und ist entschlossen, alles zu thun, was Mercur verlangt.

Ende der ersten Handlung.

An-

* *

Andre Handlung.

Erster Auftritt.

Timon und Eucharis.

Timon. Ich suche Eucharis. Die freye Art, mit welcher sie mir ihre Meynung gesagt, hat mich recht vergnügt. Es ist nichts gewöhnlichers, als daß man reichen Leuten und deren man nöthig hat, schmeichelt; und nichts selteners, als daß sich die Leute einander ihre Gedanken sagen. Doch da ist sie.

Eucharis. Ich freue mich, euch hier anzutreffen. Ich will euch einen Streich erzählen, der mich sehr ergetzt hat, und ich glaube, daß er eurer Beurtheilung werth ist.

Timon. Ich hingegen will euch etwas sagen, das mich sehr erschreckt hat.

Eucharis. Das ist desto besser. Wir wollen recht unsere Freude darüber haben. Denn die Narrheiten der Menschen sind die rechte Speise für so mürrische Leute, wie wir sind, und unsers gleichen, und ein solcher Gewinn ist uns viel herrlicher, als baar Geld.

Timon. Ich habe das auch geglaubt, ehe ich euch gekannt habe. Seit dem ich euch aber gesehen, habe ich meine Meynung geändert. Ich merke, daß das Vergnügen euch zu lieben, weit stärker ist, als alles.

Eucharis. Redet ihr nicht mit mir, Timon?

Tim. Es ist was anders, wenn Timon bey euch ist, und ganz was anders, wenn er bey andern Leuten ist; da bleibt er ein Menschenfeind, bey euch ist er der zärtlichste = =

Eucharis. Denkt ihr nicht an das, was ihr mir so oft gesagt habt?

Timon. Mehr als zu wohl. Aber mein Herz sucht mich zu überreden, daß ich euch unrecht thäte.

Eucharis. Glaubt ihr denn eurem Herze?

Timon. Wenn ich euch meine Gedanken frey entdecken darf, so weis ich noch nicht genug, ob ich ihm trauen soll. Ihr seyd so beschaffen, daß man sich vor euch fürchten muß. Das weibliche Geschlecht betrügt und verbirgt unter den Blumen spitzige Dörner. Ich weis es wohl: Doch kann ich der Macht eurer Schönheit nicht widerstehen.

Euch. Wenn ich wüßte, daß ihr kein Narr wäret, so dürftet ihr mich fast durch eure Reden so weit bringen, daß ich euch glaubte.

Tim. Ihr habt recht, und ich verwundere mich selbst über mich, daß ich mich so weit vergangen habe. Nun merke ich erst, wie sehr ich mich betrogen habe. Denn was liebe ich doch wohl an euch? Ich lasse mich durch den falschen Schein blenden, womit die blühende aber vergängliche Jugend eure Fehler bedeckt. Ihr werdet diese eitlen Vortheile mit der Zeit bald verliehren, und an deren Statt im Alter bey eurem runzlichten Angesichte lauter Schwachheiten an euch blicken lassen.

Euch. Diese Liebeserklärung ist vortrefflich zärtlich.

Tim. Sie kömmt vom Timon. Wenn es euch verdrießt, daß ich so frey bin, so ist es zum wenigsten doch eine Probe meiner aufrichtigen Liebe gegen euch.

Euch. Ich halte sie für so aufrichtig, als ihr saget. Doch sehe ich ganz deutlich, daß ihr wider euren Willen einer Neigung folget, die euch Gewalt thut. Sie kömmt aus einer blinden Liebe her, und so bald diese wird gestillt seyn, wird sie sich in Haß und Verachtung verwandeln. Wir haben alle unsere Fehler. Ich habe die meinigen auch, wie andere

dere Leute; und soll ich ja mein Herze einmal verschenken, so soll es keiner bekommen, als derjenige, von welchem ich glaube, daß er mir meine Fehler übersieht.

Tim. Ich denke immer, daß ich sehr viel bey euch antreffen werde. Deswegen glaube ich aber auch, daß ich sie euch werde übersehen können.

Euch. Nu, das ist wohl recht höflich gesagt! Ihr habt mir recht deutlich zu verstehen gegeben, daß ihr selbst an eurer Höflichkeit zweifelt; kann ich mich darauf verlassen?

Tim. Ja, wenn ihr den Grund dazu in meiner Aufrichtigkeit suchet, durch welche ich euch in mein Herze sehen lasse.

Euch. Damit ich nun Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit vergelten möge, so rathe ich euch, niemals mehr von einiger Zärtlichkeit zu reden; ihr macht mich damit ganz verwirrt, und ich sage euch, daß mir die anzüglichen Redensarten, die ihr mir so oft sagt, bey allem dem, was ihr mir gesagt, viel Vergnügen machen. Lebt wohl, ihr könnt mir durch nichts, als durch euere satirischen Einfälle, gefallen.

Tim. Bleibt doch hier, Eucharis, wenn ihr daran einen so großen Gefallen habt. Wo könnt ihr mehr Gelegenheit dazu, als an meinen Schwachheiten, finden?

Euch. Ich fürchte, sie möchten mich anstecken.

Anderer Auftritt.

Timon.

(Eucharis geht fort.) Warum wollte ich sie aber aufhalten? Was steckt mir denn im Kopfe? Ich verachte ja alles Frauenzimmer. Sollte ich denn so verflucht närrisch seyn, und bey ihr um Gunst betteln, da sie doch einen rechten Abscheu vor mir hat? Nein, nein, ich danke den Göttern, daß ich ihr einen Ekel vor mir beygebracht habe.

Das

Das ist auch das einzige gewesen, sonst hätte ich Vernunft und Verstand verlohren. Doch ich fühle was in mir, worüber ich nicht mehr Herr bin. Wo kömmt denn aber das verzweifelte Ding her? Du unglückseliger Timon! du machst dir ein Vergnügen daraus, dich selbst zu verführen; und der Abscheu, wofür du den Göttern gedankt hast, legt dir itzo eben noch mehr die Ketten an. Aber hier kömmt Arlequin, und gleich zu rechter Zeit. Er mag mir die Grillen vertreiben.

Dritter Auftritt.

Timon, Arlequin.

Arl. Ich habe meinen Herrn bestohlen, und ich möchte nun gerne sehen, wie er sich dazu stellen wird. Ich suche ihn aller Orten. Doch hier ist er.

Tim. Komm̃, komm̃, mein lieber Arlequin, jedermann ist mir verdrießlich, und ich mir selbst. Du bist mein einziger Trost.

Arl. Das weis ich wohl. Ich bin darzu gemacht, daß ich dir die Grillen vertreiben soll.

Tim. Alle Geschenke der Götter achte ich gegen dich nichts. Du bist mir von Herzen lieb.

Arl. Glaube ichs doch wohl! Wo wirst du einen Freund antreffen, der deinetwegen so viel thut, als ich; der aus blosser Liebe gegen dich dir dasjenige wegnimmt, was dich so verachtet und verhaßt bey aller Welt macht.

Tim. Was sagst du?

Arl. Itzo bin ich reich und du bist arm; du sollst bald sehn, daß ich mehr gelte, als du. Da, nimm das Geld und geh, mache dir eine Lust dafür.

Tim. Was soll das seyn? Und wo hast du das Geld genommen?

Arl. Da, wo es war. Geh nur, geh fort, und bekümmere dich weiter nicht darum.

Tim. Hast du etwan von ungefähr etliche Stücke von meinem Gelde genommen?

Arl. Ich habe nichts von ungefähr gethan, sondern mit vielem Verstande und zu meinem größten Ruhme, da ich einmal darnach griff, so nahm ich alles weg. Und du hältst mich doch für einen Narren, für einen dummen Kerl, für einen übeln Freund, der nicht weis, was er thun soll.

Tim. Ich verstehe nicht, was du sagst. Rede deutlicher.

Arl. Darüber wundere ich mich gar nicht. Hast du wohl jemals was kluges verstanden?

Tim. Mache fort, sage mir, was das bedeuten soll?

Arl. Geh nur nach Hause, du wirst es schon erfahren, du wirst sehen, daß ich ein gut Stück Arbeit gemacht habe. Geh, geh, und sieh nur selber darnach.

Tim. Das Ding kömmt mir verdächtig vor. Er quälte mich diesen Morgen so, daß ich ihm Geld geben sollte. Es könnte wohl jemand den einfältigen Menschen überredet haben, daß er mich bestehlen sollte. Ich muß doch gleich gehen, und darnach sehen.

Vierter Auftritt.

Arlequin.

Er wird sich recht wundern, wenn er sein Geld nicht mehr findet. Ha! ha! ha! wie will ich darüber lachen, wenn er sehen wird, daß ich reich bin, und er arm. Ha! ha! ha! Doch man hat mir gesagt, daß Sokrates hier wohnen soll, ich möchte ihn doch gerne, wegen gewisser Sachen, die ich mir kaufen will, um Rath fragen. Denn ich will mein Geld recht nutzen.

Fünfter Auftritt.

Arlequin und Sokrates.

Sokrates. Wer ist da?

Arlequin. Ich.

Sokrates. Was wollt ihr?

Arlequin. Bist du nicht Sokrates?

Sokrates. Ja.

Arl. Ist es auch wahr? Man hat mir gesagt, daß du ein geschickter, verständiger Mann seyst? Verhält sichs auch so?

Sokr. Ich habe mirs sehr angelegen seyn lassen, dergleichen zu werden; aber bey aller meiner Bemühung, und bey allen meinem Fleisse habe ich endlich nur so viel gelernet, daß ich nichts weis.

Arl. Du hättest vielleicht wohl gethan, wenn du das nicht gelernt hättest.

Sokr. Ich würde mehr mit mir selbst zufrieden seyn; aber ich würde auch mehr durch meine Eigenliebe betrogen werden.

Arl. Ist es angenehm, von seiner Eigenliebe betrogen zu werden?

Sokr. Nicht sonderlich. Was ihr zuwider ist, das erniedriget den Menschen.

Arl. Es ist mir also recht leid, daß du so viel studirt hast, und ich wollte dir rathen, wenn es angeht, alles dasjenige zu vergessen, was du gelernt hast.

Sokr. Warum?

Arl. Weil es nicht so gut ist, das zu wissen, was uns wehe thut, als nicht zu wissen, was uns vergnügt macht.

Sokr. Der Mensch hat Verstand.

Arl. Wie ich sehe, so wußten die, welche mir sagten, daß du mir einen guten Rath geben würdest, nicht so viel als du.

Sokr. Weswegen?

Arl. Weil es ihnen nicht bekannt war, daß du nichts wüßtest.

Sokr. Ich dächte doch noch wohl so viel zu wissen, daß ich deine Hochachtung dadurch verdienen wollte.

Arl. So müßtest du doch auch wohl ein sehr geschickter Mann seyn. Doch was liegt mehr daran, du magst gelten so viel als du willst; ich will mich bey deiner Unwissenheit Raths erholen; denn es geht bey dir nicht anders an.

Sokr. Das ist ein sonderbarer Kerl. Darf ichs wissen, mein Herr, wer ihr seyd?

Arl. Ich bin Arlequin, ein Freund des Timon.

Sokr. Wie? Seyd ihr Arlequin, von welchem nicht nur die ganze Stadt redet, sondern auch unglaubliche Dinge von ihm erzählet.

Arl. Eben dieser bin ich. Aber was erzählt man von mir? Weis man es schon, daß ich meinen Herrn bestohlen habe.

Sokr. Man sagt, ihr wäret sonsten ein Esel gewesen, und nunmehr in einen Menschen verwandelt worden.

Arl. Es ist nicht anders.

Sokr. Ich kann es nicht glauben.

Arl. Und doch ist es wahr.

Sokr. Ich kann mir dergleichen wunderbares Zeug nicht einbilden. Es ist eine Fabel.

Arl. Wenn du nicht willst, so laß es bleiben, es liegt mir nichts daran; gieb mir nur einen Rath, wozu ich ihn verlange. Ich will dirs mit zwey Worten sagen, was es

ist

ist. Ich bin reich, und man hat mir gesagt, wer reich sey, der sey alles. Wenn man Vermögen hätte, so könnte man aus einem Geschlechte und von einem Helden herstammen, von welchem man wollte. Man hätte fürs Geld Verstand, Geschicklichkeit, Ehre, Vorzüge, Ruhm, und mit einem Worte, alles, was man sich auf der Welt wünschen könnte. Nun möchte ich dieses alles gerne haben, ehe ich mich noch zu Bette lege, es mag kosten, was es will. Aber ich weis nicht, wo man dergleichen verkauft. Ich bin also zu dir gekommen, weil du Verstand hast, ob du gleich so viel studiert hast, daß du nichts weist.

Sokr. Ein vortrefflicher Handel für den Sokrates!

Arl. Höre einmal: Ich will überhaupt mit dir handeln, um alle Kleinigkeiten zu vermeiden: Sage mir, was ich dir dafür zahlen soll, und zwar anfangs, was soll ich geben, daß ich einen Halbgott zum Vater haben möge, da der meinige nur ein Esel gewesen ist.

Sokr. Ich hätte nicht vermeynet, daß ich heute eine Comödie spielen sollte. Ich muß mich der Gelegenheit bedienen. Ihr wollt für ein gewisses Geld einen andern Vater haben. Wenn es nun auf euch ankömmt, welchen ihr euch erwählen wollt, so sagt mir, wer es seyn soll? (vor sich) Ich muß mir doch mit dem Narren eine Lust machen.

Arl. Ich verstehe das nicht, leset mir nur nach euren Gutdünken selber einen aus.

Sokr. Wollt ihr von dem Theseus herstammen?

Arl. Ist das ein braver Mann?

Sokrates. Freylich, es ist der größte Held der Athenienser.

Arl. Gut, nehmt diesen dazu. Aber was soll ich dafür zahlen?

Sokr.

Sokr. Wegen des Preises müsset ihr euch bey einem Genealogisten erkundigen.

Arl. Und wie muß ich es denn bey dem Genealogisten machen?

Sokr. Ihr müßt anfangs mit einander einig werden, was ihr geben wollt. Hernach wird ers euch schon aufsetzen, in was für einer Ordnung ihr von dem Theseus herstammt.

Arl. Und alsdenn bin ich nicht mehr meines Vaters sein Sohn?

Sokrates. Ihr bleibt allezeit, wer ihr seyd. Denn weder der Genealogist, noch die Götter selbst können machen, daß ihr nicht von eurem wirklichen Vater solltet gezeuget seyn. Unter den Menschen werden euch nur einige, welche nichts von eurer Geburt wissen, für denjenigen halten, der ihr nicht seyd, die andern aber, die es wissen, werden euch ins Fäustchen auslachen, daß ihr für etwas anders wollt angesehen seyn, als ihr wirklich seyd.

Arlequin. Das wäre mir ein schöner Streich. Der Genealogiste nimmt das Geld, und ich werde doch nicht höher von Geburt?

Sokrates. Es ist nicht anders. Habt ihr denn wirklich geglaubt, daß er euch in der That eine höhere Geburt geben würde?

Arlequin. Allerdings. Ich würde ja sonst nicht so närrisch gewesen seyn, Geld dafür zu geben.

Sokrates. Er kann euch nichts mehr, als einen blossen Titel geben, der euch aber selbst im geringsten nicht besser macht.

Arlequin. Das ist ein Spitzbube, und die, welche dergleichen hohe Geburt erhandeln, sind einfältige Schöpse.

Sokrates. Ich meyne es selber.

Arlequin. Ich dachte, wer weis, was ich erhaschen würde. Ich mag von dergleichen hohen Geburt nichts mehr hören, und ich will lieber die meinige behalten, wie sie ist, als sie mit einer solchen vertauschen, wodurch ich andere Leute betrüge, vielen aber Gelegenheit gebe, daß sie mich auslachen.

Sokrates. Ihr Götter! ein Esel sieht die Eitelkeit dieser Dinge ein. Und doch giebt es so viel Leute, welche die Ordnung der Natur verachten, und von solchen Vorfahren abstammen wollen, welche ihnen die Natur mit gutem Vorbedachte nicht hat geben wollen.

Arlequin. Weg mit der hohen Geburt; ich mag nichts mehr davon wissen.

Sokrates. Ihr habt recht.

Arlequin. Verkauft mir nur etwas Ruhm.

Sokrates. Was wollt ihr für einen Ruhm haben?

Arlequin. Ist das nicht eine wunderliche Frage? Den besten.

Sokrates. Man hat zweyerley Ruhm; einer entsteht aus der Tugend, und den kauft man nicht anders als durch die Liebe zur Gerechtigkeit und durch herrliche Thaten: Der andere entstehet aus unsern Meynungen, und diesen kann man um Geld haben.

Arlequin. Ich habe nichts als Geld.

Sokrates. Also gehört der letztere für euch. Man erhält ihn auf eben so viel Art, als es Wege giebt, der Eitelkeit und den menschlichen Affecten zu schmeicheln. Zum Exempel, Alcibiades hat sich einen großen Ruhm erwor-

worben; weil er durch das Pferderennen in den olympischen Spielen den Preis erlanget hat.

Arlequin. Ist denn Alcibiades hurtiger, als die Pferde, gelaufen?

Sokrates. Er ist gar nicht gelaufen.

Arlequin. Und wer denn?

Sokrates. Seine Pferde: Diese sind besser gelaufen, als anderer Leute ihre, und deswegen hat er den Kranz bekommen.

Arlequin. Wer sind denn die dummen Kerl, welche diesen Preis geben?

Sokrates. Es sind die berühmtesten Leute in Griechenland.

Arlequin. Narren sind sie: Denn sonsten würden sie ja den Pferden des Alcibiades den Preis gegeben haben, und nicht ihm; weil sie ihn eben gewonnen haben.

Sokrates. Der Kerl urtheilt klüger, als alle Griechen.

Arlequin. Das ist nur ein Pferderuhm, den mag ich nicht haben, weil ich ein Mensch bin. Lehre mich etwas anders.

Sokrates. Ihr könnt in Krieg gehen. Wenn ihr die Wahlstatt mit Leichen bedeckt, wenn ihr Städte einäschert, wenn ihr die Felder verwüstet, und durch eure Grausamkeit ganze Völker ausrottet; so werdet ihr euch einen ewigen Namen erwerben, und man wird euch unter die größten Helden zählen.

Arlequin. Pfuy Teufel. Das ist der Ruhm eines Rasenden; kein Wolf wird dergleichen auf diese Art unter seines gleichen haben wollen, sie halten sich unter ein-

ander selbst viel zu hoch. Den Ruhm mag ich auch nicht.

Sokrates. Unterdessen ist dieses bey uns die Gelegenheit zu dem größten Ruhme.

Arlequin. Ich sage dirs aber, einmal für allemal, ich mag ihn nicht, ich will ihn nicht.

Sokrates. Auf diese Art wird ein Esel in allem, was den eitlen Menschen so angenehm ist, etwas verächtliches antreffen. Noch eins: Mache Comödien. Es haben sich einige Leute dadurch in Athen berühmt gemacht.

Arlequin. Was sind das, Comödien?

Sokrates. Sie sind ein Werk des Verstandes, man hält sich darinnen öffentlich über die Menschen auf, und läßt sie dabey über ihre eigne Thorheit lachen.

Arlequin. Das ist ein schöner Ruhm. Den will ich haben, könnte ich nicht eine Comödie vom Timon machen? Ich möchte gerne, daß er über seine eigne Thorheit lachen müßte.

Sokr. Sie könnte von nichts bessers handeln.

Arlequin. Kann ich mich wohl auch selbst dabey in meiner eignen Verwandlung aufführen?

Sokrates. Warum das nicht? Die Menschen, welche bey ihren eignen Fehlern blind sind, und hingegen mit der größten Unbarmherzigkeit andere Leute, wegen ihrer Fehler, durchziehen, verdienen wohl, daß sie ein Esel tadelt, und diese Art sie lächerlich zu machen, dürfte wohl sehr nützlich seyn.

Arlequin. Wie fange ich es aber klug an?

Sokrates. Ihr müßt dabey suchen, den Leuten zu gefallen.

Arlequin. Und wie kann man ihnen gefallen?

Sokrates. Wenn man vernünftige Dinge und nützliche Wahrheiten, die viel zur Verbesserung der Sitten beytragen, mit einer lebhaften und geistreichen Art vorbringt; wohlgesittete Leute durch eine vernünftige Spötterey, die natürlich, richtig und angenehm ist, zum Lachen bewegt, sonderlich allgemeinen Scherz, einfältige Schnacken, Wortspiele und andere Freyheiten mehr, wodurch man die Ehrbarkeit und ehrliche Leute beleidiget, sorgfältig vermeidet. Thut ihr dieses, was ich euch gesagt habe, so werdet ihr ganz gewiß Leuten, die einen guten Verstand und Geschmack haben, und welche in dieser Stadt häufig zu finden sind, sehr wohl gefallen.

Arlequin. Diese Art zu gefallen steht mir trefflich wohl an; habe ich sonsten weiter nichts als dieses zu thun, wenn ich jedermann gefallen will?

Sokrates. Nicht jedermann. Ihr dürft euch dieses nicht versprechen, wenn ihr auch ein Meisterstücke gemacht hättet: Denn es giebt unter der großen Menge gewisse neidische Leute, welche denken, daß sie auch dergleichen verfertigen können, die halten nichts für gut, was sie nicht selbst gemacht haben.

Arlequin. Wenn nun aber mein Stücke gut ist, was können sie dazu sagen?

Sokrates. Damit ihr es recht begreifen könnt, so wollen wir setzen, ich wäre einer von dergleichen Leuten.

Arlequin. Ganz wohl.

Sokrates. Anfangs würde ich sagen, die Sache ist für das Theater gar zu verblümt; es muß alles darauf wahrscheinlich vorgestellt werden.

Arlequin. Was liegt daran, wenn dieses nur wahr und vernünftig ist, was ich sage.

Sokrates. Bringt ihr es zu sinnreich vor; so werde ich sprechen, lacht ihn aus.

Arlequin. Warum denn?

Sokrates. Weil du ein (Gimpel) bist, und keinen Verstand haben sollst.

Arlequin. Und wer hat dirs denn gesagt, daß ich niemals Verstand haben soll?

Sokrates. Ich bilde mirs nur so ein, und weil ich mirs einbilde, würde ich dich auslachen.

Arlequin. Je, wenn du sonst über nichts, als über das böse wirst; so will ich dir nunmehro gar leicht gefallen; ich will gar nicht mit Verstande reden.

Sokrates. Da hätte ich nun vollends das Heft in Händen; nunmehro würde ich mit lachen, wenn sie euch alle auspfiffen, und mit Recht auf euch ungehalten würden, daß ihr euch unterstanden hättet, ihnen so was dummes vorzustellen.

Arlequin. Daß dich doch der Henker mit deiner närrischen Critik hole! Narr, eine Thüre muß ja entweder offen stehen, oder zu seyn. Sage mir, ohne mich weiter aufzuhalten: Soll ich mit Verstand oder ohne Verstand reden?

Sokrates. Ihr mögt reden, wie ihr wollt, ich will allemal etwas daran zu tadeln finden, nicht nur an dem, was ihr sagen werdet, sondern auch an dem, was ihr nicht einmal gesagt habt.

Arlequin. Wie? Willst du auch so gar das an mir tadeln, was ich nicht einmal sagen werde?

Sokrates. Ja freylich. Wenn eure Critik nicht allgemein ist, wenn sie nicht eben auf das gerichtet ist, was mir misfällt, ich will noch mehr sagen, wenn ihr mir nicht mit den Gedanken zuvor kommt, die ich bey Gelegenheit eures Stückes haben kann, und die ich ohne dieses niemals würde gehabt haben, wenn ihr mir nicht auf dieses alles schon zum voraus antwortet; so werde ich sagen, euer Stücke sey unvollkommen, und ihr hättet die Sache nicht recht ausgeführet.

Arlequin. Geh mir vom Leibe.

Sokrates. Warum denn?

Arlequin. Weil du mir verdrießlich bist.

Sokrates. Es ist mir leid; denn ich versichre euch, daß ihr mir gar nicht zuwider gewesen seyd.

Arlequin. Geh, und lerne noch weiter, daß du nichts weist.

Sokrates. Ha! ha! das war ein auserlesner Zeitvertreib.

Arlequin. Verflucht! der Kerl ist dumm! Was ist das für ein verteufelter Mischmasch!

Sechster Auftritt.

Arlequin, ein Singmeister, ein Tanzmeister und ein Fechtmeister.

Der Singmeister. Ihr habt recht, mein Herr, mit diesem Philosophen müßt ihr euch nicht aufhalten. Dergleichen Leute sind in der Welt nichts nütze. Mit mir und diesen Herren hier ist es ganz anders beschaffen.

Arlequin. Und wer bist du denn?

Der Singmeister. Ich bin ein Singmeister. Ich zeige eben den Leuten die große Kunst, durch welche Orpheus die Bäume und Felsen zu sich lockte, und wodurch Amphion die Mauren zu Thebes bauete.

Arlequin. Und wie hats denn Amphion gemacht?

Der Singmeister. Er sang, und die Steine legten sich von selbst dahin, wohin sie durch seinen Gesang gerufen wurden.

Arlequin. Das ist ja eine vortreffliche Kunst! Ich will sie lernen, damit ich mir kann einen Pallast bauen. Und du, was lernt man bey dir?

Der Tanzmeister. Capriolen machen.

Arlequin. Das ist eine artliche Kunst; ich will auch lernen Capriolen machen. Und du mit deinem Hute, was lernt man bey dir?

Der Fechtmeister. Einen Menschen mit einer geschickten Manier todt schlagen.

Arlequin. Die Kunst gilt dem Teufel nichts. Und wenn ich sie könnte, so wollte ich dir noch Geld dazu geben, daß ich sie nur vergessen möchte.

Der Fechtmeister. Ich wollte so viel sagen, ich wills euch zeigen, wie ihr euch gegen diejenigen beschützen sollt, die euch todt schlagen wollen.

Arlequin. Ha, ha! das ist gut.

Der Fechtmeister. Ich mache euch beherzt und geschickt zugleich; und einige von meinen Schülern sind so weit darinnen gekommen, daß sich die ganze Stadt vor ihnen fürchtet. Sie würden es mit niemanden annehmen, wenn sie nicht schon wüßten, daß es ohne Gefahr für sie ablaufen könne.

Arlequin. Ich glaubs ganz gerne. Denn ich möchte mich nicht gerne mit andern herum schmeißen, wenn ichs wüßte, daß ich würde todt geschlagen werden. Fort, lehret mich geschwinde, was ihr könnt.

Der Singmeister. Wer soll anfangen?

Arlequin. Alle drey zugleich.

Der Tanzmeister. Das geht nicht an.

Arlequin. Ich will es aber so haben. Das wäre schöne, wenn ein reicher Mann eure Lumpenkünste nicht auf einmal zugleich lernen könnte. Geschwinde, geschwinde. Denn ich kann nicht lange warten, ich muß noch mehr als tausend Künste lernen, ehe es Abend wird, und damit wir keine Zeit verlieren, hier habt ihr Geld.

Der Singmeister. Der Herr hat recht, ihr müßt anfangs die Noten lernen.

Der Tanzmeister. Ihr müßt die Füße recht setzen.

Der Fechtmeister. Ihr müßt euch in Positur stellen.

Der Fechtmeister und der Tanzmeister stellen den Arlequin so, daß es scheint, als wollte er zu gleicher Zeit fechten und tanzen, welches so gleich lächerlich aussieht; hernach läßt ihn der Singmeister die Noten singen, der Tanzmeister macht Capriolen, der Fechtmeister stößt aus, der Arlequin singt, macht Capriolen und stößt aus, alles zugleich; die Meister wiederholen einerley mit großer Geschwindigkeit, Arlequin greift sich stark an, es nachzumachen, und kömmt darüber ganz aus dem Athem, so, daß er vor Mattigkeit ganz entkräftet niederfällt. Nach diesem sagt der Fechtmeister zu Arlequin: Fort, mein

Herr, faßt euch nur ein Herze, ihr machts unvergleichschön.

Arlequin steht voller Zorn auf, und prügelt sie hinweg.

Sind das nicht Schelme, die sich mit einander beredet haben, mich unter dem Scheine todt zu machen, daß sie mich ihre Künste lehren wollten: Geht zum Henker damit, ich will nichts weiter lernen. Ich muß sehn, wo ich Aspasien finde.

Siebenter Anftritt.

Aspasie, Arlequin, eine Menge Schmeichler.

Aspasie. Damit Arlequin auch einige Zeit der Eitelkeiten des Glückes genießen möge, so habe ich eine Menge Schmeichler zusammengebracht, deren Lobsprüchen ich ihn überlassen will, damit er hernach Zeit seines Lebens einen Abscheu dafür haben möge.

Arlequin. Guten Tag, meine liebe Aspasia.

Aspasie. Schönen Tag, mein lieber Freund. Ich bringe euch hier einen Haufen neue Freunde, die euch das Glücke zuwege gebracht, und welche hieher kommen, euch durch ihre Lustbarkeiten zu bezeigen, wieviel Theil sie an eurem Glücke nehmen.

Arlequin. Das sind doch brave Leute. Laßt sie hertreten.

Aspasie. Kommen sie her, meine Herren, Herr Arlequin erlaubet es und ich will alles besorgen.

Dann folgt ein Ballet der Schmeichler, davon einer singt.

Arle-

Arlequin. Das ist ein rechter Kerl. Komm her, laß dich umarmen.

Aspasie. Ihr merkt doch, daß er euch schmeichelt.

Arlequin. Freylich schmeichelt er mir. Hört doch einmal, sie liebet mich, und doch ist sie über das Gute neidisch, was man an mir findet. Laßt sie reden, fahrt fort meine Freunde.

Sie singen weiter.

Merkur hat, in der Absicht den Arlequin durch seine eigne Fehler klug zu machen, diese Menge Schmeichler zusammen gesucht, die ihn durch die Lobsprüche verführen werden, welche sie ihm geben; er glaubt nicht, daß er bessere Freunde noch angenehmere Leute auf der Welt antreffen könne; er überläßt sich ihnen, und indem er sich in ihren Tanz einmengt, geht er mit ihnen fort.

Ende der andern Handlung.

* *

Dritter Handlung

Erster Auftritt.

Timon.

Nun bin ich so arm, als ich vor 24 Stunden war; itzo gerathe ich weder durch meine allzugroße Güte, noch durch meine Verschwendung in diesen Zustand. Der verrätherische Arlequin ist Schuld daran. Kaum hat er angefangen, ein Mensch zu werden, so ist er so schelmisch und so ungetreu, wie alle andre Menschen. Wie häßlich sind doch die Menschen! Die Götter wollen, daß ich ihre Häßlichkeit auf allen Seiten betrachten soll, damit ich aus einem heftigen Abscheu vor ihrem Umgange fliehen, und meine Tugend vor ihrem Verderbnisse in einer beständigen Einsamkeit verwahren möge. Die Götter bringen mich durch unbekannte Wege in Hafen; und wenn wir uns durch allerhand Irrthümer von ihnen entfernet haben, so bringen sie aus lauter Güte zu rechter Zeit ein Wetter über uns, das uns fort treibt, und uns wieder durch einen glücklichen Schiffbruch dahin zurückeschlägt. Mich haben sie nunmehro der Sorge überhoben, meinen Schatz zu bewahren. Ich bin nunmehro wieder mein eigner Herr; ich werde den Schauplatz der Welt nicht mehr betreten, ich werde auch hinführo weder durch die lächerlichen Streiche, die man daselbst spielet, noch durch die blutigen Trauerspiele, die man daselbst siehet, nicht mehr geärgert werden. Ich will die Welt nur überhaupt ansehen. Diese Gedanken

machen,

machen, daß ich dem Arlequin den Fehler verzeihe, womit er sich an mir vergangen hat. Ich könnte ihn deswegen wohl strafen; allein das Geld, womit er sich beladen hat, wird ihm schon Last und Strafe genug seyn. Hier kömmt er, er sieht sehr aufgeräumt aus; ich will doch sehen, ob er seine Bosheit leugnen wird.

Andrer Auftritt.

Timon, Arlequin.

Arlequin. Siehest du mir doch recht verdrüßlich aus.

Timon. Ich bin es auch, Ungetreuer. Bist du noch nicht zufrieden, daß du mir mein Geld genommen hast, unterstehest du dich noch, mit deinem Laster groß zu thun?

Arlequin. La, la, la. Sey nur nicht böse, du sollst keine Noth bey mir haben! Wo gehst du hin?

Timon. Die Lebensart wieder anzufangen, die ich nach deinem unglückseligen Rathe verlaßen habe.

Arlequin. Was? Willst du doch noch mit Gewalt unglückselig seyn?

Timon. Ja. Ich will ganz und gar mit den Menschen, besonders aber mit dir, nichts mehr zu thun haben; ich bin dir grämer, als allen andern.

Arlequin. Was habe ich aber gethan? ich habe dir nur dein Geld genommen, es war dir ja ohnedem nichts nütze. Ich nahm es, damit ich nur etwas weniges damit anfangen konnte. Etwas ist doch besser, als nichts. Ich habe also wohl gethan, daß ichs genommen habe, und du willst mirs nicht einmal Dank wissen?

Timon. Soll ich das leiden, ohne mich an ihm zu rächen? Doch nein, ich habe ihn in diesen Stand gesetzt, ich habe ihm die Gelegenheit zu allen selbst gegeben, was er gethan hat, die Götter haben ihn mir zur Strafe zu einem Menschen gemacht. Ich dachte es wohl, daß es nicht gut ablaufen würde, und ich hatte auch Ursache dazu.

Arlequin. Du bist ein rechter Narr.

Timon. Und du bist ein Mensch, das ist schon genug gesagt: Ich hätte dich alsbald verlaßen sollen, da ich sahe, daß du ein solcher Kerl wärst. Aber es ist noch Zeit: Bediene dich meines Geldes, so viel du kannst, ich will dirs überlaßen, und mich der Welt auf ewig entziehen.

Arlequin. Wie? Ists denn wahr? Willst du denn fortgehen?

Timon. Nicht anders. Mache dich weg von mir, sonsten sollst du meinen Zorn noch recht fühlen.

Arlequin. Ich will dir was sagen: Mein Vorsatz ist niemals gewesen, dich unglückselig zu machen, vielmehr wollte ich dich dahin bringen, deiner Güter recht zu genießen, die dir sonst nichts nütze waren. Weil ich aber sehe, daß du darüber zornig bist; so will ich dir alles den Augenblick wieder geben; laß mich nur ein klein wenig davon nehmen.

Timon. Ich gebe dir alles, und ich mag gar nichts davon haben.

Arlequin. Es geht mir recht nahe. Ich bitte dich recht sehr, ich will dir ja alles wieder geben, was ich dir genommen habe. Bleib doch hier, Timon!

Dritter Auftritt.

Ein Schmeichler, Timon, Arlequin.

Der Schmeichler. Gebt euch keine Mühe, leset diesen Brief.

Arlequin. Ach mein lieber Freund, bist du es, laß dich umarmen.

Der Schmeichler. Nicht so hitzig.

Arlequin. Siehe, das ist mein bester Freund. Frage ihn nur ein wenig, was an mir ist, du wirst sehen, ob ich das Glücke nicht besser verdiene, als du.

Der Schmeichler. Ihr seyd der schlechteste Mensch von der Welt.

Arlequin. Und wie lange ist das?

Der Schmeichler. Ihr seyd es immer gewesen.

Arlequin. Warum habt ihr mich aber nur noch vor einer Stunde so sehr gelobt?

Der Schmeichler. Ich wollte nur ein wenig meine Lust mich euch haben. Denkt ihr denn, daß alle Lobsprüche wahr sind? Man pflegt nur den Leuten etwas vorzureden, und sucht bey ihnen einen gewissen Vortheil zu erlangen.

Arlequin. Sind dergleichen Leute, die das thun, nicht recht unverschämt?

Der Schmeichler. Bey Leibe nicht, sondern diejenigen, die sich so entsetzlich loben laßen.

Arlequin. Das verstehe ich gar nicht. Von wem kömmt der Brief?

Der Schmeichler. Von Aspasien.

Arlequin zum Timon. Ha, ha! ließ ihn doch. Denn ich kann nicht lesen.

Timon.

Timon. Wer ist diese Aspasia?

Arlequin. Es ist ein artiges Mägdchen, ich habe ihr das Geld aufzuheben gegeben.

Timon. Ich will doch sehen, was sie schreibt.

(Timon ließt den Brief.)

Da die Götter den Menschen nichts vergebens schenken, Timon aber seine Schätze, die sie ihn haben finden laßen, nicht hat gebrauchen wollen, so ist er derselben nicht werth.

Arlequin. Siehest du also, daß ich nicht unrecht gethan, da ich sie dir genommen habe.

(Timon fährt fort zu lesen.)

Ihr verdienet sie aber noch weniger, weil ihr eure Pflichten gegen euren so gütigen Herrn aus den Augen gesetzt, ihn schändlicher Weise betrogen, und ihm die Güter gestohlen habt, welche er zwar von den Göttern, nicht aber zur Belohnung eurer Bosheit, empfangen hat. Es widerfährt beyden recht, ich gehe mit eurem Gelde davon, und ihr sollt keiner Zeit Lebens nicht einen Pfennig wieder davon sehen.

Arlequin. Was? Bestiehlt mich Aspasia?

Timon. Du siehst es ja wohl.

Der Schmeichler. Und sie thut daran ganz recht. Denn womit hättet ihr wohl ein solches Glücke verdienet?

Arlequin. Was? Du Spitzbube. So ist von allen dem nichts wahr gewesen, was du mir so oft vorgesagt hast?

Der Schmeichler. Ha! ha! ha! Durch diese Frage zeigt ihr, daß ihr der größte Narr seyd. Ha! ha! ha!

Arlequin. Je, daß ich dir nicht den Hals brechen soll!

Der Schmeichler. Ich fürchte mich itzo, da du nichts mehr hast, eben so wenig vor deinem Zorne, als ich mir etwas aus dir machte, da ich dich lobte. Das Vergnügen, dir deinen Untergang anzukündigen, bezahlt mir alle die Lügen reichlich genug, welche ich dir in deinem Lobe gesagt habe. Ha! ha! ha! (Er läuft davon.)

Timon. Nu, das war eine vortreffliche Comödie, und ich glaube nicht, daß ich bey allen meinen Schätzen so vergnügt hätte seyn können.

Arlequin. Bin ich nicht ein dummer Teufel, daß ich dem Schelm jemals etwas geglaubt habe, und daß ich mich Aspasien der Spitzbübinn anvertrauet habe?

Timon. Nun bist du ja auch so elend, als ich. Siehest du nun wohl, daß es alles wahr ist, was ich dir von der Bosheit der Menschen gesagt habe? Da du nur deinen Lüsten und Begierden gefolget, und mit dem nöthigsten nicht vergnügt gewesen bist; so verliersest du zugleich das nöthige und überflüßige, wornach du so gestrebet hast, und verfällst in das größte Unglück.

Arlequin. Ich möchte toll werden. Wenn ich die Spitzbübinn hätte, ich wollte sie mit den Zähnen zerreißen.

Timon. Ihre Zähne werden itzo was bessers zu thun haben; denn sie kann sich mit dem Gelde, das sie dir genommen hat, nunmehro was zu gute thun.

Arlequin. Sage mir nur nichts davon. Du machst, daß ich noch zorniger werde. Es ist mir ohnedem schon, als ob ich sie auf meine Unkosten fressen sähe. Und was erweckt mir das nicht für einen erschrecklichen Hunger.

Timon. Das ärgste ist, daß du nichts zu deiner Sättigung übrig behalten hast.

Arlequin. Hast du denn aber gar nichts mehr?

Timon. Du hast mir ja alles gestohlen. Ich habe keinen Bissen Brodt mehr, ja nicht einmal einen Dreyer, daß ich was kaufen könnte.

Arlequin. Was ist zu thun?

Timon. Wenn du wieder mit mir auf den Berg zurücke kehren willst, so wollen wir Wurzeln zu unserer Speise suchen.

Arlequin. Rede mir nur nicht mehr von dem verfluchten Berge.

Timon. Du kannst dir aber ja nicht anders helfen, und bist noch glücklich, daß ich dich mit mir nehmen will. Verdient hast du es warlich nicht. Du gehst mir aber nahe, und ich hoffe, daß dich deine Fehler werden klüger gemacht haben. Ich hätte gedacht, die Natur für sich selbst würde dieses schon bey dir thun. Allein ich betrog mich. Doch nunmehro wird es wohl geschehen seyn.

Arlequin. Du bist an allem meinem Unglücke schuld. Hättest du dein Geld so gebraucht, wie es dir zukam, so hätte ich keine Gelegenheit gehabt, dich zu bestehlen, und wir hätten es noch. Rede doch, närrischer Mensch, wirst du dich wohl jemals bey mir rechtfertigen können?

Timon. Das ist was anders; du wirst allezeit sagen, daß ich Schuld daran bin.

Arlequin. Ja, du bist es auch.

Timon. Habe ich dir denn dazu gerathen, daß du mich bestehlen sollst?

Arlequin. Freylich hast du mir dazu gerathen. Deine Aufführung hat mich dazu getrieben, daß ich es that. Ist es nicht eben so viel, als ob du mirs wirklich gesagt hättest?

Timon. Die Bosheit deines Herzens hat dir diesen Anschlag gegeben.

Arlequin. Die deinige hat es gethan, und nicht die meinige. Meine Absicht war gut dabey.

Timon. Ich würde dir dieses glauben, wenn dir dieser Diebstahl nur was eingetragen hätte. Du siehst aber wohl, daß die Götter nicht müssen damit zufrieden gewesen seyn. Denn sie lassen dir die Vortheile davon nicht zukommen, welche du dabey zu finden gedachtest.

Arlequin. Vielleicht weil ich mich dabey, wie ein Esel, aufgeführet habe. Hätte ich mich erinnert, daß ich ein Mensch wäre, so würde ich dich nicht bestohlen haben, andern Leuten auf eine verbothene Weise Gutes zu thun, und ich würde keiner Creatur von deiner Art getrauet haben. Wie unglückselig bin ich doch! Meine eigne Gütigkeit, und mein ehrliches Herze haben mich betrogen. Ha! ha! ha!

Timon. Du rührst mir wider meinen Willen das Herz, und es thut mir wehe, diese Wahrheit zu erkennen.

Arlequin. Unglückseliger! warum bliebst du denn nicht bey den Menschen? Hieltest du dich etwan für besser, als alle andre, weil du viel wilder und viel ungezogener wareſt?

Timon. Aber was wollteſt du denn mit meinem Gelde anfangen?

Arlequin. Ich wollte so viel Gutes damit thun, als ich könnte. Anfangs dir, weil ich dich mehr liebe, als andere, und nach diesem auch andern Leuten.

Timon. Du siehst aber wohl, daß die Menschen dergleichen Wohlthat nicht verdienen.

Arlequin. Und was geht das mich an? Ich hätte einen Ruhm darinnen gesucht, Gutes zu thun.

Timon. O Himmel! machst du mich doch recht klug! Woher kömmt dir denn diese Weisheit?

Arlequin. Ich habe sie von mir selbst; Ich habe gefunden, daß dein Zorn wider die gottlosen Schelmen, die dich nach so viel erlangter Gutthat verlassen hatten, höchst billig war; ich muß aber auch itzo denjenigen recht geben, welche übels von dir reden; weil sie Ursache dazu haben. Denn du hast ihnen in ihrem Elende nicht beygestanden, ob du es gleich hättest thun können. In deinem ersten Zustande konntest du dich damit trösten, daß du besser, als deine Feinde, warest: Itzo mußt du dich schämen, da du siehst, daß sie besser sind, als du.

Timon. Gerechter Himmel! Was höre ich? Durch dich verliert sich die Blindheit, welche bis hieher die Wahrheit vor meinen Augen verborgen hat: Da ich aber nunmehro sehen kañ; was für Schwachheiten entdecke ich doch an mir? Ich erstaune! Ich höre auf, ein Menschenfeind zu seyn. Ich sehe wohl, daß ich es bloß aus einer heftigen Begierde und verdammten Eigenliebe gethan habe. Ich tadelte nur die Fehler und das Lächerliche, was ich nicht selbst an mir zu haben vermeynte. Kaum erkenne ich nunmehro meine Fehler, so werde ich furchtsamer und unvermögender, als alle Menschen. Ihr Götter! was ist doch der Mensch? Und was ist sein Verstand?

Arlequin. Willst du mir es noch widerstreiten, daß ich recht habe?

Timon. Im geringsten nicht, mein lieber Arlequin. Ich habe unrecht, ich rechne dir es nicht zu. Verzeihe mir meine Fehler, und siehe diese meine Erniedrigung, als ein gewisses Zeichen meiner Reue und Aufrichtigkeit, an.

Arlequin. Gieb mir nur zu essen, das ist besser; denn mich hungert erschrecklich.

Timon. Ach! ich habe nichts mehr, du weist es ja. Ich wollte dir gerne was geben, wenn ich nur was hätte,

sollte

sollte ich auch für mich nichts behalten. Doch ich will darauf sinnen, wie ich dich zufrieden stellen kann. So viel sichs wird thun lassen, will ich dir in deiner Arbeit beystehen; und wenn ich dich nicht ganz und gar in Freyheit setzen kann, so will ich dir es zum wenigsten zeigen, daß ichs doch gerne thun wollte.

Arlequin. Schöner Trost! Deine Reue hebt mein Unglück nicht auf, worein du mich gestürzt hast. Doch es ist mir gleichwohl auch um dich leid. Es sey dir alles verziehen. Gehe, wo du hin willst, ich will dir beständig nachfolgen; und an statt, daß du mir in meiner Arbeit eine Erleichterung machen willst, will ich dir beystehen, so viel ich werde thun können.

Timon. Er kann unmöglich aus Bosheit gesündiget haben, er hat gar zu ein gutes Herze. Ist er verführt worden, so ist es aus Einfalt und aus guter Meynung geschehen, die sich bey unsern Lastern und Irrthümern nicht finden.

Vierter Auftritt.

Eucharis, Timon und Arlequin.

Eucharis. Ich komme, euch zu sagen, daß ich großen Theil an eurem Unglücke nehme.

Timon. Thut ihr das noch aus Spötterey? Eucharis. Ich bin nunmehro ganz anders gesinnet.

Eucharis. Nein, sondern ich thue es aus herzlicher Liebe und Freundschaft gegen euch.

Timon. Ich muß mich über diese Veränderung wundern.

Eucharis. Ihr habt unrecht, wenn ihr glaubt, daß ich verändert wäre. Eben die Liebe und Freundschaft, welche mich verpflichtet, euch zu der Zeit, da ihr euch in einem kläglichen

chen Irrthum befandet, die Wahrheit zu sagen, fordert auch itzo von mir, daß ich euch mein herzlich Beyleid zeigen soll.

Timon. Ach liebenswürdige Eucharis! Eine so sehnlich gewünschte und so unverhofft erhaltene Gewogenheit macht, daß ich dabey alles vergesse, was ich verlohren habe. Was könnte mich mehr erfreuen, als dieses. Da mein Unglück die ganze Welt von mir treibet, so erschreckt doch ihr nicht davor.

Arlequin. Sage vielmehr, es macht, daß die Leute deswegen zu dir kommen. Denn du hast ihres Beystandes nunmehro nöthig.

Eucharis. Arlequin hat recht.

Timon. Ja, meine Jungfer, er hat recht. Von ihm lerne ich itzund erst, was ich weder in der guten noch schlimmen Zeit aus Erfahrung gelernet habe.

Eucharis. Wenn ihr euren Irrthum erkennet, so will ich euch in eurem Unglücke einen Trost zusprechen. Und eben deswegen habe ich euch auch nur gesucht. Ich denke, dabey nichts wider den Wohlstand zu begehen; denn ich thue etwas löbliches. Nehmt also hier von meiner Hand dasjenige, wodurch ihr euren Verlust ersetzen könnt.

Arlequin. Bey meiner Treu, das ist ein braves Mensch. Und wer ihr gram seyn wollte, der müßte unsinnig seyn. Kommt, laßt euch umarmen, mein Herzchen, ihr werdet meinen Magen wieder zurechte bringen. Er ist ziemlich unwillig gewesen, denn er hat nichts gehabt. Und daran ist entweder mein guter Wille, oder der närrische Timon, Schuld gewesen.

Timon. Was nehmt ihr vor, Eucharis? Ich kann dieses unmöglich annehmen?

Arleq. Und warum könnt ihrs denn nicht annehmen?

Timon. Weil ich es nicht verdiene.

Arlequin. Ich glaube es ganz gerne. Aber wo ihr klug seyd, so müsset ihr thun, als ob ihr das nicht wüßtet. Denn so dürfen wir nicht wieder zurücke nach unserm Berg gehen.

Timon Ich kann und darf es nicht annehmen. Ich habe euch viel zu lieb, als daß ich euch zur Last werden sollte; ich armer Mensch, der ich durch mein Verschulden so elend geworden bin, daß mich weder die Menschen, noch die Götter haben zurechte bringen können. Lebt wohl!

Fünfter Auftritt.

Mercur, Timon, Eucharis, Arlequin.

Mercur. Verziehe, Timon, die Götter sind wieder mit dir zufrieden, nachdem du deinen Irrthum erkannt hast.

Timon. Ich bin nicht mehr, wie ich gewesen bin.

Mercur. Nimm dich ins künftige in Acht, daß du nicht etwan in noch grössere Fehler geräthst.

Timon. Uebersehet meine Schwachheit, ich fühle sie itzo selber mehr als zu wohl, und will ganz gerne Lehre annehmen.

Mercur. Denke nicht mehr an deine Fehler, oder wenn du dich derselben ja erinnerst, so diene es dir dazu, daß du dich davor hüten mögest. Das ists alles, was die Götter von dir verlangen. Sie geben dir deine Schätze wieder, und itzo kannst du sagen, ich bin reich; weil du nunmehro klug genug bist, dein Geld wohl anzuwenden: Ueber dieses aber rechne es dem Arlequin nicht zu, daß er dich bestohlen hat. Ich habe ihn unter dem Namen und unter der Gestalt Aspasiens dazu verführet.

Arl. Wie? hast du mir den Streich gespielt?

Mercur. Ja.

Arl. Aber warum hast du es gethan?

Mercur. Den Timon klug zu machen.

Arl.

Arl. Bey meiner Treue, du bist ein wunderlicher Gott; du machst mich zum Schelme, daß ich ein ehrlicher Kerl werden kann.

Mercur. Ich habe dich deswegen nicht zum Schelme gemacht. Weil du es ohne Bosheit gethan hast, so habe ich dich nur nebst dem Timon und allen denen bessern wollen, welche die Güter misbrauchen, die den Menschen gegeben worden sind, in der Gesellschaft mit einander glücklich zu leben. Timon, es ist nichts weiter zu thun, als daß du der Eucharis die Hand giebst; sie ist schön und klug, und die Götter haben sie für dich bestimt; sie werden diese Verbindung mit Segen überschütten, welche sie auf ihren Rath eingegangen ist; weil ich sie unter der Gestalt der Aspasie die Mittel, dir zugefallen, gelehrt habe.

Tim. Wie kann ich meine Erkenntlichkeit hierüber gnugsam an den Tag legen?

Mercur. Ich bin zufrieden, daß ihr glücklich seyd: Geniesset es lange Zeit! Weil aber eure Irrthümer verschwunden sind, so ist es Zeit, daß die Wahrheiten komen, und die Herrschaft, welche sie über euch haben, einnehmen: Kommt, liebenswürdige Wahrheiten, und bemächtiget euch ihrer allezeit.

Die Wahrheiten kommen und bemächtigen sich des Timons und des Arlequins und nehmen die Herrschaft über sie.

Hierauf folgt ein Ballet der Wahrheiten.

Tim. Kommt, schöne Eucharis, die Wahrheiten begleiten uns, wir wollen den Göttern für so viel Gnade danken, und bey ihren Altären einander eine ewige Treue schwören.

Ende der dritten und letzten Handlung.

Staatl. Bibliothek

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph, 1700-1766

Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen
In gebundener und ungebundener Schreibart

Bd.: 3

Leipzig (1739)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.169(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11433044-5
VD18 15482235-001